

Synesis®

EFODON-SYNESIS (ISSN 0945-1366) ist die interdisziplinäre Zeitschrift des EFODON e.V.

Inhalte der bisher erschienenen Ausgaben

(Die Beiträge in roter Schrift befinden sich in unserem Online-Archiv und können durch Anklicken abgerufen werden)

6. Jahrgang (1999)

SYNESIS Nr. 36 (6/1999)

EFODON-Keltenschanzen-Report: Eine Schanze an der Nordgrenze von München (Gernot L. Geise)

Feuer, Rauch und Schwefel – ist die Welt zur Jahrtausendwende am Ende? (Roland Roth)

Die Große Mauer als Mythos: Die Errichtungsgeschichte der Chinesischen Mauer und ihre Mythologisierung (Eugen Gabowitsch)

Todesurteil "Hirnstrom Null" (Rainer Schenck)

Noch einmal "Urknall" (F. E. Tworek)

Ura Linda Chronik – noch immer ein heißes Eisen? (K. Laura Bräuer)

EFODON-Gesundheits-Report: Trennkost und andere(r) Diäten(-Wahnsinn) (Barbara Teves)

Das dunkle Zeitalter (V): Die Bahn der Erde um den Jupiter (Hans-J. Andersen)

Newton als geistiger Vater der Chronologiekritik und Geschichtsrekonstruktion (Eugen Gabowitsch)

Mikrowellen als Auslösefaktor für Herzschäden / Herzinfarkt (Gespräch mit Dr. med. Berthold Kern)

Deshalb (jetzt) in den Weltraum (Roland Roth)

Wasser – Wasser – Luft – Luft. Das Plocher-System (K. Laura Bräuer)

Heiden in heutiger Zeit (Harry Radegeis)



Die Aufrichtung der Wirbelsäule als Voraussetzung menschlicher Intelligentwerdung? (Martin Schmidt-Bredow)

SYNESIS Nr. 35 (5/1999)

Die EFODON-Exkursion in Niederbayern vom 12. Juni 1999 (Gernot L. Geise & Ronald Orlogi)

Zum Thema Sonnenfinsternis: Alles Zufall oder Nicht-Zufall? (Kurt Schildmann)

Eroberer oder Pazifisten? Zwei interessante Konzepte zur Geschichte der europäischen Juden (Eugen Gabowitsch)

Das dunkle Zeitalter (V.): Jupitermonde und Kalender (Hans J. Andersen)

EFODON-Gesundheits-Report: Vitamin-Kombinations-Präparate: Nutzen oder Schaden? (Barbara Teves)

Die Mondlandungen: alles Lug und Betrug? (Gernot L. Geise)

Die zertretene Erdgeschichte (Hans-Joachim Zillmer)



..

SYNESIS Nr. 34 (4/1999)

Isaac Newton verkürzt die griechische Geschichte um 300 Jahre (Uwe Topper)

Die letzte Chance der Menschheit? (Dieter Vogl)

Warum (noch) nicht in den Weltraum? (Pit Schellenberg)

Ausstellung über Renaissance in Kivik/Schweden (Volker Ritters)

War überhaupt jemals ein Astronaut auf dem Mond? (Gernot L. Geise)

Das dunkle Zeitalter (IV.): Catal Hüyük (H. J. Andersen)

Die wechselvollen Bahnen der Erde und die Wärmewirkung des Jupiter (Pit Schellenberg)

Totale Sonnenfinsternis 1999! (Roland Roth)

Gedanken zur Herkunft des ägyptischen "Gott"-Begriffes (Jürgen Zimmermann)

Das Imperium Romanum war das deutsche Kaiserreich (Gernot L. Geise)



.

SYNESIS Nr. 33 (3/1999)

Kann man frühe Einflüsse vom Mars berechnen? (Rudi Schulz)

Mythos Keltenschanzen (Gernot L. Geise)

Cuzary, das Buch der Chasaren (Uwe Topper)

Zeitkollaps (Roland Roth)

Die Sage als uralte, astronomische Berichterstattung (K. Baumgartl)

Das dunkle Zeitalter (III): Jupiter, ein "Vogel der Schönheit" (Hans J. Andersen)

Sind Handys gefährlich? Was heute jeder wissen sollte! (Dr. med. Hans-Christoph Scheiner)

Neue fossile Funde und versteinerte Spuren (Hans-Joachim Zillmer)



SYNESIS Nr. 32 (2/1999)

Über die astronomische Bedeutung des Rauten-Musters (K. Baumgartl)

Faszination "Pyramide" (Jürgen Zimmermann)

Schufen Außerirdische den Menschen? (Dieter Vogl)

Ein steinzeitliches Kombiwerkzeug von einfältigen Menschen? (Volker Ritters)

"Quantensprünge" der Planeten (Kurt Schildmann)

Beginnt die zuverlässige Geschichte zwischen 1575 und 1582? (Eugen Gabowitsch, Christoph Marx, Uwe Topper)

Beginn der christlichen Jahreszählung: Regino von Prüm (Uwe Topper)

Die absolute Kontrolle rückt näher (II) (Gernot L. Geise)

Das dunkle Zeitalter (II) Es war der Jupiter (H. J. Andersen)

Warum zum Mars? (Roland Roth)

Bewußtsein, Unterbewußtsein, Seele, Verstand - was ist das eigentlich? (Gernot L. Geise)



SYNESIS Nr. 31 (1/1999)

Der Speer des Longinius im Spiegel der Zeit (Heinz G. Birk)

Die absolute Kontrolle rückt näher (I) (Gernot L. Geise)

Wie alt ist das Schweiß Tuch Jesu wirklich? (Uwe Topper)
(nicht mehr rekonstruierbar)

Fehlerhafte Datierungen? (Dr. Hans-Joachim Zillmer)

Mu gefunden? (Uwe Topper)

Das dunkle Zeitalter: Als die Menschheit ohne Sonne lebte
(Hans J. Andersen)

Das dunkle Zeitalter und die "Erdställe" (Pit Schellenberg)

Heute wollen wir mal enthüllen! (Gernot L. Geise)

Leben heute noch Saurier? (Rudi Schulz)

Kataklysmen und Großsteinanlagen (Pit Schellenberg)

Ein Megalithgrab bei Staßburg (Rudi Schulz)



[zurück nach oben]

Wünschen Sie ein Abo? Dann klicken Sie hier (PDF-Datei), drucken den Bestellschein aus und senden Sie ihn ausgefüllt dem EFODON e. V. zu.

weiter zu den Jahrgängen

[1] [2] [3] [4] [5] [7] [8] [9] [10] [11] [12] [13] [14] [15] [16] [17] [18] [19] [20] [21]

[zurück zur Übersicht]



Eine Schanze an der Nordgrenze von München

(Veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 6/1999)

Die nördliche Stadtgrenze von München (Ortsteil Freimann) grenzt an ein Bundeswehrgelände, das bis vor kurzem als Standortübungsplatz genutzt wurde, die Fröttmaninger Heide, ein Naherholungsgebiet. Von den Häusern ist das Gebiet durch einen aufgeschütteten, langgestreckten, etwa drei Meter hohen Erdwall abgegrenzt. Auch heute noch warnen Schilder vor militärischem Sperrbezirk und dem Betreten des Gebietes.

In diesem Biotop liegt, etwa zwei Kilometer von der Stadtgrenze entfernt, ein ehemals als Sportstätte (?) genutzter, rechteckiger Platz, an den anschließend einige Gebäude in mit Bandstacheldrahtzaun gesichertem Gelände stehen. Auffallend ist die Rechteckform mit der Umwallung. Der Gedanke an eine ehemalige Keltenschanze lag nahe, zumal eine Reihe weiterer Schanzen-Kriterien auf den ersten Blick übereinstimmten.

Untersuchungen ergaben, dass hier tatsächlich eine Keltenschanze vorhanden ist, die - wie viele andere in der gleichen Art - als Sportstätte genutzt worden ist. Heute wird sie, was anhand des Platzbewuchses erkennbar ist, offenbar nicht mehr genutzt.

Man nahm seinerzeit die rechteckige vorhandene Umwallung des Platzes als gegeben und ebnete die Platzfläche, indem man etwa einen Meter Erde abtrug. Deshalb fehlt hier auch die schanzentypische Überhöhung des Oberflächenniveaus gegenüber dem Umfeld.

Der Wall scheint noch originär zu sein, denn zumindest an der Nordwestecke ist die (ebenfalls schanzentypische) Eckenüberhöhung noch gut erkennbar.

Als weitere schanzentypische Eigenarten befinden sich in nächster Umgebung mehrere „Holz“-Orte sowie mindestens drei Hügelgräber.



Verschiedene Ansichten des Walles

Wie wir schon zu Beginn unserer Schanzenforschung feststellten, wurden im Laufe der Jahrhunderte viele Schanzen zu Sportstätten umgebaut oder überbaut. Das mag damit zusammenhängen, dass die energetische Situation auf dem Gebiet einer Schanze eine Art Aufladung mit sich bringt, wie es schon von den Kelten bekannt ist. Sie „tankten“ beispielsweise vor einer kriegerischen Auseinandersetzung auf einer Schanze ihre Kräfte auf, indem sie dort „rituelle Tanzschritte“ vollführten. Mit anderen Worten: sie durchschritten in einem genau festgelegten System die auf einer Schanze vorhandenen

positiv oder negativ polarisierten Kraftlinien und luden sich dabei energetisch auf. Die Eigenschaft, energetisch aktiv zu sein, ist bei Keltenschanzen - sofern ihre Funktion nicht gestört ist - bis heute vorhanden und kann demgemäß auch heute noch genauso genutzt werden.

Die Schanze im Norden Münchens ist noch voll funktionsfähig und besitzt eine Länge von etwa 150 Metern und eine Breite von etwa 75 Metern. Sie ist exakt nord-südlich ausgerichtet. Der Zugang befindet sich heute an der Südwest-Ecke. Hier befand sich einst auch der alte Zugang, der jedoch etwa ein Drittel schmaler als der heutige war. Die beiden Resonanzkörper im Eingangsbereich befinden sich noch an ihrer ursprünglichen Stelle, wobei der nördliche (positiv polarisierte) heute - wegen der Zugangsverbreiterung - inmitten des Zuganges liegt.

Außer der Ostseite sind alle Wallseiten gut erkennbar vorhanden, bei einer Wallhöhe von etwa einem bis eineinhalb Meter Höhe auf der Nordseite und etwa zwei bis drei Metern Höhe auf der Südseite der Schanze. Die Ostseite der Schanze ist nicht eruierbar, da die Schanze hier durch einen Maschendrahtzaun abgetrennt ist. Dahinter schließt ein relativ weiträumiges, mit Bandstacheldraht eingezäuntes militärisches Gelände mit einigen Gebäuden an.

An dieser Stelle ist gut erkennbar, dass das Oberflächenniveau des Schanzeninneren offenbar um etwa einen halben Meter abgetragen worden ist, anhand des Niveaus auf der fortsetzenden Seite des Maschendrahtzaunes.

Ein ehemaliger Graben ist optisch nicht erkennbar.

Wir konnten radiästhetisch feststellen, dass sich auf dem Gelände der Schanze drei Blind Springs befinden, davon eine mit der schanzentypischen Wasserschlaufe mit dem Wasserzulauf in dreißig Metern Tiefe aus Nordost und dem Ablauf in 28 Metern Tiefe nach Südost.

Die Wasserführung der Wasserschlaufe hat eine Breite von etwa achtzig Zentimetern, wobei das Wasser in einer Tiefe von 1,80 auf 2,20 Meter abfällt. Die Schlaufe mutet mit etwa 2,20 Metern Durchmesser recht klein an.

Drei Korrekturschächte befinden sich hier, davon einer auf einer Kreuzung des Globalgitters und zwei auf einer Kreuzung des Diagonalgitters. Zu erkennen sind sie optisch nicht.

Das Resonanzmuster des Korrekturschachtes 1 (Tiefe 11 Meter, Durchmesser 1,5 Meter) wird durch einen Quarzstein hervorgerufen, der auf einem Kreuzungspunkt des Globalgitters deponiert wurde. Anbei muteten wir einen Holzgegenstand von etwa 1,20 Meter Länge am Boden des Schachtes.



Die Ostseite wird durch einen Maschendrahtzaun begrenzt. Hier verläuft nordsüdlich eine Wachstumslinie, die anhand des Bewuchses optisch gut erkennbar ist.

Korrekturschacht 2 (Durchmesser 1,50 Meter) mit einer Tiefe von 15 Metern liegt auf einem Kreuzungspunkt des Diagonalgitters. Sein Resonanzmuster wird durch einen am Schachtboden hinterlegten Ton-Gegenstand oder -Brocken erzeugt. Weiterhin sind hier organische Rückstände von Tieren am Schachtboden mutbar.

Korrekturschacht 3 (Durchmesser zwei Meter) weist eine gemutete Tiefe von 15,50 Metern auf und liegt, wie Schacht 2, auf einem Kreuzungspunkt des Diagonalgitters, wobei sein Resonanzmuster durch einen am Schachtboden deponierten Quarzstein hervorgerufen wird. Weitere hier vergrabene Gegenstände ließen sich nicht muten.

Zwei Vierermanipulationen befinden sich auf dem Gelände der Schanze. Die westlich liegende, mit einer Durchschnittstiefe von etwa 1,50 Metern der hier vergrabenen Resonanzkörper, liegt auf einem Kreuzungspunkt des Diagonalgitters. Die zweite Vierermanipulation liegt östlich, die Resonanzkörper durchschnittlich etwa 1,30 Meter unter der heutigen Oberfläche.

In Höhe des Maschendrahtzaunes, der die Ostseite der Schanze abtrennt, verläuft nordsüdlich eine Wachstumslinie (WL), die im Grasbewuchs sehr gut an der intensiven Grünverfärbung erkennbar ist.

Eine Radioaktivitätsmessung ergab folgende Werte: 0,10; 0,09; 0,12; 0,08; 0,11 μSv . Alle Werte liegen jedoch innerhalb der Norm.

Wie über einen längeren Zeitraum beobachtet werden konnte, reißt über der Schanze bei bewölktem Himmel die Wolkendecke deutlich auf, was ein weiteres Zeichen für die Aktivität der Schanze ist. Wie wir aus unserer Forschung wissen, bildet sich über einer aktiven Schanze eine Art ionisierendes Kraftfeld, das bis in den Himmel reicht. Wie hoch genau dieses Feld reicht, konnte bisher jedoch nicht nachgewiesen werden. Wir nehmen an, dass - in Verbindung mit der aufreißenden Wolkendecke - die Wasserfrequenz auf eine heranziehende Wolkendecke „aufgeprägt“ wird, wobei sie an dieser Stelle aufreißt.



Das Aufreißen der Wolkendecke über der Schanze



Das in den Himmel reichende Feld könnte die über die unterirdischen Wasserführungen abgenommene Wasserinformation enthalten und durch die „Aufprägung“ auf die

heranziehende Wolkendecke harmonisierend, zwangsberuhigend, wirken. Das könnte in ähnlicher Art geschehen, wie „gesunde“ Wasserinformationen durch ein „Grander-Gerät“ auf „krankes“ Wasser übertragen werden.

Unser Definitionsproblem besteht zur Zeit noch darin, dass wir zwar sagen können, dass in Verbindung mit einer Schanze diese und jene Effekte auftreten. Wir können auch feststellen, dass eine Schanze aus diesen und jenen Details besteht. Warum und wie jedoch durch eine Schanze und ihre Eigenarten die beobachteten Effekte entstehen, was genau der Auslöser ist, entzieht sich bisher unseren Erklärungen.

Eine Testbegehung mit Mobiltelefon (T-D1) erbrachte keine Abweichungen in der Feldstärke-Anzeige gegenüber der Anzeige außerhalb der Schanze. Wie berichtet, hatte sich voriges Jahr bei der EFODON-Exkursion in Norddeutschland gezeigt, dass auf oder in megalithischen „Grabanlagen“ der Empfang bei Mobiltelefonen unmöglich war, wobei bereits einige Meter neben den entsprechenden Anlagen keine Beeinträchtigung feststellbar war. Dem wollten wir nachgehen, daher die Überlegung, ob vielleicht nicht nur in Megalithanlagen, sondern auch auf aktiven Keltenschanzen eine diesbezügliche Störung möglich ist. Diese Überlegung kann vorerst als unbegründet gesehen werden, jedoch werden wir noch auf weiteren Schanzen derartige Tests vornehmen.

"Holzorte" in der Umgebung

700 m W Vogelholz; 2 km WNW Hartelholz; 2 km N Schweizer Holz; 3 km WNW Frauenholz; 5 km N Berglholz; 8 km N Mallertshofer Holz

Begehungen

21.07.99, 23., 24. 07.99, 17.08.99, 10.09.99

Gernot L. Geise, Claudia E. Horn, Samuel Horn

Fotos

© Gernot L. Geise

© Roland Roth

Feuer, Rauch und Schwefel

(Veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 6/1999)

Ist die Welt zur Jahrtausendwende am Ende?

„Und ich sah, und siehe, ein fahles Pferd.

Und der darauf saß, des Name hieß Tod,

und die Hölle folgte ihm nach.“

(Offenbarung, 6:8)

Schon immer hat sich zu bestimmten Zeiten eine gewisse Weltuntergangsstimmung in den Köpfen der Menschen breit gemacht. Schon im Mittelalter war die Angst groß, Meteoriten, Kometen und allerlei andere Dinge könnten den Menschen auf den Kopf fallen. Ein mittelalterliches Gebet veranschaulicht die damaligen Ängste: *„Gott schütze uns vor Kometen und dem Zorn der Wikinger...“*.

Auch heute - zum Ende dieses Jahrtausends - scheint es wieder so weit zu sein. Berichte von Erdbeben, Stürmen und Überschwemmungen, von Krieg und Elend auf der Welt mehren sich insbesondere zur gegenwärtigen Zeit, und ein Ende ist kaum absehbar. Vielleicht auch kein Wunder: Unzählige Propheten legen oder legten den Zeitpunkt des Weltuntergangs in die Zeit des ausgehenden zwanzigsten Jahrhunderts, allen voran der viel zitierte Nostradamus.

Prophezeiungen haben derzeit Hochkonjunktur. Sie sind immer eine Herausforderung an den Menschen, denn sie zwingen einen, sich zu entscheiden. Schenkt man ihnen Glauben oder nicht? Was wären die Konsequenzen für jeden einzelnen von uns, wenn diese Prophezeiungen stimmten? Ist etwas dran an diesen Aussagen, oder sind es lediglich hysterische Anfälle von Pessimismus oder Massenhysterie? In der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts schrieb Nostradamus u.a. folgende Zeilen nieder, die heute von vielen Autoren für den Einsatz der Atombombe bzw. Luftangriffe gehalten werden:

*„Im Jahr neunzehnhundertneunzig neun,
kommt vom Himm'l ein großer Schreckenskönig,
auferweckt Angoumois' großer König
vor, nach Mars das Reich wird glücklich sein.“*

Auch in der Offenbarung des Johannes von Patmos im Neuen Testament meinen Bibelforscher Hinweise auf einen Atomkrieg zu deuten. Hierzu gibt es Textstellen, an denen von der Macht die Rede ist, *„die Menschen mit Feuer zu versengen“*, oder wiederum andere wie beispielsweise *„Und den Menschen ward heiß von großer Hitze und sie lästerten den Namen Gottes...“*.

Die Offenbarung enthält auch Beschreibungen von einer letzten Schlacht in

der Periode der Apokalypse und des Jüngsten Gerichts, die Schlacht von Armageddon (Megiddo), in der ein Heer von vielen tausend Reitern angreifen wird, die „*Feuer, Rauch und Schwefel*“ speien — Beschreibungen, wie sie ein damaliger Prophet bei der Beobachtung moderner Militärtechnik gemacht hätte.

Der 1945 verstorbene „schlafende Prophet“ Edgar Cayce sagte große Naturkatastrophen und Veränderungen der Erde voraus, und dabei betonte er immer wieder: „*Das wird noch vor dem Jahr 2000 geschehen.*“

Doch was ist nun wirklich dran an diesen düsteren Prophezeiungen, die ganze Bibliotheken füllen? Sind zur Zeit wieder nur viele „Verrückte“ unterwegs, die von einer „Wendezeit“ oder einer „Zeit des Umbruchs“ palavern, oder sind es die ultimativen Vorreiter eines neuen Bewußtseins? Vorhersagen der verschiedensten Individuen sind anscheinend schon viele Male in Erfüllung gegangen, andere hingegen stehen oftmals auf verlorenem Posten, wenn die Tage der angeblichen Erfüllung dieser Vorhersagen verstrichen sind. Dies ist immer in Hin-sicht auf den Interpretationswert aufzuwiegen. Oder ist es gar keine Frage der Interpretation?

Mehren sich nicht doch die Zeichen eines Wendepunktes, an dem die Menschheit gezwungen sein wird umzudenken? Es beunruhigt beispielsweise so manchen, daß kaum ein Jahr vergeht, ohne daß nicht irgendwo auf der Welt brutale Kriege entfacht werden oder schlimme Menschenrechtsverletzungen geschehen. Die Angst eines totalen Krieges, auch mit dem Einsatz von Atomwaffen, scheint seit Ende des Kalten Krieges nicht mehr zu bestehen, obwohl immer wieder gefährliche Brandherde aufflammen und der Atomschmuggel — vorwiegend aus der ehemaligen UdSSR — auch hier berechnete Zweifel anmeldet. Vielmehr fürchtet man die ökologische Krise globalen Ausmaßes. Die Umweltzerstörung ist in den letzten Jahrzehnten kaum merklich weniger geworden, und erst jetzt scheint sie ihre unheilvollen Fühler nach der Erde und deren Bewohner auszustrecken.

Die Ozonbelastungen der letzten Jahre und die noch immer wachsenden Ozonlöcher an den Polen sind weiterhin ein aktuelles Problem, das nur zaghaft angepackt wird. Die Überbevölkerung bildet zusätzlich eine noch immer beängstigende und unüberschaubare Situation, wie denn auch, bei mehr als sechs Milliarden Individuen auf nur einem Planeten? Auch Vulkanausbrüche, Erdbeben, Wirbelstürme und Überschwemmungen in allen Teilen der Welt schienen in der letzten Zeit bei Nachrichten und Presse an der Tagesordnung zu sein.

Die „Ex-und-Hopp-Mentalität“ des ausgehenden Industriezeitalters ist die Folge von Denkmuster, die dem Menschen nur eine begrenzte Lebenszeit auf diesem Planeten gestattet. „Nach uns die Sintflut“ ist ein wahrhaftig inhumanes Lebensmotto, das der Verantwortung für unsere Welt und auch unseren Nachkommen keinen Platz läßt. Kaum jemand hat beispielsweise auch nur ansatzweise von alternativen Kfz-Motoren gehört, die mit Alkohol, Müll, Wasser oder Wasserstoff angetrieben werden, oder Einspritzanlagen, die es

ermöglichen, hunderte von Kilometern mit ein paar Litern Benzin auszukommen. Wer von uns führt sich schon vor Augen, daß das Konzept der Verbrennungsmotoren seit über fünfzig Jahren überholt ist? Aufgrund korrupten Denkens und Gleichgültigkeit der Umwelt gegenüber ist man seit Jahrzehnten dazu gezwungen, Benzin zu benutzen. Dem Normalbürger bleibt kaum eine Wahl. Um mobil zu bleiben, muß er motorisiert sein. Und das nur, weil mit Öl eine Menge Geld zu verdienen ist.

Doch solange mit Öl und der damit verbundenen Verschmutzung der Meere und der Luft Pro-fit zu machen ist, solange es skrupellose Konzerne und Geschäftemacher gibt, die sich nicht um unsere Belange kümmern, setzen wir uns weiterhin der Gefahr aus, chemisch und genetisch geschädigt zu werden. Und dieser Alptraum wird sich erst auf unsere Kinder und Enkel auswirken.

Kein Wunder also, daß sich viele Leute Gedanken darüber machen, wie es weitergeht, daß einige sogar kaum Wege aus der Misere wissen und Weltuntergangsstimmung propagieren, oder gar den Eintritt in einer der unzähligen obskuren Sekten erwägen, die zumeist auf Hilfe aus dem All hoffen.

Hinzu kommt kurioserweise, daß bei den angeblichen Entführungen von Menschen durch UFO-Besatzungen sehr oft sich ewig gleichende Botschaften über die Zerstörung der Erde herauskristallisieren. Die Außerirdischen hätten die Erdbewohner immer wieder auf den ökologischen Zusammenbruch, die negativen Auswirkungen der Atombombenversuche und dem Problem der Überbevölkerung hingewiesen mit der Bitte, Einsicht walten zu lassen, da ein gewisser Wendepunkt — in solchen Kreisen „*Omega-Punkt*“ genannt — unmittelbar bevorstehe, an dem die Menschheit entweder überlebt oder untergeht. Ein ziemliches Pech, daß aber stets überwiegend „normale“ Durchschnittsbürger für solche Botschaften ausgewählt wurden und ihnen, logischerweise, niemand Glauben schenkt. Des öfteren sind diese Außerirdischen sogar bereit zu helfen, sogenannte „Auserwählte“ in der Stunde der Not zu retten und diese später auf der „von Menschen gereinigten Erde“ oder gar auf einem extra reservierten Planeten wieder auszusetzen.

Der falsche Prophet Applewhite hatte seinen Anhängern beispielsweise prophezeit, daß hinter dem Kometen Hale Bopp ein Raumschiff warte, und wenn sie sich vorher ihrer menschlichen Hülle entledigen — sprich Selbstmord begehen — würden sie von diesem Raumschiff errettet werden.

Die Sektenführerin Heide Fittkau-Garthe hatte ihren Sektenmitgliedern das ewige Leben und am 8. Januar 1998 die Landung eines Raumschiffes auf dem Gipfel des Vulkans Pico de Teide auf Teneriffa versprochen, wo ein Massensuizid die Erlösung bringen sollte. Traurige Kapitel von der Verwundbarkeit des menschlichen Geistes.

Sind dies alles nur „Spinnereien“ von sogenannten „Kontaktlern“? Vielleicht Urängste, geboren aus dem Sumpf der Zivilisation? Ist das „kollektive Unbewußte“ für unsere Zukunft verantwortlich? Oder sitzt „da oben“ in der Tat jemand kopfschüttelnd, während der Mensch seinen Heimatplaneten

langsam aber sicher dem Konkurs zusteuert? Vieles davon wird sicherlich erstunken und erlogen sein, ein kleiner Prozentsatz ist kaum nachvollziehbar. Wir wissen es nicht, doch sollte man sich einem bewußt sein: Durchsetzungsvermögen und Überlebenswille zeichneten die menschliche Spezies in ihrer Entwicklungsgeschichte immer wieder aus, und wir sollten alles daransetzen, um nicht irgendwann von Archäologen einer nachfolgenden, fremden Kultur — genau wie die Dinosaurier — ausgegraben und in irgendeinem Geschichts-buch unter der Rubrik „Ausgestorben“ kurz erwähnt zu werden.

Der Mensch hat die Fähigkeit, nach vorn zu schauen und immer zu versuchen, einen Weg zu finden. Das zeichnet uns als hominide Rasse aus. Niemand sollte die Augen vor einer drohen-den Klimakatastrophe oder einem Systemzusammenbruch verschließen, sondern versuchen, positive Gedankengänge und Ansätze in die Tat umzusetzen, auch wenn manch guter Wille an der Un-tätigkeit (oder ist es der Unwille?) der Politik und machthungrigen Wirtschaft scheitert.

Trotz der Gefahr des Zusammenbruchs der Zivilisation, dem Zerfall von Moral und Idealen, der Schreckgespenste Krieg, Rezession oder Naturkatastrophen sollte der Mensch immer dar-auf aus sein, mit einem Schuß Optimismus ein lebenswertes Leben zu bewahren, auch wenn der Nachbar gegenüber mal wieder unsachgemäß Pflanzenschutzmittel gegen eigens defi-nierte Schädlinge einsetzt und sich hiernach mit Schlagermusik das Gehirn erweicht. Auch eine blinde Menschheit findet mal ein Korn, ein Korn, das unser Überleben sichert!

Und als es das siebte Siegel öffnete, trat eine Stille im Himmel ein, wohl eine halbe Stunde lang“

(Buch der Offenbarung, 8:1)

Literatur und Quellen

- Allgeier, Kurt: *Prophezeiungen für das dritte Jahrtausend*, Rastatt 1999
- Berlitz, Charles: *Weltuntergang 1999*, Wien/Hamburg 1981
- Cohen, Daniel: *Weltuntergang?*, Bergisch-Gladbach 1974
- Fischinger, Lars A. & Horn, Roland M.: *UFO-Sekten*, Rastatt 1999
- Geheimnisse des Unbekannten: *Wahrsagungen und Prophezeiungen*, Amsterdam 1988
- Geheimnisse des Unbekannten: *Seelenreisen*, Amsterdam 1988
- Holbe, Rainer: *Warum passiert mir das?*, München 1990
- Horn, Roland M: *2000 — Der große Umbruch?*, Wien 1998
- Osswald, Susanne & Schnelting, Karl: *Dein Wille geschehe jetzt!*, Neuhausen 1998
- Schipke, Ulrich: *Die Zukunft — das Bild der Weil von morgen*, Gütersloh 1975
- Smith, Tom H. & Braeucker, Savitri: *Mutter Erde wehrt sich*, Neuhausen 1997/98

Die Große Mauer als ein Mythos: Die Errichtungsgeschichte der Chinesischen Mauer und ihre Mythologisierung

(c) Eugen Gabowitsch, veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 6/1999

Zuerst möchten wir feststellen, dass die große chinesische Mauer heute, am Ende des zweiten nachchristlichen Millenniums, wirklich in einer gewissen Form (wenn auch nicht als eine kontinuierlich verlaufene Mauer) existiert. Sie besteht aus einigen in sehr gutem Zustand befindlichen (weil vor kurzem restaurierten) Teilstücken, meist in der Nähe der chinesischen Hauptstadt gelegen. Diese Teilstücke wurden nicht nur in den letzten Jahrzehnten restauriert (oder gebaut?), sondern auch zu einer der größten touristischen Attraktionen der Welt entwickelt. Einige dieser Teilstücke sind bis zu sechzig Kilometer lang.

In einem Lexikon wird die Große Mauer folgendermaßen kurz beschrieben: „**Chinesische Mauer (Große Mauer), in N-China errichtete Schutzmauer, erstreckt sich vom chinesischen Turkestan bis zum Pazifik (von Gansu bis zum Golf von Liao-dong); mißt in ihrer Gesamtlänge etwa 6250 km, ab Ende des 3. Jh. errichtet) während der Herrschaft der Mingdyn (1363-1644) in die heutige Form gebracht; Mauerhöhe bis zu 16 m, Breite am Fuß rd. 8m, an der Krone rd. 5 m; besteht aus einem Geröllkern, mit Steinen oder Ziegeln ummauert; besitzt Wachttürme und befestigte Tore. - Von der UNESCO zum Weltkulturerbe erklärt.**“ [1, Bd. 4, S. 253] Über den Zustand der Großen Mauer vor fünfzehn bis dreißig Jahren gibt das Buch [2] einen guten Überblick (s. auch unten).

Weit pathetischer als deutsche beschreiben die Große Mauer die chinesischen Autoren: „*Die Große Mauer ist eines der berühmtesten, gigantischsten und großartigsten Weltwunder aus alten Zeiten. Sie beginnt an der Mündung des Yalu-Flusses, schlängelt sich wie ein Drachen über hohe Berge, durch unendliche Steppen und ausgedehnte Sandwüsten bis zum Pamir-Plateau.*“ [3, S. 13]

Die Chinesen sind überzeugt, dass für Ausländer der Begriff „Große Mauer“ gewöhnlich fast soviel wie China bedeutet, denn „*meistens haben sie in der Grundschule schon im Erdkunde-Buch von dieser 5000 Kilometer langen Mauer als einem Weltwunder gelesen*“. Und in einem chinesischen Sprichwort heißt es: „*Wer nicht die Große Mauer bestiegen hat, der ist kein rechter Mann. China besuchen ohne Besichtigung dieser Mauer wäre daher bedauernswert.*“ [2, S. i].

Genau das habe ich aber bei meiner privaten dreiwöchigen Forschungsreise nach China im April 1999 gemacht, weil m.E. die Besichtigung einiger für Touristen präparierten Abschnitte zur Grundlage für eine freiwillige Selbsttäuschung werden konnte. Für eine längere Reise entlang der - wenn auch nicht der ganzen - Großen Mauer fehlten mir leider Zeit und Mittel. „*Vielleicht haben das schon andere vor mir gemacht und die ganze Große Mauer vermessen und beschrieben*“, dachte ich und begann nach Zeugen zu suchen, die die Existenz der großen Mauer auch im Sinne der zitierten chinesischen Autoren bezeugen und mit gemessenen Zahlen belegen können. Leider muß ich dem Leser mitteilen, dass ich solche Berichte bisher nicht gefunden habe und inzwischen stark zweifle, ob sie überhaupt existieren.

Wie alt ist die Große Mauer nach Meinung der Historiker und wieweit können wir dabei den Historikern Glauben schenken?

Alle Geschichtsbücher haben die gleiche Gewohnheit: sie beginnen ihre Erzählung in einer so fernen Vergangenheit, dass es sogar einem sehr skeptischen Leser unpassend erscheint, Beweise für die Behauptungen der Historiker zu verlangen. Und da stehen am Anfang sowieso nur sehr stark abgerundete Daten (vor 7.000 Jahren, vor 5.500 Jahren, im Jahr 2500 vor Chr. etc.), dass jedem klar sein sollte, dass es sich hier um keine wissenschaftliche Datierungen, sondern um sehr vage Schätzungen der Historiker handelt (obwohl man auch die Gründe für solche Schätzungen sehr genau und kritisch anschauen sollte).

Und dann werden allmählich immer genauere Daten präsentiert (selbstverständlich auch diese ohne irgendeine Begründung), die praktisch immer den gleichen konventionellen Charakter besitzen. Man verbirgt jedoch die „historischen“ Daten zwischen Legenden, Sagen und weiteren heiteren Geschichten. Am Ende bleiben alle Daten (und auch die Behauptungen der Historiker) so kunstvoll hinter den spannenden Märchen verborgen, dass der Leser schon kaum merkt, wie man ihn aus einer märchenhaften Welt in eine andere virtuelle hineingezogen und diese dann wie die wirkliche Vergangenheit der Menschheit verkauft hat.



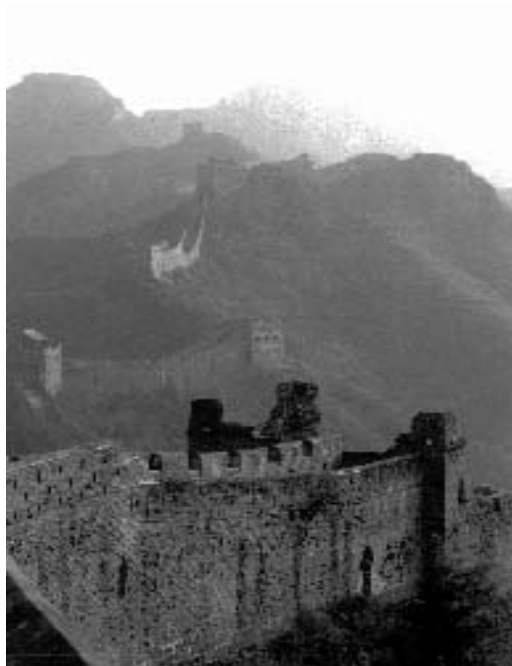
Auch bei der Großen Mauer beginnt man immer mit den uralten Zeiten: „Im 7. Jahrhundert v.Chr. begann man mit dem Bau der Großen Mauer (Anm.: Wurde die schon damals als eine künftige Große Mauer projiziert? Das wohl kaum!) Damals bestanden in China zahlreiche Fürstentümer nebeneinander. Jeder (Anm.: ohne Ausnahmen?!) Fürstenstaat legte zur Verteidigung seines eigenen Territoriums eine hohe Schutzmauer an. Die Arbeiten zum Ausbau und zur Instandhaltung der Großen Mauer zogen sich dann über mehr als 2000 Jahre hin.“ [3, S. 13]

Also versucht man uns den Gedanken zu suggerieren, dass man schon vor fast 3.000 Jahren mit dem Bau der berühmten chinesischen Großen Mauer (und nicht von irgendwelchen Mauern entlang der lokalen Grenzen oder - höchstwahrscheinlich (wenn überhaupt) - Grenzwälle) begonnen hat. Ich sehe hier eine klare Präsentation der mythologisierten Denkweise der heutigen Autoren, die mit dem Mythos der großen Mauer aufgewachsen sind und sich darum gezwungen sehen, immer unter der Berücksichtigung der mythologischen Vorstellungen zu arbeiten.

Man hat kaum wirklich Staatsgrenzen mit Mauern schützen können, weil das einfach unmöglich ist. Keine Mauer schützt ohne die sie verteidigenden großen Garnisonen, und wir wissen, dass man in keinem Staat der Erde ernsthaft damit rechnet, einen angreifenden Feind an der Grenze stoppen zu können und deshalb keine riesigen Heere an allen seinen Grenzen stationiert.

In China war es jedoch in alten Zeiten Sitte, die Staatsgrenze durch Wälle (s. [6 und 7]) zu markieren. Übrigens nicht nur in China: auch in Rußland markierte man die Grenze zwischen den bewaldeten Gebieten und der südlichen Steppe mit langen, aus gefällten Bäumen und Erde gebauten Wällen.

„Bereits im 7. Jh. v.Chr. begann das Königreich Chu mit dem Bau eines Schutzwalls (Also doch noch keiner Mauer!), um sich vor Qi, seinem eroberungslüsternden Nachbarn, zu schützen. In der Zeit der Streitenden Reiche (475-221 v.Chr.) folgten die Königreiche Qin, Zhao und Yan diesem Beispiel und bauten sowohl Schutzmauern an ihren nördlichen Grenzen, um die Einfälle von Nomadenstämmen zu verhindern, als auch Wälle zu ihren jeweiligen Nachbarstaaten. Mit der Eroberung Zhaos und Yans einigte der König von Qin erstmals die Staaten auf chinesischem Territorium und ernannte sich zum Kaiser der Qin-Dynastie. Die Mauern (Gerade noch waren es überwiegend Wälle! Man sieht, dass man unter „Mauern“ ständig „Wälle“ versteht!), mit denen sich die Staaten voreinander geschützt hatten, ließ er abreißen und die im Norden gelegenen Wälle verbinden. Und Qin Shi Huang Di war kein Freund kleiner Projekte. Alles, was er in Auftrag gab, barg den Keim der Gigantomanie.“ [5, S. 15]

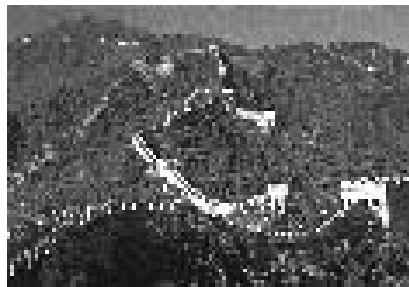


„Die nachfolgende Han-Dynastie schob ihre Grenzen in beispiellosen Eroberungsfeldzügen weit nach Westen und Osten (Lt. [6] ist das eine Projektion der - auch erdachten - römischen Geschichte auf China?), wurde aber immer heftiger von den aus dem Norden einfallenden Xiongnu (Lt. [6] - von Germanen und Slawen!) bedroht. Um die Grenzen zu sichern, wurde die Mauer auf insgesamt fast 10 000 km verlängert (Ist das vielleicht eine verzerrte Information über die Hadrian's Mauer oder den römischen Limes?). Mit dem Fall der Han-Dynastie verfiel auch die Mauer. Sie verlief nun meist mitten durch das Territorium einzelner Dynastien und stellte keine Grenzbefestigung mehr dar (Und die Xiongnu wollten auch nichts mehr von China?). Erst der Gründer der Ming-Dynastie, Zhu Yuanzhang (regierte von 1368 bis 1398), besann sich wieder des alten Bauwerks (Also haben sich die gefährlichen nördlichen Nomaden ca. 1 500 Jahre friedlich verhalten?) und ließ zum Schutz gegen marodierende mongolische Truppen einen neuen Wall (Auch noch keine Mauer?) errichten. Die Arbeiten zogen sich fast 150 Jahre lang hin (Also ist die Große Mauer höchstens ca. 600-150=450 Jahre alt!). Insgesamt maß die Mauer (Oder der Wall?) dann 6350 km und erstreckte sich vom Yalu-Fluß an der Grenze Koreas bis nach Jiayuguan im Westen, ihre durchschnittliche Höhe betrug 7,8 m, das Fundament war im Schnitt 6,5 m breit.“ [5, S. 15]. Interessant: wie wurden diese durchschnittlichen Zahlen für die 6350 km langen Wälle ermittelt?

In Wirklichkeit ist die Situation keinesfalls zu eindeutig. Und das sind auch die chinesischen Autoren gezwungen zu gestehen:

„Gerne redet man auch über die lange Geschichte der Großen Mauer. Gewöhnlich glaubt man (Also weiß man das nicht unbedingt genau!), sie sei unter dem Shi Huang Di, dem ehrgeizigen ersten Kaiser der Qin-Dynastie, im dritten Jahrhundert v. Chr. gebaut worden. Über ihn sind viele Geschichten überliefert, und seine Leistungen und Mängel, über die man sich schon seit 2200 Jahren streitet, stehen teils auch wirklich in Verbindung mit dem Bau der Großen Mauer.

In Wirklichkeit stimmt aber vieles nicht mit den Tatsachen überein, denn die heutige Große Mauer stammt nicht aus den Zeiten des ersten Qin-Kaisers, sondern ist nur etwa 600 Jahre alt (Oder noch viel jünger!), und genau gesagt, sollte man von der Großen Mauer überhaupt nur im Plural reden (Also mehrere Große Mauern? Oder eher mehrere Kleine Mauern?), da Teile der Mauer zwar im 7. Jahrhundert v. Chr. (Es waren Erdwälle!) gebaut worden waren (Bei dieser so gut wie hier begründeten Datierung dürfen wir weiterhin skeptisch bleiben), aber in den darauffolgenden Dynastien Dutzende neue Abschnitte dazukamen. Heute sieht man zum Beispiel noch Überreste einer Mauer, die im Jahre 555 v. Chr. (Allmählich kommen „genauere“ Daten vor, aber wieder ohne jegliche Begründung) vom Staate Chi in der jetzigen Provinz Shandong angelegt wurde, und wenn man alle Mauern der verschiedenen Dynastien zusammenrechnet, so würde sich eine Gesamtlänge von 50 000 Kilometern (Und kein weiterer Kilometer mehr? Wie schade!) ergeben, und allein die in der heutigen Inneren Mongolei (Mitten in den mongolischen Steppen? Wozu eigentlich?) entstandenen Mauern würden zusammen 15.000 Kilometer lang sein.“ [2, S. i]



Diese 50.000 km erinnern mich an die folgende Zählung der Erdbevölkerung: wenn man alle Leute, die die Erde in den letzten 3.000 Jahren bewohnt haben, zusammenzählt, bekommt man 30 Milliarden Menschen. Und wie bringt uns das weiter? Die meisten sind doch schon längst gestorben! Aber diese Art der Mythenbildung ist sehr beliebt:

„Den historischen Aufzeichnungen zufolge haben über 20 Fürstentümer und Dynastien zum Bau und Ausbau der Großen Mauer beigetragen. Wenn man alle Mauern verschiedener Dynastien zusammenrechnet, so würde sich eine Gesamtlänge von 108000 Li ergeben.“ [3, S. 13] Also doch etwas über 50 000 km oder 100 000 Li! Wer kann mehr anbieten?

Wir wollen versuchen, eine viel natürlichere Schilderungs-Reihenfolge als in allen Büchern zur Geschichte zu realisieren: nicht aus der grauen Vergangenheit in großen Sprüngen (wie die oben erwähnten 1500 Jahre) schnell in unsere Zeit, sondern möglichst langsam aus der Gegenwart in die Vergangenheit. Wären alle Geschichtsbücher so geschrieben worden, hätten wir viel bessere Möglichkeiten gehabt, die einzelnen Schritte der Historiker zu überprüfen und zu verifizieren.

Wir merken dabei schnell, dass sogar bei so einem gigantischen Bauwerk, wie die Große Mauer, die Quellenlage keinen optimistischen Vorstellungen entspricht und keine lückenhafte Bewegung in die graue Vergangenheit erlaubt. Nun kann man selbstverständlich nicht ausschließen, dass in den chinesischen Quellen noch einiges an interessanten Details zu finden wäre. Solange wir diese Quellen nicht angeschlossen haben und die chinesischen Historiker sich nicht bewegen lassen, die Schilderung von heute bis in die Vergangenheit in nachvollziehbaren Schritten zu unternehmen, bleiben unsere skeptischen Bemerkungen nur Hypothesen (ob man in der Geschichte überhaupt etwas außer Hypothesen produzieren kann, ist eine andere und eher philosophische Frage).

Unser frommer Wunsch wird dem Autor von „The Great Wall“ [8] fremd vorkommen. Obwohl im Rahmen einer Präsentation der alten chinesischen Technologie durch das Institut für Geschichte der Naturwissenschaften unternommen, schildert dieser Artikel die mehr oder weniger bekannten Behauptungen in der historischen Reihenfolge.

Wenn wir bei unserer Vorgehensweise nicht zu weit in die Vergangenheit vorstoßen und die oben erwähnten 450 Jahre nicht ausschöpfen können, dann liegt das an der Tatsache, dass man mit der ersten Vermessung der Großen Mauer erst am Anfang des 18. Jh. begann und alle früheren Hinweise m.E. mit Vorsicht betrachtet werden sollten. Leider war auch die durch die in China tätigen Jesuiten vorgenommene Kartografierung keine besonders genaue und detaillierte.



Die erste geografische Expedition, die der Kaiser Kangxi zur Vermessung seiner nördlichen Provinzen anordnete, begann 1708 und dauerte etwa ein Jahr. Dabei wurden Gebiete entlang der Großen Mauer (oder der Wallreste und anderer alten militärischen Einrichtungen) durchgeführt. Das Ergebnis dieser Vermessung wurde in Form einer vier Meter langen geografischen Karte dem Kaiser präsentiert. [9, 253-254]. Dabei wurden alle Gebirge, Wasserstraßen, Festungen und Städte entlang der Großen Mauer aufgezeichnet. Kein Wort verliert der Autor von „Cultural Flow Between China and Outside World Throughout History“ [9] dabei über die Mauer selbst oder die zahlreichen Türme.

Einzelne Abschnitte der Großen Mauer dienen heute als „Fotomodelle“ für zahlreiche Autoren von zauberhaften einzelnen Bildern und ganzen Bildbänden. Man sieht in diesen Fotoalben die durch die Berge als eine kilometerlange Schlange kletternde Mauer im Winter unter einer herrlichen dünnen Schneedecke, im Nebel mit märchenhaft hervorragenden Türmen, im Herbst mitten in rotorange gefärbten Bergwäldern, bei Sonnenuntergang und Mondlicht, sowie reichlich illuminierte Mauerabschnitte in der dunklen Nacht.

„Zwar hat die Große Mauer längst ihre militärische Bedeutung verloren, aber sie ist zu einer sehr beliebten Sehenswürdigkeit Chinas geworden. Auf ihrer langen Strecke gibt es viele sehenswerte Mauerabschnitte und Pässe, zu denen in allen vier Jahreszeiten Bewunderer strömen, so zu der Festung Shanhaiguan in der Provinz Hebei, zu der Festung Jiayuguan in der Provinz Gansu, zu der mehr als 50 km nördlich von Beijing entfernten Festung Juyongguan, wie auch zu dem 60 km von Beijing entfernten Badaling-Abschnitt der Großen Mauer. An diesen Stellen wählen sich zahllose Foto-Amateure und Maler ihre schönsten Motive aus.“ [2, S. ii]

Und gerade diese zauberhaften Bilder zwingen uns die folgende Frage zu stellen: „*War die Große Mauer in den früheren Zeiten nicht so schön und für Künstler nicht so unheimlich attraktiv? Wieso malten die chinesischen Maler keine mit den heutigen Fotos vergleichbaren Bilder der Großen Mauer?*“ Stellten doch für das riesige chinesische Reich die 100 Li (ca. 50 km), die zwischen Peking und der Mauer liegen, keine Entfernung dar.



Wir blättern im reichlich illustrierten Buch [10] und finden dort zahlreiche wunderschöne Gemälde aus vielen Jahrhunderten, hauptsächlich aus Ming (1368-1644) und Qing (=Tzing, bis 1911) -Dynastien, ja sogar ganze Bilderrollen. Darunter sind auch zahlreiche bergige Landschaften, Mauern und Türme in Peking, Stadttore und andere Befestigungen, aber kein einziges Bild von den Türmen der Großen Mauer oder wenigstens einem kleinen Abschnitt von ihr. Also war die Existenz der Großen Mauer in den vorigen Jahrhunderten keine Selbstverständlichkeit und wir dürfen Fragen zur Geschichte und Chronologie dieses Bauwerks stellen. Insbesondere angesichts des vorhandenen Zweifels an der Richtigkeit der chinesischen Chronologie (s. dazu meine zwei Artikel [6, 7] in „Zeitensprünge“, 1999, Heft 1).

Wann wurden die heute vorhandenen Teilstücke errichtet und in den heutigen Zustand gebracht?

Wann wurden im 20. Jh. die Restaurationsarbeiten begonnen und in welchem Zustand befanden sich die zu restaurierenden Anlagen zu Beginn dieser Arbeiten? Solange die entsprechende Dokumentation nicht vollständig veröffentlicht wird, können sich verschiedene Spekulationen ausbreiten.

Das erste Bild, das mir zu finden gelang (im Buch [15]), wurde nicht von chinesischen Malern gemalt, sondern ist ein englischer Stahlstich aus der Mitte des 19. Jahrhunderts (s. Bild 5). Später habe ich erfahren, dass dieses Bild eine Nachahmung eines bekannten Bildes eines anderen englischen Malers ist, Leutnant Henry William Parish, der Ende des 18. Jh. an einer Expedition in China teilnahm und 1797 in London sehr eindrucksvolle romantische Bilder veröffentlichte. Diese Bilder dienten mehreren Generationen der Europäer als Inspiration für weitere Darstellungen der Großen Mauer. Soll diese Geschichte bedeuten, dass in der Vergangenheit die chinesische Mauer mehr die Europäer, als die Chinesen faszinierte? Und dass diese durch ihre Begeisterung der Entstehung des Mythos vom Großen Mauer beigetragen haben?

Noch einmal über die alten Bilder der Mauer: gut, die alten chinesischen Meister hatten die Große Mauer für sich noch nicht entdeckt. Aber wie war es mit den Fotografen der ersten Hälfte des 20. Jh.? Seit ca. 1880 wurde die Fotografie zu einer industriell unterstützten Tätigkeit, die auch von vielen Journalisten benutzt wurde, die in China arbeiteten. Haben auch sie keine Fotos der Großen Mauer, vor dem zweiten Weltkrieg, geschossen? Ich bin jedem Leser sehr dankbar, der in alten Illustrierten solche Bilder sucht. Zuerst kann ich nur berichten, dass es mir in zahlreichen Büchern über die Chinesische Mauer nicht gelungen ist, alte Fotos zu finden.

Im reichlich illustriertem Buch [2] fand ich nur ein Foto „Die Große Mauer bei Gubeikou vor 30 Jahren“ mit einem Hinweis, dass es sich um ein älteres Bild handelt. Aber auch dieses Bild stammt aus der Mao-Zeit. Und einige Bilder (s. Blätter 9-10 zwischen den S. 10-11) zeigen den angelaufenen Instandsetzungsprozess.



Im Buch „Rußland, das nie existierte“ (Moskau, St.-Petersburg-Krasnojarsk, 1997), vom bekannten russischen Schriftsteller Aleksander Buschkow, der als russischer Simenon - der Autor der meistverkauften russischen Kriminalromane - gefeiert wird, wurde die Hypothese geäußert, dass die Große Chinesische Mauer ein Werk des Vorsitzenden Mao Tse-tung sei und vor dem zweiten Weltkrieg hauptsächlich in den Köpfen und nicht in natura existiert habe.

Diese Vermutung wirft die schon gestellte Frage nach dem genauen Ablauf der Restaurierungsarbeiten in der zweiten Hälfte des 20. Jh. wieder auf. Die Informationen darüber sind eher dürftig. Trotzdem haben wir einiges herausgefunden.

„In der Qing-Zeit verlor die Mauer endgültig ihre Bedeutung und verfiel, da sie mitten durch das riesige Reich lief. Erst der Beginn des Tourismuszeitalters verhalf ihr zu einer neuen Funktion als Besuchermagnet und Einnahmequelle. 1957 (Meine Hervorhebung) wurde ein erstes Teilstück bei Badaling restauriert. Mit wachsenden Besucherströmen folgten weitere Restaurierungen bei Mutianyu, Simarai, Jin Shanling, Shanhaiguan etc.“ [5, S. 166]

„Von 1966 bis 1976, während der Kulturrevolution, fielen große Teile (Der Großen Mauer) der Zerstörungswut der Roten Garden zum Opfer. Allerdings sorgte die neue Regierung dafür, dass die über-eifrigen Revolutionäre die von ihnen angerichteten Schäden wieder beseitigten. So zeigt sich das Bollwerk nach der Restaurierung in mehreren Teilabschnitten wieder in seinem alten Zustand...“ [11, S. 28]

„Wer ein nur wenig touristisches Stück Mauer besuchen will, sollte nach Mutianyu, 70 km nordöstlich der Hauptstadt, fahren. Zum 1986 (Meine Hervorhebung) restaurierten Mauerabschnitt verirrt sich kaum ein Besucher. Mutianyu war ein strategisch wichtiger Stützpunkt zur Verteidigung Pekings. Um zu verhindern, dass Feinde bis zum Fuß des Walls vordringen konnten, wurden noch mehrere kürzere Mauern gebaut, die einige Dutzend bis mehrere hundert Meter lang waren. Atemberaubend ist der Verlauf des Walls, der sich nach Westen hin bis auf einen 1000 m hohen Gipfel zieht.“ [5, S. 167].

Zu noch einem restaurierten Abschnitt locken die chinesischen Reisebücher so: *„Etwa 250 km nordöstlich von Peking liegt in einem landschaftlich reizvoll gelegenen Tal das rund 200 000 Einwohner*

*zählende Städtchen Chengde. Den Ausflug kann man leicht in zwei Tagen durchführen. Ein langer Nachmittag und ein langer Vormittag reichen für die Besichtigungen aus. Hin kommt man nach einer gut vierstündigen Zugfahrt durch eine herrliche Berglandschaft. Nicht weniger interessant ist die Fahrt mit dem Bus, und wer die Möglichkeit dazu hat, sollte eine Strecke mit dem Zug und eine mit dem Bus zurücklegen. Während der Busfahrt passiert man nämlich den wohl imposantesten und landschaftlich am schönsten gelegenen Abschnitt der Großen Mauer. Er heißt Jin Shanling (Goldener Bergrücken) und liegt 120 km von der Hauptstadt entfernt im Verwaltungsbezirk Miyun (an der Grenze zur Provinz Hebei). **Dieser restaurierte Teil** (Meine Hervorhebung) der Mauer ist mehr als 20 km lang und kann 100 Wehrtürme vorweisen. Angenehm ist hier das völlige Fehlen jeglichen Touristenrummels...“ [5, S. 193].*

Für die Hypothese von der Erbauung der Großen Mauer in der Zeit der kommunistischen Herrschaft in China spricht die propagandistische Rolle, die der Großen Mauer seitens der chinesischen Kommunisten zugeteilt wurde: „*In China betrachtet man die Große Mauer als ein Symbol für den unbesiegbaren nationalen Geist* (Und so ein Symbol mußte selbstverständlich im Stein verewigt werden!). *Seit dem Opiumkrieg von 1840 hat das chinesische Volk unablässig und hartnäckig für seine Freiheit und Unabhängigkeit gekämpft. Als unser Volk in den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts durch die Aggression des japanischen Militarismus in eine äußerst gefährliche Lage geriet, stimmte es mit lauter Stimme das kraftvolle ‚Marschlied der Freiwilligen‘ an: ‚Erhebt euch, die ihr nicht als Sklaven leben wollt! Laßt uns mit unserem Fleisch und Blut unsere neue Große Mauer bauen ...‘* (Wurde dieser Appell nach der Gründung der Volksrepublik China 1949 als ein Appell zur Errichtung einer riesigen steinernen Mauer in die Tat umgesetzt?) *und leistete verbissenen achtjährigen Widerstand, bis die japanischen Aggressoren aus dem Lande verjagt waren. Im Jahre 1949 wurde in China die hundertjährige Zeitspanne der Aggression und Unterdrückung durch ausländische Mächte beendet, und das chinesische Volk erhob sich im Osten der Welt gleich einer Großen Mauer* (Oder um endlich eine Große Mauer nicht nur in den Köpfen, sondern auch rein materialistisch auf dem entsprechenden Gelände zu errichten?).“ [2, S. ii]



„Der Erhaltung und Erforschung der Großen Mauer schenkt die Regierung der Volksrepublik China größte Aufmerksamkeit. Die Festungen Shanhaiguan und Jiayuguan sowie die Mauerabschnitte bei Badaling wurden zu erstrangigen Objekten unter den staatlich geschützten Kulturdenkmälern erklärt. Im Jahre 1980 (Meine Hervorhebung) berief die chinesische Regierung in der Stadt Hohhot, Innere Mongolei, ein Symposium über die Große Mauer ein, auf dem die teilnehmenden Forscher Dutzende von Abhandlungen über die Erforschung der Großen Mauer vorlegten und viele wichtige Vorschläge zu deren Instandhaltung unterbreiteten (Und worum schweigen die Autoren dieser Zeilen über all das,

was schon vor der Kulturrevolution mit der Großen Mauer unternommen wurde? Ist das die neue chinesische political correctness?). *Die lokalen Regierungen aller Ebenen haben wichtige Pässe, Festungen und Abschnitte der Großen Mauer zu Schwerpunktobjekten des Kulturdenkmalschutzes in ihren jeweiligen Gebieten erklärt. Sie lassen regelmäßig Inspektionen durchführen, klären die Volksmassen über die Wichtigkeit der Schutzmaßnahmen für die Große Mauer auf und ermuntern sie, sich am Schutz der Mauer eifrig zu beteiligen (Also, um die Mauer zu bauen!). Denn die Große Mauer gehört als ein bewundernswertes Kulturdenkmal nicht nur China allein, sondern auch der ganzen Menschheit.*“ [2, S. ii]

Der heutige Zustand der Großen Mauer ist für die Vergangenheit nicht repräsentativ. Wenn man das Buch [2] mit den später erschienenen Büchern [3] und [4] vergleicht, dann sieht man klar, dass in der neuesten Zeit die restaurierten Abschnitte viel öfter präsentiert werden. Dahinter kann durchaus die Absicht stecken, die Große Mauer als ein über Tausende von Kilometern kontinuierlich laufendes und im gut ausgebautem Zustand befindliches Bauwerk zu präsentieren.

Trotzdem, auch aus den wenigen einzelnen Fotos, die die Überreste der nicht restaurierten Abschnitte und Bauten darstellen, wird einem klar, dass mindestens einige Teile der „Mauer“ in Wirklichkeit einzelne verfallene Türme oder Festungen sind, die in keine größere Anlage integriert sind. Noch besser demonstriert es das erste Buch: Verfallene Erdwälle, teilweise aus gestopfter Erde oder aus Schilf, Weidenruten, Kieselsteinen und Sand gebaut, sowie steinerne Mauerreste sind oft kaum als solche zu erkennen (sie unterscheiden sich kaum von natürlichen geologischen Formationen wie Hügel oder Felsen) und demonstrieren keine Zugehörigkeit zu einer größeren Anlage. Alarmrauchhügel, Alarmfeuertürme, Signalwarten, Bergfestungen stehen voneinander getrennt und werden als solche auf alten Zeichnungen präsentiert, und nicht als Teile einer langen Mauer.



„Im Jahre 1980 (Also schon nach der Kulturrevolution) hat das Staatliche Amt zum Schutz von antiken Kulturdenkmälern gemeinsam mit dem Kulturministerium eine wissenschaftliche Gruppe zur Erforschung der Großen Mauer gebildet. Bei der Volkskommune Bakeshiying im Kreis Luanping, Provinz Hebei, entdeckte diese Gruppe einen einige Dutzend Li langen Mauerabschnitt, der äußerst imposant wirkt und nicht weniger gut erhalten ist als die Badaling Mauer um die Festung Juyongguan bei Beijing. Dieser Abschnitt wurde daher als Zweite Badaling-Mauer bezeichnet. Eigentlich heißt diese Stelle Shalingkou, auch Jinshanling genannt, und bildet einen Teil der Verteidigungsanlage bei Gubeikou.“ [2, S. 40]

Es kann nur bewundert werden, dass so ein schöner Mauerabschnitt, der in keinem unbewohnten Teil Chinas liegt, so lange unbekannt blieb. Da kann ich nur annehmen, dass dieser Abschnitt vor der Mao-Zeit nicht existierte. Es kann nicht ausgeschlossen werden, dass dieser Abschnitt in der Mao-Zeit, aber

noch vor der Kulturrevolution - vielleicht auf die Initiative der örtlichen Parteiführung, die sich später mit der eigenen Mauer in Peking geliebt machen wollte - gebaut wurde. Dann begann die Kulturrevolution und die Initiatoren des Mauerbaus wurden umgebracht, bevor sie nach Peking mitteilen konnten, dass auch sie eine Mauer vorweisen können. Aber schauen wir an, wie die Chinesen diesen Fund erklären:

„Anfänglich bestand bei Gubeikou kein Mauerabschnitt, denn zur Zeit der Streitenden Reiche und der Qin- sowie der Han-Dynastie verlief die Große Mauer weit entfernt nördlich von Gubeikou. Erst als im Jahre 555, während der Nördlichen Qi-Dynastie, die mehr als 5000 Li lange Mauerstrecke von Shaanxi bis Shanhaiguan gebaut wurde, entstand auch bei Gubeikou ein Mauerabschnitt. Aber damals war die Mauer ziemlich niedrig und bestand nur aus einem Gemisch von Sand und Kieselsteinen. Es sind daher kaum Überreste erhalten geblieben.“

Also klar, es war nichts, aber gar nichts zu sehen, und darum wußte auch keiner von der Mauer in der Gegend. Aber das erklärt noch nicht, wann der Abschnitt gebaut wurde und warum man eine hohe wissenschaftliche Kommission brauchte, um den Mauerabschnitt zu entdecken (vielleicht wurde das eine Art Übernahme des fertigen Mauerabschnitts, die durch die Kulturrevolution um mehrere Jahre verschoben wurde?). Leider beantworten auch die darauffolgenden Zeilen diese Fragen nicht, wie der Leser sich selbst überzeugen kann:

„Erst in der Ming-Dynastie gewann der Gubeikou-Paß strategische Bedeutung. Damals bildete die Gubeikou-Mauer, ebenso wie die Mauer bei Juyongguan, einen wichtigen Zugang zur Hauptstadt Beijing und wurde von starken Truppenteilen bewacht und abgesperrt. Die neu entdeckte Mauer bei Shalingkou ist ein Teil des Gubeikou-Passes.“ (S. 40). Und kein Wort über die Zeit der Erbauung!

Ich betrachte diesen Fall als einen ziemlich sicheren Beweis für die Bauaktivitäten in der Mao-Zeit, die man nicht mehr als Restaurierungsarbeiten deklarieren kann. Mit gleichem Recht könnte man jedes Haus, das man heute in Köln baut, als die Restaurierung eines „römischen“ Gebäudes deklarieren. Nein, die chinesischen Kommunisten haben die Große Mauer nicht nur restauriert. Sie haben diese Mauer zum großen Teil ganz neu gebaut

In den Köpfen der Menschen, in ihren Vorstellungen - war sie, in Wirklichkeit jedoch - war sie kaum, zumindest nicht in Form einer sich durch den ganzen chinesischen Norden ziehenden Mauer von tausenden von Kilometern Länge. Es gab Festungen und Türme, es gab Wälle und kurze Mauerabschnitte, vielleicht auch einige etwas längere, aber es existierte keine Große Mauer.

In Frankreich wurde Ende des 19. Jh. sogar ein extra Büchlein veröffentlicht, in dem begründet wurde, warum die Große Mauer nicht nur nicht existiert, sondern auch nie existiert hatte: die Broschüre [12] von l'Abbé Larrieu. Fassen wir in wenigen Worten zusammen, woran man sich in der Frage der vorgeblichen Großen Mauer lt. Larrieu halten muss:

1. Die von Martini und anderen Autoren beschriebene große Mauer existiert nicht nur nicht, sondern hat nie existiert.
2. Es hat einen chinesischen Kaiser gegeben, der die Idee einer großen Mauer hatte, die vom Léao-tong beginnen und im Westen der Provinz Kansou enden sollte.
3. Diese Idee ist niemals verwirklicht worden, aber sie erfuhr den Beginn einer Ausführung.
4. Man kann beweisen, dass die Ausführung dieser Idee begonnen wurde, da man auf der gesamten angenommenen Linie der großen Mauer niedrige, quadratische Türme findet, aus Erde oder aus der mit Backsteinen bedeckten Erde, aber in großer Entfernung voneinander gelegen und niemals durch eine Mauer, welcher Art auch immer, miteinander verbunden.

5. Dies ist die genaueste Vorstellung, die man sich von der vorgeblichen großen Mauer machen kann!
... Dies ist die vorgebliche große Mauer, auf ihre eigentliche Größe reduziert! ...

Die Chinesen, die der Autor befragte, gaben nur Antwort, die berühmte Ouang-li-tchang-tcheng sei nichts anderes, als eben diese irdene Mauer. Eine angebliche zweite Mauer, die nördlich von Peking beginnen und gen Westen verlaufen soll, ist ebenfalls nur ein flacher irdener Wall. Es gibt daher auch keine diese Mauer bewachenden Soldaten, nur vereinzelte Grüppchen hier und da entlang der Linie.

Im Gegensatz zu Martini und zu den chinesischen Annalen denkt Larrieu, dass die von Tsing-cheoang-ti geplante Mauer überhaupt nicht und die Türme erst von der Ming-Dynastie erbaut wurden, vor allem weil Marco Polo die Mauer in seinem Reisebericht mit keinem Wort erwähnt. Nun, über Marco Polo wissen wir inzwischen, dass er mit großer Wahrscheinlichkeit nie in China (im heutigen Sinne dieses Wortes) gewesen war. Trotzdem ist die Meinung von l'Abbé Larrieu sehr wichtig, denn hätte er konkrete Beweise für die Existenz der Mauer gefunden, hätte er keinen Bedarf mehr gehabt, sich auf Marco Polo zu stützen.



Nicht nur in Frankreich herrschten Ende des 19. Jh. Zweifel an der Existenz der Großen Mauer. Der schon erwähnte russischer Schriftsteller A. Buschkow stützt seine Hypothese auf die Beobachtungen eines russischen Geistlichen Archimandrits P. I. Kafarow (Archimandrit ist ein hoher orthodoxer Geistlicher, der höchste kirchlicher Grad für einen Mönch, Ehrentitel eines langjährigen Klostervorstehers; vermutlich war Kafarow der Leiter eines der großen orthodoxen Kloster). Dieser leitete in den sechziger und siebziger Jahren des 19. Jh. die russische orthodoxe Mission in Peking und interessierte sich für Geschichten und Legenden, die im Zusammenhang mit der Großen Mauer erzählt wurden. Nach Absprache mit mehreren hohen Beamten, die ihm ihre volle Unterstützung versprochen, unternahm Kafarow mehrere lange Reisen, um die Mauer zu besuchen. Vergebens. Er fand nichts, was eine 10.000 Li lange Mauer präsentieren konnte.

Bei Shanchaiguan fand er einen Mauerabschnitt, der einige hundert Meter lang war. Diese Mauer wurde ihm als eine aus der 15. Jh. präsentiert, die ständig erneuert wird. Er fand mehrere Götzentempel und niedrige Feuersignaltürme auf den Hügeln und einige relativ kurze Erdwallabschnitte zwischen den Hügeln, die alten Wachtürme und kleine Befestigungsanlagen, nicht aber eine Anlage, die wie ein Teil der Großen Mauer aussah. Und er stellte fest, dass jeder von der Existenz der Großen Mauer überzeugt war, aber keiner sie je gesehen hatte.

In der Nähe des Flusses Lao-He fand er einen relativ langen Erdwall, mit dem sich die Bewohner nicht vor Mongolen, sondern vor Seeräubern schützten. Aber dieser Wall reichte nicht einmal um zehn Kilometer. Und auch dieser Wallabschnitt hatte nichts mit der aus Stein oder Backstein gebauten Riesemauer gemein.

Buschcow glaubt an die Existenz in der Vergangenheit eines langen mit den Weiden bewachsenen Erdwalls in China, der als Weidenwall bezeichnet wurde. Er glaubt, dass die Länge dieses Weidenwalls im Norden Chinas der Entstehung der Legende von einer Großen Mauer beigetragen hat. Über diese Anlage berichten die Chinesen folgendermaßen:

„Immerhin ließ die Qing-Dynastie im Nordosten des Landes sogenannte „liutiao bian“ (Weidengürtel) anlegen, um die Nomaden abzuwehren ... Mit ‚liutiao bian‘ — damals in den heutigen Provinzen Jilin und Liaoning angelegt — bezeichnete man Erdwälle, einen Meter hoch und einen Meter breit, in die man im Abstand von je 1,50 Meter drei Weiden einpflanzte und ihre Zweige mit Seilen zaunartig verband. Nach außen hin wurden diese Wälle zur Verteidigung mit tiefen Gräben versehen. An wichtigen Verkehrswegen waren diese Wälle durch Grenztore mit ständigen Wachtruppen unterbrochen. Solche Schutzwälle dienten zugleich dazu, ein Abgrasen der äußeren Viehweiden, die Jagd und den Raub der kostbaren Ginseng-Pflanzen durch andere Nationalitäten zu verhindern.“ [2, S. 21]

Im Englischen ist diese Anlage als Willow-Palisade (Weidenpalisade) bekannt. In [14] wird die Baugeschichte von Weidenwällen erzählt. Sie wurde im Norden der Mandschurei an der nördlichen sowie nordöstlichen und nordwestlichen Grenze durch die Qing-Dynastie errichtet. Frühere solche Weidenpalisaden wurden schon in der Mitte des 15. Jh. errichtet. Als sie reparaturbedürftig wurden, hat man in der gleichen Region, aber entlang einer anderen Route, neue Erdwälle errichtet und diese mit Weiden bepflanzt. Und vorher? Was haben die ersten Qing-Kaiser mit der Großen Mauer gemacht?

Ming-Kaiser ließen an besonders gefährdeten Stellen doppelte oder sogar dreifache Mauern errichten: *„um das Reich vor den Mongolen-Stämmen zu schützen. Nach dem 17. Jh. n. Chr. ließ man das Werk verfallen, und die Bewohner benachbarter Dörfer benutzten es als bequeme Steinbrüche.“ [14, S. 28]*

Während der letzten chinesischen Dynastie Qing (1644-1911) soll die Große Mauer ihre militärische Bedeutung verloren haben, verfiel und wurde nur noch als Objekt der Bewunderung erwähnt. Der erste Teil dieser Behauptung ist äußerst merkwürdig, weil gerade in der Zeit der Qing China zum Erstenmal in ihrer Geschichte einen ebenbürtigen Gegner, in Form des expandierenden russischen Imperiums, fand.

„Während der Qing-Dynastie legte man keine neuen Mauerabschnitte an“ [2, S. 40]. „Die Ming-Dynastie [1368-1644] ist die letzte Dynastie, die Beiträge zum Ausbau der Großen Mauer leistete.“ [3, S. 13]

„Die Mauerabschnitte bei Beijing stammen meistens aus der Ming-Zeit und wurden solid gebaut, denn Beijing war die Hauptstadt der Ming-Dynastie.“ [3, S. 16]. Übrigens blieb auch in der Qing-Zeit die gleiche Stadt Hauptstadt!

Die Mandschuren, die die Qing-Dynastie gründeten, kamen bekanntlich aus dem Nordosten des heutigen Chinas. Die entsprechenden Gebiete lagen außerhalb der Großen Mauer. Im heißen Sommer unternahmen die Qing-Kaiser oft „Inspektionsreisen“ nach Nordosten, um der feuchten Sommerhitze in der Hauptstadt zu entrinnen und den Vorfahren Opfer zu bringen.

Einmal war der berühmte Kaiser Kangxi auf der Rückreise nach Beijing. Er wollte über den Shanhaiguan nach Beijing zurückkehren, einen wichtigen Paß an der Großen Mauer. An dieser strategisch bedeutsamen Stelle war ein großes Truppenkontingent stationiert, denn es handelte sich um einen der wenigen Zugänge vom Nordosten nach Beijing. *„Die Große Mauer (Genauer gesagt, die Festung am Paß, die restlichen Teile der Mauer spielten dabei keine besondere Rolle) blockierte den Weg von Norden nach Süden. Wer nach Beijing wollt, mußte über den Paß.“*

Die kaiserliche Eskorte erreichte den Paß Shanhaiguan gegen zehn Uhr nachts. Doch das Tor der Paßfestung war schon verschlossen. Ein Begleiter des Kaisers rief den Wachtposten zu, das Tor zu öffnen. Doch diese weigerten sich und erklärten, dass in der Nacht das Tor verschlossen bleiben muß, das sei eine Bestimmung von ganz oben. „*Der Kaiser hat befohlen, dass das Tor bei Nacht verschlossen sein muß. Es ist unsere Pflicht, dem Gebot des Kaisers Folge zu leisten*“. „*Aber es ist der Kaiser persönlich, der Einlaß verlangt*“, erwiderte der Begleiter. Der Wachtmann antwortete: „*Es ist so dunkel, da kann jeder sagen, er sei der Kaiser. Ihr wollt uns nur mit einer List dazu bringen, das Tor zu öffnen*“.

Und obwohl der Begleiter noch mehrere Male wiederholte, dass er die reine Wahrheit verkünde, wurde das Tor nicht geöffnet. Die Eskorte holte das Reisegepäck aus dem Wagen und schlug im Tordurchgang ein einfaches Lager für den Kaiser auf. „*Das Tor wurde pünktlich bei Tagesanbruch geöffnet. Als der Wachtposten den Kaiser und seine Eskorte erblickte, blieb ihm die Luft weg: Es war tatsächlich der Kaiser Kangxi. Alle waren zu Tode erschrocken und beeilten sich, den Kaiser und seine Eskorte zum Yamen (Amtssitz im feudalen China) zu geleiten, während sie sich fortwährend verbeugten und riefen ‚Wir bitten den Kaiser, uns unser Vergehen zu vergeben‘. Der Kaiser sah sich die Wachtposten an. Einerseits war er empört, andererseits war er hoch erfreut.*“ Am Ende hat er alle Soldaten und Offiziere am Paß um einen Rang befördert und jedem hundert silberne Münzen auszuzahlen befohlen [12, S. 97-100]. Für uns ist diese Geschichte, die vermutlich um 1700 stattfand, nur soweit wichtig, dass sie die Behauptung widerlegt, die Große Mauer sei von den Qing-Kaisern sofort nach 1644 aufgegeben worden.

„*Nach der Gründung der Qing-Dynastie im Jahr 1644 kam deren zweiter Kaiser Kangxi zu der Einsicht, dass eine weitere Befestigung bzw. ein weiterer Ausbau der Großen Mauer nichts anders als eine Vergeudung von Arbeitskraft und Geld bedeuten würde. Mit der Entwicklung der Schußwaffen hatte die Mauer ihre Funktion als Verteidigungsanlage weitgehend verloren. So wurden die vorher umfangreichen Arbeiten an der Großen Mauer eingestellt.*“ [12, S. 7] Aber dafür wurden an der neuen Grenze die Weiden-Palisaden errichtet.

„*In der Qing-Zeit wurden manche Teile der alten Mauer als Zollschranke verwendet. Sie dienten auch als Schutz gegen Aufstände, was aber der früheren Nutzung und Bedeutung der alten Mauer nicht mehr gleichkam.*“ [2, S. 21]

„*Nachdem den Qing das Eindringen ins Innere des Landes gelungen war, bemühten sie sich nicht mehr um den Wiederaufbau der Mauer. Als der Qing-Kaiser Kang Xi eine Inspektionsreise zum Ostchinesischen Meer unternahm, verfaßte er folgendes Gedicht:*

*Am Meere endet die Große Mauer.
Von allen gepriesen,
Einst mit unmäßiger Menschenkraft erbaut,
Doch dennoch sind Himmel und Erde nicht dein Eigentum.*

So geringschätzig beurteilte Kang Xi die unter dem ersten Qin-Kaiser geschaffene Mauer, denn obwohl für dieses großartige Bauwerk so viele Menschenkräfte aufgewendet worden waren, konnte es dem Qin-Kaiser dennoch nicht gelingen, seinen Staat zu erhalten. Deshalb änderte Kang Xi seine Taktik der Gewaltherrschaft und betrieb eine Versöhnungspolitik, um die obere Schicht der Mongolen und Tibeter für sich zu gewinnen, und versuchte statt durch Mauerbau mittels religiöser Toleranz seine geistige Macht zu behaupten.“ [2, S. 21].

Mit diesem Zitat beenden wir die Betrachtung der Geschichte der Großen Chinesischen Mauer in den

letzten 3,5 Jahrhunderten. In einem späteren Artikel werden wir die Ming-Mauer unter die Lupe nehmen und die Technologie der Bauarbeiten bei Errichtung der Erdwälle und Passfestungen in der Ming Zeit erläutern.

Als ich mit diesem Artikel schon fast fertig war, entdeckte ich das Buch [16], in dem ich viele Übereinstimmungen mit meiner oben geschilderten Position feststellte. Der Hauptunterschied zwischen meiner Meinung und der des Buchautors lag selbstverständlich in meinem Zweifel an der Richtigkeit der chinesischen (und nicht nur chinesischen) Chronologie. Ich bin überzeugt, dass die Geschichte Chinas in der Vor-Ming-Zeit märchenhaft und erfunden ist und dass die Geschichte der Ming-Zeit auch nicht frei von erfundenen Kapiteln ist. Für Arthur Waldron, der das Buch aufgrund seiner Harvard-Doktorarbeit und weiterer Recherche geschrieben hat, ist die ganze chinesische Chronologie glaubwürdig und die meisten Quellen auch.

Desto interessanter war für mich zu erfahren, dass er in chinesischen Quellen viel über die Kriege mit nördlichen Nachbarn Chinas, und um die verschiedensten Arten der militärischen Befestigungen nachlesen konnte, aber in keinem dieser Quellen die Bezeichnung „Große Mauer“ gefunden hat. Noch mehr, er fand auch solche Quellen, die der Existenz einer solchen Mauer logisch widersprachen. Und er fand heraus, dass die Politik der Abtrennung Chinas durch Wälle von anderen Völkern in der chinesischen Bevölkerung eine eher ablehnende Reaktion hervorgerufen hatte.

Auch die Hypothese über die Errichtung der Großen Mauer durch die chinesischen Kommunisten unterstützt er durch seine Schilderungen. Arthur Waldron erzählt vom Appell Deng Xiaopings: „Aus Liebe zu unserem Land sollten wir die Große Mauer wiederaufbauen“. Als der neue chinesische Führer im September 1984 die entsprechende Kampagne startete, befand sich das, was man zur Mauer ausbauen wollte, in erbärmlichem Zustand, welchen man in chinesischen Zeitungen weniger der Erosion durch Wind und Wetter zuschrieb, als der Tätigkeit der Kulturrevolutionäre, die gerade die Überreste der Mauer für Straßenbau, Dämme etc. verwendet hatten.

Eigentlich sollte die Große Mauer in ziemlich unumgänglichen Gegenden verlaufen, aus welchen Schutt und Geröll zu den zu bauenden Straßen, Dämmen und weiteren Objekten zu transportieren nicht besonders ratsam wäre. Aber vom politischen Gegner kann man sowieso keine logischen Handlungen erwarten! Das oben beschriebene Beispiel eines vor der Kulturrevolution errichteten Mauerabschnittes, das diese Revolution prächtig überstand, zeigt, dass auch hier versucht wird, die Existenz der Großen Mauer in der nicht besonders fernen Vergangenheit mit List zu behaupten.

Arthur Waldron fand heraus, dass fast keine wissenschaftlichen Untersuchungen über die Große Mauer vorhanden sind. Der Verlauf der Mauer wird auf verschiedenen Karten unterschiedlich gezeichnet. Keine weiß genau, wie viele Kilometer die Mauer und ihre einzelne Abschnitte lang sind, wie viele Türme, Tore, Festungen etc. sie enthält. Arthur Waldron bringt viele unterschiedliche Zahlen (von ca. 1500 Meilen bis zu mehr als 30.000 Meilen), die er in unterschiedlichen sekundären und offiziellen Quellen gefunden hat (vergleiche mit den oben zitierten Angaben zur Länge der Großen Mauer). Eine vollständige Vermessung der Mauer wurde nie unternommen. Sogar die amerikanischen Karten, die aufgrund der Satellitenaufnahmen gemacht wurden, enthalten grobe Fehler (keine Spione im All ersetzen die sorgfältige Feldarbeit!).

Den wenigen ernsthaften Wissenschaftlern, die sich mit der Materie befaßten, wirft Arthur Waldron vor, über die Große Mauer zu schreiben, ohne die Frage ihrer Existenz zu klären oder mindestens zu stellen. Und er kommt zum Schluß, dass die allgemein verbreitete Idee von der großen Mauer, die wir alle aus der populärwissenschaftlichen und sogar wissenschaftlichen Literatur haben, nichts anderes als ein historischer Mythos ist. Dieser Mythos hat wenig zu tun mit reeller Geschichte der Wälle und

anderer Befestigungen in der chinesischen Geschichte, und stellt ein sehr vereinfachtes und verallgemeinertes Bild der Realität dar.

Das wirklich Interessante dabei ist es, richtig zu verstehen, für welche Zwecke die Wälle gebaut wurden, wie es geschah und welche Technologie und Technik angewendet wurden. Wir haben schon einiges darüber berichtet, werden aber in einem anderen Artikel versuchen, mehr darüber herauszufinden. Hoffentlich wird diese mehr technologisch orientierte Betrachtung zur Entmythologisierung der Großen Mauer (was immer auch unter diesem Begriff heute verstanden wird) beitragen.

Literatur

1. Mayers großes Taschenlexicon in 24 Bänden, B.I.-Taschenbuchverlag, Mannheim-Leipzig-Wien-Zürich, 1995.
2. Luo Zhewen und Zhao Luo, „Chinas Grosse Mauer“, Verlag der fremdsprachigen Literatur, Beijing, 1986.
3. „Die Große Mauer bei Beijing“, Chinesischer Esperanto-Verlag, Beijing, 1996
4. „The great Wall“, Foreign languages press, Beijing, 1997
5. Yipeng Jiao, „Peking und Umgebung“, Reise-Taschenbuch, DuMont Buchverlag, Köln, 1999
6. Gabowitsch, Eugen, „China: Wie entstand und wie richtig ist die Chronologie des Altertums“, Zeitensprünge, 1999, 1, 118-129.
7. Gabowitsch, Eugen, „Überzeugen oder informieren? Noch einmal zu Morosows HYPO-Thesen“, Zeitensprünge, 1999, 1, 130-137.
8. Zhiang Yuhuan, „The Great Wall“, in: „Ancient China's Technology and Science“, Compiled by the Institute of the History of Natural Sciences, Chinese Academy of Science, second ed., Foreign languages press, Beijing, 1987, pp. 436-444.
9. Shen Fuwel, „Cultural Flow Between China and Outside World Throughout History“, Foreign languages press, Beijing, 1996.
10. „Palastmuseum Peking. Schätze aus der Verbotenen Stadt“ (herausgegeben von Lothar Lederhose unter Mitarbeit von Heribert Butz), Insel Verlag, Frankfurt am Main, 1985.
11. „Länder und Völker. Ostasien“, Verlag Das Beste, Stuttgart-Zürich-Wien, 1991.
12. Larrieu, „La grande muraille de Chine; où il est prouvé que cette muraille telle qu'elle est communément décrite, non seulement n'existe pas, mais même n'a jamais existé“, Paris, 1887 (23 pp.).
13. Liu Wenyuan, „Die Geschichte der Großen Mauer“, Verlag für fremdsprachige Literatur, Beijing, 1996.
14. Richard L. Edmonds, „The Willow Palisade“, Annals of the Association of American Geographers, 1979, V. 69, Heft 4, 599-621.
15. Wolfgang Bauer (Hrsg.), „China und die Fremden. 3000 Jahre Auseinandersetzung in Krieg und Frieden“, C.H.Beck, München, 1980.
16. Arthur Waldron, „The Great Wall of China. From History to Myth“, Cambridge University Press, Cambridge, 1990.

Rainer Schenck

Todesurteil „Hirnstrom Null“

Der Tod ist, heute wie früher, einer der meistgefürchteten Erfahrungen des Menschen. Sinn und Zweck des Todes ist ebenfalls für die meisten Menschen der Erde unklar, und was eventuell nach ihm kommt, ist Anlaß größter Ängste und größter Unklarheit. Ohne den Tod gäbe es sehr wahrscheinlich keine Religion, wobei jede Religion eine eigene Meinung vertritt, was nach dem Tod kommt, welche Strafe, welche Götter, welche Himmel oder Höllen. Strafe und Höllen halten die Religionen am Leben, denn nur durch sie sollen die Gläubigen ein Weiterleben erhalten.

Inwieweit der einzelne in die richtige der zahllosen Religionen hineingeboren wurde, ist ein seltsames Problem der himmlischen Gerechtigkeit, besser gesagt ein Irrwitz an Ungerechtigkeit. Sagt doch jede der Religionen, die alleinige Wahrheit zu wissen, während Milliarden Menschen und unzählige Vertreter aller anderen Religionen demnach niemals in den Genuß eines Lebens in himmlischen oder Nirwanazuständen kommen, einfach, weil sie nicht zur einzig richtigen Religion gehören. Ein wahrhaft himmelschreiender Zustand allwissender und allesliebender, menschheitserzeugender Götter.

Doch das soll nicht das Thema dieser Darstellungen sein. Nicht, was nach dem Tod kommt, sondern der Tod als solcher, also der Übergang vom Leben zum Tod, ist das Thema, welches völlig real ein viel größeres Problemfeld einschließt und wirklich

Anlaß zu großer Angst sein kann. Ist der Tod tatsächlich eingetreten, gelten andere Gesetze und ein irreversibler Zustand. Doch was ist der Tod, und wie wird er diagnostiziert? Ist die heutige Todesdiagnose verläßlich?

Sicher gibt es zuverlässige Zustände eines Lebewesens, in dem sein Tod zu hundert Prozent sicher ist. Ist ein Lebewesen, hier insbesondere ein Mensch, enthauptet, verbrannt, gehenkt, erschossen (schon mit Einschränkungen zu betrachten), völlig durch Unfall zerstört, so sind dies sichere Todeszustände. Tausende und Millionen von Menschen sterben ohne gravierende Umstände solcher Art. Ihre Todesdiagnostik heißt: Puls und Atmung Null über so und so lange Zeit, und vor allem: Hirnstrom Null über eine bestimmte Zeit.

Doch hier setzt schon lange Kritik ein. Daß Puls, Atmung und Organe über lange Zeit, sogar über Jahre, künstlich aufrechterhalten werden können, ist keine Neuigkeit. Daß Personen, die Jahre im Koma und meist, wenn auch nicht immer, unter künstlicher Beatmung bewußtlos lagen und dann trotzdem wieder erwacht sind, ist schon weitaus weniger bekannt. Der Hirnstrom solcher Personen war wohl nie völlig unregistrierbar, denn sonst werden in der Regel die Versorgungsgeräte abgeschaltet, weil einem lange Zeit „Hirntoten“ keine Lebenschancen mehr eingeräumt werden. Er wird als tot angesehen, und nur die Pietät und eine Resthoffnung der

Angehörigen, sowie der Aspekt der Organverwendung, bewirkt, daß die Geräte noch nicht abgeschaltet werden.

Was sind nun die wirklich üblen Folgen, wenn „Hirnstrom Null“ nicht den sicheren Tod anzeigt? Schon mancher mit dieser Diagnose ist doch wieder aufgewacht, wenn auch der Hirnstrom nicht lange auf Null war. Wird der Mensch mit Hirnstrom Null aber für tot erklärt, ohne es zu sein, dann ist es einerseits für ihn möglich, daß er im noch geöffneten Sarg erwacht. Das wäre noch ein relativ glücklicher Umstand. Erwacht er aber im versenkten Sarg, also unter der Erde, dann ist ein furchtbarer Tod für ihn vorbestimmt, nämlich durch Verhungern oder Ersticken. Nur ganz wenige Fälle sind bekannt, daß sich jemand aus dem Sarg heraus noch bemerkbar machen konnte und man ihn befreit hat. Doch so mancher Fall ist bekannt geworden, in dem aus irgendwelchen Gründen der Sarg irgendwann geöffnet wurde und man Fingerkratzspuren des damals nicht Toten gefunden hat, mit denen er, natürlich vergeblich, versucht hat, wieder aus dem Grab heraus zu kommen.

Genauso kann jemand nochmals kurz erwachen, wenn er in der Krematoriumsbrennkammer liegt. Ähnlich schlimm kann der Zustand sein, wenn nach der „Todesdiagnose Hirntod“ möglichst schnell Organe entnommen werden, um in frischem Zustand für Transplantationen verwendet zu werden. Daß der weltweit

Todesurteil

hervorragend bezahlte Organhandel dazu verführt, sehr schnell nach der Feststellung des Todes nützliche Organe heraus zu sezieren, ist eigentlich offensichtlich. Daß auf diesem Sektor unglaubliche Machenschaften zugange sind, indem im passenden Moment der passende Mord geschieht, womöglich staatlich sanktioniert, wird allmählich und über Jahre hinweg immer klarer. Ganze Menschenzuchtfarmen sind in dieser Beziehung zu befürchten, denn so manche Organisation ist in dieser Hinsicht mit Leuten eigener, geschweige fremder Staaten, völlig ohne Skrupel. Sicher ist jedoch, daß viele tausende von Menschen nach ärztlichem Attest und in bester Überzeugung des den Tod feststellenden Fachmannes dennoch nicht tot sind. Zu viele Fälle sichern diese Aussage, nachdem hirntote Menschen wieder zu sich gekommen sind.

Dringend nötig ist eine Methode und Diagnose, festzustellen, wann ein Mensch hundertprozentig tot ist, um solchen Risiken ein für alle Mal zu begegnen. Und diese Diagnostik ist möglich, wenn auch erst seit etwa Ende der 70er Jahre. Das Mittel, den Tod völlig sicher festzustellen, kommt aus einer nach wie vor wenig bekannten, alle Medizin revolutionierenden Entdeckung. Es handelt sich um eine der wichtigsten Steuerungsfunktionen von Gehirn, Zellen und DNS, nämlich den absolut sicher nachgewiesenen Biophotonen.

Dies sind winzige Laser, die auf einer Unzahl von Spektren entscheidende Informationen innerhalb der Zellen und zwischen Zellen und Gehirn weitergeben. Große Bereiche der Zellsteuerung lassen sich genau über die lasercodierten Biophotonen ableiten, sei es die Zellteilung als solche, die Trennung der chemischen Gen-Hälften, sei es fast die gesamte spätere Zellkommunikation.

Schon allein die Feststellung, daß und wo Zellen absterben und

nachentwickelt werden müssen, benötigt eine sehr viel schnellere Reizleitung, als es über die Nerven möglich wäre. Eine lichtschnelle Nachrichtenübermittlung ist geradezu Voraussetzung dafür, daß die Zellen schnell genug über die DNS-Steuerung nachwachsen können. Erwiesenermaßen steuern die chemischen DNS-Moleküle den innen liegenden modulierten Mikrolaser, in kompliziertester Zusammenarbeit mit Nerven und unbewußter bis bewußter Hirndatenverarbeitung.

Schon lange bestehen Funktionsmodelle des Gehirns, die darauf hindeuten, daß das Gehirn nicht chemisch oder elektrisch, sondern holografisch arbeitet. Unter anderem wird dies durch die Tatsache untermauert, indem bei Gehirnschäden, vor allem beim Verlust von Gehirnteilen, andere Teile die Erinnerung wiederbeschaffen können, die, wie man meinte, nur in den jetzt zerstörten Gehirnplätzen gespeichert war.

Die Genlaser oder Biophotonen kann man, zumindest offiziell, erst mit der Elektronik der 70er und 80er Jahre feststellen. Solche Geräte sind heute so genau, daß man einzelne Photonen damit registrieren kann. Die DNS der einzelnen Zellen wiederum modulieren einerseits die Laser, d.h. sie übertragen alle möglichen Denk- und Steuerfunktionen über diese Kurzimpuls-Laser. Die Laser werden teilweise von der DNS erzeugt, andererseits innerhalb der DNS aufrechterhalten. Man kann ableiten und beweisen, daß die DNS einen suprakühlen Innenraum hat. Dieser wird in der Lasertechnik als Hohlraumresonator bezeichnet, und hat eine Stabilität oder Güte, die vermutlich weit über jeder derzeit technisch erzeugbaren liegt. Sicher wurde in den Labors mittlerweile erheblich aufgeholt, doch vor ein paar Jahren lag der Zellgütefaktor im Vergleich bei zehn hoch zwanzig gegenüber seinerzeit technisch erreichbaren zehn hoch acht Stabilitätseinheiten. Die Zellsteuerung funktioniert im Prinzip sowohl bei Pflanzen wie bei Tieren und beim

Menschen über diesen genetischen Laser, wobei bei Pflanzen natürlich keine (?) zusätzlich Hirnsteuerung vorhanden ist.

Stirbt nun Pflanze, Tier oder Mensch, so wird der Photonenspeicher der Zellen mehr und mehr undicht. Der Speicher der Laserimpulse und Wellen läßt sich nach dem Tod nicht mehr aufrechterhalten, und die Impulse, die lange Zeit stabil gehalten wurden, verschwinden als Lichtsignale aus den Zellen. Dies geht nicht in kurzer Zeit, haben die Zellen doch noch eine Weile ihre Funktion, teilweise durchs Unterbewußte gesteuert, selbst wenn das Lebewesen schon tot ist. Wirklich und mit Sicherheit tot ist es, wenn keine Licht-, Photon- und sonstige Laserimpulse mehr registriert werden können. Dies ist dann der sichere und zuverlässige Beweis, daß das betroffene Lebewesen, sei es Mensch, Tier oder Pflanze, tatsächlich tot ist.

Heute ist es kein größeres Problem, handliche Biophotonen- bzw. Gen-Laserimpuls-Meßgeräte zu bauen und geradezu jedermann, etwa Kliniken oder ambulanten Ärzten, zur Verfügung zu stellen. Ein riesiges Problem wird dadurch, und wahrscheinlich nur dadurch gelöst, erspart es doch die völlig realistische Möglichkeit, als Nicht-Toter beerdigt, verbrannt oder nach Organverkauf zu sterben, solange die Diagnose „Hirnstrom Null“ nach wie vor zum Todesurteil werden kann.

Es gibt berühmte Sonderfälle bei Menschen, die seit langer Zeit als klinisch tot erklärt sind. Dabei sind die „unverweslichen“ Toten und „Heiligen“ gemeint, die zum Teil seit Jahrhunderten (1) wie gerade gestorben daliegen, aber nicht verwesen. Manchen solcher „Heiligen“ wachsen Nägel und Haare nach. Mit der Genlaser- und Biophotonen-Meßtechnik würde man hier mit Sicherheit Abstrahlungen feststellen und damit eindeutig klären, daß solche Leute im Tiefkoma liegen, aber mitnichten tot sind. Eine medizinische Technik der Zukunft hat reelle Chancen, solche Leute wie-

derzubeleben. Was diese dann wohl über die Zeit ihres Komas und aus ihrer Vergangenheit berichten, ist sicherlich phänomenal.

Zur Unterscheidung ist aber zu sagen, daß manche der „heiligen Toten“ aus anderen Gründen nicht verwesen, jedoch wirklich tot sind. So gibt es einen Konservierungsprozeß, bei dem über Jahre hinweg Flüssigkeit ausgeschieden wird. Die Gründe sind unklar und liegen vermutlich in einem unbekanntem Energiekreislauf, der eventuell mit Außenstrahlung und Molekül- oder Atomprozessen anderer Art zu tun hat. Weiterhin kann die Umgebungsluft einen Toten konservieren. Nicht zuletzt können exotische Prozesse vorliegen, die aber allesamt irgendwo im naturwissenschaftlichen Bereich liegen. Findet sich keine Genlaserstrahlung, sind diese Menschen wirklich tot. Findet sie sich, so leben diese nicht gerade beneidenswert

ten Personen noch, in einem mehr oder weniger tiefen Komatschlaf. Es liegt also völlig im Rahmen des Möglichen, hier die Diagnose „tot“ oder „Koma“ stellen zu können, und es liegt ein hochinteressantes medizinisches Aufgabengebiet vor. Aktuell für die moderne Medizin liegt aber endlich ein sicherer Weg vor, um alle gravierenden Probleme einer unsicheren Todesdiagnose beiseite zu räumen.

Literatur

- Marco Bischof: „Das Licht in unseren Zellen“, Frankfurt 1995
Fritz A. Popp: „Biologie des Lichts“, Berlin 1984
Peter Tompkins, Christopher Bird: „Das geheime Leben der Pflanzen“, Fischer-Tb 1987
Fritz A. Popp: „Die Botschaft der Nahrung“, Fischer-Tb 1993
Viktor Farkas: „Rätselhafte Wirklichkeiten“, München 1998
Viktor Farkas: „Jenseits des Vorstellbaren“, Wien 1995

- Michael Talbot: „Das holographische Universum“, München 1992
Rainer Schenck: „Die Metronfeldtheorie, Bio- und Genlaser“, Hohenpeißenberg 1993, ISSN 0943-3449
Burkhard Heim: „Der Elementarprozeß des Lebens (1982); „Der kosmische Erlebnisraum des Menschen“ (1982); „Postmortale Zustände“ (1980) (Mit einer Ableitung der Entstehung der genetischen DNS-Laser aus den Substrukturen des Photons), alles Innsbruck
John Heymer: „The entrancing flame“, London

Urknall und Lichtgeschwindigkeit

Unlogische Gedanken über Gedanken

© F. E. Tworeck, Walfischbai (Namibia),
veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 24/1997

Seit einem runden halben Jahrhundert glauben „wir“, dass sich das All ausdehnt. Als „Beweis“ dient die Verschiebung der Spektrallinien zum roten Ende des Spektrums hin. Je weiter ein Stern von uns entfernt ist, desto größer ist die Rotverschiebung - bis zu 90 % der Lichtgeschwindigkeit sind schon gemessen worden, und Entfernungen bis zu etwa 18 Milliarden Lichtjahren.

Vor etwa 20 Milliarden Jahren soll das All in einem Urknall entstanden sein. Folglich müssen, von einem Punktaus, in zwei Milliarden Jahren die Teile, deren Licht uns heute nach weiteren 18 Milliarden Jahren erreichen, eine Strecke von 18 Milliarden Lichtjahren, bei zunehmender Geschwindigkeit, gesaust sein - nach dem Knall - gegen die Massenanziehung der Gesamtmasse, die sich dann ja zuerst in einem begrenzten Raum nahe beieinander befunden haben muss -, ins Nichts auf nichts zustürzend, wobei rundherum „etwas“ hat sein müssen, das der Materie zusätzliche Beschleunigung verlieh. Und da es uns rundherum so erscheint, müssen „wir“ wohl im Mittelpunkt gewesen sein. Oder?

Um nicht einer Geo- oder besser Eigengalaxis-zentrischen Illusion zu erliegen, lasst uns voraussetzen, wir wären irgendwo weit weg vom Mittelpunkt, aber noch 20 Milliarden oder mehr Lichtjahre vom „Rande“ entfernt. Der Relativität wegen erscheint sich in jedem Abstand rundherum alles gleich schnell weg zu bewegen. Relativ bewegen sich die am weitesten gegenüberliegenden Punkte in unserer Sicht mit $2 \times 0,9 \times c$ (= Lichtgeschwindigkeit) voneinander weg. Das heißt, das sich angeblich nichts schneller als Licht bewegen kann, dass am einen Ende relativ zum anderen Ende alles bereits nur Energie ist. Das ist ganz offensichtlich Unfug!

Oder das ausgesandte Licht kommt nicht mehr an, ist also, relativ gesehen, nicht mehr existent. Die Lichtwellen weisen dann eine negative relative Geschwindigkeit aus, sie bleiben zurück. Auch müsste sich die Materie, die nach zwei Milliarden Jahren bereits 18 Milliarden Jahre weg war vom Punkt Null, sich im Mittel mit neunfacher Lichtgeschwindigkeit ausgebreitet haben, um dann plötzlich stufenlos zu 0,9-facher Geschwindigkeit abgebremst zu werden, um weiterhin mit zunehmender Geschwindigkeit ins Nichts zu fallen bzw. angetrieben ausgedehnt zu werden. Da ist doch der Wurm drin!

Meines Erachtens muss die Lösung anders aussehen. Beispielsweise könnten die Lichtschwingungen langsamer, langweiliger werden. Nach einer gewissen Zeit - 20 Milliarden Jahre? - verschwinden sie aus dem Bereich des Sichtbaren. Das All gibt uns so die Möglichkeit, eine Eigenschaft des Lichtes zu studieren, die im kleineren Maßstab einer Milchstraße nicht leicht messbar ist. Das könnte auch im Einklang

stehen mit dem Gesetz der Erhaltung der Energie. Denn irgendwoher müsste doch die Ausbreitungsenergie kommen. Oder sind im All keine Energiemengen nötig, einen Lichtimpuls in immer unermesslichere Räume sich ausbreitend laufen zu lassen?

Dann ist das Langwelliger-werden gar kein Dopplereffekt. Auch so müsste es möglich sein, dem All, soweit wir es ‚sehen‘ können, eine Größe zuzuerkennen. Diese wäre dann natürlich erheblich kleiner als bislang angenommen .

Wird Licht, das aufhört zu schwingen, zu Materie? In ständigem Umsatz? Die Umkehrung dessen, was nach der erweiterten Ausdehnungstheorie geschehen müsste, wenn Milchstraßen Lichtgeschwindigkeit erreichen? (Was, natürlich, nach Einstein, nicht möglich ist. Und nach dem Gesetz der Erhaltung der Energie nicht ‚nötig‘ ist!).

Die „Ermüdung“ des Lichtes kann gewiss auch mathematisch erfasst werden, denn sie muss dem Gesetz von der Erhaltung der Energie gehorchen. Das wäre dann auch eine „Erklärung“. welche alles stark vereinfachen würde.

Es kann natürlich auch andere Mechanismen geben, die wir nicht kennen! Aber die Urknalltheorie ist meiner Meinung nach reiner Mythos! Vielleicht erdacht, um die Schöpfungsgeschichte zu beweisen? Leider, glaube ich, mit ein paar Schönheitsfehlern.

© 1999 K.-Laura Bräuer

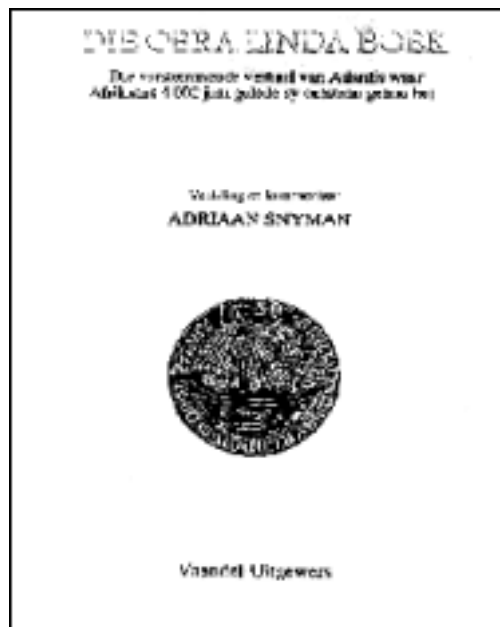
Die Ura Linda Chronik: noch immer ein heißes Eisen?

(Veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 6/1999)

Ist Professor Herman Wirth noch immer verdächtig, weil er eine Chronik übersetzte, die in anderen Teilen der Welt gut und gängig ist?

Müssen wir uns einer Diktatur über unser Denken noch immer beugen, oder dürfen wir - endlich - auch Texte lesen und in unsere Vorstellungswelt einbeziehen, da ja keine festen Vorstellungen mehr geboten werden?

Auf einer Tagung, die uns zu den Externsteinen ins Lipper Land führte, hörte ich zum ersten Mal von dieser *ältesten Geschichte*. Und wahrhaft alt muss sie sein, weil sie von Dingen berichtet, die sich vor der Sintflutzeit, vor den zu Göttern erhobenen Menschen, vor der Entstehung des Stammes der Kelten und ihrer Druiden, abgespielt hat. Da wird von einer Kultur gesprochen, deren ethische Forderungen so hoch angesetzt sind, dass wir nur davon träumen können. Da wird der Abstieg der Ethik-Verwirklichung genauestens beschrieben. Und es werden Erklärungen angeboten über Dinge, bei denen unser heutiges Wissen bisher im Dunkeln tappte. Die Annahme, dass es keine schriftlichen Aufzeichnungen aus der *grau-en Vorzeit* gäbe, und die ans Lächerliche streifenden Erklärungen, warum das so sein müsse, sind nun wohl beiseite geräumt. Besonders interessant ist der Kampf dieser niederländischen Findung in unserer westlichen Wissenschafts-Clique. Was war es denn, was uns dieser Fund wegnahm? Etwas, das uns so lieb ans Herz gewachsen war - unsere alten Götter, oder die christliche Religion? Oder beides? Die Empörung unserer Universitätsprofessoren, deren Lehrauftrag wackelige Beine bekam? Was es auch immer gewesen sein mochte, wir haben es uns ja noch nie leicht gemacht, wenn es darum ging, überkommenes Wissen zu ändern, wenn es neue Fakten gab. Es sollte eben alles wirklich nachgeprüft und durch Querverbindungen erhärtet sein, ehe es seinen Weg in die Hörsäle fand.



Heute ist das etwas leichter, weil wir es schon fast gewohnt sind, Lehrmeinungen zu ändern. Frau Berta Voigts, die ja lange Zeit in Afrika gelebt hat und deren Familie dort noch immer aktiv ist, schickte mir die Nachricht, dass Adriaan Snyman einen Vortrag über dieses Buch hielt, dessen Grundlage ein in Südafrika veröffentlichtes Buch *Die Oera Linda Boek* in Afrikaans, also in der dortigen Landessprache, war. Seine Beobachtung, dass die Sprache der Buren in Südafrika dem Friesischen äußerst ähnlich ist, und dass diese Sprache uralte ist, lässt ganz überraschende Rückschlüsse zu, die aber bereits in der Chronik selbst als logisch und nachvollziehbar dargestellt werden.



Prof. Hermann Wirth (1885-1981)

Ich möchte hier eines der Vorworte zitieren, damit man verstehen kann, was da so Aufregendes zutage gekommen ist.

„Okke, mein Sohn!

Diese Bücher musst Du mit Leib und Seele wahren. Sie umfassen die Geschichte unseres ganzen Volkes und unserer Ahnen.

Vergangenes Jahr habe ich sie aus der Flut gerettet mit Dir und Deiner Mutter. Aber sie waren nass geworden: Dadurch fingen sie nachher an, zu verderben. Um sie nicht zu verlieren, habe ich sie auf ausländischem Papier abgeschrieben. So wenn Du sie erben wirst, sollst Du sie auch abschreiben. Deine Kinder desgleichen, damit sie nimmermehr verloren gehen.

Geschrieben zu Ljuwert, nachdem Atland versunken ist, das dreitausend-vierhundertundneun-und-vier-zig-ste Jahr, das ist nach der Christen Rechnung das zwölfhundertsechsfünfzigste Jahr. Hidde zugenannt Ura Linda (Über die Linden). - Wache."

Meine ganz persönliche Freude, die ich empfand, als ich davon erfuhr, die Texte las und tief in mir ein Echo davon widerklang, als müsste es so und nicht anders gewesen sein, drängte mich, auch vor diesem Forum darüber zu sprechen. Mehr Menschen die Möglichkeit zur Ergänzung ihres Suchens zu verhelfen. Eben ein in Vergessenheit zurücksinkendes Wissen wieder hervor zu holen. Die Diskussion mit neuen Fakten zu bereichern. Es geht ja dabei nicht um das Aufwärmen an einem edlen Öfchen, sondern darum, Mut zu gewinnen. Erfahrungen, die in uns gespeichert sind, zu aktivieren und uns einmal mehr der Mitverantwortung bewusst zu werden, die unser eigenes, persönliches Denken im Gesamtgefüge ausmacht.

© 1999 Barbara Teves (HP)

Trennkost und andere(r) Diäten (-Wahnsinn)

(Veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 6/1999)

Immer wieder werden Reduktionsdiäten, vor allem im Frühling und Sommer, als erfolgreicher Weg zur Gewichtsreduzierung propagiert. Der ganz große Trend ist dabei die **Trennkost**.

Die ursprüngliche Trennkostlehre entwickelte der amerikanische Arzt Dr. Howard Hay. Er empfahl, bei der Zubereitung der Mahlzeiten Eiweiße und Kohlehydrate zu trennen. Gemäß dieser Lehre gibt es schädliche „Säurebildner“ unter den Nahrungsmitteln. Gemüse, Obst und Salat gelten als „Basenbildner“, die Säure neutralisieren, die Ausscheidung fördern und den Stoffwechsel entlasten.

In der Praxis werden nun die Nahrungsmittel einer Eiweiß-, Kohlehydrate- und einer neutralen Gruppe zugeordnet. Dementsprechend gibt es zu Steak, Fisch oder Ei reichlich Gemüse oder Salat, aber keine Kartoffeln, Nudeln, Reis oder Brot. Dafür gibt es dann zu Kartoffeln, Nudeln, Reis oder Brot reichlich Gemüse oder Salat, jedoch ohne Fleisch, Fisch oder Ei. Ab 14 Uhr sollen keine Eiweißgerichte mehr verzehrt werden, da dies die Verdauung belasten soll.

Ganz abgesehen davon, ist bei bei Fleisch-, Fisch oder Eier-Verzehr äußerste Vorsicht geboten, nicht unbedingt aus vegetarischen Gründen, sondern vielmehr wegen der Belastungen mit Toxinen (Giften), Antibiotika (chemisch-medikamentösen Behandlungen) und letztlich Verseuchung mit BSE (Rinderwahnsinn).

Das ursprüngliche Konzept der Trennkost ist aus heutiger Sicht weder medizinisch noch ernährungswissenschaftlich haltbar. Dr. Hay übersah, daß z.B. viele natürliche Lebensmittel, wie Milch, Getreide und Hülsenfrüchte, sowohl Eiweiß als auch Kohlenhydrate enthalten. Unsere erste Nahrung - die Muttermilch - enthält zu fast gleichen Anteilen Eiweiß und Kohlenhydrate! Ebenso war ihm nicht bekannt, daß sich tierisches und pflanzliches Eiweiß in ihrer biologischen Wertigkeit ergänzen. Heute weiß man mehr über die chemischen Verdauungsgesetze. Das Enzymsystem des Menschen ist darauf ausgelegt, Eiweiße und Kohlehydrate gleichzeitig zu verdauen. Bei der Nahrungsaufnahme werden alle Verdauungsenzyme sezerniert (abgesondert), unabhängig von getrennter Eiweiß- oder Kohlehydrat-

Nahrungsaufnahme. Abwechslungsreiche und ausgewogene Kost beeinträchtigt den Säure-Basen-Haushalt unseres Organismus nicht negativ. Als *Gesunde* stehen uns sowohl metabolisch (stoffwechselbedingt) über die Nieren als auch respiratorisch (atmungsaktiv) über die Lunge beste Puffersysteme zur Verfügung.

Und nun die **Trennkost** als Diät betrachtet: Ist sie zum Abnehmen geeignet? *Jede* energie- und fettarme Mischkost führt *grundsätzlich* zur Gewichtsreduzierung. Obst und Gemüse wird heute ohnehin vermehrt empfohlen. Bei vermeintlichem erfolgreichen Abnehmen mit der Trennkost stellt sich daher zwangsläufig die Frage: Lag dies an der „Trennung“ oder an der reduzierten Energiezufuhr? Von Ernährungsmedizinern wird vor Mangelerscheinungen durch Langzeitanwendung der originären Hay'schen Trennkost gewarnt. Was heute als erfolgversprechende Trennkost gehandelt wird, ist nichts anderes als energiereduzierte Mischkost. Mit der ursprünglichen Hayschen Idee hat dies nicht mehr viel gemeinsam.

Ebensowenig sind die **Superdiäten** für eine dauerhafte Gewichtsreduzierung geeignet. Das Versprechen, innerhalb von „20 Tagen 10 Kilogramm“ fast ohne Mühe abzunehmen, sollte nur ein müdes Lächeln hervorrufen. Bei solchen Diäten ist der *Jo-Jo-Effekt* vorprogrammiert. Der Körper legt nach solch einer Radikalkur einen noch größeren „Reservevorrat“ an, als er schon vor dem „Hunger-Schock“ hatte. Bei fast allen bekannten Diätkuren gibt es Risiken und Nebenwirkungen.

Bei der **Atkins-Diät** gibt es reichlich Fleisch, Wurst und Sahne zu essen, jedoch *keine* Kohlenhydrate. Nach der Devise: Fett macht schlank! Die Diät ist deshalb nicht empfehlenswert, evtl. sogar gesundheitsschädlich.

Die **Hollywood-Diät**, **May-Kur** und **Max-Planck-Diät** versprechen: Eiweiß macht schlank! Sie enthalten somit zuviel Eiweiß, Cholesterin und Purine, während die Kohlehydrate sträflich vernachlässigt werden. Deshalb sind auch diese Diäten nicht empfehlenswert und unter Umständen ebenso gesundheitsschädlich.

Auch die Diäten, bei denen auf die **Enzyme** der **Südfrüchte** als große *Abnehmwunder* gesetzt werden, sind wenig geeignet. Der Verzehr von großen Mengen an tropischen Früchten, wie Ananas, Papayas oder Mango sorgt lediglich dafür, daß durch die aufgenommenen Enzyme die Lebensmittel vom Körper besser verdaut werden und so auch mehr Energie liefern. Tatsächlich erfolgt die Gewichtsabnahme durch den hohen Obstanteil, der insgesamt weniger Kalorien enthält. Ein einzelner Obsttag kann sicher nicht schaden, bei längerer Anwendung dagegen kommt es auch hier zu Mangelzuständen.

Formula-Diäten sind Instantpulver, um trinkfertige Mahlzeiten herzustellen. Die Nährstoffzusammensetzung des Pulvers ist gesetzlich geregelt und somit eine ausreichende „Zufuhr“ weitgehendst gesichert. Für stark Übergewichtige, die schnell Pfunde verlieren sollen, ist die Diät *unter ärztlicher Aufsicht* sicherlich kurzfristig als Motivationshilfe sinnvoll. Ein Verhaltenstraining für eine durchdachte und gesunde Ernährung im Anschluß ist wichtig und notwendig. Vernünftig Gewicht verlieren, muß die Devise sein, um eine dauerhafte Gewichtsreduzierung zu erreichen. Das heißt, eine Gewichtsabnahme von höchstens 500 Gramm pro Woche ist der Gesundheit zuträglich. Übergewichtige müssen lernen, sich langfristig ausgewogen zu ernähren. Deshalb sind alle Arten von Blitz- und Crash-Diäten abzulehnen. Sie führen nur zu einer Ausschwemmung von Wasser aus dem Körper, während die Fettpolster zurück bleiben. Zusätzlich wird die geistige Leistungsfähigkeit beeinflusst.

Wissenschaftler haben festgestellt, daß eine abrupte Kaloriendrosselung um mehr als die Hälfte, also zum Beispiel von normalerweise 2000 auf 900 Kilokalorien während einer Diät, zu verlängerten Reaktionszeiten, Konzentrationsstörungen und Problemen mit dem Kurz-zeit-gedächtnis führen - und zwar auch noch einige Zeit über das Diätende hinaus!

Ist eine Gewichtsreduzierung für das persönliche Wohlbefinden oder aus gesundheitlichen Gründen indiziert (angezeigt), so beginnen Sie bei der Überprüfung Ihrer Eßgewohnheiten. Holen Sie sich zusätzlich fachlichen Rat und fachliche Beratung. Dazu stehen genügend seriöse und auch bezahlbare Möglichkeiten zur Verfügung.

Barbara Teves (HP)
Am Stutenanger 3A
D-85764 Oberschleißheim
Tel./Fax (089) 315 02 60

Das dunkle Zeitalter (V.)

Jupitermonde und Kalender

(Veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 35/1999)

1. Jupitermonde im Überblick

War die Erde wirklich einmal ein Trabant des Jupiter? Dann müssten sich eigentlich irgendwelche Beobachtungen nicht nur des Jupiter selbst, sondern auch über Eigentümlichkeiten einiger Monde in Überlieferungen erhalten haben. Darum erscheint es angebracht, zunächst einen Überblick über das System der Jupitermonde zu vermitteln.

Ein Überblick über die Jupitermonde und ihre Umlaufperioden ergibt nämlich folgendes Bild (siehe Tabelle):

Die Jupitermonde					
<i>Nr./Name</i>	<i>Durchmesser in km</i>	<i>Bahn- neigung</i>	<i>Entfernung vom Jupiter in km</i>	<i>Siderischer Umlauf</i>	
XVI	1979 J3	ca. 40	?	127600	?
XIVI	1979 J1	ca. 35	?	ca. 128000	?
V	Amalthea	155x270	0.4°	181300	11h 57m
XV	1979 J2	ca. 75	?	225000	?
I	Io	3632	0.0°	421600	1d 18h 28m
II	Europa	3126	0.5°	670900	3d 10h 17m
III	Ganymed	5276	0.2°	1070000	7d 3h 59m
IV	Callisto	4820	0.2°	1883000	16d 18h 05m
XII	Leda	8	26.7°	11100000	254d
VI	Himalia	170	28°	11467000	266d
X	Lysithea	19	29°	11710000	276d
VII	Elara	80	28°	11743000	276h
XII	Ananke	17	147°	20700000	551d
XI	Carne	24	163°	22350000	597d
VIII	Pasiphae	27	148°	23300000	635d
IX	Sinope	21	157°	23700000	645d

(Quelle: Hunt/Moore: „Jupiter“, Freiburg i. Br. 1982)

Die vier großen Monde sind Objekte besonderer Forschungen geblieben, wobei natürlich besonders die Frage interessiert, wie weit dort Leben existiert. Ich stelle diese Frage zurück.

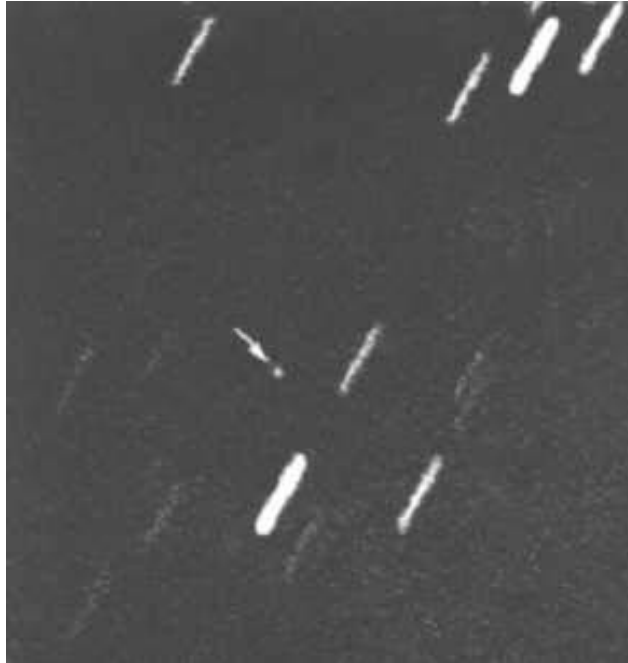
Uns interessiert zunächst die Frage, wie weit die Umläufe der Monde wichtig waren für eine Menschheit, die mit der Erde den Jupiter umkreiste. Hat man etwa bestimmte Mondumläufe für einen Kalender benutzt?

Man weiß ja, dass auch unser Mond Luna mit seinen Umläufen für Urformen der Zeitrechnung als Monatskalender benutzt wurde und immer noch benutzt wird, wie im Islam. Für Bewohner im Bereich der Großplaneten, deren Umlauf um die Sonne viel zu lange dauert, um ein handliches Zeitmaß abgeben zu können, müssen Mondumläufe noch wichtiger sein, so auch beim Jupiter. Und welche seiner Monde hatten sich dafür wohl geeignet?

Wir können die Jupitermonde in drei Gruppen einteilen:

Innere Monde mit einer Umlaufzeit bis zu 17 Tagen, nach einer großen Lücke folgen die mittleren Monde mit 254 bis 276 Tagen. Abermals nach großer Lücke die äußeren Monde mit über 500 Tagen.

Welche Monde würden sich für Kalenderzwecke geeignet haben?



Der Jupitermond Leda (Pfeil)

2. Jupitermonde standen Modell für Erden-Kalender

Die inneren Monde laufen zu schnell um den Jupiter, die äußeren brauchen zu viel Zeit. Nur die mittlere Gruppe kommt in Betracht.

Der Mond Nr. 7 (Elara) hat nach dieser Tabelle eine Umlaufzeit, die 260 Tage um nur sechzehn Stunden überschreitet, ebenso wie der Mond Nr. 10 (Lysithea). Leda (Nr. 12) liegt mit 254 Tagen nur knapp unter 260 Tagen, Himalia (Nr. 6) mit 266 nur knapp über 260 Tagen. Jedenfalls ist der Umlauf zu rund 260 Tagen auffällig.

Was lehrt nun ein Studium altorientalischer Kalendersysteme?

1. Mittelamerika: Die Übereinstimmung mit dem altamerikanischen Kalenderzyklus zu 260 Tagen - *Tzolkin* bzw. *tonal-amatl* genannt - ist so offensichtlich, dass man eigentlich keinen Augenblick daran zweifeln kann, dass die astronomische Grundlage für diesen Kalenderzyklus, die man bislang vergeblich gesucht hat, im Jupitersystem vorhanden sind, heute wie vor Jahrtausenden.

Sonderbar, dass noch niemand darauf gekommen ist, in einem astronomischen Handbuch die anderen Planeten und ihre Monde unter die Lupe zu nehmen. Autoren, die über Astronautengötter schreiben, hätten das als willkommenes Argument verwenden können, dass Raumfahrer vom Jupiter diesen Kalender den Erdenmenschen übermittelt hätten. Ich vertrete aber die Auffassung, dass die Erdenmenschheit durch eigene Beobachtung die Umlaufzeiten dieser Monde ermittelt haben kann und erblicke darin ein gewichtiges Argument dafür, dass die Erde für geraume Zeit ein Trabant des Jupiter gewesen ist.

Diese Monde fügen sich der allgemeinen Umlaufrichtung ein, der auch die großen inneren Monde folgen, nur die Bahnneigung ist größer und entspricht mit 28° dem Saturnsystem.

Neuerdings ist allerdings ein Versuch unternommen worden, eine Beziehung zum

Sonnenfleckenzyklus der 68302 Tage (= 187 Jahre) her zustellen. Aber was Gilbert und Cotterell dafür anführen, kann schwerlich überzeugen, denn die 260 sind in den 68302 ja nicht einmal im Sinne eines Vielfachen enthalten. Statt bei der Sonne zu suchen, hätten sie sich mit dem Jupiter beschäftigen müssen.

Da ist es auch unschwer möglich, eine Beziehung des Tzolkin zum Jupiterumlauf selbst zu erkennen:

100 Tzolkin sind rund 26000 Tage, 6 Jupiterumläufe zu 4332,6 sind 25.995 Tage.

Dazu habe ich feststellen können, dass genau diese Zeitspanne von rund 71 Jahren vor rund fünf Jahrtausenden einmal von außergewöhnlicher Bedeutung gewesen ist, als Endzeit vor der biblischen Sintflut. Das mögen Sie in meinen Veröffentlichungen über das Sonnenjahr nachlesen.

2. Genesis: Äußerst wichtig war dann meine Entdeckung, dass die eben erwähnte Epoche der 100 Tzolkin identisch war mit den 100 biblischen „Jahren“, die in der Genesis-Chronologie vom 500. bis 600. Jahr Noahs vergingen, bis zur Sintflut. So kam ich dar auf, dass die Jahre Noahs ebenfalls Tzolkin gewesen sind - sogar die ganze Zeit der Patriarchen von 1656 angeblichen „Jahren“ von Adam bis zur Flut waren Tzolkin! Es handelte sich offenbar um eine Zeitrechnungseinheit, die sowohl in der Neuen als auch in der Alten Welt in Gebrauch gewesen ist. Sie hat sich lediglich in Mittelamerika bis zuletzt erhalten, bis die Spanier ins Land kamen.

(Wie sich die Genesis-Chronologie in die Epochen der Vorzeit einfügt und datieren lässt, lesen Sie in „Polsprung“, S. 90.)

Literatur

Hans J. Andersen: „Am Anfang war die Zahl“, in der Reihe IMAGO MUNDI, Nr. 5/1993, Studienreihe des Kult-Ur-Instituts e. V.; zu beziehen im Andersen-Verlag, Körnerstraße 84, D-58285 Gevelsberg



Hans J. Andersen ist u.a. auch Autor des Sachbuches „Polsprung. Prophezeiungen und wissenschaftliche Analysen“ (G. Reichel Verlag, ISBN 3-926388-43-9)

© 1999 Eugen Gabowitsch

Newton als geistiger Vater der Chronologiekritik und Geschichtsrekonstruktion (neben Hardouin)

(Veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 6/1999)

Die Rolle von Isaac Newton als einer der ersten Zweifler an der Richtigkeit der Chronologie von Scaliger und Pettau kann kaum durch einen Artikel gebührend gewürdigt werden. Trotzdem haben der Autor und die SYNESIS-Redaktion mit der Veröffentlichung von Topper (1999) einen wichtigen ersten Schritt in die notwendige Richtung getan. Aus der heutigen Perspektive soll nicht nur die Kürzung der Chronologie durch den großen Naturwissenschaftler, sondern sein überzeugender empirischer Beweis der Unmöglichkeit einer eindeutigen Datierung der historischen Ereignisse hervorgehoben werden, auch wenn für Isaac Newton gerade die kürzere Chronologie selbst die wichtigste Rolle spielte.

Neben dem unermüdlichen Kritiker der Existenz des Altertums Jean Hardouin muss Isaac Newton als einer der Väter der heutigen Chronologiekritik betrachtet werden. J. Hardouin hat solche Wissenschaften, wie Numismatik, Archäologie, literarische Kritik und kritische Historiografie, als Erster (oder einer der Ersten) verwendet, und soll darum als Erzvater der westlichen Geschichtsrekonstruktion betrachtet werden.

I. Newton gründete die naturwissenschaftliche Kritik der Geschichtsschreibung, die bei russischen Chronologiekritikern des 20. Jh. ihre besondere Blüte erlebt. Mit seinem Artikel versucht Uwe Topper – und er macht es professionell und überzeugend - eine schmerzliche Lücke in der deutschen Literatur zur Chronologiekritik und Geschichtsrekonstruktion (ChK&GR) zu schließen: Er erzählt die spannende Geschichte um den großen Naturwissenschaftler Isaac Newton, der sich sein ganzes Leben lang für Theologie, Geschichte und Chronologie interessierte und zahlreiche Manuskripte zu diesen Themen verfasste. Nur wenige von diesen Manuskripten wurden vom vorsichtigen, aber der Natur nach häretischen großen Wissenschaftler veröffentlicht oder für eine Veröffentlichung vorbereitet. Und wir, die Chronologiekritiker, können von unermesslichem Glück reden, dass unter diesen auch zwei Schriften zur Chronologie gewesen sind.

Newtons Chronologie in anderen Ländern und Zeiten

Eine Würdigung der chronologischen Verdienste von Isaac Newton findet fast in jedem Buch der russischen Autoren Fomenko und Nosovski statt. Auch Nikolaj Morosow hat über das Buch noch während seiner mehr als zwanzigjährigen Einzelhaft erfahren und eilte sofort nach der Entlassung aus dem Gefängnis Ende 1905, das Buch zu finden und zu lesen.

Bei Fomenko wird mit Genugtuung betont, dass Newton viele wichtige Daten der ägyptischen Geschichte um ca. 1800 Jahre verjüngte, was der von Fomenko entdeckten Verschiebung um ca. 1800 Jahre in der alten Geschichte ziemlich gut entspricht. Auch die Verschiebung um 300 Jahre kommt bei Fomenko oft vor und gehört - nach seinen umfangreichen statistisch chronologischen Recherchen - zu den verbreitetsten Fehlern in der heutigen Geschichtsschreibung.

Die Engländer, die sich viel weniger als die Deutschen und Russen mit der ChK&GR beschäftigen, haben das Buch von Newton 1988 als Reprint wieder aufgelegt. Stellt sich die Frage, wieso die verkürzte deutsche Übersetzung dieses Buchs von Philipp Georg Hübner (s. Newton, 1741, 1745) nie in der Literatur zur ChK&GR zitiert, kommentiert oder als Reprint herausgegeben wurde?

Nach der Untersuchung der vollständigsten aller Veröffentlichungslisten von Newton kam Fomenko zum Schluss, dass vor 1988 die letzte separate Herausgabe des Chronologie-Buchs von Newton im Jahr 1770 erfolgte. Diese Veröffentlichung enthielt auch einen Brief aus dem Jahre 1754 vom Bischof von Rochester, Zachary Pearce, an Dr. Hunt, Professor der Hebraistik an der Uni Oxford. In Manuel (1963) fand ich auch die Erwähnung einer italienischen Übersetzung des Buchs, die in Venedig 1757 veröffentlicht wurde.

Ende des 18. Jh. wurden die gesammelten Werke von I. Newton veröffentlicht (1779-1785). Die im fünften Band dieser Ausgabe platzierte Chronologie wurde mit Fußnoten versehen, die die „Fehler“ von Newton betonen sollten.

Eine Unterbrechung des Interesses zum Chronologiebuch von I. Newton markiert die Kanonisierung der Chronologie des antiken Mittelmehrraums, die etwa Ende des 18. Jh. stattfand. Trotzdem wurde 1827, zum 100. Jahrestag seines Todes, eine anonyme Abhandlung „Essays on Chronology“ in Cambridge veröffentlicht, die versuchte – mindestens teilweise – die Verdienste von I. Newton im chronologischen Bereich zu würdigen. Insbesondere wurde die Gültigkeit seiner kritischen Überlegungen zur mittleren Dauer der Herrschaften in frühen Zeiten betont. Auch 1830 wurde, im dritten Band des Buchs „Fasti helenici. The Civil and Literary Chronology of Greece and Rome“ von Henry Fynes Clinton, die Chronologie von Newton diskutiert und nicht vollständig abgelehnt.

Die Wiederbelebung des Interesses zur Rolle von I. Newton in der Chronologiekritik im 20. Jh. ist mit der Tätigkeit der russischen Chronologiekritiker M. M. Postnikov und A. T. Fomenko verbunden. Diese zwei bekannten Mathematiker, sowie die Mitautoren von späteren Büchern von Fomenko (V. Kalashnikov, G. Nosovski u. a.), fühlten sich als Nachfolger von I. Newton, der für sie ein glaubwürdiger und wissenschaftlich ähnlich denkender Vorreiter war. Bestimmt kann man das auch im Falle des schon erwähnten N. A. Morozow behaupten, der die kritische Betrachtung der mittleren

Herrschaftsdauer, die I. Newton – vermutlich als Erster in der Geschichte – unternahm, ergänzte und zur statistisch chronologischen Arbeitsmethode in der Chronologiekritik entwickelte.

Für Fomenko ist die Chronologie der ersten Jahrhunderte (16.-18. Jh.) die wirkliche Existenz dieser Wissenschaft, ein Teil der Mathematik, und er sieht seine Aufgabe in der Rückführung der praktisch vergessenen Wissenschaft Chronologie (kaum eine Universität in der Welt bietet heute die Ausbildung zum Chronologen!). Chronologie muss befreit werden von ideologischen und dogmatischen Vorstellungen, verwandelt in eine überprüfbare und verständliche rechnerische Wissenschaft, deren Ergebnisse für jeden nachvollziehbar und überzeugend sind.

Kurze und lange Fassung der Chronologie von Newton

Aus der Schilderung von Uwe Topper geht hervor, dass Newton zuerst (1720) eine kurze Fassung der Chronologie zusammenstellte und erst später eine viel detailliertere. Die Einzelheiten dieser Geschichte sind nicht nur interessant, sondern auch viel über die Umstände seines Lebens und seiner Schwierigkeiten im Umgang mit Zeitgenossen aussagend. Schauen wir an, wie Westfall (1996) sie beschreibt, als er über Newton Folgendes zu berichten weiß:

„In hohem Alter kehrte er zu den theologischen Themen zurück, für die er sich in seinen frühen Mannesjahren glühend begeistert hatte. Er hatte seine theologischen Studien zwar nie ganz aufgegeben, aber nach der Veröffentlichung der Principia standen sie 20 Jahre hindurch eher im Hintergrund. Nur eine kleine Zahl theologischer Papiere fällt mit Sicherheit in diese Zeitspanne. In den Jahren 1705/10 befasste er sich wieder intensiver mit Theologie, und in seinen letzten Jahren galt ihr trotz aller Belastung durch die Neuauflagen der Principia und der Opticks sein Hauptinteresse. In diesen späten Papieren stehen oft Informationen über frühe Häresien neben Material über heidnische Religionen, über die Natur Christi oder die Chronologie der Propheten. [...] In der Theologie war Newton zu ebenso radikalen Schlussfolgerungen gekommen wie in der Naturphilosophie. Bisher hatte er sie nur einem begrenzten Kreis enger Vertrauter eröffnet. Mit fortschreitendem Alter und eingedenk des unvermeidlichen Endes wuchs in ihm das Bewusstsein seiner Verantwortung. Wenn er stürbe, so sagte er, ‚werde er die Genugtuung haben, die Philosophie in weniger mangelhaftem Zustand zurückzulassen, als er sie vorgefunden habe‘. (S. 372)

Weil Newton einige der häretischen Auffassungen nicht nur beschrieb und analysierte, sondern sie auch für richtig hielt (heute wird ihm eine Neigung zum Arianismus nachgesagt, die er aber sein ganzes Leben lang von der Öffentlichkeit verbarg), scheute er die entsprechenden Manuskripte zu veröffentlichen. Er war sehr um die eigene Stellung und Achtung besorgt, und als alter Mann die Bekanntgabe seiner häretischen Vorstellungen noch stärker zu vermeiden wollte, *„als dies der junge Rebell 50 Jahre früher getan hatte“.*

Wie Uwe Topper mit gutem Grund betont, wuchsen die chronologischen Kürzungen bei Newton aus seinen theologischen Schlussfolgerungen.

Newton war seit rund zehn Jahren mit der Überarbeitung seiner Deutung theologischer Arbeiten beschäftigt, *„als Caroline, die Princess of Wales, 1716 von seinen neuen Prinzipien der Chronologie erfuhr. Sie interessierte sich sehr dafür und bat Newton um eine Abschrift seiner Arbeiten. Newton gab seine Werke nie leicht aus der Hand. Noch weniger lag ihm daran, der Princess of Wales eine Abhandlung zu überlassen, die immer noch genügend häretische Aussagen enthalten konnte, um seine sofortige Entlassung als Direktor der Münze zu rechtfertigen. Gut geschult in der Kunst des Hinauszögerns, argumentierte er, das Werk sei ‚unvollkommen und verworren‘, doch er wusste sehr wohl, dass mit einer königlichen Anweisung nicht zu scherzen war. Eilig verfasste er ein ‚Abstract‘ seiner Chronologie, das später den Namen ‚Short Chronology‘ erhielt und die Arbeit in ‚die zu ihrer Prüfung geeignetste Form‘ brachte, und überreichte es einige Tage später der Prinzessin. Für sich betrachtet und losgelöst von den ‚Origines‘, auf denen sie basieren, enthielten die Ideen des ‚Abstract‘ nichts besonders Neues und nichts, was Anstoß hätte erregen können. Indem er seine umstürzlerische Theologie als Chronologie verkleidete, hatte sie Newton selbst für den königlichen Gebrauch genug entschärft“.* (S. 373)

In unserer weiteren Schilderung folgen wir dem Buch Manuel (1963): Prinzessin Caroline wurde gebeten, die kurze Chronologie nicht zu verbreiten. Trotzdem wurde die Existenz der kurzen Chronologie immer bekannter, und viele haben Newton um weitere Kopien gebeten. Obwohl er einige solche Kopien anfertigte (hauptsächlich, um kleine Korrekturen zu machen), gab er sie praktisch keinem der Interessenten, auch wenn unter solchen viele bekannten Chronologen der Zeit waren, die eine gewisse Aufwertung ihrer Wissenschaft durch die Einbeziehung des berühmten Newton in die eigenen Reihen gehofft haben. Einer von diesen Interessenten war Abbé Conti, dem Newton eine Kopie der kurzen Chronologie, entsprechend der Bitte von Prinzessin Caroline, ausnahmsweise anvertraute. Abbé Conti nahm diese Kopie mit nach Paris, wo er sie mehreren interessierten Wissenschaftlern zu lesen gab.

M. Freret, ein bekannter Chronologe dieser Zeit, Mitglied der Académie des Inscriptions et Belles-lettres, übersetzte die kurze Chronologie ins Französische und schrieb dazu seine eigenen kritischen Kommentare. Diese Übersetzung gelangte in die Hände des Buchhändlers G. Gavelier, der die Veröffentlichung anstrebte und im Mai 1724 einen Brief an Newton schrieb, um eine Erlaubnis zur Publikation zu bekommen. Newton beantwortete den Brief nicht (vermutlich wollte er dadurch seine Abneigung gegenüber der Veröffentlichungsidee ausdrücken oder war selbst noch nicht sicher, was er eigentlich wollte). Im März 1725 schrieb G. Gavelier einen weiteren Brief, und wieder schwieg Newton, obwohl in dem Brief stand, dass das Schweigen als Zustimmung zur

Veröffentlichung interpretiert werde. Dann begann G. Gavelier die Vorbereitung der Publikation. Für alle Fälle bat er seinen Freund in London, Newton zu besuchen und ihn zur Erlaubnis zu bewegen. Das Treffen fand am 27. Mai 1725 statt, und Newton verweigerte die Erlaubnis. Doch als diese Nachricht Paris erreichte, war das Buch schon verlegt.

Newton bekam ein Exemplar des „Buchs Newton“ (1725) am 11. November 1725 und veröffentlichte sofort einen Brief in „Transactions of the Royal Society“, v. 33, 1725, p. 315, in dem er Abbé Conti beschuldigte, sein Wort gebrochen und gegen den Willen des Autors gehandelt zu haben. Ob die ganze Geschichte vielleicht doch einem heimlichen Wunsch Newtons entsprach, seine kurze Chronologie zu veröffentlichen und zu sehen, wie die Öffentlichkeit darauf reagieren wird, darüber darf spekuliert werden.

Die Reaktion der Wissenschaft war eher negativ. *„Pater Etienne Souciet, ebenfalls ein Experte in früher Chronologie, veröffentlichte fünf Abhandlungen gegen Newtons Datierungssystem. Als nunmehr alter Mann wollte Newton zunächst die Angriffe ignorieren, um eine neue Kontroverse zu vermeiden. Doch änderte er schließlich seine Meinung und beschloss, sich dadurch zu verteidigen, dass er sein Werk zur Chronologie in vollständiger Form herausbrachte. Während er es noch einmal überarbeitete, ereilte ihn der Tod. Wir sollten daraus nicht schließen, dass er das Werk unvollendet hinterlassen hat. Endlose Überarbeitungen waren Newtons Schicksal, so gering die Änderungen oft auch waren.“* (Westfall, 1996, S. 373). 1728, ein Jahr nach Newtons Tod, wurde die vollständige Fassung in England veröffentlicht (Newton, 1728). Bald danach wurde auch die französische Übersetzung der „langen“ Chronologie in Paris verlegt (Newton, 1728a).

Newton als Vater der chronologischen Statistik

Im letzten Teil seines Artikels „Wie war Newton zu seinen Ergebnissen gekommen?“ betont Uwe Topper, dass auch Newton nicht immer klar begründen konnte oder wollte, wie er zu seinen Ergebnissen gekommen war (eine Angewohnheit, die bei den Chronologen bis in die heutigen Tage als Regel zu beobachten ist). Trotzdem finden wir bei Topper in seinem vorletzten Kapitel auch die Antwort auf die von ihm gestellte Frage: Newton kam zu seinen Ergebnissen durch zwei wichtige neue oder verbesserte Methoden:

- durch astronomische Retrokalkulationen (diese benutzte schon Pettau, aber nicht, um mit maximaler Präzision die astronomischen Angaben der alten Autoren zu überprüfen, sondern um eine mehr oder weniger plausible Bestätigung der fantastischen Chronologie von Scaliger vorzugaukeln), die Newton als Erster mathematisch genau und naturwissenschaftlich plausibel einsetzte,
- durch Berechnung der mittleren Dauer der Herrschaftszeit für Potentaten unterschiedlicher Epochen und Länder und durch die Reduktion dieser Dauer

auf ein empirisch plausibles Maß.

Die beiden Methoden fanden bei Morosow und später bei Fomenko eine massive Anwendung in verbesserter (weiterentwickelter) Form. Auch Morosow begann seine statistischen Überlegungen mit Betonung der Unmöglichkeit einer mittleren Regierungszeit von 33,3 Jahre im Alten Ägypten. Er hob insbesondere hervor, es würde bedeuten, dass die ägyptischen Pharaonen fast immer ihre Enkel und nicht ihre Söhne als Nachfolger am Thron gehabt hätten.

Morosow bemerkt, wenn es nicht der Fall wäre und die Söhne der Pharaonen doch ihren Thron geerbt hätten, dann sollten die Pharaonen bei einer durchschnittlich ca. 33-jährigen Besetzung des Throns erst etwa im Alter von 30 bis 32 Jahren ihren ersten Sohn bekommen haben. Das widerspricht allen statistischen Angaben über die Herrscher des letzten Jahrtausends in allen möglichen Ländern. Und es ist kaum anzunehmen, dass im Altertum Leute länger lebten und viel später Nachfolger bekamen, als in den letzten tausend Jahren.

Die statistischen Beobachtungen von Morosow führten zu seiner Entdeckung von drei aus der Sicht der Wahrscheinlichkeitstheorie völlig unmöglichen Übereinstimmungen in der konventionellen Geschichte. Er verglich unterschiedliche Epochen (und Länder) mit entsprechenden Zahlenreihenfolgen, die die Dauer der Herrschaftszeit für nacheinander folgenden Potentaten präsentieren. Solche nacheinander folgenden Zeiten bilden eine Zahlenreihe, die wir als Dauer-Vektor bezeichnen können. Und dabei fand er diese drei völlig unmögliche Fälle, in welchen die Dauer-Vektoren unmöglich stark übereinstimmten. Es konnte sich dabei nur um die Abschreibung einer Epoche und das Erfinden einer nie da gewesenen anderen Epoche handeln.

Diese statistische Analyse wurde durch Fomenko ausgeweitet. Wenn Morozow mühsam seine Vergleiche „per Hand“ durchführen musste, standen der Gruppe von Mathematikern aus der Universität Moskau Computer zur Verfügung, die für alle erfassten historischen Perioden in verschiedenen Regionen der Erde nach entsprechenden Übereinstimmungen suchen konnten. Die von Fomenko entdeckten mehr als zwanzig solcher unwahrscheinlicher Übereinstimmungen führten zu seinem Modell einer neuen kurzen Chronologie der Weltgeschichte, die erst ab ca. 1350 beginnt und erst ab 1650 mehr oder weniger plausibel ist.

Newton und Hardouin

Bei allen Kritikern von der New-tonschen „Chronologie“ (wie z. B. beim oben erwähnten Pater Souciet) kann man von großem Respekt, mit dem sie den kritisierten Newton behandeln, sprechen. Dagegen ist für J. Hardouin der große alte Mann, den er als ersten Geometer und Mathematiker Europas sieht, keine Autorität in Sachen Chronologie und Geschichte.

Trotzdem war die Reaktion von Jean Hardouin an der „Chronologie“ von I.

Newton keinesfalls eindeutig negativ. Wir berichten darüber nach Manuel (1963). Einerseits irritierte ihn Newtons Glaube an die Existenz des Altertums, und er stellte die Frage „Wollen die Menschen nie aufhören, über das Alter der Welt zu diskutieren?“. Andererseits betonte er, dass, obwohl die meisten Chronologen sich bemühen, die Welt möglichst alt erscheinen zu lassen, Newton mit seinen astronomischen Retrokalkulationen die Welt um 534 Jahre verjüngt hat (S. 177). Eine ganz andere Frage ist, dass der Skeptiker Hardouin an der Existenz des Astronomen Chiron zweifelte, dessen Beobachtungen die Grundlage für die Retrokalkulationen Newtons bildeten. Hardouin hielt Chiron für einen berühmten Arzt, der nie die ihm zugeschriebenen astronomischen Beobachtungen gemacht hatte. Und ohne Chirons Beobachtungen verlieren die Retrokalkulationen Newtons jegliche Aussagekraft (nicht aber die statistischen Überlegungen, die wir oben betrachteten).

Interessant ist auch zu erwähnen. (s. S. 178), dass kein Kleinerer als Voltaire die Verteidigung Newtons gegen Hardouin übernahm (alles, was einem Jesuiten nicht gefiel, war für Voltaire verteidigungswürdig). Obwohl er sich gegen jedes System skeptisch wehrte und darum auch das System der Chronologie grundsätzlich ablehnte, fand er das neue chronologische System richtig. Vielleicht spielte für ihn auch die Tatsache eine Rolle, dass das neue System das alte völlig überflüssig machte.

Schlusswort

Ich betone noch einmal, dass aus meiner persönlichen Sicht die Verdienste Newtons für die Chronologiekritik im Folgenden bestehen:

1. Er zeigte, dass bei einer logischen Betrachtung der vorhandenen historischen Quellen eine Kürzung der Chronologie unumgänglich wird.
2. Er führte dadurch vor, dass die Quellenlage erlaubt, unterschiedliche chronologische Systeme abzuleiten.
3. Zusätzlich demonstrierte er, dass bei Annahme der Ehrlichkeit der Absichten von den ersten (historisch wirklich belegten) Chronologen Scaliger und Pettau eine eindeutige Chronologie unmöglich ist. Hier lassen wir absichtlich die byzantinischen Chronologen wie Vlastar aus der Sicht, weil diese ehrlich gestanden haben, dass für eine chronologisierte Weltgeschichte die historischen Quellen kein ausreichendes chronologisches Material liefern (das fehlende Material wurde im 15. Und 16. Jh. erdichtet!).
4. Er schaffte die Grundlage für die Entwicklung der statistisch chronologischen Methode, was durch N. A. Morozow und A. T. Fo-men-ko geschah und zum Durchbruch in der chronologischen Forschung führte.

Die Behauptung 3 muss erklärt werden: Newton wollte die neue, die richtige Chronologie schaffen, und glaubte, dass ihm das gelungen ist. In Wirklichkeit misslang ihm die Lösung dieser unheimlich komplexen Aufgabe. Heute wissen

wir, warum: weil die historischen Angaben durch-einander sind und keine historische Vergangenheit adäquat beschreiben, sondern die Geschichte der lebhaften Dynamik der geografischen Namen, der historischen Fälschungen, Irrtümer, Plagiate, Namenverwechslung, Fehlinterpretationen etc. spiegeln. Trotzdem ist sein Versuch für die Chronologiekritik unheimlich wertvoll. Nun verstehen wir, dass die Aufgabe, die sogar Newton nicht lösen konnte, zu kompliziert war. Zu kompliziert, um von Scaliger und Co., einschließlich aller ehrlichen Wissenschaftler, die es bis zu der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts versucht haben, die nichtreparierbar falsche Chronologie zu verbessern, richtig gelöst zu werden.

Und die Aufgabe der Entwicklung eines neuen Geschichtsbildes mit einer überprüfbarer Chronologie bleibt zu kompliziert, auch für die heutigen Geschichtsrevisionisten, die die statistische Methode nicht verstehen, nicht beherrschen und nicht anwenden.

Literatur

- Illig, Heribert (1989): „Morsches Gebälk,“ Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart, Heft 1, 1989, 21-23.
- Illig, Heribert (1993): „Das Dark Age scheitert in Olympia. Benny Peisers maßgebende Dissertation, rezensiert von“, Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart, Heft 5, 1993, 58-63.
- Manuel, Frank E. (1963): „Isaac Newton Historian“, Cambridge, Massachusetts.
- Newton, Isaac (1725): „Abregé de la chronologie de I. Newton/fait par lui-même, et traduit sur le manuscrit Angloise [par Nicolas Feret]“, Paris, Cavelier.
- Newton, Isaac (1728): „The Chronology of Ancient Kingdoms Amended“, London.
- Newton, Isaac (1728a): „La Chronologie des Ancien Royalmes Corrigée, Martin u.a.“, Paris. [Übers.: François Granet], 416 S.
- Newton, Isaac (1741): „Kurzer Auszug aus der weltberühmten Isaac Newtons Chronologie derer alten Königreiche: worinnen 4 Haupt-Periodi veste gestellt u. aus d. Antiquität eruiert werden ...; wobei zugl. gezeiget wird, wie d. dunckle Historie d. alten verfallenen Königreiche ... in e. richtige chronolog. Ordnung zu bringen sei ...“; aus d. Engl. von Philipp Georg Hübner, Meiningen, 183 S.
- Newton, Isaac (1743): „Abrégé de la chronologie des ancien royalmes“, Trad. Deel'Anglois de Mr. [Andrew] Reid, Geneve.
- Newton, Isaac (1745): „Kurzer Auszug aus der I. Newtons Chronologie“, von Pf. Georg Hübner, Hilburgs-hau-sen u. a.
- Topper, Uwe (1999): „Isaac Newton verkürzte die griechische Geschichte um 300 Jahre“, EFODON SYNESIS Nr. 4, Juli/August 1999, 4-7.
- Westfall, Richard S. (1996): „Isaac Newton. Eine Biographie“. Spektrum, Akademischer Verlag, Heidelberg, Berlin. Oxford. 408 S.

Mikrowellen als Auslösefaktor für Herzschäden / Herzinfarkt

*Auszug aus einem Fachgespräch zwischen dem Herzspezialisten
Dr. med. Berthold Kern und dem Baubiologen Manfred Fritsch*

(Veröffentlicht in EFODON-SYNESESIS Nr. 6/1999)

Fritsch: Ihre Erfahrungen und theoretischen Arbeiten haben an Zehntausenden von praktischen Fällen bewiesen, dass man Menschen mit Herzbeschwerden außer mit Myokardmitteln wie Strophanthin nicht befriedigend helfen kann. Und das bestätigen auch meine vielen Nachforschungen, dass sonst kein „Kraut“ gegen Angina pectoris und Herzinfarkt „gewachsen“ ist; vor allem nicht gegen die schreckliche Zunahme des Herzleidens mit tödlichem Ausgang durch Infarkt. Das bedeutet, dass man mit Strophanthin zwar nachweislich die bösen Folgen des Herzleidens Schmerzen, Infarkte, Todesfälle - fast stets verhindern kann. Aber das Herzleiden selbst besteht weiter: Setzt man Strophanthin ab, kommen nach einer gewissen Zeit die bösen Erscheinungen wieder.

Es ist sicher ein Segen für die Menschheit, dass Sie die praktischen Erkenntnisse von Edens weiterverfolgen und vor allem theoretische Begründungen für die Erfolge des „Wundermittels“ Strophanthin vorgelegt haben. Aber zu der Ursache selber, die den epidemischen Zuwachs von Angina pectoris und Infarkten seit etwa 1910 bewirkt, haben auch Sie leider noch keinen Weg zur Abhilfe gefunden. Sie, Herr Dr. Kern und die hoffentlich immer größer werdende Schar der Mediziner, die mit dem Myokardmittel Strophanthin den Kranken zu gutem Weiterleben verhelfen, haben zwar praktisch mit der Edens-Infarktverhütung viel Gutes erreicht; aber theoretisch die Ursachen der Infarkt-Massenzunahme allein aus der Medizin her nicht finden können.

Kern: Genau das ist der Grund, warum ich Sie, nach der Veröffentlichung Ihrer Studie „Ein Leben unter Spannung“ darauf angesprochen habe, zu untersuchen, ob nicht durch die maßlose Ausbreitung der Elektrizität auch dieses Massensterben am Herzinfarkt verursacht sein könnte.

Fritsch: Dieses Weiterdenken von Ihnen wurde eine der wichtigsten Anregungen, die ich je in meinem Leben erhalten habe. Ich habe zwar schon jahrelang intensiv, gemeinsam mit Wissenschaftlern aus den unterschiedlichsten Fachdisziplinen, an dem Thema Elektrizität und Krankheit gearbeitet, aber ohne Ihren Anstoß, zu fragen warum der

Herzinfarkt zum Killer Nummer 1 in der Welt geworden ist, wäre ich allein wohl erst später darauf gestoßen. Meine Erkenntnisse haben mich tatsächlich dazu geführt, dass Mikrowellen zum Auslösefaktor für den Massenzuwachs an tödlichen Herzinfarkten geworden sind.

Kern: Wie arbeiten Sie daran, wie werden Sie weiter dieses Thema Herzinfarkt und Mikrowellen erforschen?

Fritsch: Ich werde weiter mit neu entwickelten Messinstrumenten Gegenden und Orte auf dieser Erde aufsuchen, in denen die Intensität dieser künstlich erzeugten Mikrowellen besonders niedrig ist. Dort kann ich dann meine Vergleiche zu „normal“ elektrosmog-belasteten Bevölkerungen fortsetzen; epidemiologische Untersuchungen also, wieweit Menschen, die mit weniger Mikrowellen belastet sind, auch seltener Opfer des Herzinfarktes werden. Momentan steht fest, dass besonders in Elektrosmog-Ballungsgebieten wie z.B. Großstädten, die Zahl der Herzinfarktopfer am größten ist.

Kern: Erklären Sie das bitte. In Ballungsgebieten ist ja auch die Luftverschmutzung am größten: warum ist nicht sie, sondern der Mikrowellensmog so schädlich?

Fritsch: Luftverschmutzung, Smog und Staubgehalt sind zwar in Großstädten und ihrer Umgebung besonders groß, vor allem in den gefürchteten Smogmonaten. Aber auch der Mikrowellenpegel ist hier während des gesamten Jahres immer am höchsten. Durch tausende und abertausende Sender wie z.B. durch Richtfunk und mobile Funkgeräte ist die Intensität gerade in Großstädten um ein Vielfaches größer als auf dem Lande. Interessant ist auch, dass ich beim Analysieren von Krankheitsstatistiken herausgefunden habe, dass die Herzinfarkte auf einigen Inseln - und zwar scheinbar paradox - mit besonders guten heilklimatischen Voraussetzungen, erheblich höher ist als im Durchschnitt des gesamten Landes.

Kern: Bei heilklimatischen Kurorten auf Nordseeinseln ist doch die Luftverschmutzung um ein Vielfaches niedriger als hier bei uns z.B. in Stuttgart.

Fritsch: Das ist ja auch einer der vielen Hinweise darauf, dass nicht die Luftverschmutzung sondern Mikrowellen Auslöser für Herzinfarkte sind. Denn gerade auf einigen Inseln, die ihr Klima als besonders gesundheitsfördernd anpreisen, ist die Intensität der Mikrowellen besonders hoch. Fahren Sie doch einmal auf eine Insel wie Helgoland oder Sylt und Sie werden feststellen, dass fast überall im Sichtfeld der Inseln große Parabolsender stehen und alles überstrahlen. Dazu kommt, dass von der Schifffahrt her gerade diese markanten Orientierungspunkte mit Radar regelrecht bombardiert werden, ganz zu schweigen von oftmals riesigen Sendeanlagen für Richtfunk, TV und Radio. Häufig kommen elektronische, militärische

Abwehrsysteme hinzu, die den Mikrowellensmog an bestimmten Küstengebieten noch einmal um ein Vielfaches erhöhen.

Kern: Ihre Erkenntnisse werden immer einleuchtender, denn die große Frage ist ja: Warum zeigt gerade der Herzinfarkt diese explosionsartige Zunahme auf das Fünfhundertfache. Die Theorie der heutigen Schulmedizin, dass Infarkte und auch Angina pectoris von Koronar-Sklerosen herrühren, diese Theorie kann ja schon zahlenmäßig nicht stimmen, denn diese Arteriosklerose der Kranzarterien war auch früher, als es noch kaum Infarkte gab, stets recht häufig, aber sie hat nach anatomischen Feststellungen (Sektionsbefunden) in den letzten Jahrzehnten höchstens um das Anderthalb- bis Zweifache an Häufigkeit zugenommen. Dem gegenüber steht in der gleichen Zeit die fünfhundertfache Vermehrung des Herzinfarktes.

Fritsch: Zum „Nonsens“ der schul-medizinischen Arteriosklerose-Ideologie haben Sie in Ihren Büchern noch auf andere Natursachverhalte aufmerksam gemacht. Sklerosen gibt es ja in den Arterien aller Organe und Körperteile. Würden je durch ihren Verschluss Infarkte verursacht, so gäbe es sie ebenso auch in Armen, Lungen, Ohrläppchen und Gedärm. Außerdem entstehen Herzinfarkte immer nur akut, in Minuten bis Viertelstunden; ein Arteriosklerosewachstum dagegen braucht nach Doerr Jahre bis zum Verschluss, und bis dahin haben sich längst Umleitungsgefäße (Anastomosen) entwickelt. Im Herzen z.B. sind sogar solche Anastomosen stets schon nach wenigen Tagen angepasst für eine gesundheitserhaltende Volldurchblutung. Herzinfarkte sind also schon deshalb nicht Blutmangelinfarkte. Ein Kenner der Naturwirklichkeit sagte einmal: „Die Natur ist eben doch klüger als unser Medizinschulbetrieb - sie muss ja auch für Gesundheit sorgen.“ ...

Fritsch: Die Infarktforschung haben Sie nicht nur theoretisch, sondern auch auf den Grundlagen von Edens so weit geführt, dass Sie heute in der Lage sind, vor allem durch Strophanthin infarktgefährdeten Personen echte Hilfe zu bringen. Aufgrund Ihrer Studie von 1968 haben Sie schon damals bei mehr als 15.000 infarktgefährdeten Herzpatienten damit 96 % Infarkte verhindert. Die restlichen 4 % Infarkte verliefen nur leicht, jedoch nicht tödlich. Keiner der strophanthinversorgten Infarktpatienten ist am Herzinfarkt gestorben. Sie haben manches Geheimnis um das Phänomen Herzinfarkt aufgedeckt; auch dass es sich bei einem Herzinfarkt grundsätzlich um chemische Gewebeerstörungen handelt, nicht um arteriellen Blutmangel. Aber all das kann, wie Sie schon in Ihrem Buch von 1969 schrieben, nicht die Massenzunahme der Infarktkrankheit verständlich machen. Gerade zu dieser Massenzunahme, zu ihrer

Zusatzursache, bin ich nun aus umfangreichem Literaturstudium, aus vielen Fachgesprächen mit Wissenschaftlern aus unterschiedlichsten Bereichen und Befragungen vieler Herzinfarktgeschädigter, immer enger zu dem Schluss gekommen, dass es von außen einwirkende, technisch erzeugte Mikrowellen sind, die die Massenepidemie an Herzinfarkten auslösen.

Kern: Und was geschieht da biologisch und wie?

Fritsch: Zur Entwicklungskette „Von Mikrowellen zum Infarkt“ war für mich der Ausgangspunkt die unter Physikern bekannte Tatsache, dass Mikrowellen auch in lebenden Geweben gleichartige, neu modulierte Oszillationen hervorrufen können, wie sie in der Funkübertragung und Antennentechnik überall auf dieser Erde massenhaft genutzt werden. Und durch diese, von außen einwirkenden Mikrowellen werden in Gewebe und Organen neuartige, nicht zu kontrollierende biologische Wirkungsketten eingeleitet. Am gefährlichsten für den Menschen wird es, wenn durch bestimmte Funksignale im biologischen Organismus Resonanzen entstehen, die sich aufschaukeln können zur Resonanzkatastrophe, z.B. als Herzinfarkt. Durch die künstlichen aufmodulierten Mikrowellen können überall in den Organen, Organellen, Geweben und Zellen, die zum Leben unabdingbar notwendigen anatomischen Strukturen, physiologischen Chemismen und biologischen Schwingungen zerstört, aufgelöst und aus dem Rhythmus gebracht werden. Mit der katastrophalen Folge: Die Stoffwechsel- und Wachstumsfunktionen werden durch solche mikrophysikalischen, mikroelektrischen Desorganisationsprozesse von der harmonischen Funktion in ein nicht mehr funktionierendes Chaos getrieben...

Fritsch: Wenn diese Mikrowellen mit ganz bestimmten Frequenzen eindringen, öffnen sie das Schloss der Zellmembranen wie das eines Panzerschranke und lösen eine Stoffwechselstörung im Herzmuskel aus, die zu schweren Schäden, auch sogar zum Herztod führen kann.

Kern: Für die wissenschaftliche Medizin ist all das hoch interessant und offensichtlich wichtig für Zukunft und Fortschritt. Aber wie es in der neueren Fachliteratur - auch von Nobelpreisträgern - zum trüben Problem Schulmedizin heißt: der inneruniversitäre Ärzteschulbetrieb zeige auch hierzu weitere enorme Defizite an Sachkenntnissen und wissenschaftlicher Denkfähigkeit, an Können, Dürfen und Wollen zu logischem und wissenschaftlichem Weiterdenken über alte Professorentraditionen hinaus in solche Neulandgebiete hinein. Noch kein Ahnen von Gefahren der Mikrowellen ist in das Getto unserer Medizinschule vorgedrungen.

Fritsch: Wie auch wir aus unserem Physikergetto nichts darüber erfahren konnten, wie die Fortsetzung jener Entwicklungskette „Von

Mikrowellen zum Infarkt" schließlich im Myokard einen Infarkt auslöst.

Kern: Diese Fortsetzung allerdings ist wissenschaftlich seit Jahrzehnten geklärt. Infarkte als Großnekrosen und die Nekrosekleinherde als ihre Vorstufen entstehen ja immer nur fern von allen Koronar-Arterien in den Innenschichten des linken Herzventrikels, nie im rechten Herzen, nie in Vorhöfen. Denn für dieses Linksinnenschichten-Myokard herrschen stets unvermeidlich ungünstige Naturbedingungen. Sie sind zwar ausreichend zum Gesundbleiben, wenn das Myokard dort nicht vorgeschädigt und nicht abnormen Belastungen ausgesetzt ist. Aber auch dann sind die Linksinnenschichten besonders heikel und störrisch, nicht so robust wie das Rechts- und Vorhofsmyokard. Unter schädigenden Einflüssen leiden sie daher am meisten oder nur sie allein, behalten oft auch einen Dauerschaden zurück, wie es seit alters her bekannt ist von Linksmyokardschäden nach Infekten, Digitalis, Sport und akuten Elektrounfällen, die auch das Herz betroffen haben. Jetzt aber ist nach Ihren Arbeiten von einem gleichartigen Dauerschaden auszugehen, der durch chronische Elektrosmog-Einwirkung richtiger Stärke und Zeitdauer ausgelöst wird. Und wenn solch vorgeschädigte Linksinnenschichten noch einen akuten Zusatzschaden erfahren (z.B. durch Infekt oder Stress), so kann in ihnen eine Nekroseentwicklung in Gang kommen, die dann wie auch sonst über Azidose, intramurales Aszendenzthrombose- und Perforationswachstum, zum Infarkt führen.

Fritsch: Also sind Infarkte nach Mikrowellen-Vorschäden auch nicht anders charakterisiert als Infarkte nach Vorschäden anderer Ursachen.

Kern: Nein - nach bisherigem Wissen nicht erkennbar anders. Diese Schlusskatastrophe ist stets gleicher Art und es lässt nicht erkennen, welcher Faktor den Vorschaden verursacht hatte. In diesem Endergebnis unterscheiden sich die heute fünfhundertfach häufigeren Infarkte des Elektrosmog-Zeitalters nicht von den seltenen Infarkten vor 1910. Zum Glück aber sind sie wenigstens auch ebenso gut verhütbar durch Strophanthin.

Fritsch: Von Koronaristen kam schon der „Einwand“: Der Mikrowellensmog durchflutet doch alle unsere Gewebe, Organe, Körperteile, wäre er schädlich, müsste er Infarkte genau so auch im Ohrläppchen und Ellenbogen hervorrufen. Dass dies nicht geschieht, „beweise“ elektromagnetische Wellen als unschädlich, somit sei die Elektrosmog-Theorie als falsch anzusehen, und „folglich“ die Koronarthese des Infarktes als bewiesen richtig anzusehen. Ist das nicht primitivste Dogmenfesthalterei?

Kern: Ja, denn es ist weder ein Einwand noch ein Beweis. Solchen Infarktprozess entwickeln ja ohnehin bloß die Linksinnenschichten,

weil nur sie dazu in der Lage sind, aber dann auch so stereotyp reagieren müssen. Und unschädlich? Immerhin wird seit Aufkommen des Elektrosmog - seit dessen wachsender Intensität und Langzeitwirkung - zunehmend geklagt, es gebe immer mehr gravierende Krankheiten (zu Arbeitsunfähigkeit, Frühberentung usw.) die früher nicht vorgekommen sind, und für die noch keine Nichteletrosmog-Ursache gefunden werden konnte. Aber daher den Elektrosmog abstreiten? Darf denn solcher Wandel der Krankheits-„Landschaft“ seit der Virchowzeit nicht zusammenhängen mit dem Wandel der Technik- und Elektro-„Landschaft“ seither? Allerdings sind die neuartigen Gesundheitsschäden mehr diffuser, chronischer, „degenerativer“ Art, auch nicht so gleichartig vielhundertfach häufiger, dass sie wie Herzinfarkte nach dieser Ursachendeutung „schreien“. Und zur Koronartheorie des Infarkts - sie aus Unkenntnis von Alternativzusammenhängen für „richtig“ zu halten, ist erst recht kein „Beweis“, sondern Verlegenheitssymptom eines scholastisch verkrusteten Denkstils, der seinen wissenschaftlichen Berufsaufgaben nicht mehr gewachsen ist.

Bürgerwelle e.V.

Dachverband der Bürger und Initiativen zum Schutz vor Elektrosmog

c/o Siegfried Zwerenz

Lindenweg 10

D-95643 Tischenreuth

Tel. 09631-795736 / FAX 795734

Email: pr@buengerwelle.de

www.buengerwelle.de

Deshalb (jetzt) in den Weltraum!

(Veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 6/1999)

Es ist manches Mal nicht so einfach, neuen Ideen den Weg zu ebnen, so war es schon immer. Aber halt: eine Idee, die von nicht wenigen Menschen abgelehnt wird, ist die einer systematischen Forcierung der Weltraumfahrt und der damit verbundenen Kolonisierung des Mars.

In der SYNESIS Nr. 4/1999 hatte Pit Schellenberg diese Ansicht vertreten und bezog sich auf meinen Artikel „Warum zum Mars?“ (SYNESIS Nr. 2/1999). Wie erwartet, „verbiss“ sich Herr Schellenberg in die irdische Problematik in Hinsicht auf Ressourcen und Umweltzerstörung, und war im selben Atemzug der Auffassung, zunächst die erdgebundenen Probleme zu lösen, bevor mit der „Exkursion“ in den Weltraum bzw. zunächst zum Mars begonnen wird, und möchte es einer weiterentwickelten Menschheit überlassen, diese Vorhaben in die Tat umzusetzen.

Nun, dazu muss ich ein wenig ausholen und möchte die immense Bedeutung darlegen, die mit der Expansion in den Kosmos verbunden ist, obwohl ich dies - wie ich meine - in meinem Artikel „Warum zum Mars?“ bereits genügend ausgeführt habe. Auch Dieter Vogl hat (SYNESIS Nr. 4/1999) mit seinem Artikel „Die letzte Chance der Menschheit?“ interessante Aspekte zur Sprache gebracht.

Natürlich stehen wir als Zivilisation vor großen Problemen, ich wäre der Letzte, der dies bestreiten würde. Sicherlich ist unser Wirtschaftssystem und regional auch unsere Politik nicht gerade vielversprechend, und doch ist ja gerade die (beginnende) Raumfahrt so bedeutsam, da sie — wie ich bereits erwähnte — ein unglaublich großes Potential darstellt, die Erde in Sachen Ressourcenknappheit gewaltig zu unterstützen. Nicht zuletzt würden schließlich durch die geradezu unabänderliche Herausforderung, in den Weltraum zu expandieren, und der sich dadurch fortschreitenden Entwicklung der Technik neue Möglichkeiten ergeben, unseren Heimatplaneten zu unterstützen, so beispielsweise die Entdeckung und Nutzung neuer Energiereserven oder gar die Entwicklung neuer, alternativer Energielieferanten, die wesentlich effektiver, bei kleinstmöglicher Verschmutzung der Umwelt, sind. Welche Entdeckungen hier noch gemacht werden, kann sich der einzelne kaum vorstellen, doch im Grunde kann man es sich denken.

Der zur Sprache gebrachte Punkt der Überbevölkerung ist in der Tat brisant. Das Bevölkerungswachstum nimmt zu, und derzeit stehen keine Optionen zur Verfügung, wie es auf der Erde (!) weitergehen soll. Mit humanen Mitteln ist da kaum etwas auszurichten, und andere Möglichkeiten wollen wir ja um Gottes Willen nicht vorschlagen.

Weshalb denn auch? Wenn die Erde schon aus den Nähten platzt, dann lasst uns doch für kommende Generationen das riesige Platzpotential im All nutzen! Wichtig ist, jetzt zu handeln und Programme für den notwendigen Raumbedarf zu entwickeln.

Schließlich müsste es doch in unser aller Interesse sein, unsere Spezies weit genug zu verbreiten, um das Überleben und den Fortbestand zu sichern. In einer einzigen Ecke des Universums sitzen zu bleiben, empfinde ich als überaus riskant, da kosmische Katastrophen sich überall und zu jeder Zeit ereignen können, auch in unserer stellaren Region.

Soll unsere Menschheit auch auf langfristigem Wege bestehen bleiben, muss es unser Ziel sein, andere Welten zu besiedeln, denn damit implizieren wir gleichzeitig eine Vermehrung des Wissens und der Intelligenz im Kosmos.

Sollte die Menschheit nicht versuchen, auch noch in abertausenden oder gar Millionen Jahren existent zu sein? Die Dinosaurier haben es uns schließlich vorgemacht und gaben nur deshalb das Regiment ab, weil ein womöglich kosmisches Ereignis katastrophalen Ausmaßes ihr Dasein beendete. Ich bin der Meinung, wir sollten uns dieser Aufgabe stellen und nicht mit der Gewissheit sterben, dass wir in unserer Kinderstube (!) versauern und aussterben!

Außerirdische Intelligenzen können sich ebenfalls auf kosmischem Wege ausgebreitet und fortentwickelt haben. Weshalb sollen wir das nicht auch versuchen? Damit einhergehend wird sicherlich auch eine spirituelle Weiterentwicklung eine langfristige Rolle spielen. Irgendwann in ferner Zukunft werden die Menschen dann wohl doch ganz anders in den Kosmos vordringen, wie es dann jedoch vonnöten ist, und zwar auf geistige und vielleicht effizientere Weise, dazu reicht unser heutiges Potential und bloßes Meditieren nicht aus. Also eines nach dem anderen.

Schellenbergs Überlegungen zu „Transportproblemen“ der Menschheit sind so auch nicht ganz richtig. Hier muss beachtet werden, dass nicht in kurzen Zeitabschnitten gedacht werden darf, sondern eine Kolonisation über mehrere, viele Jahre andauernde, Schritte vollzogen werden muss, die die Energie- und Rohstoffreserven der Erde gar nicht so arg beuteln, wie es mancher so schwarz an die Wand malt. In diesem Zusammenhang sei auf die mannigfaltigen Weltraumprogramme in einschlägiger Literatur verwiesen, wie sie von führenden Raumfahrtexperten und -pionieren oftmals dargelegt wurden.

Es wäre absurd, Transporter für „Milliarden von Menschen“ zu bauen, da dies nicht notwendig ist. Eine Verteilung der Bevölkerungsdichte auf andere Möglichkeiten ginge gleichmäßig und in einem vernünftigen Rahmen vorstatten.

Ein wahrscheinlich über Generationen andauerndes Projekt würde sowohl die Entstehung von Raumstationen vorsehen, als auch Mondbasen, von denen letztlich auch die Rohstoffe und Materialien für weitere Optionen stammen würden.

Eine Entwicklung im Schneeballeffekt würde folglich immer mehr Platz auf weiteren Raumstationen, anderen Planeten und Monden schaffen. Autarke

Kolonien würden nach geraumer Zeit in größerer Zahl in interplanetarer Umgebung zur Verfügung stehen, und das alles mit den Ressourcen eines ganzen Sonnensystems.

Der Fortschritt auf technologischer und geistiger Ebene (was haben wir in zweitausend, was in fünfhundert Jahren geschafft, und hatten wir unser Wissensspektrum in nicht einmal hundert Jahren verdoppelt?) würde das dafür nötige Wissen dazu liefern.

Die dafür vorgesehene Zeitspanne darf hier nicht unterschätzt werden. „Denken im kosmischen Maßstab“ heißt die Devise. Für die Nutzung neuer Energiealternativen und die damit verbundene Versorgung, sowie die Erfindung neuer Antriebstechnologien, bliebe reichlich Zeit. Bei positiver Entwicklung wäre der Weg zu den interstellaren Räumen vorprogrammiert. Womöglich genauso, wie es unsere Vorvorfahren bereits einmal getan haben, als sie dieses Sonnensystem vor Urzeiten kolonisiert hatten.

Wie der Planet Mars früher beschaffen war, und ob „intelligente“ Eingriffe ihn zu dem machten, was er heute ist, lässt sich nicht lückenlos rekonstruieren. Man kann darüber nur spekulieren, und das würde uns auch vom grundlegenden Thema ablenken. Wenn es aber so war, dann wäre das noch ein zusätzliches Ziel, weshalb der Aufbruch zum Mars forciert werden sollte. Es könnte uns helfen, Antworten zu finden und mögliche Hinweise darauf, was in vergangenen Epochen geschehen ist, und uns als Vorgabe dienen, es anders zu machen. So oder so führt der Weg ins All!

Man darf nicht von der falschen Tatsache ausgehen, nicht in den Weltraum aufbrechen zu dürfen, solange unser Planet „kaputt“ ist. Denn es ist genau anders herum: unser Planet bleibt „kaputt“, wenn wir ihm nicht unter die Arme greifen und die Möglichkeiten am „Schopf packen“, ihn in jedweder Hinsicht zu entlasten.

Es ist eigentlich nicht besonders schwierig, die Sachlage so zu begreifen, wie sie ist, doch zur Veranschaulichung möge ein - zwar im ersten Moment ungewöhnliches, aber letztlich einleuchtendes - Beispiel dienen (bitte nicht lachen):

Jeder kennt die SF-Serie „Star Trek“ und vielleicht auch noch den Kinostreifen „First Contact“: Hier geht es um die Zeitepoche, in der die Menschheit ihren ersten „Warp-Flug“ (mit Lichtgeschwindigkeit) durchführt und prompt von den anderen galaktischen Rassen „bemerkt“ wird, was zum Aufbruch in ein neues, großartiges Abenteuer führt. Der Ausgangspunkt: just zu jener Zeit hat die Erde gerade eben ihren Dritten Weltkrieg hinter sich, und in einem dementsprechend desolaten Zustand befindet sich der Planet, die Menschheit und das Wirtschaftssystem. Wenige mutige Forscher haben es dennoch geschafft, in dieser „wilden“ Zeit Augen für das Wesentliche zu haben und erreichten den „Kontakt“ mit anderen, raumfahrenden Zivilisationen. Die weitere Entwicklung ist absehbar: die Menschheit wird sich im Ganzen ihrer Situation im Kosmos bewusst und baut durch die neue technologische und

geistige Herausforderung einen Großteil ihrer Probleme ab, langsam, aber stetig.

Nun ist ja schon seit geraumer Zeit bekannt, dass in Science Fiction jede Menge „Science“ ist und die Star Trek-Saga viele wissenschaftlich fundierte Aspekte enthält.

Einen ähnlichen „Start“ würde ich auch der Menschheit bescheinigen: Eine Evolution und Expansion des menschlichen Geistes durch die Kolonisierung neuer Welten. Schließlich muss irgendwann einmal damit begonnen werden, und eine „spirituelle“ Entwicklung wird sich, trotz manch gegenteiliger Meinung, erst dann wirklich einstellen, wenn die Menschheit sich vom Kosmos aus als „Ganzes“ sieht.

Den Weltraum und den Mars einer „weiterentwickelten“ Menschheit zu überlassen, ist nicht akzeptabel, denn schließlich ist es so, wie es nun einmal ist: Wir selbst sind doch schließlich die „weiterentwickelte“ Menschheit, und zwar in durchaus abschätzbarer Zeit.

Schließen wir also die Augen vor unserer eigenen Weiterentwicklung, werden wir in derselben auch gleichzeitig stillstehen! Denn eines ist so klar wie Mutters Buchstabensuppe: Der Weltraum und seine unschätzbaren Möglichkeiten und Herausforderungen gehört unweigerlich zu unserer Fortentwicklung und schließlich zu unserer eigenen Evolution, diesem Faktor müssen wir uns stellen. Da halte ich es ebenso wie „meine“ Väter der Raumfahrt, Wernher von Braun und Eugen Sänger. Im übrigen sollte man unsere bisherigen Anstrengungen, in den Weltraum vorzudringen, nicht abwerten. In der Tat ist gerade erst der klitzekleine Beginn der Raumfahrt vollzogen, doch ist und bleibt es „Raumfahrt“. Eine Diskussion um Namen und Begriffe halte ich diesbezüglich für unangebracht. Sie würde niemals die Leistungen der eben genannten Herren von Braun oder Sänger abwerten. Für sie war es genau das, was es für mich und viele andere heute auch ist: der Beginn der Raumfahrt!

Es bleibt letztlich zu überlegen, ob sich durch unseren Aufbruch in den Kosmos nicht auch unsere Situation auf dieser unserer Erde ändern wird, und zwar im positiven Sinne unsere Wirtschaft, unsere Politik und letztlich unser Denken allgemein. Eine gute Ausgangssituation für unendlich viele Gespräche und Diskussionen, doch letztlich ist es eine Frage der persönlichen Meinung. Wir sollten bedenken: Zu unserer Umwelt gehört auch der Weltraum, und so sind wir, im tieferen Sinne, noch nicht einmal aus unserer Haustür herausgetreten!

Wasser - Wasser - Luft - Luft

Das Plocher-System

(Veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 6/1999)

Das Wasser ist zu unserem Problem geworden. Das *reine* Wasser, versteht sich. Nun ist ein Problem dazu da, dass der Mensch sich Gedanken macht, Lösungen sucht, Techniken entwickelt, um das Problem in den Griff zu bekommen. Es gibt wirklich schon viele Möglichkeiten, Wasser wieder rein zu bekommen. Dass es überhaupt zu der Verunreinigung kommen musste, soll hier weniger behandelt werden. Wichtig ist, ob es hilft, jetzt, wo das „Kind bereits im Brunnen liegt“. Wir müssen umdenken, denn offensichtlich lief unser Denken bisher in eine falsche Richtung.

Der Bio-Energetik-Verlag (1) stellt uns nun das **Plocher-Energiesystem** vor. Roland Plocher ist Praktiker. Bevor er etwas in die Wege leitet, probiert er es aus. Er schaltet eben sein Denkvermögen ein. Zum zweiten benötigt man Freunde, die im Umfeld bereitstehen. Denn so einfach ist die Umsetzung eines Gedankens nicht, besonders, wenn er übergreifend ist. Plochers System war relativ einfach. Ionen-Energie - Bündelung - Information - Trägermaterie - Katalytische Wirkung der Information Sauerstoff - Medium.

Und dann die ersten Erfolge. Im Garten des Ami Sullinger in Montreux wollten die Seerosen und Lotosblumen nicht gedeihen. Das Wasser war trüb und Herr Sullinger betrübt. Freund Plocher wagte seinen ersten Versuch mit seinem energetisierten Quarzmehl - und siehe da: das Wasser wurde klar und die Blumen zeigten ihre Pracht.

Ein Fischteich: alle Fische starben, kein Wasserwechsel wollte helfen. Kann sich denn Wasser erinnern? Die Information „Tod“ blieb wirksam, sogar bis hinauf in die eigene Quelle, die frisches Wasser liefern sollte. Das Geheimnis lag in der **Information**. Also auf diesem Gebiet musste etwas geschehen - die Todesinformation musste mit einer Lebensinformation überlagert werden. Und genau das geschah mit Plochers Methode.



Feldsalatpflanzen, links mit „Penac“-Gülle, zu 50% mit Wasser verdünnt, behandelt. Rechts ohne „Penac“. Der Unterschied im Wachstum ist deutlich sichtbar.

Nun folgten viele Versuche. Überall das gleiche schöne Ergebnis. Aber, o weh, der so nötig gewesene Siegeszug wurde gestört: Die Industrie stellte sich quer. Sehr zu unserem Schaden. Die Gründe? Fragen wir lieber nicht.

Wichtig bleibt, dass da etwas vorhanden ist, das helfen kann. Noch nie in der Geschichte der Menschheit ist ein guter Gedanke sofort angenommen worden - die Menschheit ist träge, und noch einiges mehr.

Sehen wir weiter. Die Reinigung von totem Gewässer war geglückt. Aber es geht mit sehr kleinen Schritten voran. Ob sie **zu** klein sind, um uns retten zu können, wissen wir heute noch nicht.

Aber Plocher forschte weiter. Wie kommt es denn überhaupt dazu, dass Fischteiche sterben müssen, dass Seen vergiftet sind, dass Flüsse nicht mehr gesund sind? Nehmen wir einmal das, was uns am nächsten liegt. Die Luft. Immer, wenn der Wetterbericht Regen ankündigt, fahren die Bauern mit ihren Güllewagen aufs Land, damit der Regen das Jauchegut verdünnen und am Stinken hindern möge. Aber warum muss denn die Jauche so erbärmlich stinken - hat sie das früher auch schon getan? Die ominöse Landluft, von Städtern naserümpfend aber nicht unwillig ertragen, ist jetzt zu einer Geruchsbelästigung geworden, die eigentlich nicht zu tolerieren ist. Aber wieso? Da hat uns die Medizin einen Streich gespielt? Denn die Antibiotika, die man den Tieren gibt, verhindert auch eine gute Verarbeitung des Futters, es gärt nicht mehr, es fault. Und das stinkt. Ob man da noch etwas retten kann? Plocher versuchte es und entwickelte das „Penac-Mittel“, was dem Mist und der Jauche wieder verhelfen konnte, zu anständigem Humus zu werden. Damit war auch die Brücke geschlagen zum guten Pflanzenwachstum und zur Normalisierung der Gase, die sich bilden müssen, um im Kreislauf der Natur Arbeit zu verrichten. Der durch unser Nicht-weit-genug-Denken so schlimm gestörte Kreislauf der Natur kann nun wieder aktiv werden.

Wenn, ja wenn die betreffenden Maßnahmen ergriffen werden würden.

Ein Vortrag von Herrn Plocher in Peiting vor Bauern und Fischern hatte auch mich neugierig gemacht und angelockt. Die von mir daraufhin gemachten

Versuche brachten ganz erstaunliche Ergebnisse:

An der Stelle, wo ich „Penac“ für das Wasser in den Lech gestreut hatte, sammelten sich nach kurzer Zeit eine Menge Jungfische. Und die Brennesseljauche, die man sonst schamhaft vor den Nachbarn verstecken musste, weil sie zu kräftig roch, war auf einmal fast geruchsfrei. Kleingärtnern, die sich gern damit abgeben, kann ich es nur empfehlen. Auch andere Gerüche, wie z.B. Abwassergruben, können von auftretender Geruchsbildung befreit werden - ein Teelöffel „Pe-nac“-Jauche genügt vollkommen für längere Zeit. Sollte die Grube schon alt und lange in Gebrauch sein, so muss natürlich öfter behandelt werden, damit sich die alten Ablagerungen neutralisieren können.

Dass Roland Plocher immer neue Ideen, neue Anwendungsgebiete, immer neue Formen sucht und findet, macht es nur spannender. Es ist ein Vergnügen, seine Vorträge zu hören. Diesen ruhigen, bescheidenen und doch Sicherheit ausstrahlenden Mann zu sehen, tröstet sehr. Schon allein den persönlichen Mut, selbständig zu denken, zu handeln und zu sprechen zu sehen, mag ein Grund zu sein, warum ich nicht glaube, dass die Zerstörungswelle, in der wir leben müssen, total werden muss. Unsere Gedanken sind ja Energien. Und Energien schaffen Neues. Das Alte mag vergehen - wichtig ist, dass das Neue vorbereitet, gedacht, formuliert und gewollt wird - von vielen Menschen. Dann brauchen wir nicht hoffnungslos zu sein. Die Erde, dieser Teil im Kosmos, hat ihren wichtigen Platz. Wenn wir eines Tages wissen werden, warum alles so und nicht anders abläuft, dann ist vielleicht einmal wieder ein „Sprung“ oder ein „Schritt“ geschafft bei dieser Wanderung durch die Schöpfung. Wenn wir Wanderer in der großen Landschaft so um uns schauen, dann zählen wir auch nicht die Schritte, werten nicht die Umwege, schelten nicht über zu überkletternde Felsen, die uns die Sicht versperren. Wir tun es einfach, und am Abend werten wir diesen Tag als Gewinn. Ein Leben, ein Tag, gewonnene Erkenntnis, ertragenes Leid - so ist es eben. Warum sollten wir nach Anderem Ausschau halten?

Vor kurzem feierte der *Landesbund für Vogelschutz* seinen 90. Geburtstag. Es wurden viele schöne Reden gehalten, viel gelobt und Mut gemacht, viel Hoffnung ausgesprochen und viele, weniger schöne Bilder und Bestandsaufnahmen vorgeführt. Da sind also Menschen, die sich persönlich, ohne Entgelt, dafür einsetzen, dass von den unendlichen Schäden in unserer Umwelt ein klein wenig gestoppt, geändert, verhindert wird. Jeder Einzelne weiß, dass es fast gar nichts bringt, die Zerstörung geht mit riesigen Schritten weiter und ist mit nichts mehr aufzuhalten. Ist nun unser ganzes Tun sinnlos? Sollten wir unsere freie Zeit, die wir in mühseliger Weise opfern, nicht mit etwas Vergnüglicherem füllen? Hat sich das nicht jeder schon einmal gefragt? Und er tut es doch nicht! Warum wohl? Ist vielleicht tief in unserem Wissen verborgen eine Ahnung, dass die äußeren Erscheinungen nicht mehr zu bremsen sind, wir aber für eine Zukunft sorgen müssen, die im Geistigen vorbereitet, im Wollen

und Tun herangezogen wird, um dann, wenn diese *Zukunft* da sein wird, zum Tragen zu kommen? Wer einmal diesen Weg beschritten hat, kann überraschenderweise nicht davon lassen und alle Fehlschläge, aller Hohn der nichtdenkenden Mitmenschen und alle damit eingehandelte Mühsal und Unbequemlichkeit wird weggesteckt. Eigenartig, nicht wahr? Wer oder was ist in uns eigentlich so erpicht darauf? Niemand wird eine präzise Antwort darauf geben, aber jeder weiß, dass es so ist.

Die Antwort, die Findung, wie unserer Natur geholfen werden könnte, die uns Roland Plocher bietet, wird nicht auf breiter Ebene, sondern nur in persönlichen Kleinversuchen genutzt - warum? Ist es wirklich nur die böse Schwerfälligkeit derer, die die Möglichkeit zur Umsetzung schaffen könnten? Was hindert z.B. einen Umweltminister, der über all diese Dinge informiert ist, daran, im großen Stil Maßnahmen zu ergreifen, die **sofort** helfend wirken würden? Ich biete eine Antwort an, die für mich gilt: *Man kann nicht ins laufende Rad greifen, um einen Absturz aufzuhalten, weil es die Reaktion darstellt, die vor Zeiten geschaffen wurde und zu diesem jetzigen Geschehen als Ergebnis führt. Wir können aber dafür sorgen, dass unsere, von uns zu schaffende Zukunft einen anderen Weg, ein anderes Ergebnis herbei führt, schafft.*

Roland Plocher hat also recht, trotz Missdeutung und bescheidenem Erfolg, an seine Arbeit zu glauben. Jeder von uns, der sich für eine Schutz- und Hilfsmaßnahme entscheidet, hat recht, wenn er an die Richtigkeit mit Erfolgsaussichten glaubt. Die geistige Arbeit, das geistig helfende Denken, die liebende Hoffnung - um nicht gleich zu sagen *die Liebe an sich* - ist das eigentliche bewegende, vorwärtstreibende Moment in der Schöpfung. Diese Schöpfung ist ständig in Bewegung - ja -, aber wohin sie treibt, woran noch laboriert wird, wie sie sich anfühlt, wie sie aussieht: das ist unsere Aufgabe.

Mit diesem Beitrag möchte ich einerseits Mut machen und andererseits ein System vorstellen, welches wir noch nicht einmal selber finden müssen, sondern das bereits gefunden wurde, wir brauchen es nur noch in die Praxis umzusetzen. Selbst auf kleinstem Raum, sogar im Haushalt, im kleinen Garten, für die eigene Gesundheit und in der Behandlung unserer Nahrungsmittel hat Plocher damit etwas anzubieten. Wirklich, es macht Vergnügen, sich mit dem *Plocher-System* zu beschäftigen.

Anmerkung

(1) Ernstfried Prade (Hrsg): „Das Plocher-Energie-System - Anstoß zum Umdenken“, Bio-Energetik Verlag, Herzogstr. 1, 86981 Kinsau, ISBN 3-929771-00-4.

Abb. aus (1)

Zur Diskussion gestellt:

© 1999 Harry Radegeis

Heiden in heutiger Zeit

(Veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 6/1999)

Ein Gespenst, welches noch vor wenigen Jahren völlig unbekannt war, geht in aller Welt um. Überall taucht es gleichzeitig auf: in Peru, in Mauretanien, in Indien, in den USA und zuletzt auch in Europa: das Heidentum.

Was ist das überhaupt, was sind das für Leute, die überholtem Aberglauben anzuhängen scheinen, von denen man nichts weiß, außer, dass sie jahrhundertlang in aller Welt von den Kirchen blutig verfolgt wurden?

Was wollen diese Leute? Wozu gibt es sie überhaupt? Sind sie nicht Anachronismus in einer modernen, zivilisierten Welt? Sind sie nicht vielleicht gefährlich? Gibt es heute wirklich keine anderen Probleme, als sich mit Hexenritualen und antiken Gottheiten zu befassen? Mit mittelalterlicher Mystik, mit Zaubersprüchen?

Das Auffällige ist, bei näherem Hinsehen, dass es bei aller Verschiedenheit der Auffassung zwei Gemeinsamkeiten gibt:

Erstens, alle diese Überlieferungen sind uralte und beschreiben Zeiten bis vor der Entstehung der ersten Menschen.

Zweitens, bei allen unterschiedlichen Schattierungen sind die Grundzüge der Lehren bei allen Völkern weltweit gleich, ungeachtet unterschiedlicher Entwicklungsstufen.

Aber was sind denn nun Heiden? Die Kirchen bezeichnen alle Nichtchristen, also auch Moslems, Buddhisten, Hindus usw. als „Heiden“, also nicht nur Naturreligionen, sondern auch Buchreligionen.

Die Buchreligionen nehmen für sich in Anspruch, die niedergeschriebene Offenbarung göttlichen Willens durch von ihm auserwählte Propheten zu sein und damit unfehlbare Wahrheit, Wort für Wort. Diese Anmaßung teilen sich vor allem drei Bücher: das Alte Testament, das Neue Testament und der Koran. Nach der Auslegung des Korans sind Christen „Ungläubige“, nach der Auslegung der Bibel die Muslime „Heiden“. Aber der Begriff „Heide“ wird auch auf Gottlose, also Atheisten, angewandt. Oder auch auf Satanisten, die auf biblischer Grundlage den Gegenpol zu den Kirchen zu bilden vermeinen.

Wir sollten dieses Gewirr aufräumen. Denn aus heidnischer Sicht sind Muslime ebenso wenig „Heiden“ wie die Christen, während, aus muslimischer Sicht, sowohl Christen als auch Heiden „Ungläubige“ sind.

So will ich das allgemeine Weltbild der heidnischen Völker erklären und besonders auf unsere eigenen, alteuropäischen Überlieferungen zurückgreifen.

Immer wieder wurde ich von Menschen angesprochen, ob es ein Buch gibt,

welches dem interessierten Anfänger dieses ihnen fremde Weltbild anschaulich erläutern kann. Es gibt jedoch meines Wissens keines, das einigermaßen umfassend ist, neutral, und noch dazu dem Anfänger verständlich.

Der Begriff „Heide“ aus heidnischer Sicht

Eigentlich bezeichnen die Wissenschaftler die Heiden mit dem griechischen Wort „Pantheisten“, also Vielgötteranbeter. Das ist richtig, spricht sich aber schlecht aus. Die Heiden selbst haben sich keine Definition gegeben. Religion war Rückverbindung, verlangte kein besonderes Bekenntnis, sondern war ganz einfach da, selbstverständlicher Teil des Lebensablaufes, und erklärte, woher man selbst und die Mitwelt kamen.

Ebenso wie die meisten Stammesnamen in aller Welt in ihrer jeweiligen Sprache einfach nur „Mensch“ bedeuten, so verlangte die Gottheit auch keine besondere Definition, sondern hatte nur in den jeweiligen Sprachen für ähnliche „Funktionen“ verschiedene Namen. Vielen wird die Wesensgleichheit zwischen dem römischen Jupiter, dem griechischen Zeus und dem germanischen Donar schon aufgefallen sein. Der Thor der Wikinger heißt beispielsweise bei den Polynesiern Taroa usw.

Der germanische Sonnengott Baldur oder Phol hieß bei den Griechen Apollo, bei den Mesopotamiern Baal, ist sprachverwandt mit unserem Sonnenball. Diese Liste lässt sich fortsetzen. Alles Zufälle? Gibt es überhaupt Zufälle, oder sind es noch nicht erkannte Gesetzmäßigkeiten? Dem ausgebildeten Esoteriker ringen solche einfachen Suggestivfragen nur ein müdes Lächeln ab, aber schließlich schreibe ich dies nicht für ihn.

Für den Erfahrenen gibt es heute mehr Literatur, als dieser lesen kann. Wir halten also fest: Für jeweils erkannte Naturgesetze wurde bei allen Naturvölkern eine bestimmte Gottheit als zuständig erkannt. Sie wurde als Ursprung und Verwalterin des Gesetzes gleichermaßen angesehen. Diese Gottheiten standen untereinander in bestimmten harmonischen oder disharmonischen Verhältnissen. So wie Feuer und Wasser, je nach ihrem Mengenverhältnis zueinander, Verschiedenes bewirken können, oder, je nach dem Zuviel oder Zuwenig, allein nützlich oder schädlich sein können. Ein kleines Feuer wärmt das Leben, ein großes verbrennt es. Wasser löscht das Feuer oder kann, richtig eingesetzt, den nützlichen Dampf erzeugen. In diesem Sinne sind alle Naturgesetze von ihrem Prinzip und ihrer Handhabe her zu sehen.

Der Heide kennt diese Gesetze und lebt danach. Er hat als Kriterium für sich und seine Mitwelt seine praktisch nachvollziehbaren Erfahrungen und braucht nichts zu glauben, was er nicht selbst nachprüfen kann. Er hat die Erfahrung gemacht, dass die Natur sehr vielfältig und verschieden ist und er von ihr lernen muss, mit diesen Verschiedenheiten fertig zu werden. Lernt er es nicht, sinken seine Überlebenschancen rapide. Aus diesem Grunde sind keine Definitionen möglich oder nötig, denn diese Erfahrungen sind für jeden offensichtlich. Er braucht also wirklich keinen Katechismus oder sonstige Bücher

über die Mitteilungen einer Gottheit an einen Propheten. Er sammelt seine Erfahrungen über viele Generationen und teilt sie seinen Kindern immer wieder mündlich mit. Die Schrift war zumindest den europäischen Heiden bekannt. Sie wurde aber nur sparsam angewendet, um zwei Nachteile zu vermeiden:

Erstens, die mündliche Überlieferung schult das Gedächtnis besser. Man denke nur an die Märchen, die die Kinder sehr aufmerksam Wort für Wort behalten. Zumindest war das vor Einführung der Computer so.

Und zweitens, um der Erstarrung des Niedergeschriebenen zu einem Dogma vorzubeugen, wie es bei den Buchreligionen hinterher passiert ist. Alles, was niedergeschrieben wird, kann nur den Erkenntnisstand des Schreibers und den seiner Zeit widerspiegeln. Mehr nicht. Wird dieses Niedergeschriebene aber zur einzigen Wahrheit erhoben und genügt Jahrhunderte später den Anforderungen nicht mehr, weil die Welt naturgesetzmäßig weiterentwickelt worden ist, kommt die Stunde der Tüftler. Diese müssen an dem unberührbaren Dogma so lange herumdeuten, bis das herauskommt, was ihnen gerade wünschenswert erscheint. Auf diese Weise haben es die Christen und die Muslime immerhin erreicht, ein paar hundert Sekten zu bilden, die sich im Namen der Liebe zu Gott so spinnefeind sind, dass sie die jeweils anderen Sekten als „Teufelskram“ und „Ketzerei“ bezeichnen.

Um auch hier sprachlichen Verwechslungen vorzubeugen: Der „Ket-zer“ ist ein Christ, der von anderen Christen als „abtrünnig vom ursprünglichen Glauben geworden“ bezeichnet wird.

Der „Heide“ ist ein Nichtchrist, der von den Christen so verfolgt wurde, dass er seinen Gottesdienst nur heimlich auf der Heide verrichten konnte, also in unzugänglichen Gebieten, wo er vor der Verfolgung einigermaßen sicher war.

Die Anhänger des „lieben Gottes“, Jehovas oder Allahs bilden sich sehr viel darauf ein, den Schritt von der „Vielgötterei“ zum „Monotheismus“ erreicht zu haben. Allein dieses primitive deutsche Wort und daneben der erhabene (griechische) „Monotheismus“!

Heiden wissen sehr wohl, dass al-les aus einem Ursprung kommt. Die atlantischen alten Religionen sahen „Allvater und Urmutter“ als die beiden Triebkräfte des Alls an und sahen unter diesen die für Einzelbereiche zuständigen Gottheiten, die die Aufgabe hatten, in Übereinstimmung mit den anderen die Schöpfung weiter zu entwickeln. Genau, wie auf der menschlichen Ebene ein Erfindergenie seine Ingenieure anweist, diese ihre Helfer (Geister) haben und die Ausführung in die Hände der Arbeiter (Menschen) legen.

Der Ursprung aller Dinge ist also die spannungsgeladene Polarität zwischen dem männlich-geistigen und dem weiblich-materiellen Prinzip. Diese Einteilung ist nicht willkürlich, sondern spiegelt die Erkenntnis wieder, dass die Frau die Trägerin des Lebens ist, die Mutter-mater-mater-ia. Während das männliche Wesen eher im Erfinden, d. h. Verändern, liegt, so das weibliche im Bewahren. Da im Heidentum beide Begriffe gleichwertig sind, kann es keinen Streit geben, was besser oder wichtiger sei. Das eine kann ohne das andere nicht sein. Ohne

Positiv und Negativ gibt es keinen Strom, ohne Erkenntnis des Richtigen keine Erkenntnis des Falschen usw.

Nun ist aber das Morgenland, woher alle Buchreligionen bezeichnenderweise kommen, ein bisschen von Natur her benachteiligt. Man weiß von einem Paradies zu berichten, aus dem man durch einen Sündenfall hinauskatapultiert worden ist. Und zwar in eine feindliche, wüstenartige Gegend, wo wenig wächst und man für sein Auskommen hart arbeiten muss. Womit hatte man das nur verdient?

Alle Völker glaubten damals an die Wiedergeburt allen Lebens. Was? In solcher Wüstenei noch einmal wiedergeboren werden!? Das mochte aushalten, wer wollte. Die Morgenländer taten es nicht und schafften die Wiedergeburt einfach ab. Das ging nicht so schnell, weil die Menschen lange Zeit darauf bestanden, sich naturgemäß weiterentwickeln zu dürfen, sich von Zeit zu Zeit mit einem neuen Körper zu versehen, wenn der alte verbraucht war, wie ein welkes Blatt, dessen Zeit gekommen war, während aus der gleichen Pflanze im Frühjahr wieder ein neues Blatt kommt.

Im Jahre 525 (herkömmlicher Zeitrechnung) hatte man es aber geschafft. Es fand sich im Konzil zu Byzanz endlich eine hauchdünne Mehrheit, die keine Lust hatte, in diesem Jammertal noch einmal leben zu müssen, und man schaffte auch in der Kirche die Wiedergeburt ab. Das war geschafft!

Aber die Frauen! Die gebären doch immer wieder das Leben und zogen es auf! Das durfte nicht länger so sein! Und daher ging man schon sehr früh daran, die Frau zu „verteufeln“. Und schaffte konsequenterweise auch die Urmutter gleich mit ab. Damit war aber auch das Wissen um die Polarität des Ursprungs weg. Und konsequenterweise brauchte man dann die anderen Götter auch nicht mehr. Weg damit! Wozu etwas weiterentwickeln, was sowieso „schlecht“ war? Bloß nicht in der Wüste wiedergeboren werden! Über ein besseres Leben nach dem Tode, als Entschädigung für die lebenslange Schinderei! Und so blieb von dem ganzen Götterpantheon, das den Olymp mit homerischem Gelächter ehrte, nur ein ewig grantelnder, unzufriedener, partnerloser und eifersüchtiger, neidischer Jehova übrig, der sich für diese Nachteile an seinem auserwählten Volke rächte, weil dieses ihn seiner Gesellschaft der anderen Stammesgötter beraubt hatte. Genau passte er auf den kleinsten Fehler seiner Untertanen auf, stellte ihnen bei jeder Gelegenheit ein Bein, bedrohte sie -zigmal mit dem kollektiven Tode, wenn sie ihm nicht wenigstens zur Entschädigung alles Gold der Welt brächten. Gold war sehr wertvoll, es spiegelte die Farbe der Sonne wider, die doch alles Leben ernährte, hier im Orient jedoch nur heiß und versengend auftrat! Die musste er haben! Dann wäre er der Mächtigste! Wozu hat man seine Sklaven? „Gehet und macht euch die Erde untertan!“ Und sie gingen und gehen heute noch.

Kopfschütteln? Ein Märchen? Dieses Märchen steht in der Bibel, der heiligsten Schrift der Christenheit. Wenn die Christen sie nur lesen würden! Sie würden automatisch wieder zu Heiden! Für dieses Märchen ist jahrhundertlang Krieg

geführt, geraubt, geplündert, gefoltert, verbrannt, verketzert worden. Die ganze Kraft der europäischen Menschheit wurde auf dieses Ideal des vollkommenen Todes gelenkt. Päpste, Kaiser, Fürsten und Präsidenten dienten ihm und dienen ihm noch heute!

Dafür wird gelogen, betrogen, geschändet und vergewaltigt, was man bekommen kann. Atomkraft schädlich? Nach mir die Sintflut! Atomkrieg? Ist eben die Apokalypse! Waldsterben, Flusstiersterben, Meeressterben, vergiftete Erde, vergiftete Nahrung, vergiftete Beziehungen, Massenkriminalität? Es sind die sieben Plagen Ägyptens. Es muss so sein! Tschernobyl? Das sind die Prophezeiungen des Johannes! Alles Gottes Wille. Da kann man nichts machen! Es steht doch schon in der Bibel: *„Und ihre Altäre sollt ihr stürzen, ihre Haine verbrennen, ihre Tempel zerstören, die Heiden mit Mann, Weib, Kind und Vieh zur Freude Gottes zu erschlagen! Oder sie auf zackige Sägen legen und in Ziegelöfen verbrennen!“*

Es gibt kein gemeingefährlicheres Buch zur Anleitung zur Gewalt, zur Verherrlichung von Gewalt und Verbrechen, keine gewaltigere Aufforderung zum Völkermord als dieses heiligste Buch der Christenheit!

Und dann wundern sich diese Leute noch, dass es mit der Liebe Gottes so schlecht bestellt ist! Oh, die Pfaffen wussten schon sehr gut, warum sie im Mittelalter ihre Predigten in Latein hielten, was niemand außer ihnen verstehen konnte, und warum auf den Besitz der Bibel die Todesstrafe stand! Weshalb die edelsten Geister ins Kloster gesperrt wurden und durch das Zölibat in zweiter Generation die Intelligenz vernichtet war! Weshalb die Adligen zum Kreuzzug in die Wüste geschickt wurden. Kamen sie wieder, brachten sie der Kirche die Siegesbeute dar. Kamen sie um, was erwünscht war (siehe 2. Kreuzzug, der „Ketzerkreuzzug“), fielen ihre Ländereien an die Kirche! Man wusste schon, warum man Armut predigte!

Und standen endlich die Frauen auf, um das Schlimmste zu verhindern, so war das ein Beweis ihrer Teufelsbuhlschaft. Und so verbrannte man zwanzig Millionen von ihnen; diejenigen, die von Religionskriegen, die um die Auslegung einzelner Bibelstellen geführt wurden, übrig geblieben waren; die Frauen, die die harte Fronarbeit, die Pest, die auf die von der Kirche befohlene Unreinlichkeit zurückgeht, überlebt hatten; diejenigen, die noch heilen konnten, was die Kirche zerstört hatte; diejenigen, die nicht ins Kloster gesteckt und zur Unfruchtbarkeit verdammt waren, sofern sie nicht, wie in vielen Klöstern üblich gewesen, als Bordellmädchen für die Pfaffen und Kardinäle gebraucht wurden!

Als es in Europa und im Morgenland nichts mehr zusammenzurauben gab, weil ganze Landstriche ausgemordet waren - die Bauernkriege, die Stedinger, die Katharerfeldzüge, die Ostkolonisation, die Livlandkreuzzüge, die Wendenkriege sind nur ein paar Beispiele dafür - und die Überlebenden zu arm waren, um weiter beraubt werden zu können, ging man nach Übersee. Zwanzig Millionen Indianer wurden umgebracht. In Mittelamerika, wie der Chronist berichtet (ein Mönch):

„Wir schnitten den Heiden Hände und Nasen ab und jagten sie davon, wo sie alle zur Freude Gottes starben“.

Eine Attraktion war bei der preußischen Hanse die gemeinsame Jagd auf das heidnische Volk in der Umgebung, mit englischen Geschäftsfreunden. Wer die größte Strecke erlegt hatte, war der Sieger.

Die Methoden waren zahlreich und bezeugten die Fantasie der damaligen Regenten und Kirchenfürsten, die ganze Kreativität eines Zeitalters, das nur das Töten wollte. Den Indianern brachte man mit Pest verseuchte Decken als Geschenke. Die Bevölkerung Jerusalems wurde in der Kirche zusammengetrieben und einschließlich der Säuglinge getötet, *„dass die Ritter bis zu den Knien im Blut wateten“.*

Man könnte noch viel darüber schreiben. Aber das ist nicht meine Aufgabe. Das haben Autoren wie Deschner und Kammeier kompetenter getan. Es ging hierbei nur darum, das Prinzip der Buchreligionen zu zeigen (der Islam hat sich in der Geschichte um kein Stück besser benommen und basiert, nach eigener Aussage, auf der Bibel), aufzuzeigen, warum die Suche nach Wahrheit hier in eine Sackgasse gerät, warum diese beschriebenen Grausamkeiten nicht Auswüchse einer an sich guten Religion waren, wie oft von Christen behauptet wurde, sondern die tödliche Konsequenz einer Denkweise, die zwangsläufig erfolgen musste. Und dass wir damit nichts, absolut nichts für die Lösung dringend nötiger Probleme anfangen können.

Dann werden uns ständig die zehn Gebote vorgehalten, die Bergpredigt, der Heiland usw.! Ja glauben denn diese Verteidiger ernsthaft, vor Christus hätten sich die Leute gewohnheitsmäßig nur gegenseitig betrogen, getötet usw.?

Musste erst ein Erlöser kommen, um derartig banale Selbstverständlichkeiten zu predigen? Ist es nicht vielmehr so, dass man auf solche Dinge erst dann hinweisen muss, wenn es bereits stark im Argen liegt? Jesus tauchte jedoch im Morgenland auf, nicht im Abendland. Er geht uns daher nur wenig an, etwa so viel wie die Kenntnis der chinesischen Politik des 1. Jahrhunderts.

Das ist das Gleiche wie mit der „ersten großen Kulturleistung der Geschichte“, wie es in Gymnasialschulbüchern immer wieder genannt wird, wenn man von Hammurabis erstem, schriftlich festgehaltenen, Gesetzeswerk spricht. Dass es nötig war, mündlich überlieferte Gesetze, die selbst der primitivste Stamm kennt, schriftlich festzuhalten, weil man sich durch Kulturmischung in der Auslegung und Anwendung des alten Rechts nicht mehr auskannte, darauf scheint niemand zu kommen. Ein geschriebenes Gesetzeswerk ist somit immer ein Anzeichen eines Kulturverfalls und nicht einer Kulturbegründung! Was sollten beispielsweise die Dakota-Indianer mit geschriebenen Gesetzen? Die mündlichen funktionierten so gut, dass es gar nicht nötig war, das aufzuschreiben, um hinterher ein Heer von Auslegern und Winkeladvokaten zu beschäftigen!

So wird von den Heiden jeder morgenländische Anspruch auf das Abendland und die anderen Kontinente für jetzt und die Zukunft zurückgewiesen. Das kann für uns niemals etwas Gutes sein, weil es nicht hierher gehört!

Und hier haben wir einen ganz wesentlichen Schlüssel zum heidnischen Denken: Selbstverständlich können die Christen und Moslems glauben, was ihnen beliebt, solange sie uns nicht mit ihren „Erkenntnissen“ belästigen! Die Natur bringt jedes Mineral, jede Pflanze, jedes Tier und jeden Menschen in der Gegend hervor, wo alles aufeinander abgestimmt zusammenpasst. Dieser biologische Haushalt funktioniert so wunderbar, dass man daran nichts mehr verbessern kann und es daher auch nicht versuchen sollte, noch dazu mit völlig unzureichenden Kenntnissen über die möglichen Folgen! Daraus lernen wir, dass, wie jedes Tier sein Revier hat, in dem die Pflanzen wachsen oder es das Jagdwild gibt, das es zum Leben braucht, auch jeder Mensch eine Heimat hat. Und diese Heimat seiner Art und seinen Wünschen gemäß nach seinen Fähigkeiten gestaltet. Dabei wollen die Heiden ihn nicht stören, denn er ist ja ebenfalls ein „Heide“, nur anders geartet. So wenig Heiden eine Missionierung wünschen, so wenig möchten sie andere damit belästigen. Ein Bekehrungsversuch würde ihre eigenen, wichtigsten Prinzipien in Frage stellen. Denn dann würden sie ihr „Opfer“ anders haben, als es ist und damit die von ihnen so gepriesene Weisheit der Natur in Frage stellen. Außerdem wäre es geradezu lächerlich und unerwünscht, wenn ein heidnischer Norweger mit einem heidnischen Berber auf Odin anstoßen würde. Vielleicht den Berber noch in ein Wikingergewand gekleidet und den Norweger in Beduinenkleidung gesteckt! Die Lächerlichkeit wäre vollkommen. Genau das wäre aber dieses „Füllen der Erde“, um sie sich untertan zu machen! Wir sehen also, für den Buchreligiösen ist die Intoleranz zwangsläufig vorgegeben, während ein Heide nicht intolerant sein kann, ohne sich selbst in Frage zu stellen.

Dieser Ausflug in Entstehung und Geschichte der Religionen sollte die polare Problematik der beiden Prinzipien erkennbar machen, um dem Leser die Aufnahmebereitschaft zu vermitteln, die er benötigt, um das Heidentum als eine Zukunftslösung zu erkennen.

EFODON
5
Sept./Okt. 1988
6. Jahrgang Nr. 30
DM 4,50 (inkl. MwSt.)
EUR 2,00

Synesis

Leserbriefe
Leserbriefe
Leserbriefe

Enoscher oder Parfülier?
Zwei interessante Konzepte
zur Geschichte der europäischen Juden

LIQUA-Genussweiss-Report
Vitamin-Kombinations-Präparate:
Nutzen oder Schaden?

Die zerritene Erdgeschichte

Das dankle Zwißer (V)
Japiermonde und Kalender

Sinn Hoffnung und Motivation
für Krebskranke

7. Internationale Konferenz

Zum Thema Sonnenbrunne:
Allen Zufall oder Nicht-Zufall?

Berliner Geschichtswesen:
Frenco und die Dose:
18 Störungen und kein Ende in Sicht

Karlsruher Geschichtswesen:
„Geschichte mal ganz anders?“

Skandalöser Fund
über nicht-ionisierende Strahlung
(Handy-Strahlung)

Sammerei & Habererkirche

EFODON-Exkursion in Niederbayern

Die Handlungen
des Lesers und Lesers

EFODON
K.S.

4
Juli/August 1999
A. Jahrgang, Nr. 31
DM 9,90
EUR 3,90

Synesis

EFODON e.V.
Europäische Gesellschaft für frühgeschichtliche Technologie und Randgebiete der Wissenschaft

Anstellung über Renaissance
in Kivik/Schweden

Die letzte Chance der Menschheit?

Warum inscht nicht
in den Weltraum?

Die Sage als uralte,
astronomische Berichterstattung

Gedanken zur Herkunft
des ägyptischen
„Gott“-Begriffes

Das Imperium Romanum
war das deutsche
Kaisertum

Totale Sonnenfinsternis
in Europa 1099

Isaac Newton verläßt
die zeitlichen Beschränkung
von 500 Jahren

Die dunkle Zeltstirne (TJ)
Catal Huyuk - Stuhl
mit der „Junges Nische“

Die ersten vollwertigen
der Erde und die
Wärmewirkung des Jupiter

Eine elektrische
Zeltstirne
zur Geschichtskonstruktion

**Die
APOLLO-Mondflüge:**

**Alles Lug
und Betrug?**



High Tech im der Vorzeit

© 1999 Martin Schmidt-Bredow

Die Aufrichtung der Wirbelsäule als Voraussetzung menschlicher Intelligentwerdung?

(Veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 6/1999)

Die alten Chinesen hatten schon früh herausgefunden: da steckt ein physikalisches System dahinter, das sie mit ihrem Strichcode des I Ging beschrieben. Und so behauptet Feng Shui: Yang ist der Himmel und damit ein Pluspol, und physikalisch-elektrisch gesehen, ist es tatsächlich so. Die Erdatmosphäre ist nämlich, wie die Physiker sagen, ein Kugelkondensator. Dem Pluspol der Ionosphäre hoch oben in unserer Atmosphäre steht der Minuspol der Erdoberfläche gegenüber und dazwischen. Es herrscht ein elektrisches Ladungsverhältnis von gut 200.000 Volt zwischen Himmel und Erde. Von diesen 200.000 Volt, deren Feldlinien sich zur Erde hin verdichten, kommen an unserem Körper noch rund hundert Volt an, wenn wir aufrecht stehen, und diese hundert Volt Ladung haben etwas mit dieser ominösen Lebensenergie Chi zu tun.

Ich persönlich glaube, dass die Intelligentwerdung des Menschen mit der Aufrichtung der Wirbelsäule des Menschen begann, denn es gibt sonst kein Säugetier und auch kein Affentier, das über die Energiezentren der Wirbelsäule soviel von dieser Himmel-Erde-Spannung auf einem Höhenunterschied von einem bis zwei Metern abgreifen kann. Es gäbe ansonsten biologisch überhaupt keinen Grund für diese unpraktische und kuriose senkrechte Körperkonstruktion des Menschen, der mit seinem extrem hohen Schwerpunkt X-Mal im Leben hinfällt und über ein Jahr seines Lebens braucht, um diese instabile aufrechte Körperhaltung erst einmal zu erlernen. Dieses Problem haben Tiere mit waagrechter Wirbelsäule nicht. Sie fallen auch nicht so leicht hin.

Dafür kommt aber deren Gehirnfrequenz auch nie viel über acht Hertz hinaus, anders als bei uns Menschen, die für intelligentes Denken 16 bis 25 Hertz benötigen. Für Meditation sind 8 bis 12 Hertz der ideale Gehirnzustand, die so genannten Alphawellen. Und ganz nebenbei gesagt: Wem es gelingt, eine Zeit lang sein Gehirn im Zustand um die acht Hertz zu halten, ohne dabei einzuschlafen, der steht unmittelbar am Tor zur außersinnlichen Wahrnehmung und kann dort die fantastischsten Sachen erleben, immer vorausgesetzt, es kommt keine äußerliche Störung und holt uns jäh in die irdische Realität zurück.

Das Spannende ist nun, dass diese 7,8 Schwingungen der Erdatmosphäre pro Sekunde genau die Einschlafgrenze darstellen und damit auch das natürliche Tor zu unserem Unbewussten, wovon das Traumleben der bekannteste Teil ist. Aber wir können nur einschlafen, wenn wir aus der

senkrechten Position der Wirbelsäule in die waagrechte, liegende Position gehen, denn da liegt am Körper die niedrigste Spannung an. Das heißt, wir sind absolut mit unserer Erdatmosphäre und ihrer Schwingungskraft verbunden.

Diese elektrische Himmel-Erde-Spannung scheint immerhin so gewaltig zu sein, dass sich das amerikanische Militär damit intensiv beschäftigt. Offiziell wird immerhin sogar zugegeben, mit dem dabei verwendeten Erfindungspatent könnte man Wetter manipulieren. Konkret sieht das so aus, dass in Alaska ein Antennenwald aufgebaut wurde, mit dem Ziel, durch Reflexionen nach dem Funkwellenprinzip in der oberen Schicht der Atmosphäre, Energien woanders hinzuprojizieren und elektromagnetische Waffen zu konstruieren, mit denen beispielsweise gegnerische Soldaten innerhalb von zehn Minuten eingefroren werden können.

Aus einem Vortrag des Autors „Feng Shui, eine fernöstliche Hilfe zum ganzheitlichen Bauen und Wohnen - auf den Westen übertragbar?“ (Vortrag auf dem Kyklos-Kongress in Neuendettelsau am 16. Mai 1999)

Wallfahrtskirche Sammarei & die Habererkirche

Die EFODON-Exkursion in Niederbayern vom 12. Juni 1999

(Veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 35/1999)

Von Ronald Orlogi hervorragend organisiert, fand am Samstag, dem 12. Juni, bei strahlendem Sonnenschein die vorangekündigte EFODON-Exkursion statt. Auf dem Parkplatz der Wallfahrtskirche Sammarei (Gem. Ortenburg, Krs. Passau, Niederbayern) fanden sich gegen 9:30 Uhr mehr als zwanzig Teilnehmer ein, die teilweise von weit her angereist waren. Nach der Kirchenbesichtigung sollte es zur „Habererkirche“ weitergehen.



Der Turm der Wallfahrtskirche Sammarei

Die Wallfahrtskirche Sammarei

Die Kirche Sammarei (der Name ist abgeleitet von der niederbayerischen Form von St. Maria) ist eine besondere Wallfahrtskirche, denn in ihr steht eine Holzkapelle, die angeblich aus der Zeit des 11. Jahrhunderts stammt. Es gilt als sicher, dass es die älteste noch erhaltene Holzkirche Deutschlands ist. Sie ist erstmals 1296 urkundlich erwähnt worden. Im Jahre 1619 - so sagt die Legende - habe eine Feuersbrunst die umliegenden (Holz-) Häuser zerstört, und wie durch ein Wunder sei die Holzkapelle unversehrt geblieben, obwohl brennende Äste auf dem Kapellendach landeten. Ein angeblich völlig verkohlter Apfelbaum soll an dem Ast, der das Kapellendach berührte, wieder ausgetrieben haben, was als Wunder angesehen wurde. Nach einer Bauzeit von nur zwei Jahren wurde die neue, nun gemauerte, Wallfahrtskirche

eingeweiht, die man an der Stelle der Holzkapelle errichtet hatte. Im Inneren dieser Kirche hat man die Holzkapelle wieder aufgebaut.



Der „Schlamperengel“

Pater Paul aus Polen erzählte uns freundlicherweise aus der Geschichte der Kirche und erklärte die Figuren und Bilder an den Wänden, wobei er darauf hinwies, dass hier insgesamt 101 Personen dargestellt seien. Die beliebteste der Figuren an der Wand hinter dem Altar ist der so genannte Schlamperengel, eine Putte, die am rechten Fuß einen goldenen Stiefel, am linken jedoch einen Schuh trägt.

Die Holzkapelle steht hinter dem Altar in einem angrenzenden Raum und ist über und über behangen mit Votivtafeln und -gaben. Innerhalb der Holzkapelle steht, vor ein paar Holzbänken, der so genannte Gnadenaltar, der vor 1772 errichtet wurde. Unser Mitglied Volker Ritters, der ebenfalls anwesend war, erläuterte uns die freimaurerischen Details der Darstellungen in der Kirche und in der Holzkapelle. Seiner Meinung nach sei die Holzkapelle nicht so alt wie vorgegeben, denn das Holz sehe dazu zu gut erhalten aus. Vielleicht wurde morsches Holz immer wieder ausgetauscht? Radiästhetisch steht die Kirche mit der Holzkapelle auf einem so genannten Kraftplatz, wie alle alten Kirchen. Der Altar der Wallfahrtskirche, vor der Holzkapelle, steht hingegen auf einem radiästhetisch relativ unwichtigen Platz, im Vergleich zum Kapellenstandort (s. Skizze).



Die linke und die rechte Seite der Wand hinter dem Altar. Links St. Georg, rechts der hl. Martin. Ganz oben: Der Kirchturm der Wallfahrtskirche Sammarei (Fotos: Geise)

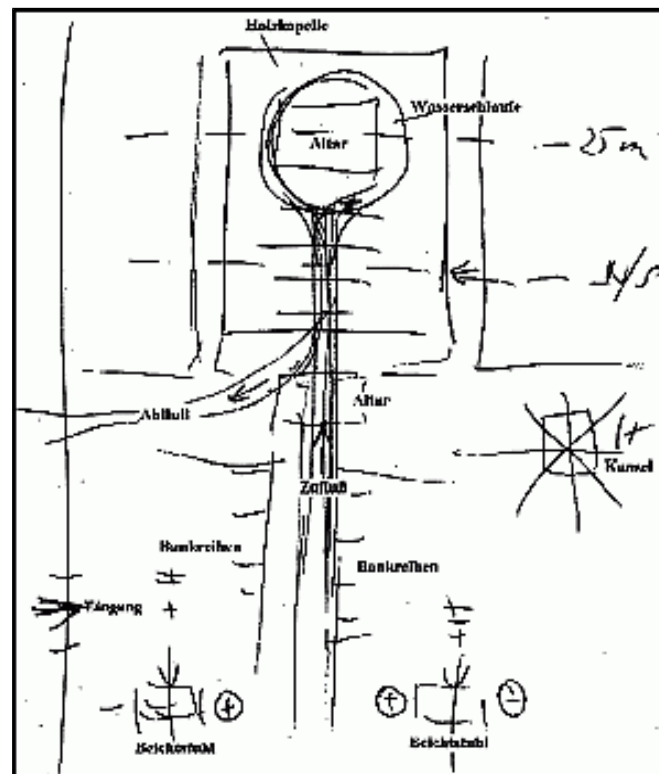
Der energetisch stärkste Punkt der gesamten Kirche befindet sich in Höhe der Kanzel, wo sich ein Globalgitter-Kreuzungspunkt („Hartmann“/„Benker“) und ein Diagonalgitter-Kreuzungspunkt („Curry“) überlagern. Hinzu kommt, dass die Kanzel sich in einer Höhe befindet, in welcher der Horizontalstreifen des Globalgitters diesen Kreuzungspunkt durchschneidet (das Globalgitternetz ist dreidimensional kubenförmig aufgebaut).

Die beiden Beichtstühle, an der rechten Wand neben dem Eingang, stehen ebenfalls radiästhetisch am „richtigen“ Punkt, wie in solchen Kirchen gewohnt. Das Globalgitter durchschneidet den Sitzplatz des Beichtvaters, der somit bei der Beichtabnahme mit einem Bein im positiven, mit dem anderen im negativen Bereich sitzt. Der Horizontalstreifen des Globalgitters trifft dabei in Kopfhöhe die Beichtenden.

Sammarei steht auf einer Keltenschanze

Der Altar der Holzkapelle steht direkt auf einer Wasserschlaufe und auf einem Kreuzungspunkt des 25-Meter-Gitters (eine Unterteilung des Globalgitters). Der Wasserzufluss der Wasserschlaufe liegt etwas versetzt unter dem Kirchen-Mittelgang. Der 25-Meter-Streifen ist der energiereichste Nord-Süd/Ost-West-Streifen, deshalb sieht man diesen Kreuzungspunkt auch als „Kraftpunkt“ an. Dass die Holzkapelle „beweglich“ ist (oder war), erkennt man daran, dass sich der plattenbelegte Fußboden unter ihr fortsetzt. Die

Wasserschlaufe unter dem Altar zeigt uns, dass die Kirche auf einer ehemaligen Keltenschanze errichtet wurde, denn Wasserschlaufen (unterirdisch im Kreis fließendes Wasser) haben wir in der freien Natur, natürlich vorkommend, bisher nicht finden können. Ihr einziges Vorkommen ist auf (künstlich angelegten!) Keltenschanzen. Da Keltenschanzen aufgrund ihrer Funktionen mit relativ hohen Energien arbeiten, liegt es nahe, dass sie von den Kirchenbauern genutzt wurden, zumal schon die „alten“ Kelten diese Energien für ihre „Aufladung“ anwendeten, wenn sie beispielsweise gegen Feinde ins Feld zogen (1).



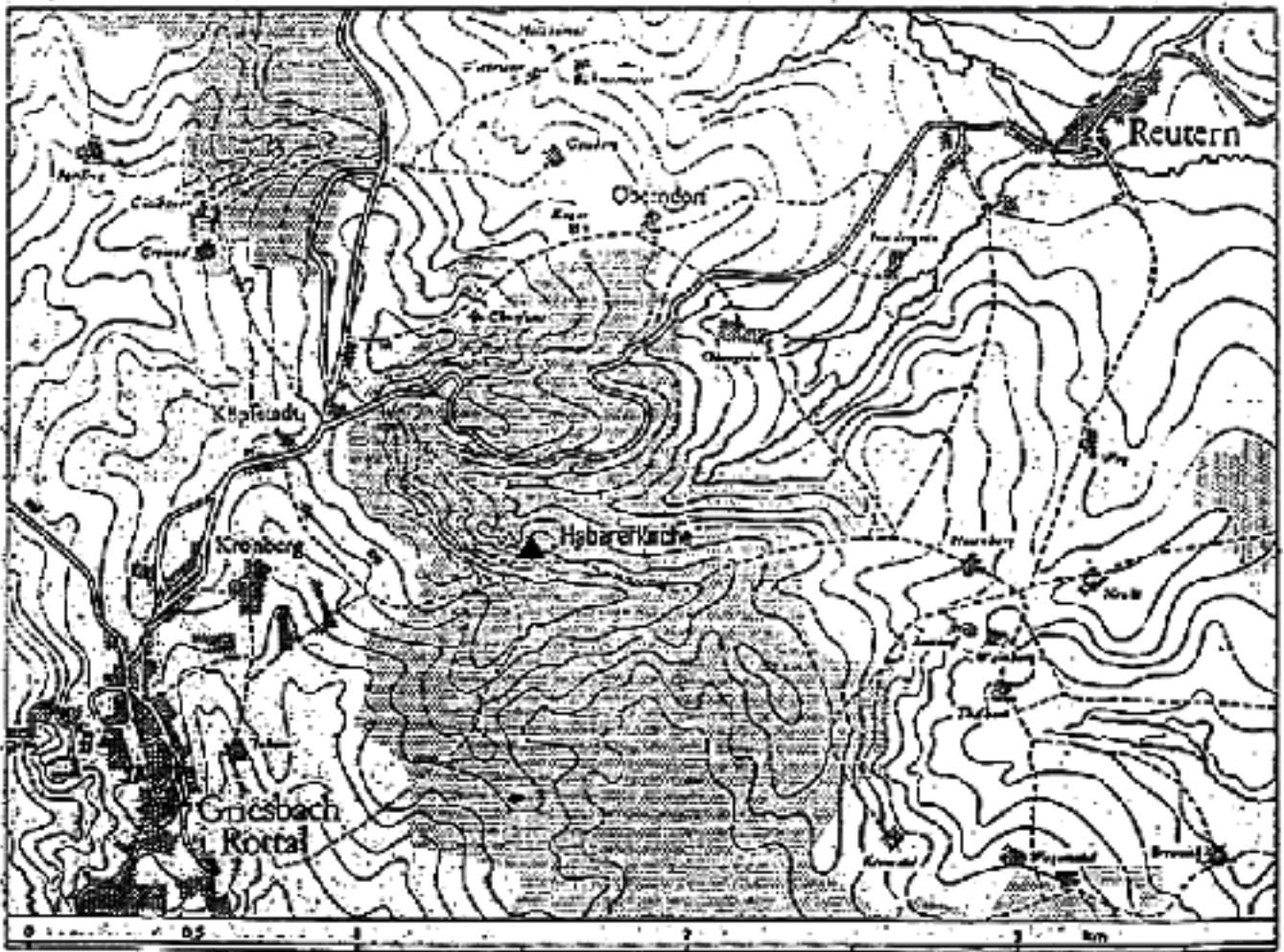
Radiästhetische Skizze der Kirche Sammarei (Skizze: Geise)



Links: Pater Paul erzählt uns aus der Geschichte der Wallfahrtskirche. Mitte und rechts: Die Holzkapelle steht im Inneren der Wallfahrtskirche Sammarei (Fotos: Geise)



Oben links: Der „Gnadenaltar“ in der Holzkapelle. Oben rechts: Volker Ritters (rechts) erläuterte uns die freimaurerischen Details in der Holzkapelle. Unten: Die Holzkapelle ist über und über mit Votivtafeln bedeckt (Fotos: Geise)



Die „Habererkirche“

Nach der Besichtigung der Wallfahrtskirche fuhren wir im Konvoi weiter zum zweiten Besichtigungspunkt der Exkursion, dem Naturdenkmal „Habererkirche“, auch „Teufelsfelsen“ genannt, in der Gemeinde Reutern (Lkr. Passau), bei Bad Griesbach.

Der „Steinkart“ (Steinkart = Steinwald), in dem wir uns hier befanden, hat seinen Namen richtigerweise von den vielen, wie zerstreut herumliegenden Quarzkonglomeraten, großen Steinblöcken. Wie sie hierher gelangten, und ob sie wirklich so wahllos im Wald liegen, bleibe dahingestellt. Allerdings liegen einige dieser Blöcke, so auch die beiden der „Habererkirche“, auf einer Wachstumslinie (radiästhetisch gesehen das „3. Gitter“) und auf Blind Springs (unterirdisch meist in einer Erdverwerfung aufsteigende Wassersäulen). Das konnte der Rutengänger Reinhold Lück bereits bei unserer ersten Begehung 1991 feststellen (vgl. Skizze).



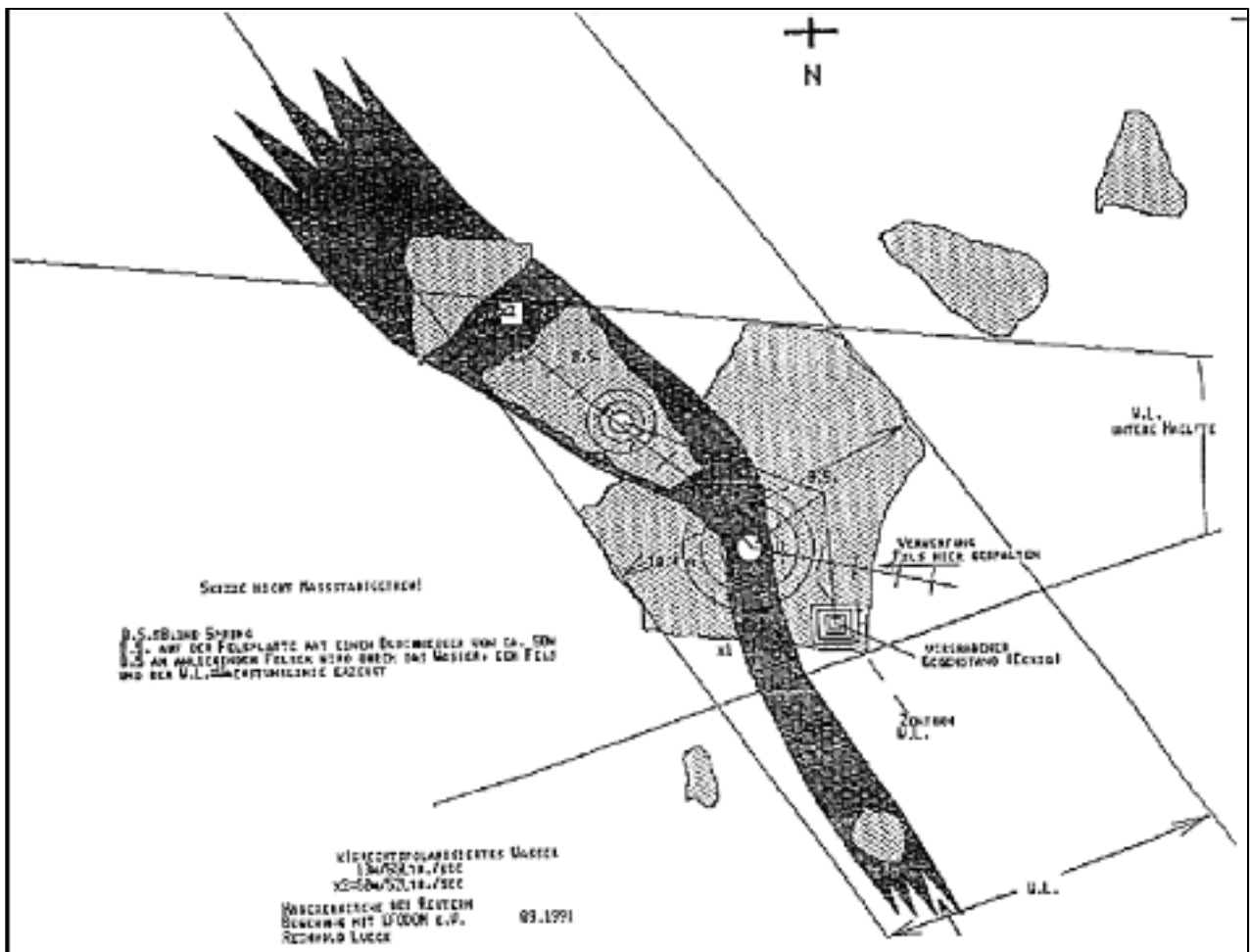
Oben links: Ronald Orlogi erzählte uns, was über die „Habererkirche“ bekannt ist. Oben rechts: Die Konglomeratfelsen „Habererkirche“. Unten: So war die Felsenzeichnung 1991 noch erkennbar. Heute kann man nur noch ahnen, wie sie einst ausgesehen haben mag (Fotos: Geise)

Die Bezeichnung „Kirche“ ist irreführend, denn hierbei handelt es sich um zwei schräg aneinander liegende große Konglomeratblöcke am Südhang eines Tales, mitten im Wald. Man nimmt an, dass dieser Ort bereits in vorgeschichtlicher Zeit zu religiösen Zwecken genutzt worden sei, da man in den siebziger Jahren hier einige Steinartefakte (Steinklingen und Abschläge) fand.

Ronald erkletterte einen der Felsen und erzählte uns das, was man bisher herausgefunden hat. Der Sage nach habe der *Tiufel* („Teufel“) einen der Blöcke genommen, um den Markt Griesbach zu zerstören, dessen Bürger ihm „zu fromm“ gewesen seien. Als er keuchend an der Ortschaft Reutern vorbei gekommen sei, hätten in der Ferne die Morgenglocken geläutet, sodass er den Felsblock an einen anderen gelehnt und dann geflohen sei. Seitdem heißt diese Felsformation „Habererkirche“.



Zeichnung des Felsbildes „Habergeiß“, wie es einst ausgesehen hatte (Orlogi)



Nach der ersten EFODON-Exkursion zu der „Habererkirche“ im Jahre 1991 von Reinhold Lück angefertigte Skizze der radiästhetischen Gegebenheiten

An der westlichen Felsplatte, in einem Durchschlupf, der nur gebückt betreten werden kann, befinden sich Felsmalereien. Eine Figur, etwa einen Meter hoch, stellt die so genannte Habergeiß („Hobagoas“) dar (s. Abb.). Waren früher ringsum noch kleinere Figuren erkennbar, sind sie heute nicht mehr vorhanden. Auch die Darstellung der „Habergeiß“ kann heute nur noch mit viel Fantasie erkannt werden. Im Jahre 1991 besuchten wir diesen Platz schon einmal, und damals war die Zeichnung der „Geiß“ noch besser zu erkennen, was uns heute zu der Annahme bewegte, dass die Darstellungen wohl nicht so alt sein können, wie es offiziell angenommen wird. Wären sie wirklich einige tausend Jahre alt, wäre wahrscheinlich nichts mehr von ihnen erkennbar, zumal die Felswand mit den Figuren nicht vor der Witterung geschützt ist. Volker Ritters vertrat die Meinung, dass es sich bei der „Habergeiß“ um eine natürliche Verfärbung des Felsens handele, wobei die Bildhaftigkeit durch Risse im Fels und die dadurch eintretenden Feuchtigkeitsverfärbungen begünstigt werde. Diese Figur mit den bekannten farbigen Höhlenmalereien in Frankreich zu vergleichen - wie es gemacht wird - , finden wir jedoch mehr als übertrieben. Es ist etwa, als wenn man einen Schubkarren mit einem Rennwagen vergleichen wollte.

Recht wahrscheinlich ist es jedoch, dass es sich hier um einen Platz handelt, an dem einst Schamanen oder Druiden gewirkt haben könnten. Schamanen benötigen einen abgeschiedenen Platz, der ihnen die Kraft zur Arbeit gibt. Dies ist ein solcher Platz. Obwohl abgeschieden liegend, hatte er eine zentrale Lage, denn der alte „Rennsteig“ (ein alter Handelsweg) führt nicht weit davon vorbei. Weiterhin liegt in unmittelbarer Nähe die alte Gerichtsstätte („Köpfstatt“). Es lässt sich heute nicht mehr eindeutig sagen, ob es sich hierbei um ein ordentliches oder ein Femegericht („Haberfeldtreiben“) handelte. Auf dem „Rennsteig“ machte man allerdings Münzfunde aus mehreren Jahrhunderten. Das kann ebenso ein ehemaliger Wegezoll gewesen sein, wie die Kassen eines Femegerichtes.

Am Osthang des Steinkart waren schon früh Schwefelquellen bekannt (das Kurgebiet von Bad Griesbach wird von einer solchen Schwefelquelle gespeist). Weiter östlich, bei Hundshaupten, wurden Gasquellen erbohrt, die lange Zeit als Lichtquellen genutzt wurden.

Trotz der relativen Höhe von 520 m/NN befindet sich das Gebiet auf einer Meeressmolasse. Bei Höch, nördlich von Ortenburg, sowie in einigen anderen Kiesgruben der Gegend, hat man reichlich Fossilien und Haifischzähne gefunden. Ein Großteil der Funde befindet sich heute in Privathand.

Der Steinkart ist nur ein Teil einer riesigen Geländeformation mit Konglomeratblöcken. Zu den „Steinwäldern“ gehören noch die „Lugenz“ bei Bad Birnbach und der „Grafenwald“ bei Kößlarn. Hier sind im Wald noch einige besondere Felsgebilde versteckt, die wir in der Zukunft besichtigen wollen.

Der Nachmittag

Nach der Besichtigung der Felsengruppe machten wir bei dem schönen Wetter noch einen kleinen Spaziergang durch den Wald. Anschließend fuhren wir zum Gasthaus „Zum Pfandl“ zum Mittagessen. Dort saßen noch wir im Garten bei angeregten Gesprächen und Gedankenaustausch bis zum späten Abend

zusammen. Es war ein schöner Tag, wir danken Ronald Orlogi für die Organisation und freuen uns schon auf die nächste Exkursion, denn in der Gegend der „Habererkirche“ gibt es noch eine ganze Reihe weiterer interessanter Felsblöcke!



Beim Ausklang

Anmerkung

(1) Gernot L. Geise: „Keltenschanzen und ihre verborgenen Funktionen“, Hohenpeißenberg 1999, 2. Aufl. 2002

Quellen

„Schulanzeiger für NDB“ Nr. 7 vom 10.03.1927

Sonderdruck aus „Naturwissenschaftliche Zeitschrift für NDB“, Landshut 1980

„EFODON unterwegs im Hügelland des Rottales“, in: EFODON NEWS Nr. 5/1991

Hermann Dörr: „Pythagoras und das atlantische Wissen“, Pythagoras-Akademie Düsseldorf

Zum Thema Sonnenfinsternis: Alles Zufall oder Nicht-Zufall?

(Veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 35/1999)

Zahlreiche Typen, insbesondere Wissenschaftler, basteln sich ihr Weltbild unter Benutzung des Zauberers „Zufall“ zusammen. Vor einigen Tagen sah ich abends im Fernsehen eine Talkshow zu dritt (Hauptfiguren die Schauspielerin Michaela XXX und der Deutsch beherrschende Schriftsteller Kishon), die das Weltbildschema anschnitt.

Michaela ist bildschön und sehr klug, kein orientalischer oder südlicher Typ, sondern nordisch. Kishon bewunderte ihren Wort- und Ideenreichtum. Sie stellte zwei Faktoren heraus: Es gäbe keinen Zufall und sie sei unglaublich *neugierig*. Mit einem Astrologen habe sie sich eine Stunde unterhalten. Er habe ihr das erzählt, was sie sowieso von sich wusste.

Anders als die mürrischen Brummbären, die den Zufall in ihr Weltbild einbauen, ist Michaela ein strahlender, fröhlicher Typ, den weite Volkskreise spontan anhimmeln. Wie sagt doch Goethe:

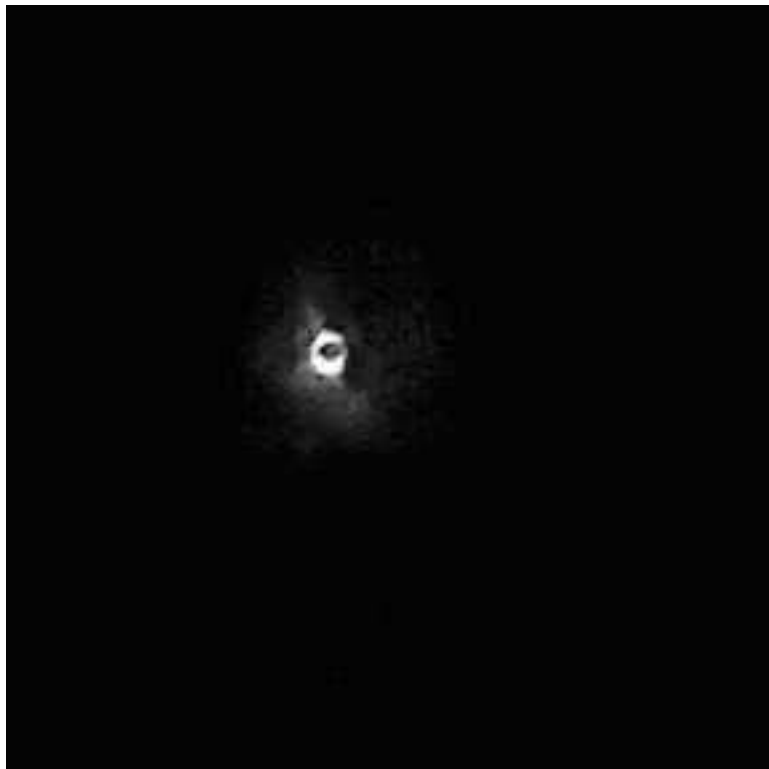
*Volk und Knecht und Überwinder, sie gestehn zu jeder Zeit:
höchstes Glück der Erdenkinder, ist doch die Persönlichkeit.*

Der Verein der Brummbären will nicht nachhinken. Säuberlich werden Namen von Leuten gesammelt, die eine winzige Entdeckung gemacht haben. Wer davon eine wirkliche Persönlichkeit war, wird nicht gern hervorgehoben. Die Norm, das Schema, gilt.

Nun zurück zum Weltbild: Anlässlich der am 11. August in Europa sichtbaren totalen Sonnenfinsternis sagte im Fernsehen ein Astronom, „schließlich sei der Mond ja doch nur ein Felsbrocken, der bei erdnahe Konjunktion mit der Sonne zufällig die Sonnenscheibe genau decken könne.“ Ist das wirklich ein Zufall?

Im virtuellen Weltriesen (Vishnu, Ymir, Pankow etc.) der Protogrammatik sind Sonne und Mond die zwei Augen des himmlischen Schädels (die abertausend Sterne im dunklen Haupthaar die Äuglein himmlischer Wesen, Sanskrit sa.hasr.akschi = die Nacht, = die Tausend-Äugige). Vgl. auch in diesem Bild die Stadt Delhi als den Nabel der Erde und den südlichen Ozean als den den Leib umrundenden Gürtel, nordwärts besetzt mit Korallen.

Alles das auch ein Zufall?



Die Sonnenfinsternis vom 11.08.99 (Fotos: Geise)

Dazu kommt noch die alles andere als zufällige numerologische Verflechtung der synodischen Umläufe der Planeten, in irdischen Tagen gezählt. Dazu habe ich bereits an vielen Stellen einiges geschrieben. Man hat den Tagen jener siebentägigen Woche, die man zu Ehren Jupiters instituierte, und die man in der Induskultur wieder aufleben ließ, auch Namen geben müssen. Man wählte die Reihenfolge Sonne und Mond (= Sonntag, Montag), Mars und Merkur (Dienstag, Mittwoch), Jupiter und Venus (Donnerstag und Freitag), zuletzt

kommt der Bummelant Saturn, deifiziert als Gott des Todes. Man beachte die Paarigkeit: Mond kann Sonne genau abdecken (passt wie ein Auge aufs andere); Merkurs Grundzahl 4,5 ist die Hälfte von 9 = Grundzahl des prätrojanischen Mars. Auf Jupiter mit Grundzahl 7 folgt Venus mit Grundzahl 8, wie im Maya-Kalender, und die 399 des Jupiter - aufaddiert mit den 378 des Saturns = 777. Zufall?

Wie großartig ist die Regel, dass die Summe der 1., 2. und 3. Potenz der Grundzahl des Planeten die Dauer seines synodischen Jahres ergibt. Zufall?

Wie großartig ist das seit undenklicher Zeit bekannte Pentagramma Veneris, das $8 \times 365 = 5 \times 584$ ist, mit weiteren Implikationen. Alles Zufall?

Für die mürrischen Brüder vom Trottelverein sind das alles blöde Zufälle. Ihre in Dunkelheit angefertigte Liste von Brummbären offenbart in der Tat wenig Wunderbares, und die Menschen weithin wirklich Begeisterndes, wie es, zum Beispiel, Michaela vermag.

*Kurt Schildmann war bis zu seinem Tod Präsident der Studiengemeinschaft
Deutscher Linguisten in Bonn.*

Eroberer oder Pazifisten?

Zwei interessante Konzepte zur Geschichte der europäischen Juden

(Veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 35/1999)

Die ausgefallendsten Ideen in der Kritik unseres historischen Weltbildes kamen in letzter Zeit aus Russland. Dem Herausgeber der chronologiekritischen Zeitschrift „Zeitensprünge“ schienen sie so radikal, dass er mich, der über diese höchst interessante Entwicklung zu berichten strebte, mehrere Male gebeten hatte, eine eigene Zeitschrift zu gründen, um darin die potenziellen Interessenten über diese „unbegründeten“ Geschichtskürzungen um Jahrhunderte und Jahrtausende zu informieren. Dabei waren ihm die neuesten Bücher der russischen Autoren überhaupt nicht bekannt, weil diese nur in Russisch vorhanden sind. Diese Sprache ist in der alten postslawisch bajuwarischen Metropole heute kaum noch bekannt.

Im Buch von A. T. Fomenko und G. V. Nosovski, „Das biblische Russland“ (1), wird behauptet, dass das Alte Testament über die Ereignisse der 14.-16. nachchristlichen Jahrhunderte berichtet und keinesfalls über die Epoche, die tausende von Jahren vor unserer Zeit liegt. Noch mehr, diese Ereignisse selbst sind in vielen Teilen der Bibel mit der türkisch-slawischen (= tatarischen = jüdischen) Eroberung Europas verbunden und mit dem Kampf der Westeuropäer um die Befreiung vom Joch der Tataren.

Die Unterwerfung Europas geschah danach in zwei Wellen. Zuerst wurden im 14. Jh., vermutlich noch vor der großen Pest (ab 1348) die Westeuropäer besiegt und gezwungen, Tribute an die frühchristlichen (vororthodoxen) Khanen der Horde zu zahlen. Nach Jahrzehnten der Pest und anderen Seuchen (die vermutlich zu Ausfällen der Tributzahlungen führten) hat sich dann am Anfang des 15. Jh. im Osten Europas eine Bewegung um Moses formiert, die die Vernichtung der immer noch vorhandenen Pandemiequellen in Westeuropa durch die Ausrottung der Bevölkerung suchte. Erst im Laufe dieser Strafexpedition lernten die Gotteskämpfer, dass man auch durch Quarantäne und andere Maßnahmen die Kranken von den gesunden isolieren kann und nicht unbedingt alle töten muss.

So stellte die zweite Eroberung eine juristisch unbegründete und darum kaum durchsetzbare Expedition (darum die Unentschlossenheit des Pharao [= Khans] gegen die „eigene“ Bevölkerung im von den Khanen schon unterworfenen Kana-an (dem Land der Khanen). Und gerade, weil es nicht nur eine militärische, sondern in erster Linie eine antiepidemiologische Expedition war, wurden so strenge interne Gesetze den nach Europa ziehenden „Juden“ auf den Weg gegeben. Sämtliche Reinhaltungsgebote, Verbrennungsrichtlinien, quarantäneähnliche Vorschriften etc. deuten auf einen Kampf gegen die durch gefährliche Infektionskrankheiten versuchte

Bevölkerung.

Die zweite Eroberung Europas brachte nicht nur die Stadt Konstantinopel und die Reste des byzantinischen Reiches unter die osmanisch (= atamanisch) - türkische Herrschaft, sondern auch die Aufteilung mehrerer europäischer Länder unter den tartarisch-jüdischen Eroberern. Die jüdischen Gotteskämpfer teilten die meisten europäischen Länder unter sich auf. Die zwölf Stämme (in Wirklichkeit zwölf militärische Kolonnen oder Armeen), erhielten jeder ein europäisches Land für die Neubesiedlung. Nach F&N waren unter diesen Ländern außer osteuropäischen Gebieten wie Astra-chan, Kazan, Polen-Litauen, Smolensk und Tschernigow und der Goldenen Horde auch Bulgarien, Ungarn, Preußen, Österreich-Süddeutschland und Spanien (plus Vatikan).

Diese Liste wurde durch die Entzifferung der zwölf kleineren Wassalen-Wappen auf dem imperialen Wappen der russischen Tsaren zusammengestellt und entspricht eher einer späteren Situation. Eine andere Verteilung der zwölf jüdischen Stämme beschrieb N. A. Morosow im zweiten Band seines siebenbändigen „Christos“: Er fand heraus, dass Anatolien, Griechenland und Palästina im Osten, die slawischen Donauländer, Deutschland und Frankreich im Norden, Spanien, Italien und Sizilien im Westen sowie Libyen, Ägypten und Arabien im Süden die neuen Besiedlungsgebiete der türkischstämmigen Juden (= Götterkämpfer) waren.

In beiden Fällen wird Deutschland als ein Land betrachtet, in dem die Juden sich im 15. Jh. ausgebreitet haben. Diese kühnen Hypothesen werden die ganze jüdische Geschichte im neuen Licht erscheinen lassen. Und sie stimmen mit den Bemerkungen von Dr. Horst Friedrich überein, der einen alten jüdischen Substrat in Bayern ausgemacht hatte (Dr. H. Friedrich „Noch immer rätselhaft: Die Entstehung der Baiern“; EFODON e. V., 1995).

Und nun kommen wir zu einem Buch, das die Leser ohne Russischkenntnisse auch selbst lesen könnten (2). In diesem Buch spielt die neue Chronologie praktisch keine direkte Rolle, wodurch ein Teil der Argumentation der Autoren für einen chronologiekritischen Leser nicht in ein völlig akzeptables Konzept münden kann. Trotzdem ist auch diese Argumentation aus der Sicht der Geschichtskritik äußerst interessant. Insbesondere, weil die Autoren den begründeten Zweifel an der realen Existenz einigen der wichtigsten Persönlichkeiten der konventionellen Geschichtsschreibung begründen (z. B. von Karl Martell [S. 121], von dem man keine einzige Münze kennt).

Dafür wird aber das aufgrund der schulischen (Scaliger-) Chronologie konstruierte Geschichtsbild gründlich umgerührt. Man zeigt ziemlich konsequent, dass die heutige Geschichtsschreibung uns eine Schimäre als „Wissenschaft“ zu verkaufen versucht. Und dass in Wirklichkeit kein „Geist des Protestantismus“ (Max Weber) und auch kein Klassenkampf des „aufsteigenden Bürgertums“ gegen die Feudalherren (Karl Marx), sondern die Kultur des europäischen Judentums und die mit dem letzteren verbundenen zivilisatorischen Impulse.

Im Kapitel „Was wissen spätantike und frühmittelalterliche Autoren von der

Antike und ihrem Ende durch die Völkerwanderung?" beschäftigen sich die Autoren mit solchen Schriftstellern der Spätantike und des frühen Mittelalters wie Tertullian, Prokop und Widukind, deren *„Bild von der Spätantike nicht mit unserem übereinstimmt“*. Beispielsweise haben sie *„keinerlei Kenntnis von einer germanischen Völkerwanderung in Mitteleuropa“*. Dazu behaupten übrigens F&N, dass sie erst im 14. und 15. Jh. im Zuge des Tatarensturms stattgefunden habe.

Unter der Überschrift *„Was weiß die Bibel über Römer und Hellenen?“* untersuchen die Autoren die Antike durch die „Brille“ der christlichen Überlieferungen. Sie stellen fest, dass das Neue Testament nur in der Johannes-Apokalypse und in den Makkabäer-Büchern Hinweise auf die griechisch-römische Antike enthält. *„Diese Hinweise sind aber überhaupt nicht mit dem ‚Wissen‘ zu decken, das man heute von der griechisch-römischen Antike hat.“* Erinnern wir uns an dieser Stelle daran, dass F&N die Entstehung des Neuen Testaments im 12. und 13. Jh. annehmen und dass das Interesse zur Antike erst nach Eroberung Griechenlands durch die Türken in der zweiten Hälfte des 15. Jh. entflammt.

Im Kapitel *„Was wissen die ersten Araber von den letzten Griechen“* stellen die Autoren fest, dass *„auch der arabischen Kultur die griechisch-römische Antike völlig unbekannt ist.“* Dem entspricht bei F&N die Überzeugung, dass die ursprüngliche monotheistische Religion der Byzantiner erst in der zweiten Hälfte des 15. Jh. sich in die katholische, jüdische und moslemische aufspaltet.

Im Kapitel *„Einige unsortierte Rätsel der Archäologie des Orients“* geben die Autoren *„einen kurzen Überblick über die wichtigsten archäologischen Probleme Syriens, Mesopotamiens und Persiens.“* Dabei stellen sie fest, *„dass sich viele Völker und Kulturen inschriftlich nicht nachweisen lassen: insbesondere die Juden, Griechen und Römer.“* Es ist dabei auch keine religiöse Einheitlichkeit, dafür aber ein relativ einheitlicher *„griechisch-römischer Provinzialstil“* festzustellen.

In der darauf folgenden Studie zur antiken Numismatik analysieren die Autoren die antiken Münzen und bezweifeln die Behauptung, dass *„die Griechen das Münzwesen erfunden und in den Orient exportiert haben sollen.“* Des Weiteren wundern sich die Autoren, dass *„die Römer keine Münzreform durchführten, sondern überall die vorhandenen Systeme übernommen haben sollen.“*

Im Kapitel *„Orient und Okzident“* untersuchen die Autoren die Hieroglyphen der römischen Obelisken und kommen zum Schluss, dass Rom schlicht eine Provinz Ägyptens war. Sie finden, dass die angebliche religiöse Toleranz der Römer nicht belegbar ist. Und kommen zu dem Ergebnis, dass *„alles für einen antiken Kulturtransfer spricht, in dem der Orient der gebende und das Abendland, der empfangende Teil ist“*. Die einzige Frage ist, ob die Antike überhaupt vor dem 13. bis 15. Jahrhundert vorhanden war.

Die Autoren kommen im Kapitel *„Schrift, Sprache und Kultur im alten Orient“*

zum Schluss, dass *„das Aramäische die Mutter aller orientalischen Schriften und Sprachen gewesen zu sein scheint, ohne dass es offensichtlich ein aramäisches Volk oder eine aramäische Kultur gab. Selbst die Perser benutzten das Aramäische und nicht die so genannte altpersische Sprache, die eine bewusste ‚Neuschöpfung unter dem Einfluss der aramäischen Konsonantenschrift‘ ist“*.

Die Autoren plädieren deshalb im Kapitel *„Die ursprüngliche Botschaft der Propheten“* für die Anerkennung der aramäischen Kultur als proto-jüdische. Sie schlagen vor, die Entstehung des Judentums *„als Kulturrevolution zu betrachten, die ein neue pazifistisch-bürgerliche Weltordnung zu etablieren sucht.“*

Im Kapitel *„Wie arabisch ist die arabische Zivilisation?“* beschäftigen sich die Autoren mit der *„arabischen Fiktion“*, wie sie es sagen. Es ist nicht klar, *„welche geostrategischen Faktoren den arabischen Beduinen ermöglicht haben sollen, den Rest der Welt ohne größere Probleme zu erobern“*. Nach den eigenen arabischen Quellen scheint es *„eine erfolgreiche Islamisierung nirgendwo in der arabischen Welt vor dem 12. Jahrhundert gegeben zu haben“*. Vermutlich existierte um die Zeit noch gar kein Islam.

Die Autoren plädieren für die Anerkennung der protojüdischen Kultur, der urchristlichen Kultur und des Judentums als die entscheidenden zivilisatorischen Kräfte, die *„im Mittelalter dem Abendland die wichtigen ökonomischen, technologischen und kulturellen Impulse“* gaben.

Im Kapitel *„Aufstieg und Fall der jüdischen Kultur im Orient“* versuchen die Autoren *„Hinweise auf die jüdische kulturelle Dominanz in den arabischen Quellen zu finden und die Gründe für das Scheitern der orientalischen Kultur zu analysieren“*. Dabei sehe ich die schwächste Stelle der Autoren in der unkritischen Benutzung der orientalischen, jüdischen und europäischen Chronologie. Wie es unklar ist, warum die Araber fast die ganze Welt erobert haben, so ist auch in der Schulgeschichte ungeklärt, wie sich die Juden durch so viele Länder ausgebreitet haben. Der Jude Samuel ha-Nagid aus dem 11. Jh., der Ritter, Kämpfer und Großwesir in Grenada sein sollte und der, wie die Autoren meinen, zum Judentum schlecht passt (S. 107), wäre in der Chronologie von F&N (also im 14. oder 15. Jh.) viel besser am Platz. Und die pazifistische jüdische Weltanschauung wäre als eine Reaktion auf die geänderte politische Lage während der Reformation gut vorstellbar.

Im Inhaltsverzeichnis fehlt das Kapitel *„Die europäische Urbevölkerung“*, in welchem betont wird, dass die arabischen Quellen, wie auch die Archäologie, keinerlei Hinweise auf eine bodenständige kulturelle Entwicklung in Europa geben. Leider wird die Frage der Glaubwürdigkeit dieser Quellen, die genau so, wie die *„antiken“*, viel später entstanden sein können, nicht betrachtet.

Im Kapitel *„Europas frühmittelalterliche polit-ökonomische Geschichte im Spiegel seines Geldes“* untersuchen die Autoren die Belege, die die mittelalterliche Numismatik präsentiert. Sie kommen zum Ergebnis, dass *„die Numismatik keine Bestätigung der traditionellen Geschichtsschreibung liefert“*

(S. 129). Dabei stellen sie fest, dass *„im Frühmittelalter die Bedeutung des Heiligen über der des Bischofs stand, und dass erst im 13. Jahrhundert der Adel und die Bischöfe die Machtstellung erlangten, die sie dann bis zur Neuzeit nicht mehr abgaben“*. Die Autoren vermuten deshalb, dass *„die ursprüngliche zivilisatorische Kraft aus einem egalitär-kommunitaristischen Christentum kam, das erst im 13. Jahrhundert privatisiert, bürokratisiert und hierarchisiert worden ist“*. Die Rolle der Juden bei der Prägung der Münzen wird durch einige interessante Bemerkungen (S. 129) betont:

- römische Münzen wurden in England bis zum Ende des 19. Jh. als jüdische Münzen bezeichnet,
- unter den alten polnischen Münzen sind die Pfennige mit hebräischen Inschriften besonders zahlreich.

Unter der Überschrift *„Hirtenmythos und romanische Sprachen - Zur Problematik der Genese des Lateinischen (bzw. Romanischen)“* beschäftigen sich die Autoren mit der lateinischen und romanischen Sprache und plädieren dafür, die *„lateinische Sprache als Kunstprodukt der italienischen Renaissance zu betrachten“* (das wurde schon von N. A. Morosow vorgeschlagen, der auch die Entstehung der klassischen griechischen Sprache, dem Hebräischen und Sanskrit etwa in der gleichen Zeit vermutete), den erst der berühmte *„Humanist“* und Fälscher Poggio Bracciolini (1380-1459) zu einer früher gesprochenen Mutter aller romanischen Sprachen erklärte (S. 131). Sie zitieren dabei Dante, der die Meinung vertritt, dass Latein eine künstliche Sprache, ein reines Gelehrtenprodukt sei. Und sie küren das Ibero-Romanische zur Mutter aller romanischen Sprachen.

Im Kapitel *„Die Geburt der feudalen Gesellschaft aus dem (Un-) Geist der Gewalt“* wird bemerkt (S. 140), dass die Quellenlage zur Eigentumsproblematik des frühen Mittelalters katastrophal ist. Die Autoren nennen einige englischen und französischen Studien, die *„den Mythos der ‚germanischen Landnahme‘“* zur Zeit der Spätantike in Frage stellen, und darauf hindeuten, dass die Enteignung der Bauern, aber auch der christlichen Gemeinden, *durch den sich jetzt formierenden Adel in Frankreich erst im 10. und 11. Jh. stattfindet“*. Und die Autoren stellen fest, dass *„der deutsche Adel vermutlich erst im 12. Jh. entstand, als die gräflichen Verwalter ihre Ämter auf Kosten der christlichen Kommunen privatisierten“* (genealogisch sei überhaupt kein Adel vor dem 12. Jh. nachweisbar: S. 142).

Zu *„Europas Universitäten“* beschreiben die Autoren *„das 13. Jahrhundert als Zeit der intellektuellen Reaktion gegen die jüdisch-arabische Kultur“* (Lt. F&N handelt sich hier um die protojüdisch-arabische Kultur, Lt. Morosow stellt das Wort *„Arab“* eine Bezeichnung *„A Rab“* für die semitischen Gelehrten dar). *„Es ist die Zeit der Bücherverbrennungen und die Zeit der Geburt des abendländischen Weltbildes“*. Die Autoren stellen fest, dass *„die Universitäten des Abendlandes nicht am Anfang, sondern am Ende des kulturellen und ökonomischen Aufschwungs stehen“*.

Im Kapitel *„Das Alter der ältesten deutschen Manuskripte“* weisen die Autoren

kurz darauf hin, dass *„die deutsche Literatur eigentlich erst seit dem 13. Jh. wirklich nachweisbar ist. Und dass das Interesse an ihr regelmäßig für Jahrhunderte völlig abstirbt, jedenfalls findet erst seit dem späten 18. Jh. eine kontinuierliche Rezeption statt“*. Beim postulierten hohen Alter der wichtigsten Texte der alten deutschen Literatur werden viele erst sehr spät rezitiert (S. 146).

Im Kapitel *„Das Jiddische“* untersuchen die Autoren ausführlich die Sprache der europäischen Juden und plädieren dafür, dass Jiddisch *„als die lingua franca der Naturwissenschaften und der Wirtschaft in Mitteleuropa zu betrachten“*. Sie benennen die Quellen, die belegen, dass *„diese Sprache und die jüdische Kultur der deutschen Kultur sowohl im 16. als auch im 18. und 19. Jahrhundert die entscheidenden kulturellen Anstöße gegeben haben muss“*. Insbesondere betonen sie, dass das deutsche Wort *„Schule“* aus dem jiddischen Kulturkreis in die deutsche Sprache herüber kam. Daraus folgen sie, dass die moderne Bildungstradition in einer jüdischen Tradition steht, die die allgemeine Schulpflicht seit eh und je kennt (S. 157).

Im Kapitel *„Rückkehr zu den Quellen“* beschäftigen sich die Autoren vor allem mit den Schriftstellern Schottelius und Spaten und stellen fest, dass *„ihnen und dem ganzen 17. Jahrhundert noch bewusst war, dass die deutsche Sprache von den Aschkenasim aus Babylonien über Kleinasien“* (oder aus südrussischen Steppen von den mit den Tataren ziehenden Goten) *„nach Europa gebracht worden war, wo es die einheimische Bevölkerung übernahm“*. Zu der hier erwähnten *„armenischen Legende“* über die Abstammung der Baiern aus Armenien (S. 173) möchte ich an dieser Stelle erinnern, dass It. F&N Armenien = A. Romanien ist und als das Land der Romeen (also, Byzanz) verstanden werden kann, und die *„armenische Legende“* auf die Übernahme der christlichen Religion aus Byzanz hindeuten.

Unter der Überschrift *„Produktionsfaktor: Gesellschaftliche Intelligenz“* weisen die Autoren darauf hin, dass *„die jüdische Kultur die einzige Kultur war, die eine kontinuierliche Förderung der Intelligenz vorweisen kann, während es in allen anderen Kulturen zum regelmäßigen Absterben der institutionellen Intelligenz kommt“*. Diese Behauptung wird vermutlich bei vielen Lesern die Suche nach widerlegenden Beispielen fördern, was ich gut finde.

Eine andere Bemerkung im Buch schlägt eine unerwartete Brücke zu F&N: man bemerkt, dass auch die großflächige Ausbreitung der Pest in Europa soziale Gründe haben muss (S. 179) und als solche könnten Verarmung und soziales Elend dienen. Wenn nun wirklich die Westeuropäer in der ersten Hälfte des 14. Jh. durch die Tataren erobert und zu großen Tributzahlungen gezwungen wurden, dann könnten die Kriegsfolgen durchaus zur *„nötigen“* Verarmung der Bevölkerung, sowie zur Vernachlässigung der Hygiene führen, die den Weg in die Seuchen ebneten. Wenn man noch die vermutende große Naturkatastrophe in der Mitte dieses Jh. berücksichtigt, dann haben wir ein überzeugendes Szenario zur Erklärung der Seuchen der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts.

Im abschließenden Kapitel *„Das Copyright an der ökonomischen Moderne“* des

Buchs kehren die Autoren zu der politökonomischen Ausgangsfrage nach der Genese der ökonomischen Moderne zurück. Sie *„stellen den christlichen Adel, das aufsteigende christliche Bürgertum und das sich konzeptionell auflösende jüdische Bürgertum als die wesentlichen gesellschaftlichen Gruppen vor“*. Die eigentliche kulturevolutionäre Kraft des 19. Jahrhunderts sehen die Autoren im jüdischen Bürgertum. *„Wobei das aufsteigende christliche Bürgertum des 20. Jahrhunderts eine eigentümliche Rolle zu spielen scheint, indem es den Wettbewerb mit dem jüdischen Bürgertum mit Hilfe des Staates und seiner politischen Gewalt erfolgreich zu überwinden versteht“*.

Alles in allem stellt das betrachtete Buch von Ralph Davidson und Christoph Luhmann eine höchst interessante Konzeption vor, die aus der Sicht der Geschichtsrekonstruktion nicht nur neue Möglichkeiten der Geschichtskritik eröffnet, sondern auch für die Rekonstruktion selbst einen – wenn auch diskussionsbedürftigen und, wie die Vergleiche mit F&N hoffentlich gezeigt haben, keinerlei endgültigen - strategischen Faden, der aus einigen Teilen des dunklen historischen Labyrinths auf das Licht des besseren Verstehens der Vergangenheit führen kann. Und obwohl die zahlreichen „Verjüngungen“ der Geschichte, die aus dem Inhalt des Buchs ganz natürlich folgen, ohne direkte Erwähnung bleiben, ist es dem Verleger durchaus klar, dass dies machbar wäre. Wie Dr. Roman Landau mir schrieb, gibt das rezensierte Buch *„der ganzen Geschichtsrevision und Chronologiekritik eine neue handfeste Grundlage“* (private Mitteilung vom 5. 4. 1999). Mit gewissen Abstrichen (s. oben) kann man dieser Wertung zustimmen.

Anmerkungen

(1) A. T. Fomenko und G. V. Nosovski, „Das biblische Russland“, Verlag „Faktorial“, Moskau, 1998, ISBN 5-88688-025-9, Band 1, 687 S., ISBN 5-88688-025-026-7, Band 2, 592 S., ISBN 5-88688-025-027-5.

(2) (Ralph Davidson, Christoph Luhmann, „Evidenz und Konstruktion. Materialien zur Kritik der historischen Dogmatik“, Verlag „Utopia Blvd. Dr. Landau“, Hamburg 1998, 226 S. ISBN 3-9804324-9-1)



Vitamin-Kombinations-Präparate: Nutzen oder Schaden?

© 1999 Barbara Teves HP; veröffentlicht in SYNESIS Nr. 5/1999

Im Rahmen meiner Tätigkeit als Heilpraktikerin werde ich zur Zeit mit einer Flut von Werbematerial eingedeckt über Produkte, die bei einer Erkrankung die Gesundheit wieder herstellen sollen. Angepriesen werden sie als Allheilmittel, ungeachtet der Krankheitsursache. Allen voran wird den Vitaminkombinationen eine große Heilkraft nachgesagt.

Da ich bei meinen Patienten die bestmögliche Therapie einsetzen möchte, habe ich mich bei Fachtagungen über den Wirkungsmechanismus der verschiedenen Vitamine, in Zusammenhang mit Spurenelementen und Enzymen, informiert. Bei richtigem Einsatz und bei Gewährleistung der richtigen Verwertung durch den menschlichen Organismus ist eine adjuvante (ergänzende) Gabe von entsprechenden Vitaminen bei körperlichen Mißempfindungen sicherlich sinnvoll. Es ist jedoch nicht empfehlenswert, einfach irgendwelche Vitamin-Kombi-Präparate in sich hineinzustopfen - nur weil es zur Zeit "in" ist und als "gesund" propagiert wird.

Seit einiger Zeit läuft in Deutschland (und wohl auch in Österreich) eine Werbeaktion für ein Produkt, das dann hier nicht einmal erhältlich ist. Man muss es in einem nördlichen Land bestellen und von dort zusenden lassen. Doch ganz so einfach ist es dann doch nicht: Es steckt eine Struktur-Verkaufs-Strategie dahinter.

Zunächst erhält man eine Einladung zu einer Informations-Veranstaltung, die meist abends stattfindet. Das entsprechende Produkt wird als das neueste Ergebnis der Forschungen auf dem Gebiet der Gesundheit dargestellt. Anschließend berichten Anwesende über die tollen Erfolge durch die Einnahme der Pillen. Danach erscheint der Veranstalter des Abends auf der Bildfläche und erklärt, dass die Produkte in Deutschland nicht direkt käuflich zu erwerben sind. Sie können nur über einen Struktur-Vertrieb in einem nördlichen Land bestellt werden. Das eigentliche Ziel an diesem Abend besteht also darin, Verkäufer zu werben. Dieses neue Struktur-System auf dem Markt hat nun folgende Variante: Jeder kann als "Gesundheitsberater" jedem das Mittel **empfehlen**. Bestellen muss man es selbst - in besagtem Ausland - und der Berater erhält dann eine Beratungsprovision!

Und wieder einmal mehr muss die deutsche Pharmaindustrie als Begründung herhalten, weshalb der potentielle Kunde erst einmal Berater werden muss:

"Die Arzneimittelhersteller sind aus wirtschaftlichen Gründen nicht daran interessiert, Krankheiten zu heilen".

Dazu möchte ich ganz klar feststellen, dass einem geschulten Therapeuten hier in Deutschland von verschiedensten Firmen hergestellte, absolut wirkungsvolle Kombinationspräparate zur Verfügung stehen (s.u.)

Nun, von welchen Produkten ist die Rede? Bei genauerer Betrachtung werden hier **Nahrungsergänzungsmittel** angeboten: Nahrungsergänzungsmittel sind Mittel, die einen oder mehrere Nährstoffe in konzentrierter Form enthalten (überwiegend Vitamine, Mineralstoffe, Spurenelemente) und üblicherweise eine lebensmitteluntypische Form (Tabletten, Kapseln, Pulver) aufweisen.

Dass Vitamine die Verwertung von Nährstoffen im Organismus gewährleisten, kann mittlerweile als erwiesen angesehen werden. Bei Krankheitszuständen, die durch Vitaminmangel verursacht werden, ist eine gezielte und ausgewogene Substitution (Zuführung von außen) der einzelnen Vitamine wichtig. Durch die Einnahme von industriell - meist linksdrehend (!) - hergestellten Multivitaminpräparaten kann eine Überdosierung spezifischer Vitamine (Hypervitaminose) im Organismus produziert werden. Mögliche Reaktionen auf diese anhaltenden Überdosierungen können dann Allergien und Hautirritationen mit Juckreiz, Ekzemen und Rötungen sein. Deshalb sollten die Vitamine über Pflanzeninhaltsstoffe dem menschlichen Körper zugeführt werden. Selbst der Verzehr von eingelagertem Obst und Gemüse wie Kartoffeln, Kohl, Sauerkraut u.a., die durch die Lagerzeit bedingte Vitaminverluste erlitten haben, bietet noch genügend aktive Vitaminanteile für den Organismus.

Bei einer Zusatzeinnahme von Vitaminen, Mineralien oder Spurenelementen in Tabletten- oder Pulverform muss unbedingt gewährleistet sein, dass der Organismus in der Lage ist, das Angebotene richtig zu erkennen und zu verwerten. Nur wenn die Systeme im Körper richtig ineinandergreifend arbeiten, können die Wirkstoffe zur Heilung beitragen. Dazu gehört auch, dass die Transportwege innerhalb des Regelkreises zur Verfügung stehen und nicht durch Toxine (Gifte) und andere Ablagerungen (z.B. Chemikaliengifte) verstopft sind. Bei Überladung der Immunzellenoberflächen durch Fehlinformationen fließen die teuer bezahlten Stoffe einfach durch den Körper hindurch und werden ungenutzt über die Nieren wieder ausgeschieden. Das jedoch kann wiederum zu Nierenschädigungen führen, wenn nicht umgewandelte Wirkstoffe im Übermaß durch die Nieren wandern. Es wird zuviel Harnsäure produziert, und bei Nichtbewältigung über die Urinausscheidung wird sie ans Blut abgegeben. Dieser Vorgang lagert die Harnsäure als Störung in den Gelenken und/oder im Bindegewebe ab. Damit haben wir dann die berühmte übermäßige Übersäuerung als hausgemachtes Problem.

Mit anderen Worten kann hier gesagt werden: Weniger kann mehr sein!



Lassen Sie im Zweifelsfall zunächst einmal überprüfen (u.a. durch Kinesiologie), ob die Substitution von Wirkstoffen überhaupt notwendig ist. Wie bereits darauf hingewiesen, sind die industriell hergestellten Multivitaminpräparate kaum empfehlenswert. Es sind gute, entsprechend des individuellen Bedarfs notwendige, Präparate von deutschen Herstellern auf dem Markt. Durch die in Deutschland geltenden Gesetze haftet der pharmazeutische Unternehmer für die pharmazeutische Qualität und Unbedenklichkeit, sowie für die ordentliche Kennzeichnung. Hinzu kommt, dass durch die Gebrauchsinformation auch der Patient mit in die Verantwortung genommen wird. Letztlich kommt natürlich auch eine Haftung des Therapeuten hinzu, die sich jedoch weniger auf das Mittel (Qualität und Unbedenklichkeit) richtet, sondern auf den richtigen Einsatz des Mittels, auf die Beachtung von Kontraindikationen (Gegenanzeigen) und Wechselwirkungen, sowie der ordnungsgemäßen Dosierung.

Da das Marktangebot von Vitaminpräparaten groß und vielfältig ist, ist es nicht leicht, ein wirklich geeignetes Mittel zu finden, das sich in Bezug auf Qualität, Substanzanbindung und Bioverfügbarkeit auszeichnet. Es sollten daher vor allem Produkte verwendet werden, die unter den Aspekten der biologischen Verwertbarkeit, hohen Wirksamkeit und minimalem allergischem Potential hergestellt wurden.

Nicht alles was teuer ist, ist auch gut!

Barbara Teves, Am Stutenanger 3A
D-85764 Oberschleißheim
Tel./FAX: 089-3150260

Die Mondlandungen: alles Lug und Betrug?

(Veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 35/1999)

Im letzten Heft berichtete ich über die APOLLO-Fälschungen der NASA. Anlässlich des 30. Jahrestages der „1. Mondlandung“ am 20. Juni sind die Mondflüge kurzfristig wieder aktuell. Zur Sprache kam dieses Thema auch durch die ausführlichen Recherchen der beiden Briten Mary Bennett und David S. Percy, die sie in ihrem Buch „Dark Moon“ (1) veröffentlichten. Dabei stellten sie u. a. fest, dass anscheinend alle Fotos der APOLLO-Missionen nachgestellt oder gefälscht sind. Aufgrund u. a. der hohen Radioaktivität im All und auf dem Mond im Vergleich zur bei den APOLLO-Missionen verwendeten Technik kommen sie zu dem Ergebnis, dass keiner der Astronauten jemals den Mond betreten hat. Nach ausführlichen eigenen Recherchen schließe ich mich dieser Meinung an.

Es ist schon merkwürdig, dass die Medien, die doch sonst jedes noch so fadenscheinige Ereignis aufgreifen und dahinter eine Sensation vermuten, die Kritiken an dem APOLLO-Projekt völlig ignorieren. Wie man im Fernsehen bei den „Jubiläumssendungen“ sehen konnte, wird auch heute noch völlig kritiklos alles für bare Münze genommen, was die NASA damals veröffentlichte. Dabei sind die begründeten Einwände, die gegen das Projekt sprechen, gewaltig. Wo aber sind diejenigen Journalisten, die hier recherchieren und Aufdeckungsarbeit leisten, wie sie es schon so manches Mal taten? Ich denke nur an Watergate ...

Das verschwundene „C“

Im letzten Heft zeigte ich u. a. das Foto von APOLLO 16, auf dem ein Astronaut mit dem Rücken zur Kamera neben dem „Mondrover“ steht, während im Bildvordergrund ein ominöser Felsbrocken liegt, der die (Studio-) Markierung „C“ enthielt. Verblüfft musste ich jetzt feststellen, dass die NASA dieses Foto inzwischen „entschärft“ hat (s. Abb.).



Original und Fälschung: Links das „echte“ Foto von APOLLO 16 mit dem „C-Felsen“ (links unten). Rechts das jetzt bei der NASA erhältliche Bild. Es ist nicht nur unschärfer als das „Original“, sondern auch retuschiert. Das „C“ hat man entfernt.

War auf dem „Originalbild“ der Felsen mit dem „C“ noch deutlich erkennbar, ist das heute im NASA-Archiv befindliche Foto gegenüber dem „Originalbild“ relativ unscharf. Das „C“ auf dem Felsen hat man offensichtlich wegretuschiert.

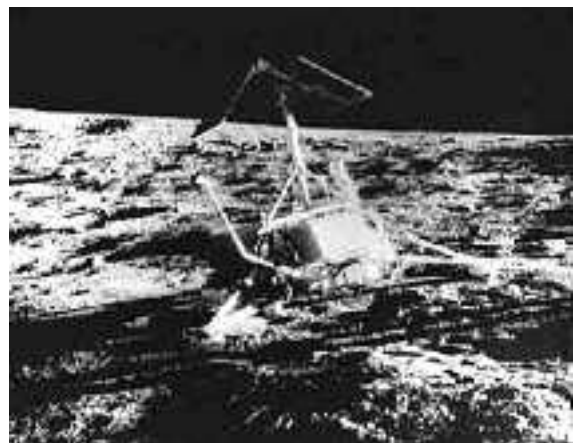
Das gab mir zu denken, und ich stöberte weiter im NASA-Archiv. Dabei wurde ich fündig.

In SYNESIS Nr. 4/1999 zeigte ich ein Foto von APOLLO 16, das den Astronauten Harrison Schmitt neben einem großen Felsen zeigt, hinter den in das Foto ein weiterer Felsen einkopiert worden ist. Die Fälscher waren jedoch schludrig vorgegangen und hatten beim Einkopieren ein Kameramarkierungskreuz halb abgedeckt. Dieses Bild fand ich nicht mehr im NASA-Archiv. Dafür ist ein ähnliches vorhanden, auf dem der Astronaut etwas näher bei dem Doppelfelsen steht. Dabei ist jetzt auf der rechten Bildseite der „Rover“ zu sehen. Der einkopierte Felsen deckt kein Kreuz mehr ab, vielleicht wurde es wegretuschiert. Allerdings beachteten die NASA-Fälscher hierbei nicht, dass die Markierungskreuze der rechten Bildhälfte in der Höhe nicht mit denen der linken Bildhälfte übereinstimmen.

Mir fiel auf, dass auf vielen „Mond“-Fotos der NASA offensichtlich der „Mond“-Boden „verschmiert“, also unkenntlich gemacht wurde, eine recht primitive Art der Retusche, die mit jedem Grafikprogramm machbar ist. Diese Art der Verunechtung wurde bei früher veröffentlichten Fotos noch nicht angewandt.

Der mysteriöse SURVEYOR

Die Astronauten von APOLLO 12 landeten (angeblich) in der Nähe der auf dem Mond weich gelandeten Sonde SURVEYOR 3. Bei einem Besuch dieser Sonde sollten sie feststellen, wie sich das Material über mehrere Jahre unter Weltraumbedingungen erhalten hat, Teile der Sonde ausbauen und mit zur Erde zurückbringen.



Zweimal SURVEYOR 3: Links ein APOLLO 12-Astronaut beim Besuch der Mondsonde, im Hintergrund am „Horizont“ die Landefähre von APOLLO 12. Rechts ein Foto der Mondsonde. Während SURVEYOR 3 auf dem linken Foto relativ gerade steht, steht die Sonde auf dem rechten Foto schief. Das rechte Foto könnte von einem Astronauten aufgenommen worden sein, während das linke aus einer überhöhten Position aufgenommen worden ist. SURVEYOR ist jedoch auf einer ebenen Fläche gelandet!



Links: Ein anderes Foto der auf dem Mond stehenden SURVEYOR 3 (im Hintergrund die Landefähre von APOLLO 12). Da es aus der gleichen überhöhten Position wie das Foto mit dem Astronauten aufgenommen ist, stammt es aus einer Studiohalle. Rechts: Die Sonde SURVEYOR 1 beim Test in einer Halle mit nachgebildeter Mondlandschaft. Was liegt näher, dass hier auch die Aufnahmen von SURVEYOR 3 (unten) gemacht wurden?

Die NASA hat auch hiervon Bilder veröffentlicht, doch offensichtlich sind auch sie in einer Halle nachgestellt worden, denn die Fotos des SURVEYOR sind aus einer überhöhten Perspektive aufgenommen. Die Astronauten hatten jedoch keine Kamerastative dabei, um aus einer solchen Perspektive fotografieren zu können. Wir erinnern uns: Alle APOLLO-Astronauten trugen ihre Kameras in einer festen Brusthalterung am Raumanzug (vgl. Abb.). Die Mondsonde SURVEYOR 3 steht überdies - glaubt man den Filmaufnahmen der Landesequenz - auf einer völlig ebenen Fläche.

Das Wunder mit den Mondlandefähren

Als John F. Kennedy Anfang der sechziger Jahre sein ehrgeiziges Ziel verkündete, dass bis zum Ende des Jahrzehnts amerikanische Astronauten zum Mond und wohlbehalten wieder zurück zur Erde fliegen sollten, da befand sich die amerikanische Raumfahrt noch in den Kinderschuhen und hatte gerade den „Sputnik-Schock“ überstanden. Das heißt, die gesamte Technologie für einen bemannten Mondflug, einschließlich der Trägerrakete und der Landefähren, musste erst entwickelt werden. Damit war es jedoch nicht getan, denn ohne ausgiebige Tests ist die beste Entwicklung umsonst.

Wir kennen das Drama um die drei in der Kapsel am Boden verbrannten Astronauten von APOLLO 1. Wir kennen auch die Vorläufermodelle MERCURY und GEMINI, die noch mit umgebauten ehemaligen V2-Raketen ins All flogen. Doch die Mondlandefähre (LEM) musste, ebenso wie die SATURN 5-Trägerrakete, ganz neu entwickelt werden, und zwar innerhalb von nur wenigen Jahren. Für ausführliche Tests war (fast) keine Zeit vorhanden. So zeigten die praktischen Testversuche mit dem LEM, dass das Gerät

fatalerweise jede Menge Fehlfunktionen hatte, die auch nach praktischen Flugtests in der Erdumlaufbahn auftraten. Aufgrund der hohen Fehlerquote ist es recht unglaublich, dass dieses Gerät bei der geschichtsträchtigen Mondlandung von APOLLO 11 eingesetzt wurde, denn der letzte Testflug der Fähre vor APOLLO 11, der in der Mondumlaufbahn erfolgte, erwies sich als katastrophal. Die Landefähre war kaum steuerbar. Sie wies mehr als tausend Fehlfunktionen auf und geriet beinahe außer Kontrolle. Danach erfolgte kein einziger praktischer Test mehr. Was jedoch noch bedeutsamer ist: Keine einzige Landefähre hatte vorher eine Probelandung absolviert! Das heißt, die Milliarden Dollar teuren Mondlandungen wurden mit Geräten durchgeführt, von denen man nur hoffen konnte, dass sie wunschgemäß funktionieren! Man fragt sich - sofern die Mondflüge wirklich stattfanden -, wer für eine solche Verantwortungslosigkeit verantwortlich war! Stellen Sie sich vor, Sie würden sich ein Auto zusammenbasteln und dann, ohne vorherige Fahrttests und ohne zu wissen, ob es überhaupt fährt, eine ausgedehnte Urlaubsfahrt damit machen! Allein die Vorstellung ist absurd, doch genauso verlief der Einsatz der Landefähren.

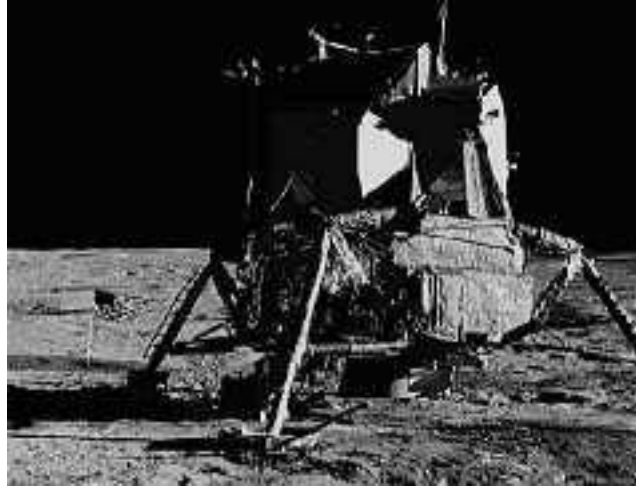
Denn mit diesem unberechenbaren Gefährt, das niemals seine Landefähigkeiten unter Beweis stellen musste, landeten (angeblich) nicht nur Armstrong und Aldrin wohlbehalten auf dem Mond, sondern auch alle folgenden APOLLO-Flüge. Und seltsamerweise muss hier ein Wunder passiert sein, denn keine einzige Fähre zeigte mehr eine Fehlfunktion. Alle Landungen und Rückstarts verliefen perfekt! Wobei anzumerken ist, dass vor APOLLO 11 nicht nur die Landefähigkeit, sondern auch die Rückstartfunktionen nicht getestet waren. Man hat niemals in der Praxis ausprobiert, ob die Retrokapsel überhaupt so funktioniert, wie sie es soll! Doch bei den Mondmissionen kam merkwürdigerweise keine einzige Fehlfunktion vor, alles funktionierte perfekt!

Die Landeplätze

In meinem Buch „Der Mond ist ganz anders!“ (2) beschrieb ich, dass unter den Landefähren nicht nur kein Krater entstanden war, sondern sogar noch der Mondstaub unberührt lag (Ausführlicher in „Die dunkle Seite von APOLLO“). Durch den Einsatz eines Landetriebwerkes mit den Dimensionen einer Mittelstreckenrakete muss vor dem Bodenkontakt zwangsläufig zunächst der Staub weggeblasen und anschließend ein Krater in den Boden gebrannt werden. Das Landetriebwerk erzeugte neben dem Druck der verbrannten Gase mehrere tausend Grad Hitze. Das ist weit mehr, als es zum Schmelzen von Gestein braucht (Gestein schmilzt bei etwa tausend Grad Celsius). Doch auf keinem APOLLO-Foto ist unter dem Landetriebwerk ein Krater zu sehen, im Gegensatz zu Zeichnungen (beispielsweise auf NASA-Emblemen), die unter den dargestellten Fähren einen Krater zeigen. Bei der Wiederholung der Landung von APOLLO 11 (3) konnte man Neil Armstrong sagen hören, dass sich nicht nur kein Krater unter dem Landetriebwerk befand, sondern auch der Staub vorhanden war. Kein Wunder, wenn die Fähre anstatt auf dem Mond in einer Halle stand ...

Deshalb: Fanden die Landungen der Mondlandefähren nur in einem Studio statt? Warum hat man - wenn die APOLLO-Missionen denn ein groß

angelegter Betrug waren - solche Details übersehen?



Die Landefähre von APOLLO 14 „auf dem Mond“. Der Staub unter der Fähre ist nicht einmal andeutungsweise weggeblasen, geschweige denn, dass das Landetriebwerk einen Krater in den Boden gebrannt hat.

Der antriebslose Rückstart

Schon in meinem „Mondbuch“ stellte ich die Frage, mit welchem Antrieb die Retrokapseln der Mondfähren (der obere, abtrennbare Teil der Fähren) wohl vom Mond zurückgestartet sind. Es gibt zwei Videoaufzeichnungen des Rückstarts (APOLLO 16 und 17), und auf keiner der beiden ist ein Raketenantrieb zu sehen. Die Retrokapseln flogen, wie am Bindfaden gezogen, nach oben aus dem Bild. Davon konnte sich übrigens jeder überzeugen, der die diversen Fernsehsendungen zum Thema „30 Jahre Mondflug“ gesehen hat. Die Rückstartsequenzen wurden mehrfach gezeigt.

Raketen - das ist technisch bedingt durch die Treibstoffzusammensetzung - entwickeln enorm viel Qualm. Das kann man bei jedem Raketenstart deutlich sehen.

Mit Ausnahme nicht nur der Retrokapseln, sondern auch der Mondlandefähren! Da die Retrokapseln jedoch vom Mond zurückgestartet sind, muss man sich fragen - sofern es sich nicht um Trickfilmsequenzen handelt -, mit welchem Antrieb das geschah. Doch leider, leider sind nicht nur die Baupläne der SATURN 5-Rakete, sondern der gesamten APOLLO-Missionen leider „verschollen“.



„Rückstart“ der Retrokapsel von APOLLO 17, TV-Aufnahme der NASA. Ein Trickfilm im Stil der sechziger Jahre.

Lautlose Raketenantriebe?

Ein weiteres Phänomen ist, dass für die Landefähren anscheinend lautlose Triebwerke zum Einsatz kamen. Und nicht nur das: Anscheinend erzeugten diese Wundertriebwerke auch keine Vibrationen. Das kann jeder nachprüfen, der den Wortwechsel zwischen den Landefähren und der Kontrollstation in Houston/Texas verfolgte. Jeder konnte sich davon überzeugen, denn die „historische Mondlandung“ von APOLLO 11 wurde zum 30. Jahrestag am 21. Juli 1999 auf verschiedenen regionalen Fernsehsendern (3) wiederholt, mit allen damaligen Kommentaren.

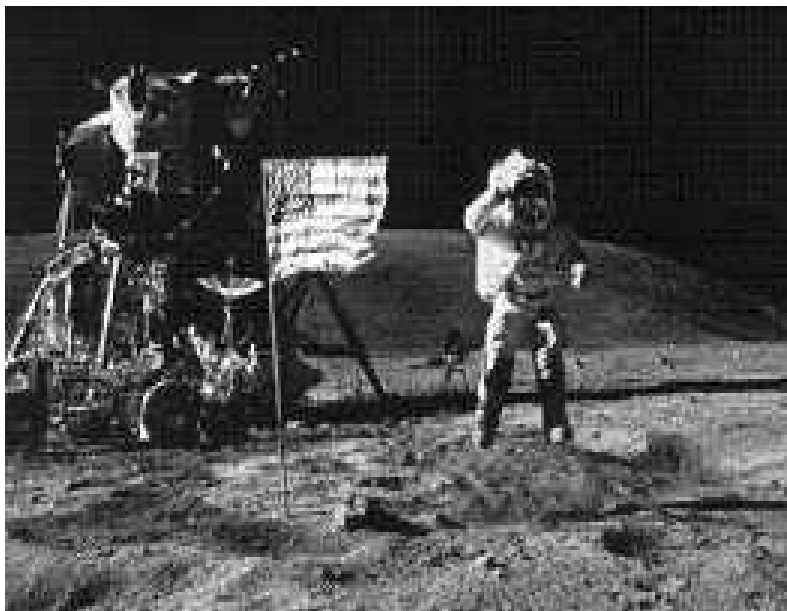
Während des Landeanflugs wurden Kommentare ausgetauscht, ohne dass die Astronauten auch nur laut reden mussten. Und das, obwohl sie bei der Landung direkt auf einem Triebwerk vom Kaliber einer Mittelstreckenrakete standen (Der Innenraum der Fähren war zu eng, dass die Astronauten sitzen oder liegen konnten. Sie starteten und landeten im Stehen). Unmittelbar über einem arbeitenden Raketentriebwerk muss jedoch ein höllischer Lärmpegel herrschen, der wohl kaum abschirmbar sein dürfte. Hinzu kommen die starken Vibrationen, die ein Raketentriebwerk zwangsläufig erzeugt. Auch hiervon war bei den Landungen nichts zu bemerken. Keiner der APOLLO-Astronauten hat jemals davon gesprochen.

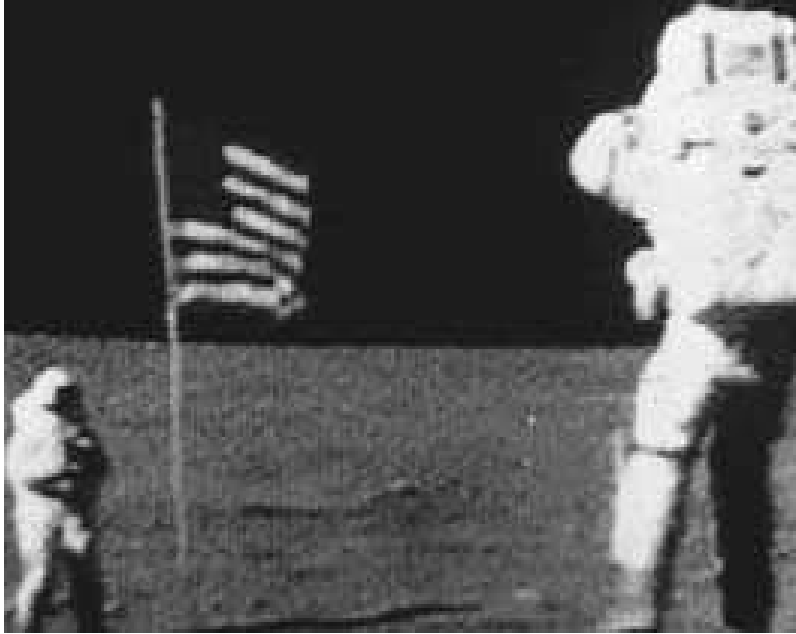
Was ging hier vor? Fanden die Landungsdialoge etwa alle in einem Studio statt? Vergleicht man die (angeblich) verwendete Technik mit den Dialogen der Astronauten - ohne jedes Hintergrundgeräusch -, so drängt sich dieses Erkenntnis direkt auf.

Die Sprungleistungen der Astronauten

Astronaut John Young (APOLLO 16) demonstrierte vor laufender Videokamera auf dem Mond, wie hoch er beim Salutieren neben der US-Flagge hüpfen kann. Ein beachtliches Schauspiel, erreichte er doch sage und schreibe rund vierzig Zentimeter Höhe (s. Abb.). Warum ist bei dieser sportlichen Demonstration eigentlich niemand stutzig geworden?

Astronauten sind durchtrainierte Menschen, die körperliche Höchstleistungen vollbringen können. Dazu werden sie jahrelang trainiert. Und solch ein Astronaut soll auf dem Mond - von dem behauptet wird, er besitze nur ein Sechstel der irdischen Schwerkraft - gerade mal vierzig Zentimeter hoch springen? Auf der Erde sprang Young ohne Schutzanzug aus dem Stand 46 cm hoch. Am Raumanzug kann diese schwache Leistung ja wohl nicht liegen, denn Young wog einschließlich Raumanzug und Lebenserhaltungssystem unter einem Sechstel Schwerkraft nur rund 41 Kilogramm. Das heißt, dass er trotz des unförmigen Raumanzuges nur rund die Hälfte seines normalen irdischen Körpergewichtes (Young hatte ein Eigengewicht von 83 kg) zu bewegen hatte. Das errechnet sich aus dem Körpergewicht (ein Sechstel von 83 kg = 13,8 kg) plus 27 kg (Raumanzuggewicht unter einem Sechstel Schwerkraft). Er konnte also seine Körperkräfte voll einsetzen, und er hätte - unter einem Sechstel Schwerkraft - Sprünge von zwei Metern Höhe und mehr vollbringen *müssen*. Wenn Young also nur vierzig Zentimeter hoch springen konnte, musste das einen ganz anderen Grund haben!





Links: APOLLO 16: Astronaut John Young salutiert neben der US-Flagge und hüpfert dabei hoch. Er erreicht gerade mal rund vierzig Zentimeter Höhe. Auch bei diesem Foto beachte man, dass der „Mondhorizont“ nur wenige Meter entfernt und die Fläche um die Landefähre am besten ausgeleuchtet ist. Rechts: John Youngs Sprung, aufgenommen mit der Videokamera der Mondfähre. Auch in dieser Richtung ist der „Mondhorizont“ nur wenige Meter entfernt.

In meinem Buch „Der Mond ist ganz anders!“ ging ich noch davon aus, dass, wenn auch vielleicht bei den ersten Mondflügen „gemogelt“ wurde, trotz allem Astronauten den Mond betreten hätten. Eine völlige Täuschungsaktion für das ganze APOLLO-Projekt hielt ich noch für unwahrscheinlich. Aufgrund verschiedener Messergebnisse, Berechnungen und Filme kam ich zu dem Ergebnis, dass die Schwerkraft des Mondes nicht ein Sechstel, sondern mindestens 64 Prozent der irdischen beträgt.

Betrachten wir die Situation nun aus einem anderen Blickwinkel: Wenn die Sprünge von Young in einer Halle mit simulierter Mondlandschaft auf der Erde stattfanden, dann wäre eine Sprunghöhe von vierzig Zentimetern das logische Ergebnis. Die auf der Erde benutzten Raumanzüge (die auch zu Trainings- und Showzwecken verwendet wurden) sahen nur äußerlich so unhandlich und schwer aus, in Wirklichkeit wogen sie nur wenige Kilogramm. Wer sagt uns eigentlich, dass Young seinen Sprung nicht mit einem solchen Anzug in einer Halle gemacht hat?



Die Astronauten Armstrong und Aldrin beim „Trockentraining“ in einer Halle mit „nachgestellter“ Mondlandschaft. Die hier verwendeten Anzüge wogen nur wenige Kilogramm. Wer sagt denn, dass die als „original“ ausgegebenen „Mondfotos“ nicht auch aus dieser Halle stammen? (NASA)

Die mysteriöse SATURN 5

SATURN 5 war die Trägerrakete, welche die APOLLO-Raumschiffe ins All beförderte. Es war die größte und stärkste Rakete, die die USA besaßen. Ja, besaßen, denn es gibt inzwischen weder sie noch ihre Baupläne. Die heute von den USA eingesetzten Trägerraketen erbringen nur noch einen Teil der Leistung der SATURN 5.

Nach den -zig Milliarden Dollar gekosteten APOLLO-Missionen wollte sich die NASA auf den erdnahen Raum „konzentrieren“ und entwickelte dazu das Space-Shuttle-System. Als wiederverwendbares System sollte es kostengünstiger als die „Wegwerfraketen“ sein, um Nutzlasten in den erdnahen Raum zu befördern. Wenigstens hat die NASA dieses System so vorgestellt. Die Praxis sieht allerdings völlig anders aus. Mit ihren schwächlichen Zusatzraketen kommt das Shuttle gerade auf eine Flughöhe von 350 bis 400 Kilometern. Für eine Orbitalbahn reicht das aus, jedoch nicht für weitere Einsätze.

Die Kosten für einen Shuttlestart waren 1990 mehr als dreimal so hoch als für einen SATURN 5-Start. Und die Zuverlässigkeit der Zusatzraketen ist auch nicht die größte, man denke nur an die „Challenger“-Katastrophe. Hingegen ist die SATURN 5 die sicherste jemals gebaute Rakete der USA, mit keinem einzigen Fehlstart.

Die Frage sei erlaubt, warum die NASA für ihr Space-Shuttle-System keine SATURN 5 als Trägersystem genommen hat? Ein Shuttle kann, trotz der dreifachen Kosten, nur ein Sechzehntel der Nutzlast einer SATURN 5 ins All tragen. Eine Kombination zwischen SATURN und Shuttle hätte also nicht nur einen gewaltigen Preisvorteil gebracht, sondern wäre auch wesentlich effektiver gewesen.

Mit dem Nicht-Mehr-Auffinden der SATURN-Baupläne stellt sich die Frage, ob dieser Gigant nicht auch nur ein Trugbild war? Hatte die SATURN etwa gar nicht die Kraft, ein Raumschiff bis zum Mond zu befördern? Reichte ihre Schubkraft vielleicht gerade aus, um in eine Erdumlaufbahn zu gelangen? Denn gestartet sind diese Großraketen ja. Tausende Schaulustiger konnten die APOLLO-Starts miterleben. Doch was mit den APOLLO-Kapseln in der Erdumlaufbahn geschah, konnte niemand sehen. Blieben die Astronauten etwa so lange im Erdorbit, bis sie „lt. Drehbuch“ vom Mond zurückkamen, um dann spektakulär an Fallschirmen im Meer zu landen? Das würde bedeuten, dass die „Life-Übertragungen vom Mond“ von anderen Schauspielern in der dazu präparierten Halle stattfanden. Daher wohl auch die Verspiegelung der Astronautenhelme, wodurch man kein Gesicht erkennen konnte (Ausnahme: APOLLO 17!). Daher wohl auch der Sprechfunkverkehr mit der miserablen Tonqualität, in der bei keiner Stimme nachvollziehbar ist, zu wem sie gehört. Andererseits ist es nicht auszuschließen, dass die SATURN-Raketen leere APOLLO-Kapseln ins All beförderten, die dann ferngelenkt im Meer landeten, allerdings immer so weit vom nächsten Flugzeugträger oder Schiff entfernt, dass einige Stunden bis zur Bergung vergingen. In dieser Zeit konnten die Astronauten bequem mit einem Hubschrauber zu der gewässerten Kapsel geflogen werden, um dann hochhoffiziell „geborgen“ zu werden.



Links: Die Großrakete SATURN 5 auf ihrer Fahrt zur Startplattform. Rechts: Nächtlicher Start einer SATURN 5-Rakete. Die Abgaswolken sind gigantisch.

Wo war der „kleine Schritt“?

Wie auch immer, die APOLLO-Astronauten waren nicht nur gute Schauspieler, sondern darauf konditioniert, ein Leben lang mit einer Lüge zu leben. Der Betrüger, der die ganze Welt getäuscht hat, heißt NASA.

Das bezieht sich auch auf den „berühmten“ Ausspruch vom „kleinen Schritt“,

den Neil Armstrong nach seinem Ausstieg bei der Landung von APOLLO 11 angeblich gemacht haben soll. Jeder konnte jedoch anlässlich des 30. Jahrestages die Wiederholung der damaligen „Direktübertragung“ mit den Kommentaren der damaligen Moderatoren verfolgen und hören, wie einer dieser Moderatoren kurz nach Armstrongs Ausstieg wörtlich kommentierte (3):

„Aber Armstrong ist wirklich dem treu geblieben, was er vor einigen Wochen auf der letzten großen Pressekonferenz sagte, als er gefragt wurde, ob er denn über irgendetwas nachgedacht hätte, was er als angemessen und gegeben bei diesem Anlass sagen könnte, und er sagte nur schlicht ‚Nein, ich habe es nicht‘, und er hat hier oben ja auch nichts dergleichen gesagt, keine großen Erklärungen abgegeben“.

Woher stammt also der Spruch vom „kleinen Schritt“? Wann soll Armstrong ihn gesagt haben? Jedenfalls nicht bei der Direktübertragung, das konnte jeder nachprüfen. Wieso ist es im Nachhinein eigentlich niemandem aufgefallen, auch keinem der Moderatoren, dass Armstrong von der NASA ein Spruch untergeschoben worden ist, den er nicht gesagt hat? Ein solch markanter Spruch wäre doch unbedingt in Erinnerung geblieben! Spätestens anlässlich der Sendungen zum 30. Jahrestag hätten sie darauf hinweisen können, dass hier etwas nicht stimmt, denn einige dieser Herren wurden zu der damaligen Direktübertragung und ihren damaligen Kommentaren interviewt. Ich kann es einfach nicht glauben, dass das Fehlen dieses Ausspruches nicht bemerkt worden sein soll.

Literatur und Bildnachweis

(1) Mary Bennett & David S. Percy: „Dark Moon“, London 1999

(2) Gernot L. Geise: „Der Mond ist ganz anders!“, Hohenpeißenberg 1994 (Neuaufgabe: Michaels-Verlag, Peiting 2002)

(3) Die Wiederholung der ARD-Direktübertragung vom 20.07.69 strahlten am 20.07.99 folgende Sender aus:

Bayern 3 in „Space night“ von 0:00 bis 6:00 Uhr

N3 (Nord) mit Dokumentationsbeiträgen von 23:20 Uhr bis 6:00 Uhr

WDR mit Dokumentationsbeiträgen von 22:00 Uhr bis 5:00 Uhr

Alle Abbildungen: NASA

Zu diesem Thema sind folgende Bücher erschienen:

Gernot L. Geise

Die dunkle Seite von APOLLO

Michaels-Verlag, Peiting 2002, 3. Auflage 2003

Gernot L. Geise

Die Schatten von APOLLO

Michaels-Verlag, Peiting 2003

Die zertretene Erdgeschichte

(© Hans-Joachim Zillmer; veröffentlicht in SYNESIS Nr. 5/1999)



Die beiden versteinerten Schuhsohlenabdrücke, von denen der linke einen Trilobiten zertreten hat (Foto: GLG-Archiv)

Trilobiten sind kleine *Urkrebse* – früher auch als Trilobitenkrebse bezeichnet –, die als Leitfossilien gelten und im Erdaltertum noch vor dem Beginn der Dinosaurier-Ära vor ungefähr 250 Millionen Jahren ausstarben. Aber eines dieser Urtiere wurde mit einem Schuh zertreten ...

Im Jahr 1968 ging William Meister mit seiner Familie seinem Hobby nach. Er sammelte gerne Fossilien. 43 Meilen nordwestlich von Delta im Staat Utah (USA) machte er einen bedeutenden Fund. Als er an einer Stelle eines Felsens hämmerte, blätterte eine Schicht ab. Zu seinem Erstaunen waren auf der Felsplatte die Abdrücke zweier menschlicher Füße zu sehen, natürlich versteinert. Es handelte sich um einen rechten und linken Fußabdruck ohne erkennbare Einzelheiten, wie sie von Zehen oder der Verse verursacht werden. Unschwer war zu erkennen, dass dieser Mensch Schuhe getragen hatte, da der Rand der Sohlen deutlich scharfe Konturen im ursprünglich weichen Untergrund hinterlassen hatte. Die Hacken hatten aufgrund des Körpergewichts einen etwas tieferen Eindruck als die Fußspitze hinterlassen, was auch in dieser Art zu erwarten wäre.



Frau Mabel Meister und Dr. Zillmer halten den einzementierten und gerahmten Schuhabdruck mit dem zertretenen Trilobiten. (Foto: Zillmer)

Für sich allein betrachtet ist der Fund eines versteinerten Schuhabdrucks schon fast undenkbar, denn Schuhe tragende Menschen soll es erst seit wenigen tausend Jahren geben. Die größte Überraschung und wissenschaftliche Sensation befindet sich jedoch am inneren Rand des Absatzes. Mit dem linken Fuß hatte der Schuhträger einen Trilobiten zertreten, der für einen Fachmann wie Meister unschwer zu identifizieren war. Dieser eindeutige Fund, der von etablierten Wissenschaftlern gar nicht erst kommentiert wurde, beweist, dass der Darwinismus und damit die Evolution eine Erfindung darstellt. Nach der gängigen Lehrmeinung müsste dieser Mensch vor mehreren hundert Millionen Jahren gelebt haben, da die Trilobiten seit Urzeiten, bereits vor den Lebzeiten der Dinosaurier, ausgestorben sein sollen. Auch die Datierung des den Abdruck enthaltenden Gesteins wurde von Geologen in das Zeitalter der Trilobiten verlegt. Nach der gängigen Lehrmeinung müsste der Mensch damit älter sein als das Geschlecht der Dinosaurier, da diese Tiere, aufgrund der Entwicklungsgeschichte, zu Zeiten der Trilobiten noch nicht existiert haben sollen. Der Mensch lebte demzufolge also schon zu Beginn der Evolution? Dieser Schluss liegt nahe, falls es sich nicht um eine Fälschung handelt oder man einen Außerirdischen in Betracht zieht, der irgendwann die Erde besuchte und seine Fußabdrücke hinterließ. Es muss noch erwähnt werden, dass in der Nähe dieses Fundortes weitere versteinerte Fußspuren gefunden wurden, jedoch ohne Besonderheiten wie in dem beschriebenen Fall.

Soweit lässt sich der hier geschilderte Sachverhalt in verschiedenen Büchern nachlesen und stellt daher keine neue Erkenntnis dar. Jedoch hat diesen versteinerten Abdruck kaum jemand im Original zu Gesicht bekommen. Es

existiert in der Literatur auch nur ein bestimmtes Bild, das immer wieder kopiert worden ist.



Dr. Zillmer übergibt Frau Meister das Buch „Darwins Irrtum“ mit der Abbildung des von ihr und ihrem Mann entdeckten Fußabdrucks. (Foto: Zillmer)

Ein amerikanischer Leser meines Buches „Darwins Irrtum“ schrieb, ob ich den Meister-Print nicht selbst mit eigenen Augen sehen möchte. Schon bei meinen Recherchen zu „Darwins Irrtum“ hätte ich den versteinerten Schuhabdruck gerne selbst fotografiert und das entsprechende Bild veröffentlicht, aber Frau Mabel Meister ist heute 83 Jahre alt und lebt sehr zurückgezogen. Sie ist weder postalisch noch mit einer Telefonnummer verzeichnet.

Ich nahm im Frühjahr dieses Jahres schließlich mit Frau Mabel Meister Verbindung auf. Da ich zufällig zu einer Ausgrabung eines großen Dinosauriers in Colorado eingeladen wurde, konnte ich den Besuch in Utah sehr gut in meine Planungen integrieren.

Ich besuchte schließlich Frau Meister und schenkte ihr ein gewidmetes Exemplar meines Buches. Sie war sehr erfreut, dass der von ihr und ihrem Mann gefundene Fußabdruck in meinem Buch abgebildet ist.

Den versteinerten Schuhabdruck mit dem angeblich im Erdaltertum ausgestorbenen Trilobiten konnte ich näher untersuchen und im Original fotografieren (siehe Bild). Frau Meister wollte den Abdruck zunächst ihrem Mann mit in sein Grab geben. Dann entschloss sie sich, ihn einem Museum für die Allgemeinheit zu überlassen. Dort sollte der Abdruck zwar angenommen, aber nicht ausgestellt werden. Warum eigentlich nicht? Man hätte ihn ja genau auf Echtheit untersuchen können. Aber ein vor Urzeiten durch einen

Schuhabdruck von einem Menschen zertretener Trilobit passt natürlich nicht in das uns geläufige schulwissenschaftliche Weltbild.

Da Frau Meister jedoch möchte, dass dieser Abdruck, das Lebenswerk ihres Mannes, von allen Menschen gesehen werden kann, vermittelte ich diesen außergewöhnlichen und unser Weltbild revolutionierenden Fund ganz aktuell in das gerade im Bau befindliche neue Museum in Glen Rose (siehe Bild). Ich empfahl meinem Freund Dr. Carl Baugh, dem Direktor des Creation Evidence Museums, Frau Mabel Meister zu besuchen und ihr anzubieten, den versteinerten Abdruck erstmals der Öffentlichkeit zu präsentieren. Wenige Tage später fuhr Carl nach Utah und holte den Abdruck selbst ab.

Demnächst wird man den versteinerten Schuhabdruck, durch den ein Trilobit und damit unser schulwissenschaftliches Weltbild zertreten wurde, im „Creation Evidence Museum“ zu sehen sein, das sich zurzeit noch im Bau befindet.

Dieser Fund bezeugt, dass Menschen nicht nur mit, sondern sogar noch vor den Dinosauriern lebte, falls die Datierung der Erd- und Felsschichten richtig ist.



Das Bild des Abdrucks aus „Darwins Irrtum“, so wie es in diversen Büchern der letzten Jahre zu sehen ist, jedoch ohne die Vergrößerung des zertretenen Trilobiten. (Foto: Zillmer)

Es war aber vielleicht alles ganz anders. Menschen, die Schuhe tragen, gibt

es erst seit ein paar tausend Jahren. Die Trilobiten lebten vielleicht noch genauso vor ein paar tausend Jahren bis zur globalen Sintflut wie die Menschen und auch Dinosaurier ...

Nach dem Besuch bei Frau Mabel Meister fuhr ich zur Ausgrabung eines Dinosauriers in Colorado. Diese befindet sich vielleicht fünfzig Kilometer westlich des *Dinosaur National Parks*, der an der Grenze der US-Staaten Utah und Colorado liegt und einen Massenfriedhof von Dinosauriern darstellt, die in festem Gestein „eingeschweißt“ sind.

An der Stelle unserer Ausgrabung liegen vier verschiedene Dinosaurier und ein Krokodil begraben, die wir identifizieren konnten. Außerdem wurden Knochen von wahrscheinlich vier weiteren Dinosauriern gefunden, die jedoch noch nicht identifiziert sind. Und das alles auf einer Fläche von vielleicht zwanzig Metern Länge und fünf Metern Breite. Dieses Massengrab befindet sich in nur *zwischen ein und drei Metern Tiefe unter der Erdoberfläche*, in ungefähr zehn Metern Höhe eines vielleicht vierzig Meter hohen Hanges. Die geologische Schicht wird der so genannten Morrison-Formation zugeordnet. Darin befinden sich zwischen Denver und Salt Lake City die meisten Dinosaurier-Fragmente.

Wir gruben neben vielen kleinen den großen linken Oberschenkelknochen eines Stegosaurus aus, der für den Transport präpariert wurde (s. Abb.). Auch ein Hautstück eines Dinosauriers wurde als sehr dünne Schicht entdeckt und freigelegt. Die Ausgrabungen dauern weiter an bzw. werden nächstes Jahr fortgesetzt.



Der Knochen eines Stegosaurus wurde freigelegt, für den Transport konserviert bzw. geschützt, nummeriert und die Lage genau vermessen. (Foto: Zillmer)

Dieses Erlebnis erinnerte mich an die Ausgrabungen in Glen Rose im Jahre 1996, bei denen versteinerte Fußabdrücke von Dinosauriern und Menschen in den gleichen geologischen Schichten freigelegt wurden, und die zur Veröffentlichung meines Buches „Darwins Irrtum“ führten.

Das letzte Ziel meiner Reise war Arizona, das ich nach acht Stunden Autofahrt erreichte. Hier hoffte ich, einen weiteren eindeutigen Beweis für die Koexistenz von Dinosauriern und Menschen zu finden. Es handelt sich um ein Felsbild, das zwei prähistorische Indianer und zwei verschiedene Dinosaurier nebeneinander zeigt. Um es zu sehen, muss man in einen tiefen Canyon hinunterklettern.



Das sich im Bau befindliche neue Museum in Glen Rose, in dem man später den versteinerten Schuhabdruck sehen kann. (Foto: Zillmer)

Das gesamte Bild wird von der natürlichen „Patina“ des Sandsteins überdeckt. Diesen Überzug nennen die Amerikaner „desert varnish“, und er ist nicht fälschbar. Das Alter hängt von der Dicke ab. In diesem Fall ist der *desert varnish* sehr dick. Da die Abbildung des Anasazi-Indianers auf vielleicht 1500 bis 2000 Jahre - analog anderer Zeichnungen – geschätzt werden kann, ergibt sich ein eindeutiger Beweis für die Koexistenz von Mensch und Dinosaurier.

Rekonstruktionen von Dinosauriern sind „Erfindungen“ unseres Jahrhunderts. Findet man also ein originales, altes Bild, gibt es nur einen einzigen logischen Schluss: Der Künstler des Bildes sah einen bzw. mindestens zwei verschiedene Dinosaurier mit eigenen Augen. Damit ist die Koexistenz von Dinosauriern und Menschen bewiesen, wie in „Darwins Irrtum“ beschrieben

und bereits unter Berücksichtigung verschiedenster Sichtweisen bewiesen! Die Beschreibung dieses Bildes mit Bildern und Angabe des Standortes (also für jeden nachprüfbar) wird wahrscheinlich die Auftaktgeschichte meines neuen Buchprojektes (Planung: Erscheinungszeitpunkt Juli 2000) bilden.

Bestätigungen

Die beschriebenen und viele andere nicht mit unserem wissenschaftlichen Weltbild zu vereinbarende Funde veranlassten das Magazin „Mensch & Sein“ (Ausgabe August/September 1999), in einem längeren Artikel festzustellen:

„... nachdem Dr. Zillmer angesichts überwältigender Beweise für seine gewagte These sich entschlossen hatte, das alles in einem Buch zu konzentrieren und zu verbreiten – ohne dass ihm dieser Schritt den Beifall der offiziellen Wissenschaft und offene Anerkennung eingebracht hätte –, seitdem häufen sich in einer bemerkenswerten Serie von Detailentdeckungen die Hinweise darauf, dass wir – die nationalen Öffentlichkeiten – bisher mit (wohlgehüteten) Irrtümern der Wissenschaft und Forschung zum Narren gehalten werden. Davon künden schon einige wenige Nachrichten, die allenfalls ein paar Tageszeitungen in kleinen, versteckt platzierten Häppchen präsentieren, von denen in der Regel aber die Öffentlichkeit nicht erfährt.“

Bereits in der letzten SYNESIS (Nr. 4/1999, Seite 57) wurde von der Redaktion (u. a. Gernot L. Geise) in Bezug auf den neu entdeckten Meteoritenkrater in der Barentssee mit der Überschrift hingewiesen: „Neu entdeckter Riesenkrater bestätigt Dr. Zillmers Theorie“.



H.-J. Zillmer (links) interviewt den für die Grabung verantwortlichen Ausgräber und Präparator Joe Taylor aus Texas vor dem bereits für den

Transport präparierten linken Oberschenkelknochen eines Stegosaurus.
(Foto: Zillmer)

Konsequenz

Durch diese Funde und die beschriebene Koexistenz von Menschen, Trilobiten sowie Dinosauriern wurden viele Erdzeitalter in einen relativ kurzen Zeitraum gepresst. Der Aussterbezeitpunkt der Dinosaurier vor angeblich 64 Millionen Jahren stellt *den* Eckpfeiler unseres schulwissenschaftlichen Weltbildes dar. Was passiert und mit welchen Konsequenzen, falls diese mächtige Stütze der Evolutionstheorie Risse bekommt und einstürzt? Die Beweise liegen vor ...

Meldung

In Kansas wird die Evolutionstheorie nur noch gleichrangig neben dem Schöpfungsmythos gelehrt. Das war der Aufhänger für ein Rundfunkinterview am 18.08.99 im Belgischen Rundfunk (Mittagsmagazin) mit Dr. Zillmer.

Mehr Infos darüber unter http://www.zillmer.com/evol_usa.htm

Hans-Joachim Zillmer

Darwins Irrtum

304 Seiten, 108 teilweise farbige Fotos und 43 Schaubilder, erschienen in der Reihe „Neues Wissen“, Langen Müller, München 1998, ISBN 3-7844-2709-X



Die Homepage des Autors: www.zillmer.com

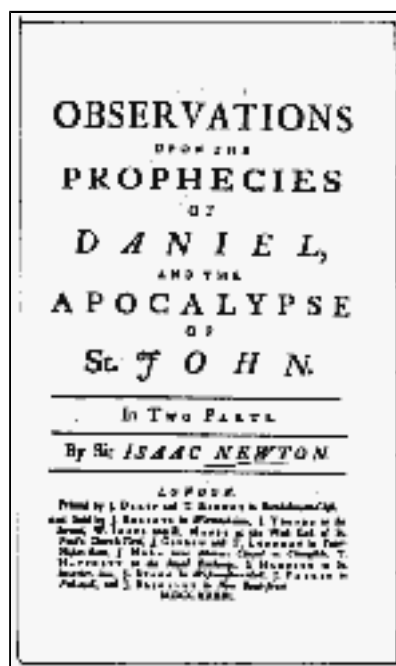
Isaac Newton verkürzt die griechische Geschichte um 300 Jahre

© Uwe Topper; veröffentlicht in EFODON SYNESIS Nr. 4/1999

Die Kritik an der Gültigkeit unserer Geschichtszahlen, die neuerdings mit Schärfe durch die Zeitrekonstrukteure - allen voran Marx, Heinsohn, Illig und Gabowitsch - vorgebracht wird, ist nicht neu. Einer der größten Wissenschaftler des Aufklärungszeitalters, Sir Isaac Newton (1643-1727), hatte sich 40 Jahre lang mit dem Problem der Chronologie beschäftigt und behauptet, dass die seinerzeit anerkannten Geschichtsdaten um mehrere Jahrhunderte zu hoch liegen. Vor allem die wichtigen Ereignisse der klassischen Griechen müssten um 300 Jahre näher zu uns herangerückt werden.

1998 hatte Eugen Gabowitsch, angeregt durch Morosow und Fomenko, im Berliner Geschichtssalon einen Hinweis auf Newtons Chronologie-Arbeit gegeben, wobei er auch das Buch des Amerikaners F. E. Manuel (1963) zitierte. Diesen Hinweisen folgend möchte ich hier eine Zusammenfassung der Newtonschen Arbeit vorlegen.

Der Streit um die Datierung der Antike hatte nach der Gregorianischen Kalenderreform 1582 weite Kreise des christlichen Europa erfasst. Grundlegend wurden die Werke von Joseph Scaliger (1540-1609), dem Sohn des berühmten Julius Scaliger. Sein erstes Buch, direkt nach der Kalenderreform erschienen, hat ein für alle Mal das Maß der geschichtlichen Zeitangaben festgelegt. Alle späteren Chronologen konnten nur noch daran herumdoktern, im Wesentlichen aber nichts mehr ändern. Schon der provenzalische Katholik Nostradamus (1503-66) hatte (im Brief an seinen Sohn) den Versuch unternommen, das Generationenregister des Alten Testaments mit astronomischen Rückberechnungen zu verbinden. Indem er die Zeitangaben des (Heiden) Varro rundweg ablehnte, gelangte er mit seiner neuen Methode zu einem Anfang der Jahreszählung: Das erste Jahr Adams lag 4173 v. Chr.



Titelblatt von Newtons Buch über die prophetischen Bücher des Daniel und Johannes (London 1733) aus: Wickert 1995, S. 101 (Rowohlt Verlag)

Der Protestant Scaliger benützte neuere Quellen: Die Chronik des Euseb, einen gewissen "Berosius" und schließlich eine Olympionikenliste. Diese Texte waren erst in seiner Zeit bekannt geworden, möglicherweise von ihm oder willigen Helfern hergestellt. Dennoch kann man ihm durchaus ein ehrliches Bemühen um Rekonstruktion der Geschichte zugestehen. Ich möchte diese Arbeitsweise als "Science fiction à l'enverse" bezeichnen, als rückwärts projiziertes Konstrukt ohne die Möglichkeit einer Nachprüfbarkeit. Auch Scaligers Anliegen bestand darin, die biblischen Daten als richtig zu erweisen.

Der Jesuit Petau (Petavius) führte mit zwei Schriften (1628 und 1633) von Paris aus diesen Weg fort und zementierte Scaligers Chronologie in der katholischen Kirche, womit dieses Zahlengerüst nun im gesamten christlichen Bereich Gültigkeit erlangte. Trotz starker Veränderungen und unter Umgehung der religiösen Grundlage wird es bis heute akzeptiert, was wie eine Grotteske anmutet.

Aus unserem heutigen Abstand und der Unkenntnis der Einzelheiten können wir den religiösen Kampf jener Wissenschaftler nicht mehr recht verstehen. Wir müssen auch die kritischen Vorwürfe Newtons gegen die Konstruktionen von Scaliger und Petau hauptsächlich als Glaubensstreit ansehen. Newton zeigt sich in allen seinen Werken, auch in denen über Himmelsmechanik oder Optik, als gläubiger Christ, stets bemüht, die Wahrheit der Bibel zu beweisen (Manuel S. 7 u. fortl., bes. Kap. VI).



Sir Isaac Newton, der geniale Denker des 17./18. Jh. aus: Wickert 1995, Vorsatz (Rowohlt Verlag)

Er war überzeugt, dass Gott Katastrophen ausgelöst hat und auslösen wird, und dass die Wiederkunft Christi nahe bevorstände (Manuel S. 19). Daraus resultierte seine intensive Beschäftigung mit frühen Textvarianten der Bibelausgaben. Auf theologischem Gebiet war er nach Ansicht des Philosophen John Locke dermaßen gebildet, dass Locke sich von

ihm beraten ließ und schließlich feststellte, dass kaum jemand sich mit Newton darin messen könne (Wußig S. 97).



Nicolas Fréret, Newtons Gegenspieler; aus: Manuel 1963, S. 36

Aus den zahlreichen Notizen zur Zeitrechnung, die Newton sein halbes Leben lang betrieben hatte, stellte er 1720 eine kurze Zusammenfassung her und übergab sie einem Freund mit der Bitte um vertrauliche Handhabung. Es kursierten jedoch bald Abschriften davon (Manuel S. 22), von denen eine in die Hände des Jesuiten

Nicholas Fréret gelangte, der sie - sehr zum Ärger des Autors - 1725 in Paris veröffentlichte. Newton setzte sich nun mit besonderem Fleiß ans Werk und konnte es kurz vor seinem Tode 1727 fertigstellen. Im Jahr darauf erschien das fast 400 Seiten starke Buch in London unter dem Titel "The Chronology of Ancient Kingdoms amended", wobei eine ältere Kurzfassung, "A Short Chronicle" vorangestellt war. (Ich zitiere das Gesamtwerk nach dieser Ausgabe von 1728 als "Chron.").

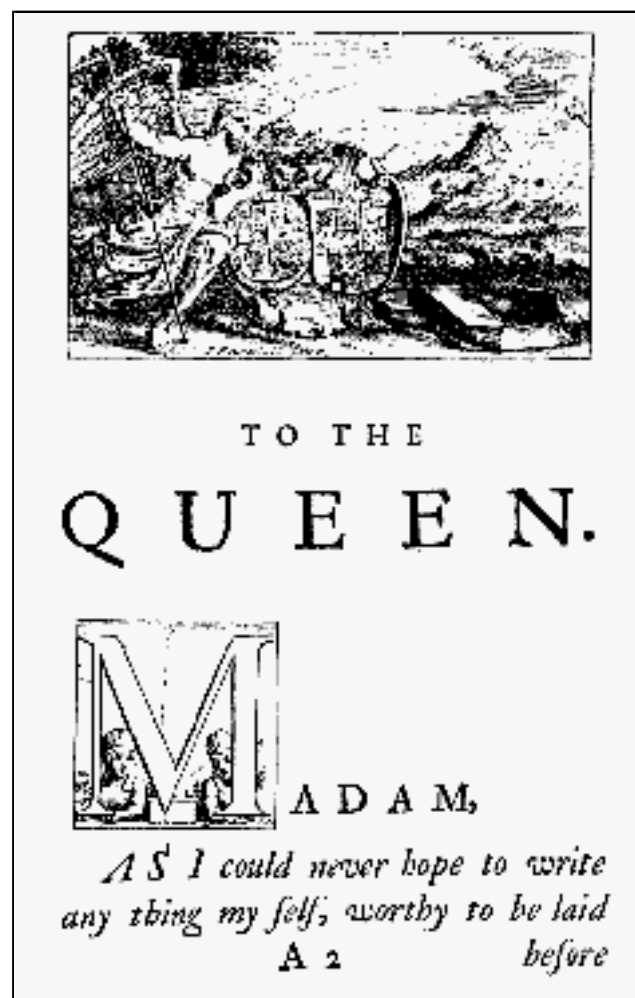
Das Buch löste heftige Gegenangriffe aus, vor allem von jesuitischer Seite. Deshalb stellt sich die Frage, warum Fréret, dieser geniale Wissenschaftler, der außer Latein, Griechisch und Hebräisch auch Arabisch beherrschte und sicher die Unhaltbarkeit von Newtons Entwurf erkannt hatte, den Raubdruck von 1725 besorgen ließ. Neben der verwerflichen Absicht, den Anglikaner Newton bloßzustellen, dürfte auch ein positiver Beweggrund eine Rolle gespielt haben: Indem der große Newton für seine Chronologie kirchliche Texte wie die des Klemens von Alexandrien oder die des Euseb als Quellen verwendete, wertete er diese auf und machte sie zu würdigen Beweisstücken. Das würde der Kirche für alle Zukunft von Nutzen sein.

Was war eigentlich das Ziel des Chronologenstreites?

Newtons Schrift "Verbesserung der Chronologie der alten Königreiche" heizte eine Debatte an, die mehrere Generationen lang mit großer Heftigkeit geführt wurde. Ebenfalls

erst einige Jahre nach Newtons Tod waren seine Auslegungen der Propheten Daniel und Johannes erschienen. Wir müssen Newtons Spätwerke als Einheit ansehen, denn sie beschäftigen sich mit dem immer gleichen Problem: Wann fand die Schöpfung statt und wann ist sie zu Ende? Im rationalen vorigen Jahrhundert wertete man diese Arbeit Newtons ab. Meyers Lexikon (Bd. 12, Leipzig 1888) drückt sich so aus: Da "verirrte sich sein klarer Geist in mystische Träumereien; überhaupt waren religiöse Betrachtungen in den späten Lebensjahren eine von Newtons Hauptbeschäftigungen." Der Newton-Biograph Wußig (1990, S. 99) erkennt den Zusammenhang besser: Newton hatte "nahezu vier Jahrzehnte an diesem Thema gearbeitet, das ihn zu umfangreichen und aufwendigen Spezialstudien auf nahezu allen damaligen Wissensgebieten nötigte und ihn, mit dem Fortschreiten der Wissenschaften, ständig zur Korrektur des bereits schriftlich Fixierten zwang."

Der hauptsächliche Beweggrund für alles Forschen um die Jahreszahlen war also religiös: Wenn man wüsste, wie alt die Welt ist, wüsste man auch, wann sie zugrunde geht und das neue Jerusalem erscheinen wird. Kein müßiger Streit!



Widmungsseite für die Königin von England, aus Newtons "The Chronology..." (1728)

Allen Geschichtswissenschaftlern war schon damals klar, dass eine Darstellung der Alten Geschichte ohne Datengerüst wertlos sei. Der englische Bischof Ussher hatte den 23. Oktober 4004 v. Chr. als ersten Schöpfungstag errechnet, indem er Marsham und Petau geringfügig korrigierte, und das galt seinerzeit als der Weisheit letzter Schluss. Newton

ging von diesen Überlegungen aus, was den Jesuiten Frankreichs sehr peinlich war, bedeutete es doch einen Rückfall in die Bibelhörigkeit, die alle ernste Forschung der letzten Generation, vor allem der Missionare in China, wieder rückgängig machte. Newton mißachtete auch die numismatischen Forschungen von Jean Hardouin, obgleich er dessen großes Werk über Münzkunde auf seinem Regal stehen hatte (Manuel S. 45). Statt dessen verwertete er die in den Kirchenschriftstellern enthaltenen Bruchstücke "antiker" Texte, ohne zu ahnen, wie jung alle diese Quellen waren. Hier und da zeigte er zwar die offensichtlichen Widersprüche dieser Fragmente, etwa bei Eratosthenes und Apollodorus, gab sich aber allergrößte Mühe, sie miteinander auszugleichen. Dem griechischen Arzt Ktesias warf er vor, die Geschichte der Hellenen um 300 Jahre verlängert und zu diesem Zwecke zahlreiche medische Könige erfunden zu haben: "Er erfand Namen nach Lust und Laune und machte alles viel zu alt", schrieb Newton in einer Notiz (Manuel S. 57). Selbst Manetho, auf dem die ägyptische Chronologie beruhte, wurde von Newton schon entlarvt, weil er durch die Zeitangaben im

Alten Testament überführt werden konnte. Aber Moses blieb ihm der feste Anker im Zeitroulette. So sind Newtons "Berechnungen" ein heillooses Chaos, das nachzuprüfen uns Heutigen unmöglich ist. Da werden überraschende Gleichsetzungen von ägyptischen und griechischen Sagengestalten vorgenommen, die dann als historische Festpunkte zu einem System verarbeitet werden, das einen modernen Chronologen das Schaudern lehren kann.

Die Präzession als Zeitmaßstab

Seit 1680 beschäftigte sich Newton mit dem Problem der Präzession des Frühlingsbeginns, denn dies schien ihm ein geeignetes Mittel zur Bestimmung historischer Daten. Aus zwei knappen Angaben in den "Stromata" des Klemens hatte Newton entnommen (Chron. S. 83), dass laut einer verlorenen Schrift ("Titanomachia") eines unbekanntes griechischen Dichters ein großer Astronom den Frühlingsanfang zur Zeit der Argonautenfahrt bezeichnet hatte: Der Kentauer Cheiron nämlich hatte diesen wichtigen Nullpunkt in der Mitte des Sternbildes Widder (also 15° Aries) geortet. Jahrhunderte später hatte Meton den Nullpunkt der Himmelskugel bei 8° Aries und Hipparch ihn noch später bei 4° Aries angezeigt. Aus diesen Angaben ließ sich nun leicht errechnen, wie lange sie zurücklagen, wenn man die seit dem 15. Jh. in Europa wieder bekannte Verschiebung der Präzession (1° entspricht 72 Jahren) zugrunde legte. Damit war der wichtige Festpunkt für die frühe griechische Geschichte gewonnen: Die Argonautenfahrt hatte im Jahr 937 v.Chr. stattgefunden (Chron. S. 25 f., 83 ff.)

Newtons Berechnung ist kennzeichnend für seine ganze Arbeitsweise: Er nahm für Ptolemäus (Almagest) den Frühlingspunkt in Aries 0° an und zwar genau 2° nach Christi Geburt, also im Jahr ($2 \text{ mal } 72 =$) 144 n.Chr. Dann blieben für den Zeitraum von Christus bis Cheiron genau 13° , das sind ($13 \text{ mal } 72 =$) 936 Jahre, was nach Abzug des Nulljahres 937 v.Chr. ergab.

Durch die genaue Datierung der Argonautenfahrt wurden alle anderen griechischen Daten neu definiert: Solons Todesjahr, die Alleinherrschaft des Pisistratos usw. (Chron. S. 120 f.). Hipparchs Irrtum, der 1° Frühlingsrückgang für hundert Jahre angesetzt hatte (S. 94), musste nun korrigiert werden, wodurch sich die griechische Geschichte im Verhältnis 7 zu 4 verkürzte. Dasselbe Maß hatte Newton auch auf anderem Wege ermittelt: Statt der bisher üblicherweise angenommenen Regierungszeit der Herrscher von jeweils "über 40

Jahren" (S. 52 ff.) nahm er eine sinnvollere Spanne von achtzehn bis zwanzig Jahren an. Dadurch verkürzte er die griechische Geschichte, wie sie auf dem parischen Marmor verzeichnet war, im Maßstab 7 zu 4. (Das Zahlenverhältnis erklärt sich daraus, dass er an anderer Stelle von 33 Jahren für eine Generation ausging).

Diese Verschiebung der griechischen Geschichte gegenüber der biblischen war Newton äußerst wichtig, denn nun fiel der Trojanische Krieg, der in der Generation nach der Argonautenfahrt anzusetzen ist, in die Zeit nach Salomon und Rehobeam (S. 63, 95, 118), wodurch die jüdische Kultur einen deutlichen Vorsprung gegenüber der hellenischen erlangte.

Aber dreihundert Jahre griechischer Geschichte in den Orkus versenken ist keine Kleinigkeit, wie Fréret und andere Gegner bemerkten. Fréret, der seinen Zeitgenossen weit voraus war, verteidigte jedoch nicht die alten Daten, sondern stellte sachlich fest, dass viele angeblich alte Himmelsbeobachtungen Rückberechnungen aus jüngerer Zeit waren und als Grundlage für chronologische Berechnungen unbrauchbar. Und Cheiron, dieser Fixpunkt Newtons, sei wohl nur eine mythische Figur ohne Anspruch auf Geschichtlichkeit. Souciet, Ordensbruder von Fréret, hatte 1726 eine fünfteilige Abhandlung gegen Newtons neue Chronologie verfasst und gezeigt, dass dessen Kalkulationen einen um 530 Jahre zu späten Anfangspunkt ergaben.

Souciet benützte bei seiner Beweisführung auch Medaillen und Münzen (Manuel S. 34), deren Echtheit heute jedoch teilweise in Frage gestellt wird.

Der äußerst kritische Jesuit Jean Hardouin gab im selben Jahr in London eine Schrift gegen Newton heraus, die den Fehler mit 534 Jahren bezifferte.

An dieser Stelle möchte ich eine Bewertung aus heutiger Sicht einschieben: Die Intervallzahl von 530 oder 534 Jahren, um die Newton nach Ansicht seiner Gegner die Geschichte kürzen wollte, zeigt möglicherweise den Mechanismus, nach dem dieses Zahlengerüst aufgestellt worden war. Der Osterkalender rechnet mit 532 Jahren (nämlich 28 mal 19, Metonischer Zyklus; siehe auch Topper 1999). Ein häufiger Gegenstand der chronologischen Debatten betraf die Frage, ob ein Osterzyklus von 532 Jahren mehr oder weniger zu berechnen sei. Ein solches Jahrespaket wollte man nicht mehr unterteilen. Sollte es Zufall sein, dass die von Newton verkürzten Jahre ebenfalls in diesem Bereich lagen? Ich nehme eher an, dass sich ein solches "Paket" in den von Newton benützten "Quellen" verborgen hatte, eventuell in den "Stromata" des Klemens von Alexandrien, dessen knappe astronomische Hinweise Newton für bare Münze genommen hatte. Wann die "Stromata" wirklich geschrieben worden waren - vielleicht erst kurz vor Newtons Lebenszeit (Topper 1998) - wurde nicht erwogen.

Außer diesen fragwürdigen aber bis heute benützten Kirchenvätern verwendete Newton auch Werke, die inzwischen als Fälschungen erkannt sind, etwa Sanchoniatons "Phönizische Geschichte", die er in der Ausgabe von Richard Cumberland (London 1720) in seiner Bibliothek hatte (Manuel im Anhang).

Der hellste Kopf der Aufklärung, Voltaire, glaubte nicht, dass irgendeine Chronologie der Alten Geschichte aufgestellt werden könne. Mit klarem Blick hatte er den Nestorianerstein von Sian-Fu als Fälschung erkannt (Topper 1998, S. 244) und erkannte auch in diesem Streit um die Jahreszahlen, dass das Problem in einer Sichtung der

Quellen lag.

Wie war Newton zu seinen Ergebnissen gekommen?

Aus seinen Aufzeichnungen lässt sich kein klarer Ansatz gewinnen. Eher hat man den Eindruck, dass er in chaotischer Weise die alten Schriftsteller, die aber zum Teil auch recht neu waren, intuitiv auswertete, und dass er seine Erkenntnisse, die auf Eingebungen beruhten (blitzartigen Durchblicken wie bei der berühmten Anekdote mit dem Apfel, der uns das Gravitationsgesetz bescherte), erst im Nachhinein mit Argumenten und Nachweisen untermauerte. Diese Vorgehensweise wurde von seinen Zeitgenossen akzeptiert und müsste auch heute noch legitim sein. Sie lässt aber erkennen, wie romanhaft die daraus resultierende Chronologie ist.

Eine Technik zur Verkürzung von Zeiträumen ist die, die auch noch heute von den Zeitrekonstrukteuren angewendet wird: Newton schließt aus ähnlich klingenden Namen von Herrschern und Heroen, etwa Minos und Monos, dass es sich um ein und denselben handeln muss. Da sie nicht hintereinander lebten, sondern denselben Zeitraum ausfüllen, werden viele überflüssige Jahre herausgeschnitten.

Welches Ziel verfolgte Newton mit dieser Kürzung der griechischen Zeitabläufe? Es ging ihm darum, Israels Geschichte als die älteste und verlässlichste aller möglichen Historien herauszuarbeiten. Als guter Christ wollte er soviel wie möglich an Fehlern und Betrugereien den Heiden anlasten. Gerade zu seiner Zeit war man sich darüber bewusst geworden, dass auch außerbiblische Texte einbezogen werden müssten. Newton dagegen verteidigte den Glaubensgrundsatz, dass Gott sein auserwähltes Volk an den Anfang aller Geschichte gestellt hatte, dass also die Juden als erste die Kunst, Technik und Schrift entwickelt oder von Gott erhalten hatten. Salomon war der mythische Urkönig, vor ihm gab es keine Hochkultur (S. 93). Miltiades hatte als Heerführer Moses nachgeahmt, auch Platon war in seiner Philosophie dem Moses gefolgt. So hatte es Klemens in seinen "Stromata" vorgemacht, und Newton folgte ihm. Klemens war ihm schon Vorbild gewesen bei der statistischen Verwendung von zwanzig statt fünfunddreißig Jahren Spanne für Herrscherjahre. Um nun Platon nicht als Lügner hinzustellen, dessen 9000 Jahre Geschichte in diesem System als absurd erscheinen mussten, legte Newton dies den ägyptischen Priestern zur Last, die Solon belogen hatten.

Im gleichen Sinne hatte Flavius Josephus (angeblich im 1. Jh. geschrieben, vermutlich aber in der Renaissance von einem getauften Juden, der spät Griechisch gelernt hatte) den Vorrang der altjüdischen Kultur über die aller antiken Heiden konsequent festgelegt und wurde von Newton ausgiebig benützt. Deshalb bringt Newtons "Verbesserung der Zeitrechnung" zwar fünf Kapitel über die klassischen Hochkulturvölker, aber keins über die Juden, denn deren Geschichte lag ja seiner ganzen Arbeit zugrunde und brauchte nicht verbessert zu werden.

Im ersten Entwurf hatte Newton - seinen Gegnern zufolge - eine radikale Kürzung um etwa 530 bis 534 Jahre vorgenommen, die ich als durch die Osterberechnungen verursacht ansehen möchte. Die dreihundert Jahre, die Newton in der Schlussfassung als Zeitkürzung der griechischen Geschichte festlegte, könnten einen ähnlichen Hintergrund haben, nämlich durch die christliche Geschichtsschreibung verursacht sein. Möglicherweise hatte Newton erkannt, dass durch die christliche Zeitrechnung die griechische Antike um dreihundert Jahre älter geworden war. Da ihm die Kürzung in sein Konzept von der Erstlingsrolle des Judentums passte, führte er den Nachweis mit aller

Umsicht durch. Vielleicht hatte Newton auf diese Weise denselben Fehler entdeckt, den Illig mit 297 Jahren neuerdings präzisiert hat.

Literatur

- Gabowitsch, Eugen (1997): "Von Morosow bis zum jüngsten Fomenko" (in: Zeitensprünge 2-97, S. 293 ff., Gräfelting bei München)
 - Illig, Heribert (1996): "Das erfundene Mittelalter" (Düsseldorf)
 - Manuel, Frank Edward (1963): "Isaac Newton Historian" (Cambridge, Mass. USA)
 - Newton, Isaac (1728): "The Chronology of Ancient Kingdoms amended" (London, deutsch durch Hildburg 1745) - (postum 1733: "Observations upon the Prophecies of Daniel and the Apocalypse"; 1736: "Ad Danielis prophetae vaticinia, nec non S. Johannis Apocalypsin"; deutsch durch Abraham Gottlob Rosenberg, Leipzig und Liegnitz 1765).
 - Topper, Uwe (1998): "Die Große Aktion" (Tübingen); (1999): "Erfundene Geschichte" (München)
 - Wickert, Johannes (1995): "Isaac Newton" (rowohlt monographien, Reinbek)
 - Wußig, Hans (1990): "Isaac Newton" (Teubner, Leipzig)
-
-

Die letzte Chance der Menschheit?

(c) 1999 Dieter Vogl

Wenn Anhänger der Paläo-SETI-These davon ausgehen, dass in der menschlichen Vergangenheit außerirdische Wesen zur Erde kamen, um den Planeten nach ihren Vorstellungen umzuformen und um in diesem Zusammenhang den Menschen zu schaffen, dann müssen wir uns fragen, warum sie dies taten. Gründe hierfür gäbe es viele. Einer dieser Gründe könnte gewesen sein, dass den extraterrestrischen Wesen auf ihrem Heimatplaneten die Rohstoffe zur Neige gingen und sie deshalb gezwungen wurden, sich einen neuen Lebensraum zu suchen, bzw. ihren eigenen zu erweitern. Eine Reise zu anderen Planeten wäre also eine unbedingte Notwendigkeit.

Im ersten Moment erscheint dies eine unglaubliche Spekulation. Dennoch wird dieser Gedanke von einigen Wissenschaftlern ernsthaft ins Auge gefasst. Ervin Laszlo, Zukunftsforscher, Systemphilosoph, Autor einschlägiger Sachbücher und Mitbegründer des „Club of Rome“, schreibt beispielsweise: „Vielleicht sind anderswo im Universum intelligente Wesen verschwunden, kaum dass sie die Vorherrschaft übernommen hatten.“ Und der fügt im Angesicht der irdischen Verhältnisse hinzu: *„Unser Überleben hängt davon ab: Wenn in der Steinzeit ein Feuer außer Kontrolle geriet, dann zog die Nomadenherde von Sapiens eben weiter in unangetastete Gebiete hinein. Aber die Feuer und Kräfte, die wir heute entwickeln und entfesseln, gleiten uns aus der Hand; es gibt keinen Ort mehr, wohin wir ausweichen können“* (1).

Eine unausweichliche Konsequenz

Jeder Planet, das ist eine Realität, ist ein Körper, dessen gesamte Masse in all ihren mannigfaltigen Erscheinungsformen äußerst begrenzt ist. Mit anderen Worten, alle Ressourcen eines Planeten sind zwangsläufig endlich. Diese Begrenztheit bringt jede Lebensform, vor allem, wenn sie eine höhere Zivilisationsstufe auf technischem Niveau erreicht hat, binnen kürzester Zeit an den Rand des kollektiven Zusammenbruchs. Insbesondere dann, wenn sie an einen einzigen Planeten gebunden ist und keinerlei Ausweichmöglichkeiten hat, bleibt für das Überleben der eigenen Spezies nur eine unausweichliche Konsequenz. Sie heißt Expansion. Die Annahme, eine außerirdische Intelligenz könnte vor einigen Jahrtausenden die Erde besucht haben, um hier womöglich Kolonien zu gründen, ist also gar nicht so abwegig, wie sie im ersten Augenblick erscheint.

Die Erde ist der beste Beweis

Der Planet Erde ist der beste Beweis dafür, dass diese Annahme nicht abwegig ist, denn betrachten wir uns unsere Welt, dann ist es eine feststehende Tatsache, dass sich die Erdbevölkerung in absehbarer Zeit zumindest verdoppelt und es dadurch auf dem Planeten Erde im wahrsten

Sinne des Wortes sehr eng werden wird. In den Reihen der Wissenschaftler ist es daher längst kein Geheimnis mehr: Das Ende der Gattung Mensch scheint besiegelt, denn aufgrund des exorbitanten Wachstums droht dem Planeten Erde eine regelrechte Menschen-Explosion. Diese Ansicht ist nicht unbegründet. Hochrechnungen ergaben, dass, nach dem derzeitigen Wachstum zu urteilen, die Weltbevölkerung in den nächsten Jahren um weitere zehn Milliarden Menschen ansteigen wird.

Dass diese Menschenmassen alleine deshalb zwangsläufig nach neuen Lebensräumen suchen müssen, ist eine ebenso unstrittige Gegebenheit. Ausweichmöglichkeiten, beispielsweise wenn der Mensch dem Meer Lebensraum abgewinnen oder sogar die Ozeane vollkommen besiedeln würde, wären nur Scheinlösungen und nicht von Dauer, denn die Probleme würden durch derartige Maßnahmen nur für wenige Generationen hinausgeschoben, aber keinesfalls permanent aufgehoben. Im Extremfall würden sich überdies die Probleme verschlimmern, denn der Mensch würde dadurch zugleich die letzten ökologischen Refugien unweigerlich ebenfalls zerstören.

Wissenschaftler fanden heraus, dass durch das Wachstum der Menschheit nicht nur das Wasser, sondern auch der Boden zerstört wird, weil mehr Menschen mehr essen und daher mehr Nahrungsmittel angebaut werden müssen. Dies laugt auf Dauer den Boden derartig aus, dass seine Fruchtbarkeit verloren geht. Das kann auch nicht mit chemischer Düngung kompensiert werden. Studien ergaben, dass die Ressource Boden, um sich erneuern zu können, zirka zehn- bis vierzehntausend Jahre benötigt. Jedoch nur dann, wenn vorher eine regelrechte Bodensanierung erfolgt.

Auch ein totaler Krieg ist keine Lösung

Aber selbst wenn im Extremfall ein gigantischer Weltkrieg angezettelt würde, bei dem der Großteil der Weltbevölkerung ausgelöscht wird, könnte die Menschheit nicht so umfassend dezimieren werden, dass der Lebensraum Erde zukünftig für alle ausreicht. Immer wieder wird es ab einem gewissen Punkt eine Bevölkerungsexplosion geben und diese wird dann zwangsläufig immer wieder die gleichen Schwierigkeiten zur Folge haben.

Vor allem aber, und dies ist eigentlich der wichtigste Punkt überhaupt, können jene Rohstoffe nicht zurückgebracht werden, die schon viele Generationen vorher verbraucht wurden. So gesehen würde es niemals zu einem wirklichen Neuanfang kommen. Der Mensch muss sich deshalb, daran führt kein Weg vorbei, einen neuen Lebensraum suchen. Und dieser dringend benötigte Lebensraum kann nur in den Weiten des Kosmos liegen! *„Die Möglichkeit, nach anderen Planeten zu fliehen, wird also zu einer Lebensnotwendigkeit.“* So schreibt zumindest *Robert Charroux* in seinem Buch *„Verratene Geheimnisse“* (Seite 112). Und zweifellos dürfte er mit seiner etwas utopisch klingenden Annahme vollkommen richtig liegen, in der er davon ausgeht, dass die Bewohner der Erde durch *„zunehmende Umdrehungsgeschwindigkeit, verminderte Dichte, steigende Luftverdünnung, Austrocknung der Ozeane, schneidende Kälte“*, in Zukunft in die allergrößten Not geraten werden. Das diese bis dato noch spekulativen Szenarien irgendwann eintreten werden,

kann sich jeder denkende Mensch an seinen fünf Fingern abzählen, denn sie sind quasi unabwendbar.

Aber wir brauchen *Robert Charroux* gar nicht so weit in die Zukunft des Planeten Erde zu folgen. Ist man objektiv, dann muss sich die Erdbevölkerung schon jetzt mit gravierenden Problemen befassen, die demnächst die Menschheit dazu zwingt, sich anderweitig zu orientieren. Dass hier der Weg ins All, zu Raumstationen, Mond- oder Marsbasen und später der Schritt zu anderen Sternensystemen dringend notwendig sein wird, liegt auf der Hand, wenn die Expansion der Population Mensch wie bisher voranschreitet. Betrachten wir uns einmal objektiv die wichtigsten Problemstellungen, mit denen sich schon jetzt die Menschheit herumschlagen muss und deren Auswirkungen im Grunde genommen schon jetzt nicht mehr reparabel sind.

Das Ernährungsproblem

Eine unabwendbare Folge des Wachstums ist es, dass eine rapide Verschlechterung der Umweltbedingungen eintreten wird. Eine andere aber weitaus schlimmere Folge ist es, dass damit unweigerlich ein Nahrungs-Beschaffungs-Problem verbunden ist. Wissenschaftler fanden anhand von Langzeitstudien heraus, dass beispielsweise durch die wiederholte Aussaat das Genom der Pflanzen rasant altert und in Qualität und Quantität degeneriert. Dadurch verlieren die Pflanzen im Laufe der Zeit die Fähigkeit, fruchtbaren Samen zu bilden. Wobei, auch dies wurde anhand von Laborversuchen belegt, es eine Nebenerscheinung dieser Degeneration ist, dass die Nutzpflanzen ständig anfälliger für Insekten- und Pilzbefall werden. Am Schluss dieser, im wahrsten Sinne des Wortes mörderischen, Spirale stehen Pflanzen, die ihre genetisch bedingte Resistenz gegen natürliche Feinde vollkommen einbüßen. Schon jetzt sammeln daher viele Staaten die Gene der Nutzpflanzen und lagern sie in Gen-Banken, um darauf im Bedarfsfall zurückgreifen zu können.

Hunger und Armut

Der anerkannte Physiker, Philosoph und Zukunftsforscher Fritjof Capra ist der Meinung: *„Fortgesetzter Ideenaustausch und Zusammenarbeit zwischen den Kulturen unseres Planeten ist heutzutage von entscheidender Bedeutung, denn unser aller Schicksal ist aufs engste verwoben. Die Hauptfragen unserer Zeit - der drohende Atomkrieg, die Verwüstungen der natürlichen Umwelt, die Fortdauer des Hungers und der Armut rund um die Welt, um nur die drängendsten Probleme aufzuführen - sind allesamt globale Probleme, die globaler Zusammenarbeit bedürfen, um verstanden und gelöst zu werden.“*
(2)

Hunger und Armut ist auf unserem Planeten weit verbreitet. Groben Schätzungen zufolge leidet etwa die Hälfte der Menschheit gelegentlich an Hunger oder ist sogar permanent unterernährt. Die Steigerung der Ernteerträge, auch wenn dies viele immer noch nicht wahrhaben wollen, ist daher das Gebot der Stunde. Die ewige Behauptung, wir hätten genug zu essen und der Hunger würde nur auf Verteilungsproblemen beruhen, stimmt

nicht und will nur die Probleme verlagern. Es mag zwar ein Grund sein, doch letztlich ist es der Mangel an Nahrungsmitteln, der diese Verteilungsprobleme verursacht.

Experten fordern deshalb schon seit langem eine Reform der Bodenkultur durch effizientere Bewässerungssysteme, die Steigerung der Erträge durch leistungsfähigeren Pflanzenschutz und eine wirkungsvollere Pflanzenzucht. Dieses Ziel zu erreichen ist jedoch nicht so leicht, denn es fehlen hierfür immer noch die geeigneten Mittel. Pflanzenschutzmittel und Handelsdünger wären zweifellos eine Lösung. Ebenso wie das Klonen von Pflanzenarten. Doch das Klonen ist aus berechtigten Gründen umstritten, und der Nutzen, der beispielsweise durch den Einsatz von Schutzmittel und Dünger erreicht werden kann, steht immer noch in keinem Verhältnis zum Schaden, den sie in unserer Mitwelt anrichten.

Nimmt man beispielsweise die verwendeten Insektizide als Maßstab, dann muss man feststellen, dass dadurch nicht nur Schädlinge der Kulturpflanzen getötet werden, sondern u.a. auch jene Tierarten, die diese Insekten zum Überleben benötigen. *Fritjof Capra* schreibt im oben angeführten Artikel: „*Je gründlicher wir diese Probleme studieren, desto klarer wird uns, dass sie isoliert nicht verstanden werden können. Sie sind alle miteinander verbunden und voneinander abhängig.*“

Setzen wir nun voraus, dass wir das Problem der Ernährung in den Griff bekommen, vielleicht wie es etwa *Gisela Ermel* in ihrem Buch „Auf den Spuren des Grals“ spekulativ vermutet, durch eine Art nie versiegender Nahrungsspende, wie es, nach Meinung der Paläo-SETI-Hypothese, der Heilige Gral gewesen sein soll, dann stellt sich der Menschheit gleich das nächste Problem. Es ist nicht minder schwer und auch nicht leichter zu lösen als das erste. Denn: auch wenn es in naher Zukunft technisch machbar wird, eine Art Nahrungsmittelreplikator (3) herzustellen, wie sollte das Gesundheitsproblem gelöst werden?

Das Gesundheitsproblem

Auch wenn von vielen populärwissenschaftlichen Autoren das derzeitige Weltgeschehen und vor allem die Zukunft der Menschheit heruntergespielt und recht rosig beschrieben wird, zeigt uns doch allein ein Blick in die tägliche Presse, dass beispielsweise auf medizinischem Gebiet ein unlösbares Problem auf dem nächsten folgt. Früher war es die Pest, heute sind es Schlagwörter wie Krebs, „AIDS“ oder BSE.

Wie im Mittelalter, so treten vor allem in Ballungsgebieten auch heute wieder vermehrt Krankheiten auf, die schon lange als ausgerottet galten. Hier ist beispielsweise die Pest zu nennen. Selbst jene Länder werden davon nicht verschont, die eine ausreichende medizinische Versorgung haben und deren hygienischen Bedingungen als einwandfrei eingeschätzt werden. Lediglich dem schnellen Reagieren der Gesundheitsbehörden ist es zu verdanken, dass keine größeren Opfer zu beklagen sind.

Nimmt man so „alltägliche“ Krankheiten wie Krebs, dann haben es weder die schulwissenschaftlichen Mediziner noch die nonkonformistischen Alternativmediziner bislang fertiggebracht, diese Geisel der Menschheit zu besiegen. Wir könnten diese Reihe der „unbesiegbaren“ Krankheiten schier endlos fortsetzen. Deshalb grenzt es nahezu an eine Verhöhnung der Betroffenen, wenn es Menschen gibt, die der Menschheit eine besonders schöne Zukunft prophezeien.

Die Entwicklung neuer Arzneimittel und die Verbesserung der Hygiene können dabei nur kleine Schritte zur Anhebung der allgemeinen Lebensqualität des Menschen sein. Auch hier müssen wir umdenken und zu Werten zurückfinden, die schon unseren Vorfahren ein gesundes Leben garantiert haben! Leider gehen aber diese Werte immer mehr verloren und der Mensch verlässt sich, ganz besonders im Zusammenhang mit seiner anscheinend ständig steigenden Lebenserwartung, ausschließlich auf chemische Wirkstoffe. Das gleiche trifft auf die prophylaktische Behandlung von Krankheiten zu.

Betrachtet man sich in diesem Zusammenhang beispielsweise die Tierzucht, dann werden diesen armen und geschundenen Wesen massenweise Antibiotika verpasst, um sie in der qualvollen Enge der Ställe vor ansteckenden Krankheiten zu schützen. Das Resultat ist, dass diese über die Nahrungskette in den menschlichen Organismus gelangen und dann dort bei Bakterien und Viren eine regelrechte Trotzreaktion auslösen. Ist man dann am Ende bei einer Krankheit auf diese Arzneimittel angewiesen, sind diese Medikamente schon heute bei den meisten Krankheitserregern vollkommen wirkungslos. Das Wahwitzige an dieser Erkenntnis ist, dass die Bauern - besser gesagt: die Fleischproduzenten - trotzdem weiterhin ihren Tieren diese Medikamente mit dem Futter verabreichen müssen und so auch künftig mit der Gesundheit des Menschen spielen.

Letztlich könnten einige Krankheiten sogar zum Aussterben der Population Mensch führen und dabei den gesamten Planeten Erde so tiefgreifend verseuchen, dass ein Überleben unmöglich ist. Denken wir in diesem Sinne an die mittelalterliche Pest, dann könnte ein epidemiartiges Szenarium wie damals auch heute die allerschlimmsten Auswirkungen haben, weil wir sie, mangels geeigneter Medikamente, nicht mehr im notwendigem Maße bekämpfen können. Und was eigentlich am schlimmsten ist - eine derartige Epidemie, vor allem wenn es sich um Krankheiten mit einer kurzen Inkubationszeit handelt, kann sich heute binnen weniger Tage, vor allem, weil die Menschen durch die modernen Verkehrsmittel näher zusammengedrückt sind, um den gesamten Erdball verbreiten.

Schon im Altertum gab es verheerende Seuchen

Wer nun glaubt, dass dies unhaltbare Vorstellungen sind, der sei, am Beispiel der Pest, daran erinnert, dass derartige und ähnliche Formen von Seuchen zu allen Zeiten ganze Landstriche ausgerottet haben. Gehen wir z.B. in die Antike zurück, dann stoßen wir schon um das Jahr 429 v.u.Z. auf die Pestilenz (4) von Athen als erste historisch überlieferte Epidemie. Die wahren

Ausmaße der damaligen Seuche wurden von *Thukydides* recht nüchtern geschildert, so dass wir heute von den damals herrschenden Zuständen sehr genau bescheid wissen. Unter anderem beschreibt er sehr detailliert, wie die Seuche in der Bürgerschaft Athens sämtliche familiären Beziehungen aufgelöst hat. Da er selbst von der Pest befallen war, trägt seine Darstellung besonderes Gewicht.

Vergleicht man diese antike Überlieferung mit den heute vorherrschenden Verhältnissen, dann wird wieder einmal deutlich, dass unsere Vorfahren keinen Unsinn verfasst haben, sondern ernsthafte Chronisten ihrer Zeit waren.

Ebenso verheerenden Auswirkungen müssen die katastrophentypischen Seuchen gehabt haben, die uns aus der Zeit der römischen und byzantinischen Kaiser *Antonius Pius* (86-161) und *Justinianus* (482-565) überliefert werden. Die größte Epidemie dürfte es jedoch auf der Erde in den Jahren 1347 bis 1352 gegeben haben. Man schätzt heute, dass der *Schwarze Tod*, der ausgehend von Asien den Weg über Handelsruten nach Sizilien fand, dann in kürzester Zeit ganz Italien befiel, über die Hafenstadt Marseille ganz Frankreich heimsuchte, auf Handelsschiffen den Kanal überquerte und England erfasste, und bald darauf auch Deutschland in Angst und Schrecken versetzte, mehrere Millionen Todesopfer gefordert hat. Der italienische Dichter und Humanist *Giovanni Boccaccios* schreibt über diese Zeit, ähnlich wie Jahrhunderte vor ihm schon *Thukydides*, „*dass ein Bruder den anderen [...], oft die Gattin den Gatten verließ; [...] Väter und Mütter besuchten und pflegten ihre Kinder nicht, als ob dieselben sie gar nichts angingen.*“ (5)

Kein Wunder, dass die Bevölkerung Europas um mindestens ein ganzes Drittel dezimiert worden sein soll, wenn man bedenkt, dass zwischen fünfzig und neunzig Prozent all jener mit den Bakterien der Beulenpest infizierten Menschen zum Tod verurteilt waren. Von jenen, die schon vorab in China, Indien und dem vorderen Orient starben, kennt die Zahlen niemand. Sie müssen aber auch hier gigantisch gewesen sein.

Nach wie vor sind also Seuchen und Krankheiten, deren Verbreitung auf Übertragung basieren, die allergrößten Feinde der Menschheit. Unverbesserliche sehen jedoch oftmals trotzdem keinen Handlungsbedarf, und so können wir selbst im 20. Jahrhundert auf eine ganze Reihe von Epidemien zurückblicken, die viele Millionen Menschenleben gekostet haben. Man denke nur an die Asiatische Grippe oder an die Malaria-Seuche von 1946 auf der Insel Sri Lanka. Damals starben in einem Jahr 2.800.000 Menschen. Und zwischen 1968 und 1969, knapp zwanzig Jahre später, wiederholte sich das Desaster. Annähernd 2.500.000 Menschen wurden, nach amtlichen Registern, hier das Opfer der Malaria. Die Dunkelziffer dürfte, so inoffizielle Schätzungen verschiedener Gesundheitsbehörden, bei weit über zehn Millionen gelegen haben.

Aber diese Seuchen sind nicht nur der Feind der Menschheit. Auch andere Populationen werden von derartigen Epidemien nicht verschont. So müssen wir nur an die Rinder- oder Schweinepest, die Maul- und Klauenseuche oder den Katzenschnupfen denken. Auch sie fordern bis heute in den relevanten

Populationen so große Opfer, dass ihre Zahl unbeschreiblich ist. Das besonders Schlimme ist allerdings, dass einige dieser Seuchenformen von einer Population auf die andere übergreifen können. So wurde beispielsweise die Rinderseuche BSE vom Schaf auf Rinder, von dort sogar auf Katzen, Hunde und andere Tiere, und schließlich, in abgewandelter Form, auch auf den Menschen übertragen.

Keine Lebensform bleibt verschont

Die Tatsache, dass auch nichtmenschliche Lebensformen vor natürlichen Seuchen nicht verschont bleiben und derartige Krankheitsformen nicht ausschließlich auf den Menschen zutreffen, bestätigt die wissenschaftlich Annahme, dass durchaus die Möglichkeit besteht, dass derartige Katastrophen jede Lebensform befallen kann. Und gibt es letztlich andere, mit intelligentem Leben besiedelte Planeten im Universum, dann müssen auch sie mit derartigen Gesundheitsproblemen zu tun haben. Nur Phantasten glauben, dass Außerirdische ständig mit Spezies gleichgesetzt werden müssen, die von Derartigem verschont bleiben.

Nehmen wir an, dass die Menschheit vielleicht irgendwann auch dieses Problem in den Griff bekommen würde, dann wird unweigerlich die Verknappung der natürlichen Werk- und Rohstoffe über sie hereinbrechen, und dieser Misere wird sie nicht entgehen können. Es sei denn, sie würde andere Planeten besuchen, Kolonien gründen und dort nach brauchbaren Rohstoffen suchen.

Das Ressourcen-Verknappungs-Problem

Der Bedarf an Rohstoffen steigt mit der rasch anwachsenden Population der Menschheit. Aber es ist nicht in erster Linie das Wachstum der Menschheit allein, das uns die Verknappung der Rohstoffe beschert, es ist vor allem das menschliche Verhalten. Und obwohl der Mensch längst weiß, dass die Erde keine unerschöpflichen Rohstoffquellen hat, ändert er sein Verhalten nicht. Der Mensch treibt Raubbau und nimmt dadurch sich und seinen Nachkommen unweigerlich die Lebensgrundlage. Er hat längst vergessen, dass er nur der Verwalter und nicht der Besitzer der Erde ist.

Ausgehend von der natürlichen Grundlage der Ressourcen, kann die Nachfrage in einigen Bereichen der Wirtschaft schon längst nicht mehr allorts ausreichend gedeckt werden. So kann, vor allem aus Kostengründen, beispielsweise die Bekleidungsindustrie nur noch deshalb den ständig steigenden Bedürfnissen der Käuferschichten nachkommen, weil sie etwa vierzig Prozent des Bedarfs mit Chemiefasern wie Nylon oder Perlon abdeckt. Die natürlichen Vorkommen von Schafwolle, Baumwolle, Leinen und Seide reichen nämlich längst nicht mehr aus, um allen Wünschen in gleicher Weise gerecht zu werden.

Der Zunahme der Weltbevölkerung, vor allem aber dem technischen Fortschritt in diesem Jahrhundert, ist es auch zu verdanken, dass der Mensch nicht nur Bedarf an immer mehr Rohstoffen hat, sondern auch an immer

besseren. Und es ist im Rahmen der menschlichen Konsum- und Produktionsprozesse sehr leicht nachzuvollziehen, wann diese Rohstoffreserven aufgebraucht sein werden. Die ewigen Optimisten werden anführen, dass dieser Zustand noch lange nicht erreicht sei. Sicher ist dieser Einwand berechtigt, aber der glücklich Umstand, dass es noch genügend Rohstoffe gibt, dürfte nicht bedeuten, dass der Mensch mit seinem Raubbau an der Natur so verfährt wie bisher.

Betrachten wir uns auch hier die tatsächlichen Verhältnisse: Es muss als Tatsache betrachtet werden, dass sich eine Population, die aufgrund ihrer Intelligenz einen technischen Fortschritt hat und demzufolge in der Hauptsache wegen des permanenten Populationswachstums immer größere Rohstoffmengen benötigt, binnen kurzem mit dem Problem der Rohstoffverknappung konfrontiert sieht. Denn ebenso zwangsläufig werden die Ressourcen eines Planeten mit der Zunahme der Population an ihre Grenzen stoßen. Gibt es dann keine Ausweichmöglichkeiten, wird die Population mit Sicherheit in Chaos verfallen und schließlich untergehen, wenn sich keine neuen Rohstoffquellen finden lassen.

Das Energieproblem

Jede planetare Population, die infolge ihrer Intelligenz eine höhere, in der Hauptsache auf Maschinen basierende Technik zum Einsatz bringt, wird sich sehr schnell mit dem Problem der Energieversorgung auseinandersetzen müssen. Um so mehr, da die herkömmlichen Quellen wie Kohle, Erdöl und Erdgas zwar zur Zeit immer noch reichlich vorhanden, aber dennoch begrenzt sind. Ohne Zweifel müssen wir damit recht sparsam umgehen und die vorhanden Ressourcen bestens verwerten.

Kernenergie oder Energie aus chemischen Vorgängen wäre natürlich ein beachtlicher Ausweg aus dieser Misere. Jedoch der Schein trügt, denn blickt man hinter die Fassade dieser Energiequellen, dann offenbaren sich Gefährdungspotentiale, die im Gegensatz zum erwartenden Nutzen stehen. Störfälle, wie der von Tschernobyl, zeigen, wie unsicher diese Technik ist und wie gigantisch ihre Zerstörungskraft sein kann. Nicht nur, dass alle Lebewesen in unmittelbarer Nähe derartiger Kraftwerke auf das Höchste gefährdet sind. Bei einem GAU (6) werden ganze Landstriche betroffen. Die Folgen sind katastrophal und nicht wieder gut zu machen.

Andererseits gibt es natürlich auch alternative Energiequellen, wie z.B. Wind-Sonnen- oder Wasserenergie, die ökologisch sauber und ebenso effizient sind wie die fragwürdige Kernkraft. Welche Energieform sich letztlich durchsetzen wird, bleibt abzuwarten. Sicher ist nur: Es muss eine sichere Energiequelle sein, die das damit verbundene Gefahrenpotential so gering wie möglich hält oder, was am Besten wäre, vollkommen ausklammert. Die derzeitige Kernkraft-Technik kann dies nicht gewährleisten, denn im Kreislauf von Ver- und Entsorgung der bestehenden Anlagen gibt es zu viel Schwachpunkte. Zumal die derzeitigen Entsorgungskonzepte der bestrahlten Brennelemente und anderer radioaktiven Abfälle nicht nur Schwachpunkte, sondern regelrechte

Gefahrenherde enthalten.

Angesichts der zu erwartenden Energieprobleme muss man auch hier die Optimisten beim Zügel nehmen und bremsen, denn mit neuen Wirtschaftsrezepten, ganzheitlichen Produktionsweisen und alternativen Ökonomietheorien alleine lassen sich weder gesündere noch friedvoller Lebensbereiche auf dieser Welt schaffen. Auch wenn wir alle Werte von einer ganzheitlichen Basis aus betrachten: die Energieprobleme für mehr als acht Milliarden Menschen können nicht allein durch das Zurückschrauben des Energiebedarfs gelöst werden. Denn mit jedem neuen Erdenbürger müsste diese Schraube eine Umdrehung weiter rückwärts gedreht werden. Stellen sich die Fragen: Wie weit will man sie zurückdrehen? Wie weit will man die menschliche Anforderungs- und Bedürfnisliste begrenzen? Wie weit will man die Zukunft mit sinnlosen Normen reglementieren?

Die Wirtschaftswissenschaftlerin *Hazel Henderson* will Antworten auf diese Fragen geben und schreibt beispielsweise (7): *„Die alten Wirtschaftstheorien von **Smith** und **Keynes** samt ihren marxistischen Varianten sind für die Zukunft so nutzlos wie Affen für die Erforschung des Weltraums. In der realen Welt sind sie für Vorhersagen und Problemlösungen fast nichts mehr wert.“* Glauben wir dem, und es gibt keinen Grund, es nicht zu tun, dann wären alle Probleme auf dieser Welt mit etwas besseren Mitteln lösbar und Weltraumprojekte wären z.B. vollkommen nutzlos. Wie blauäugig doch Menschen sein können!

Was ist, wenn die Erdbevölkerung auf zehn, fünfzehn, zwanzig oder gar fünfzig Milliarden angestiegen ist? Wenn in Städten fünfzig, sechzig oder gar hundert Millionen Menschen leben und dadurch diese Städte nachweislich unregierbar werden? Was ist, wenn ganze Stadtteile, wie beispielsweise schon jetzt in London, New York oder Kalkutta, von den Straßenkarten verschwinden, von der Energie- und Wasserversorgung abgeschnitten werden und es keine Rezepte mehr gibt, die dort lebenden Menschen wieder in die Gemeinschaft einzugliedern? Was ist, wenn der Planet Erde aus allen Nähten platzt? Wer in Gottes Namen will dann der Population Mensch Nahrung, Energie und alle anderen wichtigen Rohstoffe geben, die sie zum Überleben braucht?

Durch eine andere Verteilung, das ist todsicher, wird der Lebensbereich Erde nicht gerettet werden, schon eher durch eine Erweiterung der Weltraumprojekte und der Erforschung universeller Lebensräume. Dass dabei eine Neubewertung der bisherigen Wirtschaftsrezepte erfolgen muss, ist zwangsläufig und unabdingbar - ebenso wird es aber zwangsläufig sein, dass die Besiedlung des Weltraums erfolgen muss, wenn die Population Mensch auch in absehbarer Zeit noch überleben will. Und vielleicht macht sich ja der Mensch eines Tages tatsächlich andere Planeten untertan, ebenso, wie er es mit der Erde tat. Zumindest ist es die einzige adäquate Strategie, die der Menschheit zum Überleben bleibt.

Anmerkungen

1 Aus dem Buch „Eine Welt für alle“, Rosenheim 1990 Zitat aus dem Aufsatz „Die neue Sicht der Evolution“ von Ervin Laszlo, Seite 23

2 Aus dem Buch „Eine Welt für alle“, Rosenheim 1990, Zitat aus dem Aufsatz „Paradigmenwechsel und Wertewandel“ von Fritjof Capra, Seite 31

3 Durch die Tatsache, dass es vor wenigen Monaten Wissenschaftlern gelungen ist, aus einer Zelle den vollständigen Organismus eines Lebewesens zu rekonstruieren, ist es natürlich in absehbarer Zukunft auch möglich, andere zelluläre Strukturen zu klonen.

4 Es muss festgehalten werden, dass der Ausdruck Pestilenz, ausgehend von seiner medizinisch historischen Bedeutung ursprünglich nichts mit der Pest zutun gehabt hat. Anfänglich manifestierte dieser Begriff eigentlich nie ein fest umrissenes Krankheitsbild, sondern das Wort muss in erster Linie als Kollektivbegriff betrachtet werden, in dem unsere Vorfahren die unterschiedlichsten Formen von Seuchen zusammenfassten. Wenn man heute unter dem Wort Pestilenz ausschließlich die Seuche der Pest sieht, ist dies folglich falsch.

5 Quelle „Eine Weltgeschichte der Menschheit“ von Veronica Wedgwood, München, S. 354

6 GAU = Größter Anzunehmender Unfall.

7 Aus dem Buch „Eine Welt für alle“, Rosenheim 1990, Seite 67

Warum (noch) nicht in den Weltraum?

(Veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 34/1999)

Der Mensch hat die ersten Versuche, sich von der Erdoberfläche und aus dem Bereich der so genannten Schwerkraft der Erde zu lösen, zunächst erfolgreich geschafft. Bis zum Mond hat es bemannt schon gereicht. Der Aufwand dafür war erheblich. Unbemannt sind auf dem Mars menschengemachte Geräte schon einmal gelandet und haben, neben einigen Laborversuchen, viele vielbeachtete Bilder zur Erde geschickt. Auch von der Venus wissen wir inzwischen ein wenig mehr. Die Erkenntnisse über die anderen Planeten unseres Sonnensystems sind, genauer betrachtet, nur sehr lückenhaft. Den Sprung zum Mond schon als Raumfahrt zu bezeichnen, halte ich für vermessen. Das ist für mich etwa so, als wenn man vor die Wohnungstür auf den Fußabtreter schreitet und verkündet, man habe die Eroberung der Welt begonnen. Dabei bin ich mir der menschlichen Leistung zu den Anfängen durchaus bewusst. Der noch zu erbringenden Leistungen aber auch.

Die Ergebnisse vom Mars sind, was dort die Freundlichkeit bezüglich der Möglichkeit von Leben angeht, bislang deprimierend. Wenigstens, wenn wir Leben auch nur annähernd so verstehen wollen, wie wir es in seiner Vielfalt hier auf der Erde kennen. Walt Disney hat zwar damals schon nachgewiesen, dass „die Wüste lebt“. Aber unter welchen Bedingungen, selbst unter einer schützenden Atmosphäre! Da zieht jede Karawane schnell weiter, um die nächste Oase zu erreichen.

Wer die Marsfotos aufmerksam betrachtet hat, wird sicher nicht auf die Idee kommen, dort möglichst bald ein Grundstück erwerben und ein Eigenheim darauf errichten zu wollen. Die Sahara wäre dazu weit geeigneter, und auch nicht ganz so aufwendig zu erreichen.

Roland Roth schrieb in SYNESIS Nr. 2/1999 in „Warum zum Mars“ über Sinn und Zweck der Marserkundungsmissionen. Menschliche Neugier ist eine mächtige Triebfeder. Und die Neigung des Menschen, sich von wichtigen Problemen abzulenken, auch.

Unter solchen Problemen verstehe ich die ziellose Vermehrung der eigenen Art, den Raubbau an den Erdvorräten, darunter die fast ungezügelt chemische und energetische Verschmutzung der wichtigsten Lebensmittel Luft und Wasser. Dazu gehört die nur für momentanen Gewinn orientierte Manipulation der Nahrung, die gezielte Produktion von teurem Müll (nicht nur als Verpackung).

Der Mensch macht also schon auf dieser Erde - anscheinend traditionell - seine „Hausaufgaben“ nicht. Diejenigen, die gewohnt waren, sie zu machen, wurden von den anderen erobert, unterdrückt und weitgehend ermordet.

Und nun schlägt Roland Roth vor, dieser Teil der Menschheit möge sich mit

seinen ungelösten Problemen zunächst auf andere Planeten und dann ins Universum exportieren. Und zusätzlich soll die Misswirtschaft der Menschen auf der Erde noch durch das Ausplündern anderer Planeten, zunächst des Mars, ausgeglichen werden.

Ohne besondere Schwierigkeiten und ohne technische Tricks (Autos, Flugzeuge, Kunstdüngung und andere komplexere Agrarchemie) kann die Erde 500 Millionen bis eine Milliarde Menschen klaglos verkraften. Bei gezieltem Einsatz erneuerbarer Vorräte sicher auch einige mehr. Danach wird es, wie wir inzwischen mehr oder weniger deutlich merken, eng.

Wenn der derzeit tonangebende Teil der Menschheit so weitermacht, dann wird der Mensch die Erde bald so übernutzt haben, dass er sich und den meisten höher entwickelten Tierarten die Lebensgrundlagen selbst entzogen hat. Der Prozess ist bereits im Gange.

Es spricht einiges dafür, dass Menschen den Mars schon besiedelt hatten. Und das bis zur letzten Konsequenz. So sieht es dort jedenfalls etwa aus.

Interessant ist hierbei für mich auch die Überlegung von Hans-Joachim Zillmer in seinem Buch „Darwins Irrtum“, dass die heutige Menschheit auf dieser Erde noch nicht sehr alt sein könne, da sonst die Vorräte der Erde schon viel weiter hätten ausgebeutet sein müssen. Die letzte Erdumgestaltung in ihre heutige Form könne also - auch aus diesem Grunde - noch nicht sehr lange her sein.

Wie lebensfeindlich - zumindest für höheres irdisches Leben - der Mars zurzeit ist, können wir den von Gernot L. Geise in Band zwei von „Unser marsianisches Erbe“ veröffentlichten Daten der NASA über die Zusammensetzung der Marsatmosphäre entnehmen. Freien Sauerstoff gibt es darin (nur noch?) in Spuren. Auf der Erde haben wir davon noch etwa zwanzig Prozent in der Atmosphäre.

Derzeit dürften auf der Erde reichlich acht Milliarden Menschen leben. Um 1930 waren es vier Milliarden, um 1830 etwa zwei Milliarden. Das ist eine mehr als dramatische Entwicklung. Aber, selbst dann, wenn der Mars schon (wieder?) bewohnbar wäre, so könnten wir beim derzeitigen - und dem für die weitere Zukunft absehbaren - Stand der Technik die Menschen nicht einmal so schnell „exportieren“, wie fortlaufend zusätzliche geboren werden.

Der Bau von Raketen, selbst wenn man sie in Großserien bauen würde, ist außerordentlich material- und energieintensiv. Die benötigten Massen an höchstwertigen Treibstoffen und Sauerstoffträgern würden die Energiereserven der Erde erheblich zusätzlich belasten. Solange uns keine für die irdische Energiebilanz neutrale Antriebstechnik zur Verfügung steht, kann das mit dem massenweisen Menschenexport schon aus diesem Grund allein nichts werden.

Könnte man Transportshuttles für Milliarden Menschen bauen, so müssten diese aus irdischen Produkten mit Vorräten - nicht nur an Nahrungsmitteln, Energieträgern und Ausrüstung - für einen Start und weiteres Überleben

unterwegs und anschließend für lange Zeit auf dem Mars ausgestattet werden. Das wäre ein Vielfaches von dem, was den Menschen hier jetzt nur noch knapp zur Verfügung steht. Woher nehmen?

Solange die Weltwirtschaft von den angloamerikanischen Banken bestimmt wird, die ihren immensen Reichtum aus den Gewinnen des Verkaufs von Erdöl (-produkten) und Erdgas beziehen, wird die Entwicklung wirklich leistungsfähiger Energiealternativen weiterhin abgewürgt werden. Aber dürfen wir Menschen auf unserer derzeitig tonangebenden Entwicklungsstufe, in der wir unsere besten technologischen Fähigkeiten immer noch zur Entwicklung und anschließenden Nutzung von Waffen zur gegenseitigen Vernichtung einsetzen, überhaupt über die unerschöpflichen Energien aus dem Kosmos verfügen und lernen, sie für uns nutzbar zu machen?

Sollte es aber wirklich so sein - wie die Auswertungen alter Texte durch Dieter Vogl nahe legt -, dass ein früheres Menschengeschlecht den Mars verwüstet und unbewohnbar gemacht hat, dann wird eine weiterentwickelte Menschheit ihn eines Tages besiedeln wollen. Dann aber nicht, um ihn noch weiter auszubeuten, sondern um ihn wieder aufzubauen. Bis dahin sollten wir die Finger davon lassen und uns um das kümmern, was wir derzeit der Erde und damit allen Lebewesen auf ihr antun. Schließlich gehören wir dazu. Die Erde und alles auf und in ihr sind unsere Mitwelt. Zu unserer Umwelt gehört dann erst auch der Mars.

Ausstellung über Renaissance in Kivik/Schweden

(Veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 34/1999)

Europa wächst zusammen. Für diese plastische Aussage gibt es ein plastisches Beispiel. Mit dem Bau der Öresund-Brücke zwischen Kopenhagen (DK) und Malmö (S) entsteht, aufgrund der neuen verkehrstechnischen Nähe, die Region Kopenhagen-Südschweden, die dort „Skåne“ heißt. Die Kultur soll (auch) hier als ein gemeinschaftsbildendes Mittel wirken. Und so hat man sich für diesen Sommer in dieser Region auf das gemeinsame Thema „Renässans för Skåne“ geeinigt, das in den Kulturinstitutionen dort in diesem „Kultursommer“ auf mannigfache Art dargeboten wird. Katalog und Kalender geben darüber umfassend Auskunft.



Abb. 1: „Madonna mit der Meerkatze“. Kupferstich von Albrecht Dürer, 1498
(Germanisches Nationalmuseum, Nürnberg)

Eine Aktion ist eine Ausstellung im Mellby-Atelier in Kivik (Südschweden) mit dem Thema „Albrecht Dürer, Förklaringar till den dolda geometrin“ (Albrecht Dürer, Erklärung der Verborgenen Geometrie) von Volker Ritters.

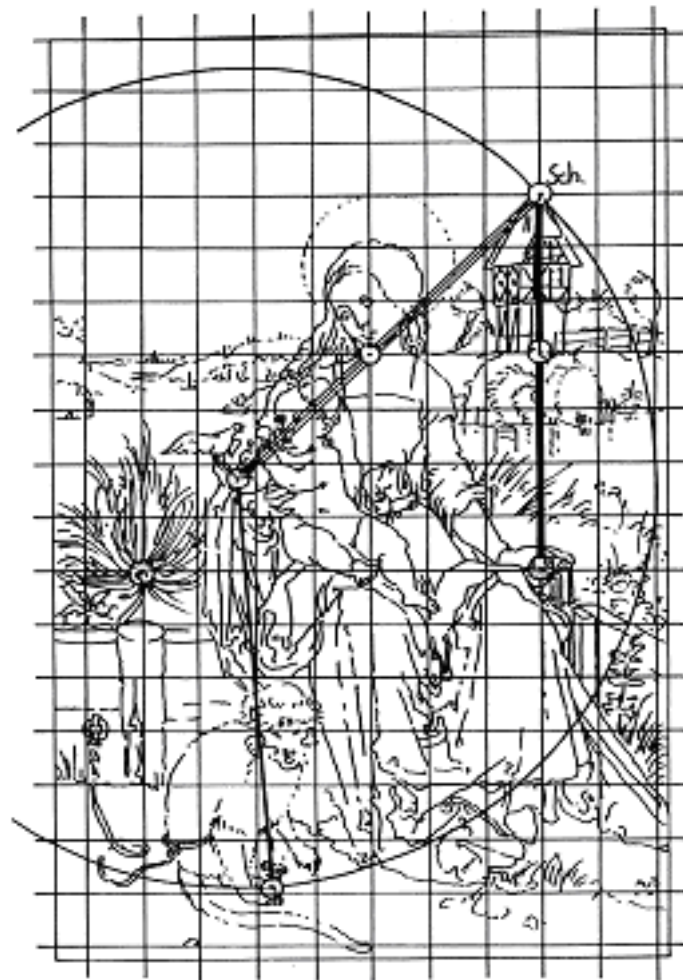
Das Thema „Renaissance“ wird von Dürer mehrfach berührt:

a) Einmal setzte sich mit Dürer die Formsprache der italienischen Renaissance nördlich der Alpen durch (was nicht Außenseiter wie den manieriert gotisch arbeitenden Lucas Cranach d.Ä. ausschließt). Dürer war 1494/95 und 1505/07 in Venedig, Rom und Bologna. Die gotisch-feingliedrige, gekräuselte Form (eine graphische Form) wich einer großzügiger und voluminöser angelegten Form (einer plastischen Form).

b) Dann stützte sich die Renaissance auf die Schule von Marsilio Ficino (ab 1459 in Florenz) [Winzinger, S. 53]. Dort wurden die antiken Autoren gesammelt und studiert, voran Platon. Platon schrieb vom Unterschied zwischen dem „Hinzutretenden“ (der offensichtlichen Erscheinung) und dem „Zugrundeliegenden“ (dem verborgenen Grund). Er führte sinngemäß aus: Wenn die Seele nur auf die Erscheinung schaut, die entsteht und vergeht, wird sie blind. Schaut sie aber auf das Ewige (das Zugrundeliegende, auf den Grund), so wird sie sehend. [s. Der Staat 508c -509a] - Bei Dürer sehen wir dann 1498 zuerst in seinem Stich „Madonna mit der Meerkatze“ [Abb. 1, s. Strauss, S. 42, 43] eine ausgearbeitete Verborgene Geometrie, die vom Ewigen spricht (wie es Platon rät).

c) Und zugleich verrät dieser Stich die Herkunft der Verborgenen Geometrie aus dem Ritual der Königlichen Kunst der gotischen Dombauhütten. [s. raum&zeit special 8, S. 110] Somit beinhaltet die Kunst der Renaissance (zu sehen bei Dürer, Raffael, Giorgione, Bosch, Cranach d.Ä.) seit etwa 1500 in der Verborgenen Geometrie eine Renaissance der gotischen Dombauhütten-Weisheit, die mit dem Nachlassen gotischer (supranationaler) Kirchenbautätigkeit (der über Grenzen hinweg reisenden Bauhütten) am Verschwinden war.

Und wer hatte schon bis heute gefragt, wie denn die plastischen Formen des wohlproportionierten Fleisches, die an das Entstehen und Vergehen gebunden sind, wie diese Sprache des Vergänglichen (a), Platons Forderung nach dem Ewigen (b) ausdrücken könnte; und an die Geometrie der Gotik (c) dachte bei diesem Gegensatz noch niemand. Heute können wir nun dank der Aufdeckung der zugrundeliegenden Sprache (der Verborgenen Geometrie) mit ihren auf das Ewige gerichteten Botschaften (der Gottessuche) diese (wortsprachenfreie, supranationale) gotische Ebene der Renaissance ansehen, und das eben zu einer Zeit, da nun wieder ein neuer Schub in Richtung auf nationenübergreifendes Verstehen (zumindest hier in der Kultur) erfolgt.



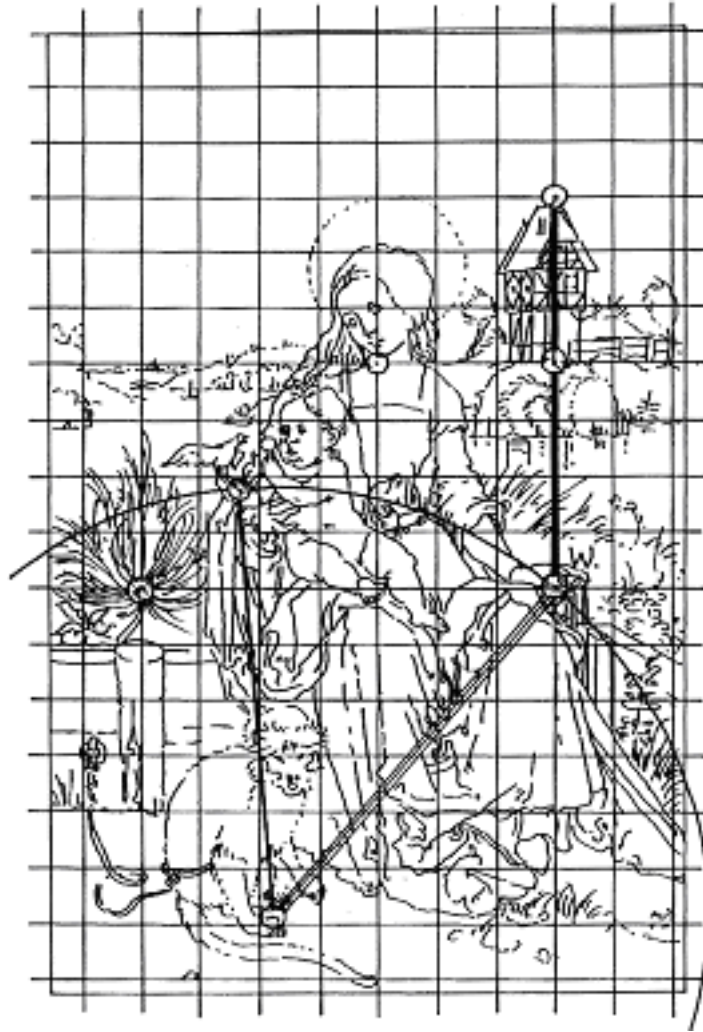


Abb. 2 (oben): Der Meistergriff des Jesuskindes in der „Madonna mit der Meerkatze“.
Abb. 3 (unten): Der Lehrlingsgriff der Meerkatze in der „Madonna mit der Meerkatze“.

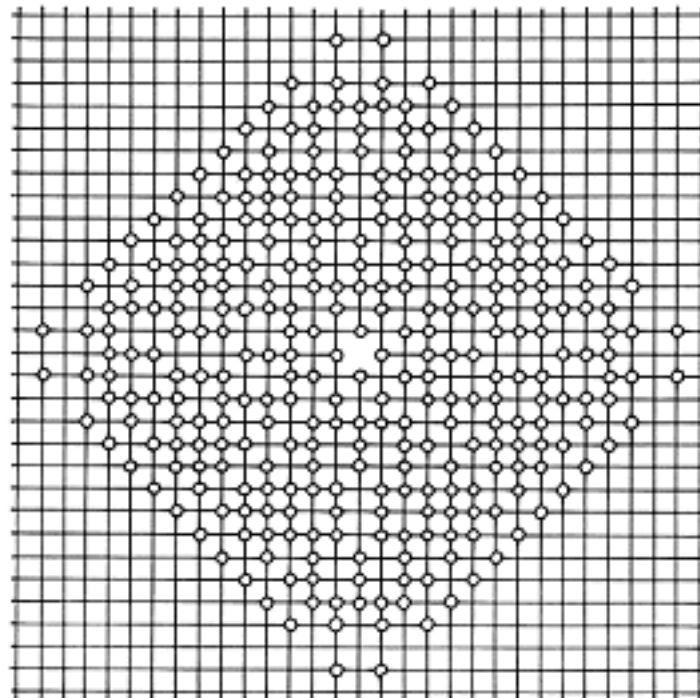
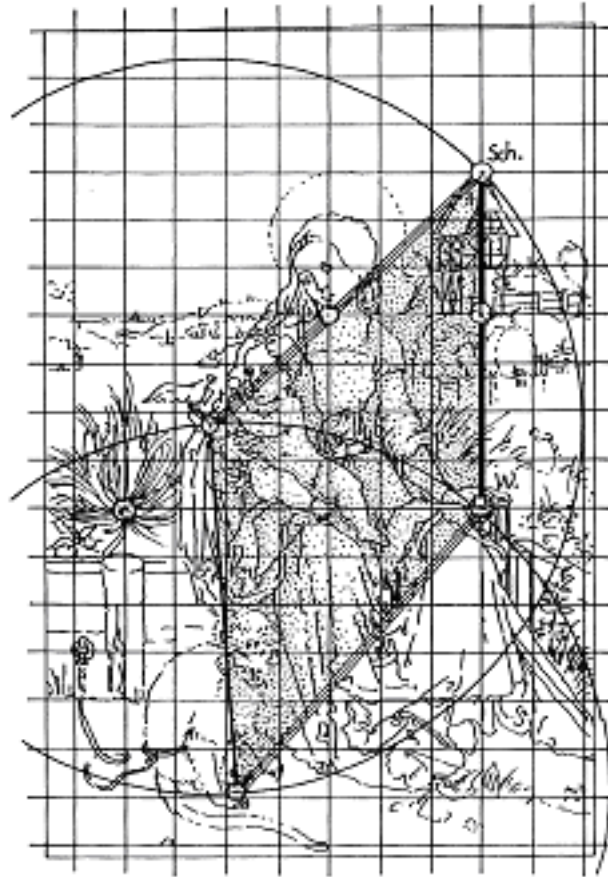


Abb. 4: Meistergriff und Lehrlingsgriff in der „Madonna mit der Meerkatze“.
Abb. 5: Die Punkte der großen Raute zu Dürers „Melencolia I“

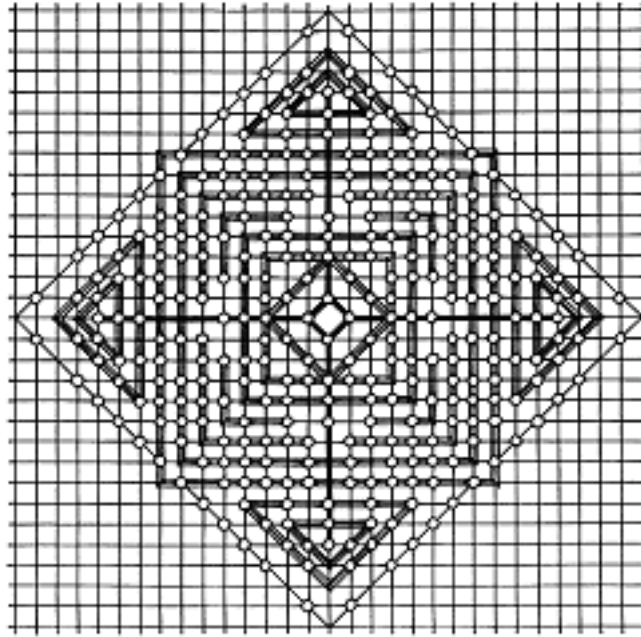


Abb. 6: Die Lehrlingsarbeit in der großen Raute zu Dürers „Melencolia I“.

Nicht nur in der Sprache der Geometrie und in dem Inhalt der Gottessuche bestand eine Verständigungsbasis, sondern auch in den Denkmodellen vom Verstehen selbst. Hierzu werden zwei Beispiele aus der Ausstellung gezeigt:

A) Dürer hatte geometrische Figuren für wechselseitige Beziehungen entwickelt. Er hat ungleiche Partner in Spannungsverhältnissen (z.B. zwischen „mehr verstehen“ und „weniger verstehen“, zwischen „Aufgaben stellen“ und „Aufgaben erfüllen“, zwischen dem „Angewiesensein eines Höheren auf Niedrigere“ und dem „Angewiesensein von Niedrigeren auf einen Höheren“) dargestellt. Diese Spannungen bestehen in Steigungsverhältnissen, die abwärts oder aufwärts gerichtet sind.

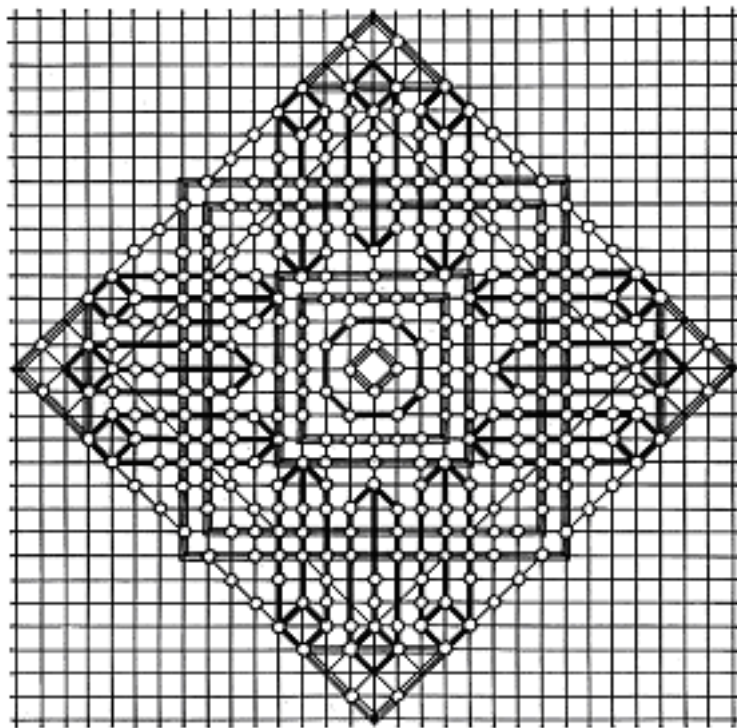
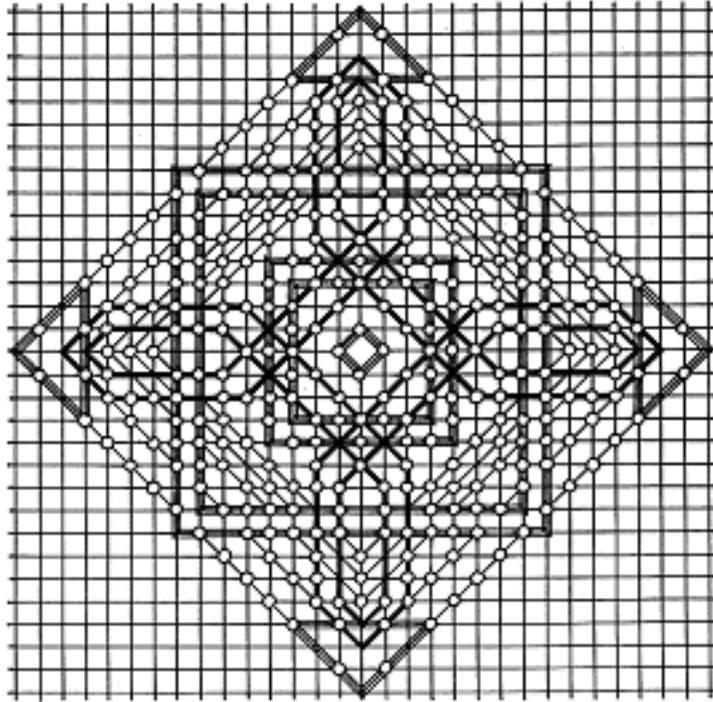


Abb. 7 (oben): Die Gesellenarbeit in der großen Raute zu Dürers „Melencolia I“.

Abb. 8 (unten): Die Meisterarbeit in der großen Raute zu Dürers „Melencolia I“.

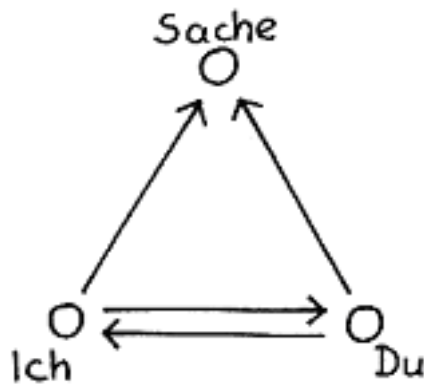


Abb. 9: Das didaktische Dreieck.

In der „Madonna mit der Meerkatze“ verweist der Meistergriff [s. r&z special 8, S. 49] des Jesusknaben (der Kreis um sein Handgelenk mit Radius Handgelenk - „Schönheit“) auf den Zeigefingerknöchel der angebundenen Meerkatze, die allgemein für das überwundene Böse in der Welt steht, die im engeren Sinne für den musivischen (d.h. schwarz-weißen oder bösen-guten) Menschen steht [Abb. 2]. Dann verweist der Lehrlingsgriff [s. r&z special 8, S. 48] der Meerkatze (der Kreis um den Zeigefingerknöchel der Meerkatze mit Radius Knöchel - „Weisheit“) auf das Handgelenk des Jesusknaben [Abb. 3]. Danach ist Jesus Christus (der Obermeister) bezogen auf die Menschen/Brüder/Lehrlinge, und diese sind bezogen auf Jesus Christus. In der Übereinanderlagerung beider Figuren [Abb. 4] entsteht eine geschlossene Figur, so etwa in der Form einer Raute. In dieser geschlossenen Figur sind also beide offenen Figuren der einseitigen Beziehungen (Strecken mit Anfang und Ende) zusammengefaßt (anfangs- und endlos in beide Richtungen Kreisendes).

B) Weiterhin sehen wir, daß bei Dürer z.B. in der Verborgenen Geometrie des Stiches „Melencolia I“ [siehe Strauss, S. 106-109] in der Figur der großen Raute [Abb. 5; s. r&z special 8, S. 59] verschiedene Ausgestaltungen der vorhandenen Punkte gemäß der drei Einweihungsstufen möglich sind: die Figur des Lehrlings (der in dem Kreuz auf die Betrachtung des Diesseitigen in der Waagerechten und des Himmelstrebenden in der Senkrechten gerichtet ist) [Abb. 6], die Figur des Gesellen (der mit der Bruderkette zur himmlischen Höhe ausgreift) [Abb. 7] und die Figur des Meisters (der mit den vollkommenen zwölf kubischen Steinen die zwölf Tore zum himmlischen Jerusalem gefunden hat) [Abb. 8].

Die Lehre daraus ist, daß jeder mit seinem Horizont (ob Lehrling, Geselle oder Meister) das in der (selben) Punkteverteilung sieht, was ihm zu sehen möglich ist und somit seines eigenen Horizontes ansichtig werden kann. Die Figur einer bestimmten Punkteverteilung in der großen Raute ist also nicht ein feststehendes Ding, sondern es ist in der jeweiligen Interpretation durch diesen oder jenen Horizont ein immer anderes Ding.

Beide Beispiele (A und B) zeigen uns das „didaktische Dreieck“ [Abb. 9],

bestehend aus: „Ich“ (mit meinem jeweiligen Horizont), „Du“ (mit Deinem jeweiligen Horizont) und „Sache“ (mit den Auslegungsmöglichkeiten). Beispiel A zeigte uns darin die Beziehung „Ich - Du“ (mit Beziehung, Spannung, Gefälle), und das Beispiel B zeigte uns darin die Beziehungen „Ich - Sache“ und „Du - Sache“ (mit den jeweiligen Ausdeutungen und Horizonten).

In diesem Modell vom Verstehen sehen wir also die Möglichkeiten, aufgrund verschiedener Horizonte, aufgrund der darin entstehenden Spannungen im Gefälle zum Fließen und Ausgleich zu kommen, wobei die Horizonte selbst erst recht deutlich hervortreten in den jeweiligen Ausdeutungen einer „Sache“ eben durch diesen und jenen.

Vielleicht ist heute, angesichts des im genannten Beispiel offensichtlich vorhandenen Willens, Grenzen zu überwinden, ein Hinweis auf Albrecht Dürers Ansicht vom Verstehen (vom didaktischen Dreieck mit einer horizontabhängigen, kommunikativen Vermittlung) angebracht. Die Verborgene Geometrie mag in der Renaissance in Europa eine Art europäischer Sprache der Kunst dargestellt haben, wie sie nun, da sie wieder zum Vorschein kommt, ebenso (beim Verstehen) wirken kann. Wer es möchte und Gelegenheit dazu findet, mag sich die Ausstellung in Kivik anschauen.

***Albrecht Dürer (1471-1528 Nürnberg)
Förklaringar till den dolda geometrin.***

Melankolin, Riddare, död och djävul, Hieronymus, Madonna med markatta.

av Volker Ritters.

Måndag 12 juli - fredag 30 juli 1999. Dagligen 13.00-17.00.

Mellby atelier, S-27735 Kivik. Tel. 0046 - 414 - 71117

Fax 0046 - 414 - 71137

(An der Straße von Kivik nach S. Olof steht gleich nach dem Ortsende von Kivik rechts ein Hinweisschild: „Mellby atelier 1 km“)

Literatur

Platon: „Der Staat“ (Reclam, jun.) Stuttgart 1985.

Volker Ritters: „Verborgene Geometrie“ (raum&zeit special 8, EHLERS Verlag, Mühlweg 2 C, D-82054 Sauerlach, 1996).

Walter L. Strauss: „The complete engravings, etchings and drypoints of Albrecht Dürer“ (Dover Publications INC.) New York 1973, 2. Aufl.

Franz Winzinger: „Dürer“ (Rowohlt) Reinbek bei Hamburg 1985.

Bildnachweis

Abb. 1: mit freundlicher Genehmigung des Germanischen Nationalmuseums, Nürnberg.

Abb. 2 bis 9: Zeichnungen von Volker Ritters

Volker Ritters

**Rembrandts „Nachtwache“
Sinnbilder und Verborgene Geometrie
im Bild und in Amsterdam**

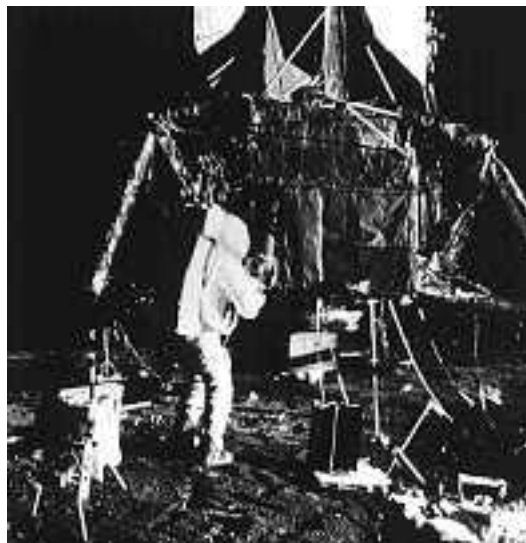
280 Seiten, über 178 Abbildungen, Leinen, ISBN 3-932539-10-9
EFODON e.V. (ME-21)



War überhaupt jemals ein Astronaut auf dem Mond?

(Veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 34/1999)

Dass die Fakten über unseren Mond in den Lexika - und teilweise auch in Fachliteratur - nicht unbedingt stimmen, weil sie Widersprüche und Falschaussagen enthalten, dürfte inzwischen bekannt sein. Zu diesem Thema hatte ich schon 1995 ein Buch veröffentlicht (1). In diesem beschreibe ich auch eine ganze Reihe von Widersprüchlichkeiten, die mir bei den amerikanischen APOLLO-Missionen aufgefallen sind. Aufgrund des von der NASA veröffentlichten Bild- und Filmmaterials konnte ich feststellen, dass zumindest ein großer Teil der veröffentlichten Aufnahmen nachgestellt und keinesfalls auf dem Mond aufgenommen waren. Damit konnte ich zwar den ersten Mondflug (APOLLO 11) fast ganz in Frage stellen, schloss jedoch nicht aus, dass später tatsächlich amerikanische Astronauten auf dem Mond gelandet waren.

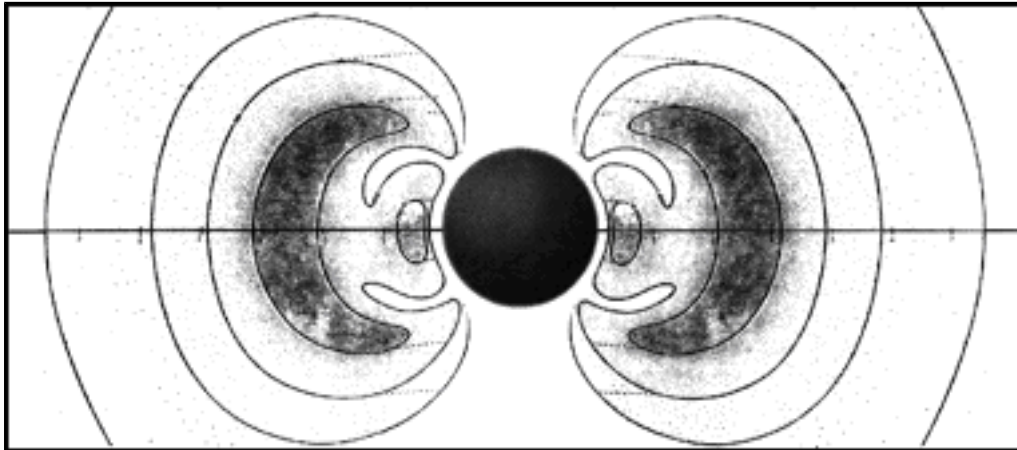


APOLLO 12: Warum ist unter dem Landetriebwerk der Mondlandefähre kein Staub weggeblasen? Wo ist der Krater, den das Triebwerk bei der Landung in den Mondboden gebrannt haben muss?

Genau das tun jedoch die beiden Briten Mary Bennett und David S. Percy (2) in ihrem jüngst veröffentlichten Buch (3). Sie bestreiten rundweg, dass jemals ein Mensch auf dem Mond war und belegen diese Aussage derart genau, dass es einem schwindlig werden kann ob der damals von der NASA durchgeführten gigantischen Fälschungskampagne. Dass die (angebliche) erste Mondlandung (APOLLO 11) „nicht ganz echt“ gewesen sein könnte, mag man noch mit dem enormen Zeitdruck erklären, unter dem damals das APOLLO-Projekt stand. Denn einerseits hatte US-Präsident John F. Kennedy den Zeitplan

vorgegeben, um Amerika gegenüber den erfolgreichen Sowjets endlich die Vormachtstellung in der Raumfahrt zu sichern, andererseits waren angeblich - nach Aussage verschiedener Forscher - Ende der sechziger Jahre die technischen Voraussetzungen für einen bemannten Mondflug noch nicht vorhanden. Mit der enormen technischen Entwicklung könnten jedoch zumindest die letzten Mondflüge tatsächlich stattgefunden haben. Doch nach Bennett und Percy sind auch sie nur eine Vortäuschung falscher Tatsachen.

Handelt es sich bei dem NASA-Material wirklich um geschickte Fälschungen? Ich habe die Aussagen der Briten, so weit es mir möglich war, nachgeprüft.



Diese Zeichnung zeigt den doppelten Van-Allen-Gürtel um Erde (Querschnitt). Inzwischen weiß man, dass die Freiräume an den Polen wesentlich kleiner sind, als sie hier dargestellt sind (GLG-Archiv)

Die unberücksichtigte Radioaktivität

Der meiner Meinung nach stichhaltigste Grund, der *gegen* einen Besuch von Astronauten auf dem Mond spricht, ist die radioaktive Strahlung, der im All Mensch und Material ausgesetzt sind. Ich wundere mich im Nachhinein, wieso das Strahlungsproblem niemals mehr erwähnt wurde (auch ich erwähnte es nicht in meinem Buch). Dabei erinnere ich mich, dass es noch in den fünfziger und sechziger Jahren von allen möglichen Wissenschaftlern warnende Stimmen gab, die der Meinung waren, dass eine Raumfahrt oberhalb der strahlungsarmen Zone unmittelbar über der Erdatmosphäre (in der die Space-Shuttles und die Raumstation MIR kreisen) nicht möglich sei, solange keine wirksamen Schutzmaßnahmen entwickelt worden seien. Selbst der „Vater der Mondflüge“, Wernher von Braun, hat in seinen Büchern, in denen er u. a. zukünftige Flüge zu Mond und Mars projektierte, massive Abschirmungen berücksichtigt.



Das berühmte Foto von Buzz Aldrin (APOLLO 11), fotografiert von Neil Armstrong, weist folgende Merkwürdigkeiten auf: 1) Das Foto ist aus Augenhöhe gemacht worden (anhand des Aufnahmewinkels errechenbar), wohingegen die Aufnahmekameras auf der Brust der Raumanzüge befestigt waren. 2) Die Fläche um den Astronauten ist kreisförmig ausgeleuchtet. Bei normaler Sonnenbeleuchtung müsste die ganze Ebene gleichmäßig beleuchtet sein. 3) Der sich im Helm spiegelnde Horizont ist einkopiert, er stimmt mit dem Aufnahmewinkel nicht überein (Foto: NASA)



Die Hasselblad-Kamera



Die Astronauten von APOLLO 17 trugen merkwürdigerweise unverspiegelte Klarsichthelme (Ausschnitt aus Videosequenz)

Der Van-Allen-Gürtel

Um die Erde erstreckt sich der zweiteilige Van-Allen-Gürtel, ein Strahlengürtel, der einerseits einen Schutzschirm für uns darstellt, weil er unsere Erde vor energiereichen Strahlenschauern (z. B. Sonnenwind, kosmische Strahlung) aus dem All schützt. Andererseits stellt er eine enorme Strahlenbelastung dar, wenn er durchquert werden muss. Sie ist derart hoch, dass beim (ungeschützten) Menschen zumindest irreparable Schäden zurückbleiben *müssen*. Wie weit genau sich der Van-Allen-Gürtel ins All erstreckt, darüber gibt es bisher nur voneinander abweichende Aussagen. Über seine hohe Strahlungsintensität ist hingegen recht viel bekannt, weil ihn im Laufe der Zeit mehrere Satelliten und Sonden mit Messgeräten durchquert haben. Merkwürdigerweise wird der Van-Allen-Gürtel in seiner Gefährlichkeit für den raumfahrenden Menschen jedoch fast nie erwähnt, obwohl er der eigentliche Grund dafür ist, dass die geplante internationale Raumstation in einer so erdnahen, niedrigen Umlaufbahn montiert werden soll, dass ihr zukünftiger Orbit ständig mit Steuertriebwerken korrigiert werden muss, damit sie nicht abstürzt.

Mit dem Van-Allen-Gürtel ist es jedoch nicht getan, auch wenn er die größte Bremse für einen bemannten Raumflug darstellt. Außerhalb dieses Gürtels herrscht die normale kosmische Strahlung, die man allerdings einigermaßen unaufwendig abschirmen kann.

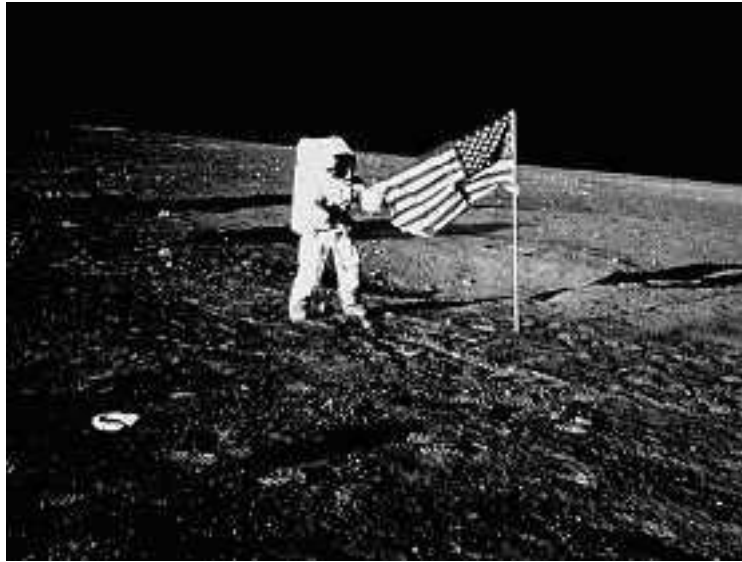
Und dann der Mond. Die Aussage stammt zwar nicht von den APOLLO-Missionen, aber von den Messungen anderer Mondsonden: Die Mondoberfläche strahlt relativ stark radioaktiv. Hier spielt auch hinein, dass der Mond keine vergleichbar dichte Atmosphäre wie die Erde besitzt, die die Strahlungsschauer des Sonnenwindes mildern könnte. Strahlungen unserer Sonne prallen mit voller Wucht auf seine ungeschützte Oberfläche.



APOLLO 14: Nur das Teilstück, auf dem sich der Astronaut aufhält, ist ausgeleuchtet. Dabei müsste die ganze Gegend bis zum Horizont taghell sein.



Die kreisförmig ausgeleuchtete Landestelle von APOLLO 11. Bei normaler Sonnenbeleuchtung müsste die ganze Ebene gleichmäßig hell beleuchtet sein. Ist der helle Fleck links oben die Sonne oder ein Studioscheinwerfer?



APOLLO 12: Auch hier wieder: Wie ist es möglich, dass unter normaler Sonnenbeleuchtung nur die Aktionsfläche ausgeleuchtet ist und der Rest des Geländes im Dunkel liegt?

Und nun die APOLLO-Astronauten. Sie flogen in Raumfahrzeugen zum Mond, die nur mäßig gegen Strahlungen schützen konnten, und das in einer Periode der größten Sonnenaktivität (1970-1972), als die von der Sonne ausgestrahlte Energiemenge ein Vielfaches ihrer normalen Strahlung betrug. Bennett und Percy bezeichnen den Flug mit dem ungeschützten, langsam um seine Längsachse rotierenden APOLLO-Raumschiff als „Barbecue-Modus“, weil die darin fliegenden Astronauten wie Hähnchen gleichmäßig gegrillt worden sein müssten, wobei es gleich sei, ob sie gegrillt, gesotten, gekocht, gebacken oder verstrahlt wurden. Überlebt haben dürfte bereits diese Tortur des Fluges *kein einziger* Astronaut.

Und doch landeten sie (mit Ausnahme von APOLLO 13) angeblich alle erfolgreich auf dem Mond und bewegten sich teilweise stundenlang in ihren Raumanzügen auf der Mondoberfläche. Spätestens hier müssen sie zwangsläufig eine nicht unbeträchtlich hohe Strahlungs-dosis aufgenommen haben, da die Raumanzüge keinerlei Abschirmung gegen Radioaktivität besaßen. Hat man jedoch im Nachhinein auch nur bei einem einzigen dieser Astronauten Strahlungsschäden oder Spätfolgen aufgrund der hohen aufgenommenen Strahlungs-dosis feststellen können?

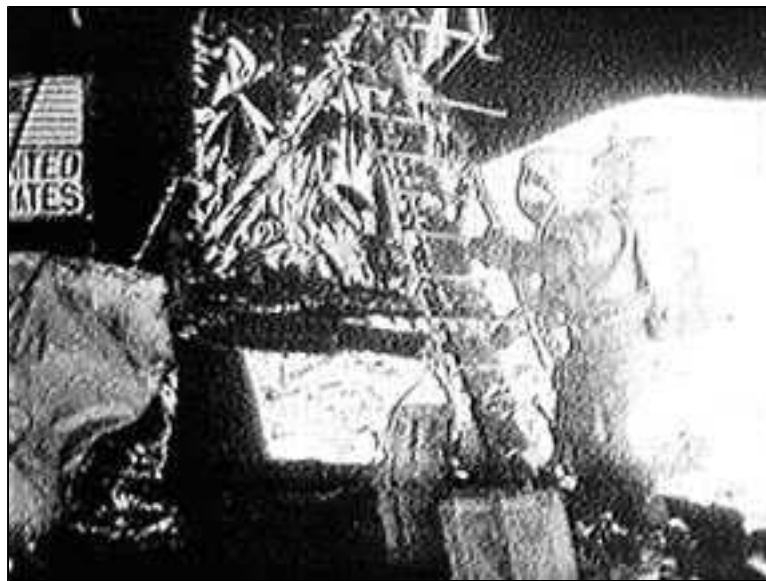


APOLLO 14: In der Bildmitte hinten die Landefähre, davor die Reifenspuren des mitgeführten Handkarrens. Oben links im Bild ist ein Lichteinfall, der von der Sonne zu stammen scheint. Wieso ist dann aber nur ein Teil des Geländes ausgeleuchtet?

Bei den Mondspaziergängen könnte man noch argumentieren, das sei ein Zeichen dafür gewesen, dass die Raumanzüge dennoch gut abgeschirmt gewesen seien, obwohl es offensichtlich ist, dass das nicht stimmt. Als ein Detail beachte man, dass die Helme der Raumanzüge verspiegelte Schutzschilde besaßen (auf einigen Fotos spiegelt sich die Umgegend in den Helmvisieren). Doch die Astronauten von APOLLO 17 hatten wohl eine Sonderanfertigung, wie Filmaufnahmen beweisen, denn ihre Raumanzüge besaßen Klarsichthelme, die noch nicht einmal das normale Licht reflektierten, geschweige denn mehr.



APOLLO 11: Buzz Aldrin beim Ausstieg. Diese Seite der Landefähre liegt im Schatten. Wieso ist Aldrin dann so gut ausgeleuchtet? Er dürfte nicht erkennbar sein (vgl. das Gegenlichtfoto von APOLLO 15)



APOLLO 14: Wie ist es möglich, dass die US-Flagge an der Fähre (links) so hell beleuchtet ist, obwohl diese Seite im Schatten liegt? (Ausschnitt aus Videosequenz)

Strahlen-, hitze- und kälteunempfindliche Filme?

Und ein weiterer stichhaltiger Punkt kommt ins Spiel: das benutzte Material. Wie wir von der NASA wissen, haben die APOLLO-Astronauten jede Menge Film- und Fotomaterial vom Mond mitgebracht. Abgesehen von den Live-Übertragungen handelt es sich um exzellente Fotos. Wer hat sich eigentlich bisher Gedanken darüber gemacht, dass allein das Vorhandensein dieser Bilder einen Widerspruch in sich darstellt? Jeder kennt das Problem, wenn man bei Urlaubsflügen an der Zollkontrolle sein Gepäck durchleuchtet bekommt, dass

Filme in speziell abgeschirmten Beuteln verwahrt werden müssen, weil sie sonst ärgerlicherweise wegen der Röntgenstrahlungen unbrauchbar werden. Filme besitzen eine organische Schicht auf der Filmträgerfolie, die auf radioaktive Strahlung allergisch reagiert, mit einfachen Schleiern bis zur völligen Unbrauchbarkeit des Filmes. Und nun die APOLLO-Bilder: Es ist merkwürdigerweise kein Foto bekannt, das Schleier oder Schlieren aufgrund von Strahlungsschäden aufweist (Natürlich kann man auch hier argumentieren, dass die Filmkassetten in speziellen, abgeschirmten Behältnissen aufbewahrt waren, oder dass die NASA die schlechten Bilder aussortiert habe). Spätestens zu dem Zeitpunkt, als der Film in die Kamera eingelegt wurde, war er ungeschützt. Durch das Objektiv konnte die radioaktive Strahlung ungehindert auf den Film auftreffen. Hier haben Bennett und Percy Nachforschungen angestellt, indem sie direkt mit Vertretern der Firma Hasselblad zusammentrafen und das damals von der NASA verwendete Hasselblad-Kameramodell untersuchten. Das Ergebnis: Dieses Kameramodell bietet für den eingelegten Film weder Schutz vor Radioaktivität noch vor Hitze und Kälte. Die mitgeführten Hasselblad-Kameras hätten bei Mondtemperaturen zwischen plus 120 Grad und minus 180 Grad die größten Schwierigkeiten gehabt, zu funktionieren. Die NASA hatte die Mondkameras, gegenüber der normalen schwarzen Ausführung, tatsächlich mit einem Schutz versehen: Sie hatte die Kameras silbern lackiert ...



APOLLO 16: Der Lichteinfall kommt von links oben, siehe „Rover“-Schatten. Wieso ist dann aber die Vorderseite des Astronauten so gut ausgeleuchtet? Sie liegt im Schatten und müsste schwarz aussehen!



APOLLO 15: Wenn das im Hintergrund die Sonne sein soll, stimmt die Schattenrichtung von Astronaut Scott nicht!



APOLLO 16: Eine perfekt arrangierte Kulisse, doch zu perfekt. Die US-Flagge an der Landefähre dürfte nicht zu erkennen sein, weil diese Seite im Schatten liegt.



*Der ominöse „Studiofelsen“ mit dem Buchstaben „C“ (Links unten im Bild).
Rechts eine Ausschnittsvergrößerung.*



*Der Felsen beim Landeplatz des VIKING 1-Landers auf dem Mars (?) mit dem
Buchstaben „B“ (Pfeil) (Ausschnittsvergrößerung)*

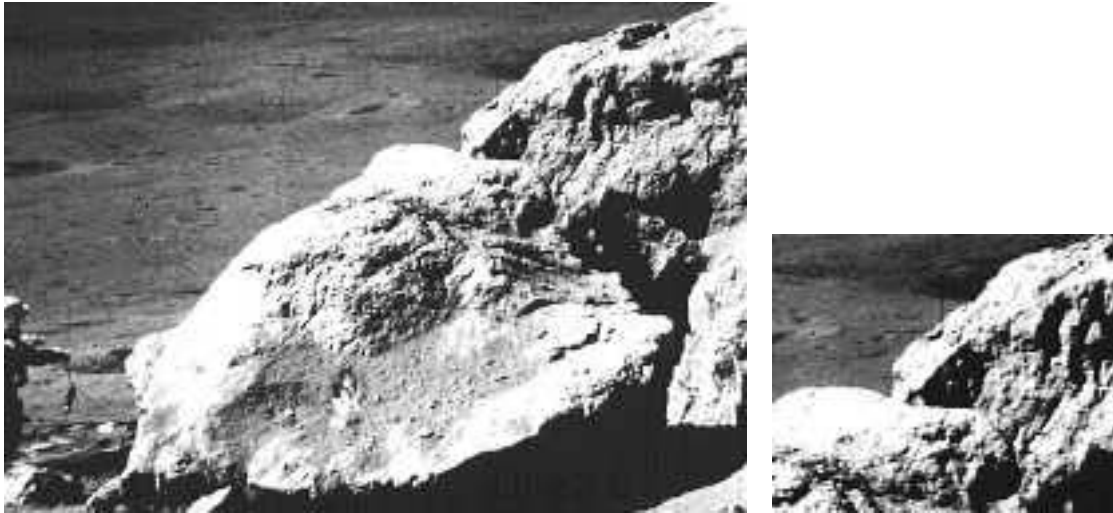
Erkundigungen bei der Firma Kodak - bei den APOLLO-Missionen wurden Kodak-Filme verwendet - ergaben ein weiteres Mosaiksteinchen: Filme dürfen wegen ihrer organischen Beschichtung nur in einem begrenzten Temperaturbereich verwendet werden. Bei zu großer Kälte wird der Film spröde, bei zu großer Hitze wird der Film schlicht unbrauchbar (wie viele Urlauber zu ihrem Ärger feststellen konnten, die ihren Fotoapparat am Strand in der Sonne liegen ließen, und weshalb man neue Filme, die man längere Zeit lagern will, möglichst in einem Kühlschrank aufbewahren soll). Und jetzt nochmal: Es ist kein einziges APOLLO-Foto bekannt, das Schleier, Schlieren oder auch nur Farbverfälschungen aufgrund von Strahlungsschäden, Hitze- oder Kälteschäden, aufweist. Wie ist das möglich?

Perfekt arrangierte Fotos

Die von der NASA veröffentlichten Mondfotos sind perfekt. Jedes Bild sieht aus, als seien die Motive genau ausgewählt und vorteilhaft arrangiert. Da ist kein verwackeltes Bild dabei. Die zu fotografierenden Objekte oder Motive befinden sich immer genau in der Bildmitte. Wie ist das möglich? Die aufnehmenden Kameras waren an der Brust der Astronautenanzüge befestigt und die Astronauten hatten keine Möglichkeiten, durch einen Kamerasucher das Motiv anzupeilen (die verwendeten Hasselblad-Kameras hatten, „um Gewicht zu sparen“, keine eingebauten Sucher). Hätte da nicht hier und dort ein Bild dazwischen sein müssen, bei dem das Motiv am Bildrand oder halb abgeschnitten ist? Die Astronauten konnten in ihren Anzügen sogar nur mit größten Schwierigkeiten zum Filmwechsel einen Teil ihrer eigenen Kamera sehen, weil sie sich im „toten“ Blickwinkel befand. Sie mussten also blind, auf gut Glück, fotografieren. Wie schwierig es ist, mit einem Fotoapparat etwas aufzunehmen, ohne es durch den Sucher angepeilt zu haben, weiß nicht nur jeder Fotograf. Doch bei den APOLLO-Bildern ist keines, das daneben geht, und nur wenige, bei denen sich das zu fotografierende Motiv nicht exakt in der Bildmitte befindet. Die NASA argumentiert, die Astronauten hätten vorher monatelang auf der Erde in Raumanzügen trainieren müssen, wie man auf diese Weise fotografiert ...



APOLLO 17: Ein Beispiel dafür, wie die NASA (hier) den Rover mitsamt Astronaut in eine Mondlandschaft hineinkopiert hat, wobei das Markierungskreuz teilweise abgedeckt wurde (Ausschnittsvergrößerung)



APOLLO 17: Ein weiteres Beispiel der Bildmanipulation. Hier wurde ein Felsen nachträglich eingefügt, wobei das Kamera-Markierungskreuz halb verdeckt wurde (rechts: Ausschnitt)

Über die Seltsamkeit, dass unter den gelandeten Mondfähren kein Staub durch die Landetriebwerke weggeblasen war, habe auch ich mich schon gewundert (1). Doch wie ist es möglich, dass im Schatten liegende Bildteile (Fähren, Flaggen [!], Astronauten, Geräte) auch auf der Schattenseite, selbst bei Gegenlicht (!) gut ausgeleuchtet sind? Wie ist es möglich, dass auf verschiedenen Bildern mehrere Schattenwürfe in verschiedene Richtungen erkennbar sind? Sie können nur entstehen, wenn mehrere Beleuchtungskörper verwendet wurden, die voneinander entfernt positioniert aufgestellt waren. Doch die APOLLO-Astronauten hatten keine Zusatzbeleuchtungen dabei. Wie ist es möglich - insbesondere auf den Bildern von APOLLO 11 und 12 -, dass die Mondoberfläche exakt dort, wo ein Astronaut oder die Fähre fotografiert wurden, punkt- oder kreisförmig gut ausgeleuchtet ist, während zum Bildhorizont hin der Boden immer dunkler wird? Wenn die Sonne der einzige Beleuchtungskörper ist, dann *muss* die ganze Ebene gleichmäßig hell beleuchtet sein, und dann *müssen* alle Schatten in *dieselbe* Richtung zeigen!

Studiofotos

Wer hätte vor dreißig Jahren gedacht, dass sich ein Vierteljahrhundert später jemand die APOLLO-Fotos vornimmt und daran Winkelmessungen vornimmt? Genau das haben Bennett und Percy gemacht. Dabei stellten sie so manche Ungereimtheit fest. Beispielsweise konnten sie anhand der Perspektive genau errechnen, dass das berühmte Frontalbild von Buzz Aldrin auf dem „Mond“ gar nicht von Armstrong stammen *kann*, weil es aus Augenhöhe aufgenommen worden ist, während die Kamera Armstrongs auf dessen Brust befestigt war. Der sich im Helmvisier Aldrins spiegelnde Hintergrund ist nachträglich einkopiert worden. Auch er stimmt perspektivisch nicht. Wer hat Aldrin (wenn er es überhaupt ist) dann eigentlich fotografiert?

Auf einem der Fotos ist der Buchstabe „C“ auf einem Felsen zu sehen, was nach Percy und Bennett ein typisches Studio-Requisitenzeichen sei. Dieser

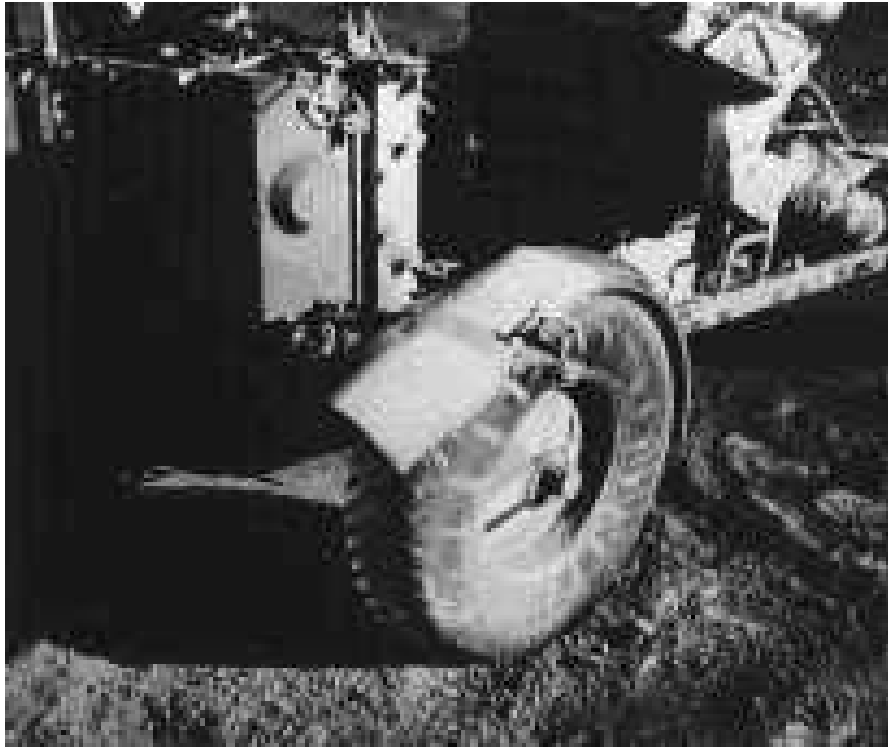
ominöse Felsen wurde zwar schon öfter zitiert, bisher hieß es jedoch immer, das sei eine merkwürdige Laune der Natur. Genauso verhält es sich übrigens bei dem Felsen mit dem „B“, der neben dem Landeplatz von VIKING 2 auf der Marsoberfläche fotografiert wurde. Ich frage mich unwillkürlich, ob die VIKING-Lander wirklich auf der Marsoberfläche gelandet sind, zumal bei einem 360-Grad-Rundumblick nur einige zehn Meter Landschaft zu erkennen sind, weil die Lander leider in Senken gelandet seien. In einer Senke oder in einem NASA-Studio?

Gefälschte Fotos

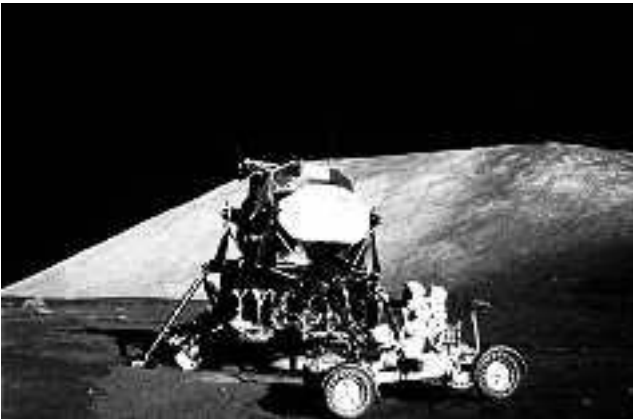
Zu den nachgestellten APOLLO-Bildern gesellen sich direkt gefälschte, bei denen Astronauten, Fähre, Geräte oder auch Felsen nachträglich in eine „Mondlandschaft“ einkopiert worden sind, wobei die NASA-Fälscher recht nachlässig vorgegangen sind, weil verschiedentlich die Kamera-Markierungskreuze durch die einkopierten Objekte ganz oder zum Teil verdeckt worden sind. Die Markierungskreuze dienen dazu, auf den Bildern Entfernungen besser abschätzen zu können. Die Kreuze sind in eine Glasscheibe geätzt, die sich innerhalb der Kamera unmittelbar vor dem aufnehmenden Film befindet. Die Markierungskreuze müssen also zwangsläufig vor jedem aufgenommenen Objekt sichtbar sein.

Temperaturunempfindliches Plastikmaterial?

Die gewaltigen Temperaturunterschiede auf dem Mond, und ihre Auswirkungen auf das Material, habe ich schon in meinem Buch beschrieben (1). Darin stellte ich auch schon die Frage, welches Plastikmaterial wohl verwendet wurde, das diese Temperaturschwankungen aushält, insbesondere die Plastikschilder der Raumanzughelme oder die Plastik-Kotflügel der Mondrover. Wir erinnern uns, dass bei der APOLLO 17-Mission ein Teil des rechten hinteren Kotflügels abbrach, woraufhin ihn die Astronauten mittels Klebeband und einer Mondkarte reparierten. Ich kenne bis heute kein Klebeband, das solche Temperaturunterschiede aushält.



APOLLO 17: Der mit Klebeband und einer Mondkarte notdürftig reparierte Kotflügel des „Mondrovers“. Welches Klebeband hält eigentlich die enormen Temperaturunterschiede auf dem Mond aus?



APOLLO 17: Gradlinige Strukturen am Berghang. Gesetzt den Fall, es handelt sich hierbei um Studiorequisiten, dann hat man hier Einzelteile schlampig zusammengebaut.



Zu guter Letzt: Die hängende US-Flagge von APOLLO 12 ist wohl außer mir

auch noch niemandem aufgefallen! Zum Vergleich unten ein anderes Foto von APOLLO 12 (Ausschnitte). Dass die amerikanischen Flaggen an ihrer oberen Seite durch eine Querstrebe in ihrer Form gehalten werden, hat der Fälscher der Szene (rechts) wohl übersehen ...

Wie hat die NASA die mitgeführten elektronischen Geräte wirkungsvoll abschirmen können? Hierzu fällt mir auch der Marsrover SOJOURNER ein, der munter auf der Marsoberfläche um die gelandete Sonde PATHFINDER gerollt ist, und dessen Datendisplay eine Modem-Temperatur von +34,9 Grad Celsius anzeigte, obwohl die Außentemperatur bei rund -80 Grad lag und der Rover ganz offensichtlich keinerlei Kälteabschirmung besaß (4). Auch hierzu äußerte die NASA, die gemessenen Innentemperaturen seien ein „Beweis für die gute Abschirmung“. War die Abschirmung etwa unsichtbar?

Die Sache mit dem Mondgestein

Als letztes Gegenargument für geglückte Mondlandungen könnte man nun noch anführen, dass die APOLLO-Astronauten doch letztendlich jede Menge Gesteinsproben vom Mond mitgebracht hätten, das sei doch eigentlich Beweis genug für einen Mondaufenthalt.

Dazu gibt es jedoch schon länger die Aussagen der Wissenschaftlerin Nelly Wason, die an der Maine-Universität arbeitet. Hier wurde auch von dem Geologieprofessor John L. Parker Mondgestein analysiert. Bei Forschungen in der Atacama-Wüste in Chile fand Nelly Wason Gestein, das in seiner Zusammensetzung genau dem untersuchten Mondgestein entsprach. Bill Kaysing schreibt in seinem Buch (5), dass er 1977 einen Film gesehen habe, in dem die Arbeit des NASA Ceramics Laboratory vorgestellt wird. In diesem Film sei gezeigt worden, wie in diesem Labor Mondgestein hergestellt wurde, aufgrund von Daten, die von der weich auf dem Mond gelandeten Sonde SURVEYOR gesendet worden sind. Es sei nicht schwierig, verschiedene irdische Gesteinsarten so zu präparieren, dass sie wie Mondgestein aussehen.

Und was ist mit den angeblich auf der Mondoberfläche zurückgelassenen Geräten (z. B. Laserreflektoren)? Dazu fragte ich schon im Oktober 1994 bei der Deutschen Forschungsanstalt für Luft- und Raumfahrt e. V. (DLR) an, ob sie Kenntnis von diesen Geräten hätten, ob sie diese schon einmal angepeilt oder ob sie irgendwelche Ergebnisse oder Berichte darüber hätten. Bis heute erhielt ich darauf keine Antwort ...

Verschwundene Konstruktionspläne

Sollte das gesamte APOLLO-Programm der NASA eine ausgeklügelte Fälschungsaktion gewesen sein, dann darf man sich auch nicht wundern, wieso (angeblich) alle Baupläne der Saturn V-Rakete, von APOLLO-Kapseln und Mondfähren „verschwunden“ und angeblich nicht rekonstruierbar sind.

Wie ein Flug zum Mond, einschließlich Landung, Ausstieg der Astronauten usw. eindrucksvoll gefälscht werden kann, das zeigt der unbedingt

sehenswerte Science-Fiction-Film „Unternehmen Capricorn“ (6), den ich schon öfter zitiert habe: In diesem Film geht es zwar handlungsmäßig um einen von der NASA gefälschten Flug zum Mars, doch hat der Regisseur nicht etwa (zum Zeitpunkt der Dreharbeiten durchaus schon vorhanden gewesene) NASA-Pläne und Modelle für zukünftige Marsmissionen verwendet, die er dann logischerweise hätte nehmen müssen, sondern bezeichnenderweise eine Saturn V-Rakete, APOLLO-Raumschiffe und eine Mondlandefähre! Man fragt sich, ob der Regisseur mit seinem Werk vielleicht eine Botschaft vermitteln wollte? Denn ersetzt man in dem Film das Wort „Mars“ durch „Mond“, dann erhält er eine ganz neue Dimension. Besonders eindrucksvoll finde ich die Szenen des Astronauten-Ausstiegs aus der Landefähre, wenn der (Film-) Filmtechniker zum richtigen Zeitpunkt auf Zeitlupe schaltet, um eine niedrigere Gravitation vorzutäuschen. Aber das ist ja nur ein Spielfilm ... Immerhin bewog mich diese Szene seinerzeit dazu, APOLLO-Filmaufnahmen mit dem Videorekorder im schnellen Bildvorlauf zu betrachten. Das Ergebnis war verblüffend: Die Zeitlupenbewegungen der Astronauten waren plötzlich ganz normal!

Ob überhaupt jemals ein APOLLO-Astronaut den Mond betreten hat, oder ob nur das vom Mond mitgebrachte Bildmaterial so schlecht war, dass es durch nachgestellte Bilder aufgebessert werden musste, wird sich wohl erst klären lassen, wenn (erneut?) Astronauten auf dem Mond landen. Ich frage mich allerdings, warum die NASA - wenn die Mondlandungen wirklich stattgefunden haben - nicht ihr Hubble-Weltraumteleskop auf den Mond richtet und aller Welt zeigt: „Bitte sehr: Hier stehen die Landefähren-Unterteile und die zurückgelassenen ‚Rover‘!“. Mit der hohen Bildauflösung des Hubble-Teleskops soll man angeblich sogar die Fußspuren der Astronauten erkennen können (wenn es sie gibt). Die NASA hätte mit einem Schlag alle Spekulationen um echte oder gefälschte Mondlandungen beendet!

Anmerkungen

(1) Gernot L. Geise: Der Mond ist ganz anders!, Hohenpeißenberg 1995 (Neuaufgabe im Michaels-Verlag, Peiting 2002)

(2) Neue ‚Beweise‘ für gefälschte Mondlandung (Katja Banik), in BILD vom 29.03.99.

(3) Mary Bennett & David S. Percy: Dark Moon, London 1999

(4) abgebildet in: Gernot L. Geise: „Woher stammt der Mensch wirklich? Unser marsianisches Erbe Band 3“, Hohenpeißenberg 1997, Seite 231 (Neuaufgabe: „Der Ursprung des Menschen“, Hohenpeißenberg 2002)

(5) Bill Kaysing: We never went to the Moon, Soquel, CA 1994

(6) Dieser Film wird immer wieder einmal im Fernsehen wiederholt, zuletzt am 18. Mai auf Kabel 1.

Fotos: NASA; Videoausschnitte und Ausschnittsvergrößerungen vom Autor.

Ergänzung 2004

Der Van-Allen-Gürtel erstreckt sich nach neueren NASA-Angaben bis zur Hälfte der Entfernung zum Mond. Es ist also hochgradiger Unsinn, zu behaupten, die Astronauten hätten ihn in ca. zwei Stunden durchquert.

Bei dem „Studiorequisit“ „C-Felsen“ handelt es sich um einen Staubfussel auf dem Dia, wie sich nach genauerer Bilduntersuchung herausgestellt hat.

Die „gradlinigen Strukturen“ am Berghang könnten auch durch die Bildreproduktion entstanden sein (Die in den verschiedenen Medien veröffentlichten Fotos sind meist Kopien von Kopien von Kopien ...). Auf den Originalfotos der NASA konnte ich sie nicht wiederfinden.

Die „abgedeckten Fadenkreuze“ könnten möglicherweise auch durch Überblendung „abgedeckt“ worden sein.

Die Querstrebe der US-Flagge bei APOLLO 12 hat sich tatsächlich im Laufe der Mission aus ihrer Halterung gelöst. Allerdings ist nicht bekannt, durch welche Einwirkungen.

Nachbemerkung

In den Neunzigerjahren hatte die NASA noch keine hochauflösenden Bilder im Netz. Daher die relativ schlechte Bildqualität.

(Gernot L. Geise)

Zu diesem Thema sind folgende Bücher erschienen:

Gernot L. Geise

Die dunkle Seite von APOLLO

Michaels-Verlag, Peiting 2002, 3. Auflage 2003

Gernot L. Geise

Die Schatten von APOLLO

Michaels-Verlag, Peiting 2003

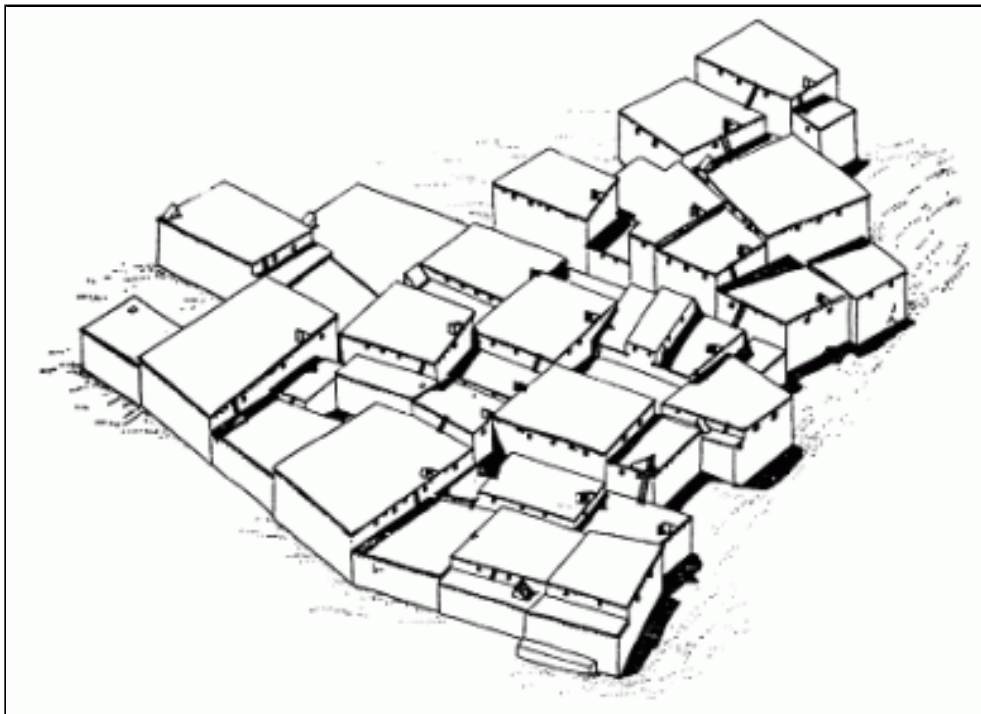
Das dunkle Zeitalter (IV.)

Catal Hüyük - Stadt aus der „langen Nacht“

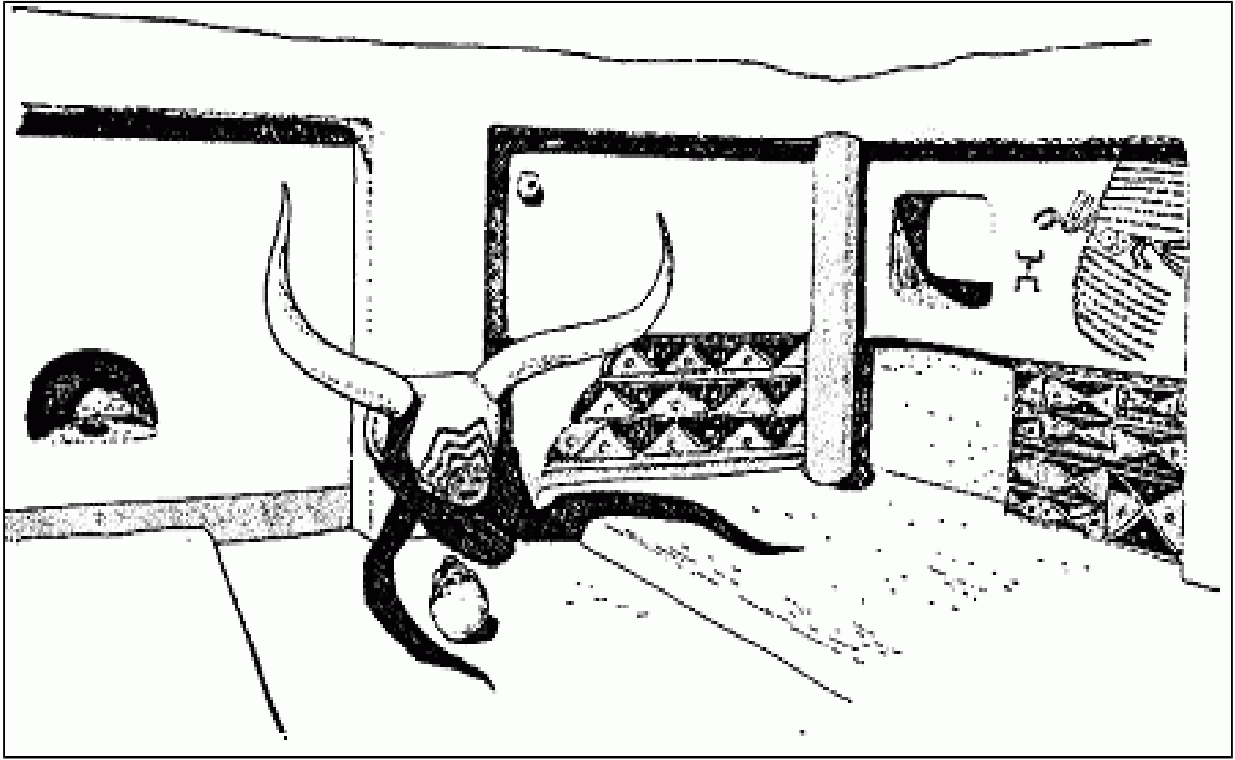
(Veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 34/1999)

Catal Hüyük

Sehr eigenartig erscheint die Anlage von Catal Hüyük in der Türkei. Diese Stadt war, nach konventioneller Datierung, seit mindestens Mitte des 7. Jahrtausend bis -5700 bewohnt - das führt in die Zeit der „langen Nacht“ zurück.



Schematische Rekonstruktion eines Ausschnitts von Schicht VI mit Häusern und Heiligtümern, die sich in Terrassen übereinander erheben.

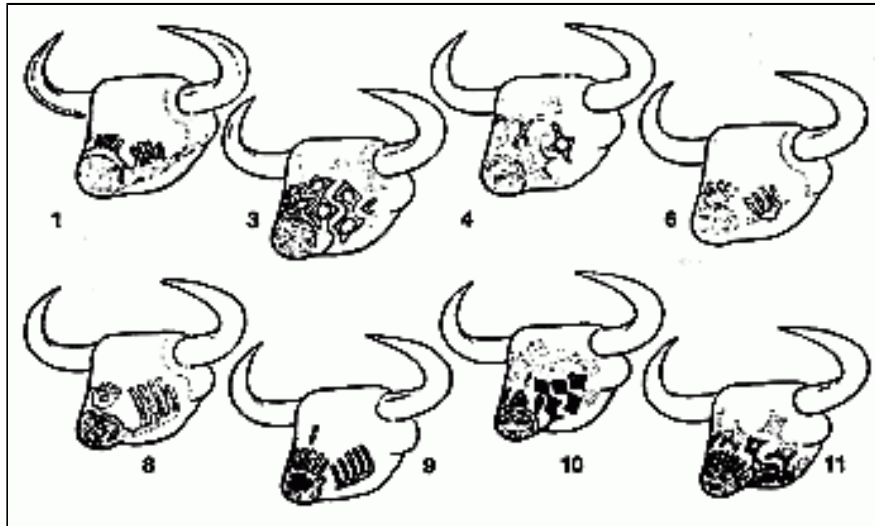


Rekonstruktion des zweiten Geierheiligtums (VII 21) mit Menschen- und Stierschädeln.

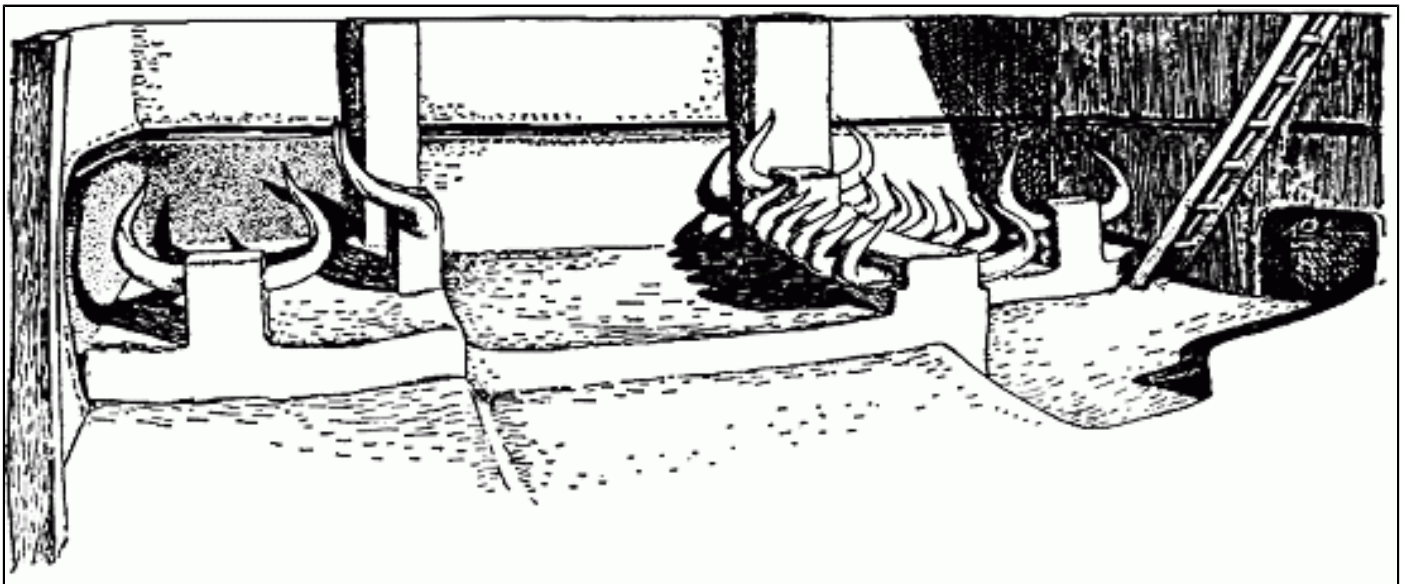
Die Ausgrabungen von 1961 bis 1963 förderten archäologische Überraschungen zutage. Mit einer so frühen Stadtkultur hatte man nicht gerechnet. Nur Jericho ist älter.

Catal Hüyük besteht aus mindestens elf aufeinander folgenden Besiedlungsschichten.

Die Stadtanlage ist in der Tat sonderbar. Man setzte die einstöckigen Häuser Wand an Wand. Innerhalb dieser geschlossenen Bebauung gab es nur ausnahmsweise einmal einen Innenhof. Alles ohne Straßen dazwischen, was auch dafür spricht, dass man um Wärme- bzw. Kälteschutz bemüht war. Türen gab es ebenfalls nicht. Der Einstieg erfolgte über Dachluken, und anstatt Fenstern hatte man lediglich schmale Öffnungen an der Raumbockante, wo das Nachbarhaus etwas niedriger anschloss. Auf Helligkeit durch Sonnenlicht scheint man keinen Wert gelegt zu haben, es gab eben keine Sonne wie heute. Aber der Rauch von Feuerstellen konnte nach oben abziehen.



Stierköpfe von der Ostwand des Heiligtums VI B 8 in der Reihenfolge ihres Vorkommens.



Ost- und Südwand des Heiligtums VI 61 mit in einer Bank eingelassenen Hornscheiden.

Als die Archäologen die Wandgemälde freilegt, zerfielen die Farben alsbald. Sie waren nicht lichtbeständig. Ein Beweis dafür, dass es in damaliger Zeit kein normales Tageslicht gab, sondern wohl nur ein Dämmerlicht. Kein Maler konnte wissen, ob seine Farben unter der Sonne späterer Jahrtausende lichtbeständig sein würden.

In den Kulträumen findet man viele Stierkopfskulpturen. Ich habe den Eindruck, dass das Gestirn, das bei den Maya „7-Arara“ genannt wird, hier als Stier verehrt wurde. Dafür spricht, dass Gerippe von sieben Stierhörnern vorkommen, die Zahl Sieben also auch hier. Wir werden astronomisch erklären können, warum die Sieben zur heiligen Zahl wurde.

Es fehlt aber auch nicht an Sonnensymbolik. Diese war nun äußerst ungewöhnlich: In etlichen Darstellungen sieht man auf der Nase eines Stieres ein kleines Sonnengesicht, angedeutet nur mit Augen und Mund, oft umgeben von Strahlen

oder auch einem sternartigen Kranz. Da ist kein Zweifel möglich. Diese Sonnenerscheinung war wesentlich kleiner als die des stierhaften Gestirns, denn die Sonnengesichter sind nur ein Bruchteil so groß wie der Stierkopf. Die viel zu kleine Sonne beweist, dass diese Symbolik - und somit auch die Stadt - in einer Epoche entstand, als die Erde der Sonne fern war. Wie immer man die C14-Datierungen bewerten mag, es war, als die Menschheit ohne die Sonne als Tagesgestirn lebte.

Man findet in anderen Kulturen weitere Größenvergleiche mit der Sonne, wenn man darauf achtet.

Eine Katastrophe, die Zeit der Himmelsstiere beendend

Was die Datierung der Fundschichten mit den Stierköpfen betrifft, so fällt auf, dass mit der Schicht VI A alle Stier- und Stierkopfdarstellungen plötzlich aufhören. Die Zeittafel vermerkt bei VI A außerdem „Zerstörung“. Viele Zerstörungen - vor allem späterer Jahrtausende - sind ja durch Menschen und ihre Kriege verursacht worden. Aber hier wird man eine Naturkatastrophe in Erwägung ziehen müssen, denn die Ära der „langen Nacht“ ging schließlich einmal zu Ende, und dabei kam es wahrscheinlich zu größeren Katastrophen, die eine Erdveränderung begleiteten, was zu einer anderen Position der Erde im Sonnensystem führte, nahe der jetzigen.

Die konventionelle Radiokarbondatierung gibt für diese Schicht ein Alter von -5800 bzw. -5781 an, mit einer möglichen Ungenauigkeit von einem Jahrhundert. Im weiteren Gang dieser Forschungen werde ich das mit meinen eigenen Daten vergleichen, die sich ohne C14, auch ohne Dendro- oder Warvenchronologie, allein aus der Rekonstruktion von antiken Chroniken, ergeben haben.

Literatur und Bildnachweis

James Mellaart „Catal Hüyük - a neolithic Town in Anatolia“, London 1967; deutsch: G. Lübbe Verlag, Berg. Gladbach, 2. Aufl. 1967.

Hans J. Andersen: „Am Anfang war die Zahl“, in der Reihe IMAGO MUNDI, Nr. 5/1993, Studienreihe des Kult-Ur-Instituts e. V.; zu beziehen im Andersen-Verlag, Körnerstraße 84, D-58285 Gevelsberg

Alle Abbildungen: Autor



Hans J. Andersen ist u.a. Autor des Sachbuches „Polsprung. Prophezeiungen und wissenschaftliche Analysen“ (G. Reichel Verlag, ISBN 3-926388-43-9)

Die wechselvollen Bahnen der Erde und die Wärmewirkung des Jupiter

(Veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 34/1999)

Ob wir nun wirklich im Jahre 1999 oder 1704 (nach Abzug von 293 von Heribert Illig herausgerechneten Jahren), oder um das Jahr Tausend (nach den Ermittlungen von Uwe Topper u. a. zur Erfindung unserer Geschichte [1] leben, werden wir vielleicht noch irgendwann herausfinden, wenn Menschen aus unterschiedlichen Bereichen der Wissenschaften und solche an ihren Rändern zunehmend lernen, zusammenzuarbeiten oder auch zusammenzuarbeiten.



Diese Collage zeigt Jupiter mit einigen seiner Monde. War die Erde einst für einen gewissen Zeitraum ein ebensolcher Mond des Jupiter? (NASA)

Hans J. Andersen käme nicht immer wieder zu so erstaunlichen und nachvollziehbaren Ergebnissen, wenn er nicht so arbeiten würde. Seine faszinierende Arbeit über das dunkle Zeitalter (2) wirft mir jedoch eine so dicke Frage auf, dass ich sie in die Diskussion bringen möchte: Welche Strahlungsleistung muss der Jupiter für die Erde in der Zeit ihres „Schlingerns“ zwischen den Planeten gebracht haben?

Andersen liefert hier eine überschlägige Berechnung für die Planetenabstände während der Zeit, wo die Erde den Jupiter umkreist haben soll.

Der heutige Abstand der Erde zur Sonne beträgt meines Wissens etwa 155 Millionen Kilometer. Mit Licht- und Wärmestrahlung kommen wir im Mittel dabei recht gut zurecht. Sonst wäre die Erde nicht so überbevölkert - hauptsächlich von Leuten. Von unseren Klimaforschern hören wir immer wieder, wie empfindlich wenige Grade Temperaturunterschied unser gesamtes Erdklima und seine Flora und Fauna beeinflussen können.

Und nun soll unsere liebe Erde durch eine kleinere Unpässlichkeit im Gleichgewicht des Systems aus ihrer Bahn auf das etwa Dreifache ihres vorigen - und auch jetzt wieder gegebenen - Sonnenabstandes „weggeführt“ worden sein. 450 Millionen Kilometer weit von der Sonne. Etwa ein Drittel ihres vorigen Durchmessers hatte die Sonne dann noch. Das bedeutet aber auch nur noch rund ein Neuntel des vorher gewohnten Licht- und Wärmeeinfall.

Nur gut, dass die Erde ihre hauchdünne (im Verhältnis zum Durchmesser) Atmosphäre mitnehmen konnte. Die Beschleunigungskräfte in Richtung Jupiter für die Erdmasse müssen nämlich beachtlich gewesen sein. Acht bis neun Jahre waren dafür (nach Andersen) in der Überlieferungsauswertung an Zeit.

Wie lange braucht heute eine - im Verhältnis winzige - Rakete für diesen Weg? Und dann das geschickte Abbremsen in die neue Umlaufbahn des doch wesentlich masseärmeren Jupiter.

Es müssen schon eine Menge kosmischer Einflüsse gekonnt zusammengearbeitet haben. Aber warum nicht? Schließlich ist Zufall auch nur das, was uns zu-fällt. Vielleicht kann mal jemand unter unseren Lesern diese Konstellationen nachrechnen und über die Ergebnisse berichten. Mögliche Änderungen der Jahreslänge auf der Erde sind da in die Energiebilanzen mit einzubeziehen.



Die Erde, wie wir sie kennen. War sie einst - zusammen mit unserem Mond - ein Satellit des Jupiter? (NASA-Foto: Apollo 17-104)

Die Erde bekam also während der Zeit ihrer Sonnenferne nur noch ein Neuntel der bisher gewohnten Licht- und Wärmeenergie. Sie soll aber innerhalb dieser Episode ihrer bewegten Geschichte Eis auf ihrer Oberfläche abgetaut haben. Wie das?

Wenn Jupiter einen mittleren Bahnabstand von 778 Millionen Kilometern zur Sonne hat - und damals auch schon hatte -, die Erde Jupiter umkreiste und einen Abstand von 450 Millionen Kilometern zur Sonne hatte, wie geht das? Zunächst bleibt ein Abstand von der Erde zum Jupiter von rund 320 Millionen Kilometern. Das wäre mehr als das Doppelte der heutigen Entfernung zur Sonne. Jupiter hätte also zu der Zeit mehr als das Vierfache an Wärme abstrahlen müssen wie die Sonne, um etwa einen Ausgleich in Wärme für die Erde zu bringen.

Wenn die Erde, wie angegeben, den Jupiter in dieser Zeit umrundete, dann hatte sie also eine Umlaufbahn um Jupiter im Abstand von 320 Millionen Kilometern. Die vorher angegebenen 450 Millionen Kilometer Abstand zur Sonne müssen dann für den günstigsten Zeitpunkt (Sonnennähe) gegolten haben. Der Mittelwert des Sonnenabstandes der Erde hätte dem Jupiterabstand zur Sonne mit 778 Millionen Kilometern entsprochen. Und der größte Abstand zur Sonne wäre jeweils bei „Sonnen- und Jupiterfinsternis“ mit etwa 1100 Millionen Kilometern erreicht gewesen.

Licht- und Wärmeeinstrahlung der Sonne hätten dann nicht einmal mehr ein Neunundvierzigstel des ursprünglichen Wertes betragen. Woher kam die restliche Wärmestrahlung, wenn die Erdoberfläche in dieser Zeit relativ schnell abgetaut sein soll? Wie groß sind Masse und Massewirkung des Jupiter, und wie beeinflussen sich ihre Bahnen zur Sonne wechselseitig, wenn die Erde im angenommenen Abstand den Jupiter umkreist? Die Massedruckwirkung der Erde nimmt mit größerem Abstand zur Sonne auf diese ebenfalls ab.

Strahlt Jupiter eine Energieform ab, die die Erdinnenwärme in seiner „Nähe“ wesentlich erhöht? Wenn die beschriebenen Vorgänge so stimmen sollen - und die von Hans J. Andersen angeführten Überlieferungen legen das nahe -, dann sind zur Erklärung der Zusammenhänge hier sicherlich noch ein paar physikalische Hausaufgaben zu erledigen, von denen sich die bisher als gültig erklärte Naturwissenschaft einige schlaflose Nächte holen könnte, falls sie das jemals wollte.

Dem Leben gegenüber, das unsere frühen Vorfahren mitmachen durften - oder mussten -, haben wir heute bislang geradezu gesegnet ruhige Zeiten. Die paar Wirbel, die uns oft so aufregen, sind doch nur von Leuten gemacht, und damit sind sie von Menschen auch wieder zu verändern. Oder müssen wir zum Überleben bald wieder unter die Erde?

Wenn der Jupiter wirklich in überlieferter Zeit unsere „Sonne“ gewesen ist, wie waren seine Bedingungen für die Erde? Muss die Erde dann nicht viel näher um Jupiter gekreist sein? Wie weit sind die äußeren Jupitermonde von

Jupiter entfernt, und gibt es eine für die Erde kollisionsfreie Umlaufbahn in annehmbarer Nähe von Jupiter? War das eine Zeit, in der Erde und Jupiter einen ungleichen „Doppelplaneten“ gebildet haben? Ich weiß, dass Gernot L. Geise annimmt, dass die Erde und ihr Mond eher als Doppelplanet im Sonnensystem anzusehen sind.

Ist möglicherweise während des Erdumlaufes um Jupiter einer seiner kleinen Monde damals mit der Erde zusammengestoßen, und hat die Sintflut und die von Hans-Joachim Zillmer in seinem Buch „Darwins Irrtum“ so eindrücklich geschilderten Veränderungen ausgelöst? Zeitlich könnte das etwa hinkommen. Und es könnte auch erklären, dass unter der Erde ein Teil der Menschheit die große Hitzewelle überlebte, wenn die Menschen in dieser Umbruchzeit damals teilweise schon oder noch unter der Erde lebten.

Anmerkungen

(1) Uwe Topper in seinem Buch „Die große Aktion“ aus dem Grabert Verlag.

(2) „Das dunkle Zeitalter“ in EFODON SYNESIS Nr. 1/1999 ff.

Totale Sonnenfinsternis in Europa 1999!

© Roland Roth

(Veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 34/1999)

Zum ersten Mal seit 1961 und zum letzten Mal in diesem Jahrtausend kann Europa am 11. August 1999 eine totale Sonnenfinsternis erleben. Das überwältigende Ereignis ist es allemal wert, den Sommer 1999 so zu verbringen, dass man sich an diesem Tag in der Finsterniszone befindet.

Die Entstehung einer Finsternis

Der Erdmond ist mit seinem Umlauf um die Erde nicht im „Takt“ mit dem Erdumlauf um die Sonne. So entstehen immer wieder verschiedene Anordnungen der drei Himmelskörper. Besonders interessant sind dabei die Situationen, in denen sich Sonne, Erde und Mond in einer praktisch geraden Linie befinden. Ist von der Sonne aus gesehen dabei die Erde vor dem Mond, taucht dieser in den Erdschatten ein und wird dabei verfinstert. Hierbei handelt es sich folglich um eine Mondfinsternis.

Geht aber der Mond vor der Erde durch, kommt es zu einer Sonnenfinsternis. Die Erde wird dabei nur teilweise vom Mondschaten getroffen, da sie viermal so groß ist wie ihr Trabant. Es kommt sogar vor, dass der Kernschatten des Mondes aufgrund des variierenden Abstandes von Erde und Mond die Erdoberfläche gar nicht mehr vollständig erreicht. Dann tritt eine ringförmige Sonnenfinsternis auf.

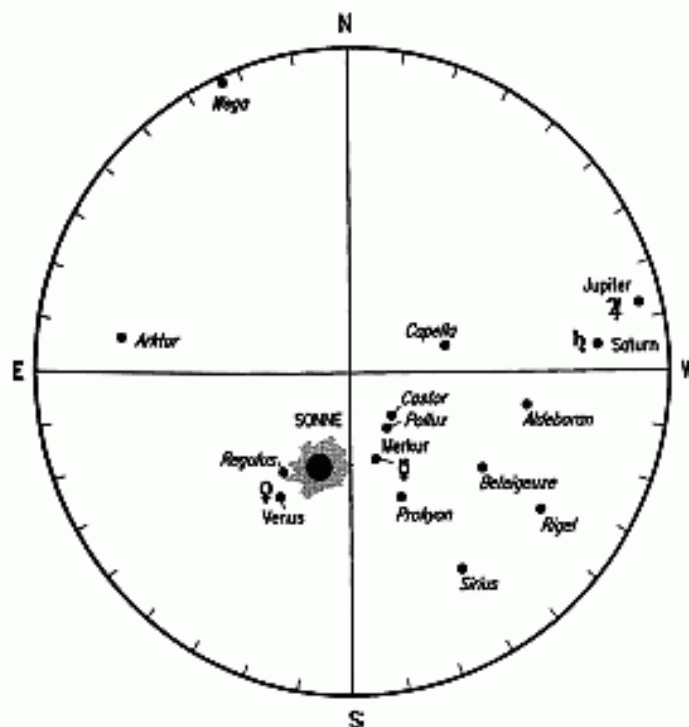


Abb. 1

Die Finsternis

Vor Beginn einer Sonnenfinsternis ist der Mond auf seiner Tagesbahn etwas weiter

als die Sonne. Er bleibt dann zurück und schiebt sich von Westen her vor die Sonnenscheibe. Die Finsternis beginnt mit der teilweisen Phase, die etwa eineinhalb Stunden dauert. Von einem erhöhten Standpunkt aus sieht man in der Regel auch den Kernschatten des Mondes (mit einer Geschwindigkeit von etwa einem Kilometer pro Sekunde) herankommen.

Hiernach beginnt die erste Phase des Total-Kontakts. Die bisherige Dämmerungshelligkeit geht fast schlagartig in Dunkelheit über. Bei der letzten Phase des Total-Kontakts erscheint bereits ein erster Sonnenstrahl am gegenüberliegenden Mondrand. Diese totale Phase der Finsternis dauert nur wenige Minuten, genau gesagt zwei Minuten und 27 Sekunden.

Da derzeit ein Sonnenfleckenmaximum bevorsteht (im Jahr 2000), ist die Wahrscheinlichkeit groß, Protuberanzen - Gasausbrüche auf der Sonnenoberfläche - am Sonnenrand zu sehen.

Besonders schön ist der Zeitpunkt, wenn sich das Auge an die jetzt herrschende Finsternis gewöhnt hat. Nun wird die Sonnenkorona als weißer Strahlenkranz sichtbar. Es handelt sich dabei um die obere „Atmosphäre“ der Sonne, also um leuchtende, stark verdünnte Gase. Die Korona geht ohne Begrenzung in den Weltraum über und nimmt dabei immer mehr an Dichte ab.

Während der totalen Finsternis lohnt sich auch ein Blick ringsumher: Der Horizont ist aufgehellt, vielleicht rötlich verfärbt, und scheint in schönsten Dämmerungsfarben, da es außerhalb des Kernschattens Tag ist.

Nach der totalen Finsternis benötigt der Mondschatten wiederum eine bis eineinhalb Stunden, bis er die Sonne wieder vollends „freigibt“.

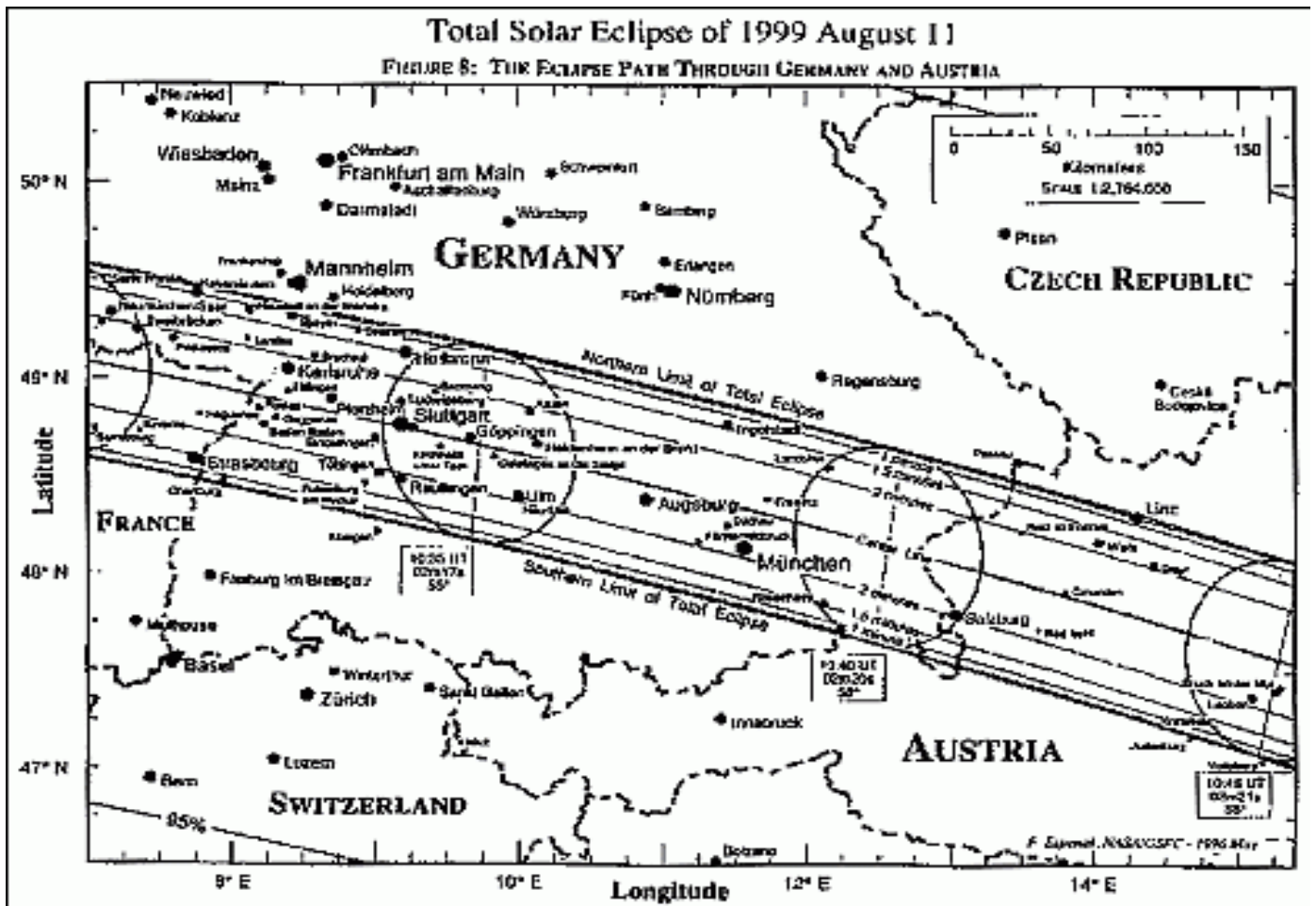


Abb. 2

Sonnenfinsternis erleben

Viele Beobachter der Sonnenfinsternis sind damit beschäftigt, ihre Feldstecher, Fernrohre oder Fotoausrüstungen zu montieren und zu bedienen. Man sollte sich aber einige Zeit während der Totalität ganz auf das seltene Ereignis konzentrieren und alles andere vergessen. Ganz besonders schön ist es, wenn sich während der Finsternis Planeten und Fixsterne am dunklen Himmel zeigen. So wird der geschulte Beobachter ohne weiteres die Venus erspähen, aber auch der Merkur wird uns ein Stelldichein geben. Jupiter und Saturn werden wahrscheinlich gerade so in der hellen Zone des Horizonts sein und deshalb wohl nicht mehr hervortreten können.

An Fixsternen kann man - je nach Wetterlage - durchaus Regulus, Prokyon, Castor, Pollux und Capella sehen. Aber auch Arktur, Aldebaran und Beteigeuze könnten ein lohnendes Ziel sein, wobei Sirius wahrscheinlich - wie die beiden Planeten Jupiter und Saturn - ebenfalls zu tief stehen wird (Abb. 1).

Der richtige Ort

Mit der Wahl des Beobachtungsstandortes braucht man bei dieser Sonnenfinsternis nicht sonderlich wählerisch zu sein. Allein in Deutschland und Österreich bieten sich geeignete Städte als Beobachtungspunkte an. Ungeachtet der Wetterlage, die dennoch im Auge behalten werden sollte, werden folgende Städte und deren Umgebung im Kernschatten liegen:

Zweibrücken, Neustadt/W., Landau/Pfalz, Karlsruhe, Stuttgart, Ulm, Augsburg, München, Ingolstadt und Salzburg (Abb. 2).

Es sei jedem geraten, diese fast einmalige Gelegenheit zu nutzen. Ein ähnliches Schauspiel, so unmittelbar in unserer Region, ist nicht allzu häufig. Wer das Reisen liebt, dem sei noch die nächste totale Sonnenfinsternis am 21. Juni 2001 empfohlen. Beobachtbar ist sie vom südlichen Afrika und von Madagaskar aus ...

Gedanken zur Herkunft des ägyptischen „Gott“-Begriffes

Jürgen Zimmermann

Es dürfte den Menschen schon immer interessiert haben, wer oder was Gott ist, weshalb er den Menschen schuf, und welches Ziel er dabei verfolgte. Die Verbindung zu dem höheren Wesen, das allgemein als Gott angesehen wird, ist nicht nur von Kulturraum zu Kulturraum verschieden, sondern variiert auch in den Jahrtausenden, seit denen Wesen als höhere Mächte anerkannt werden. Dabei sind nicht die Götterverständnisse der letzten 2.000 Jahre von hervorragendem Interesse, sondern die Götter, die lange vorher im indischen, mesopotamischen, sumerischen, akkadischen, persischen, südamerikanischen und ägyptischen Raum wirkten; sozusagen die Wurzeln der Götter.

Mein Interesse gilt dabei vornehmlich der sogenannten Götterwelt der Sumerer und der Ägypter. Es gibt viele Parallelen. Die sumerische Götterwelt übte m. E. Einfluss auf die ägyptische aus, ggf. waren die heute so genannten „Götter“, zumindest in Teilbereichen, sogar identisch. Es soll dahingestellt bleiben, ob diese Götter zum Teil sogar über den iranischen Raum aus Indien kamen, auch wenn inzwischen viele diese Meinung vertreten. Das Verhältnis, welches frühere Völker zu ihren sogenannten Göttern hatten, kann nicht mit dem heutigen Verständnis verglichen werden. Sobald ich mich mit der ägyptischen Götterwelt befasse, greife ich zu diesem Fragenkomplex u. a. immer wieder auf das Buch von Prof. Hornung „DER EINE UND DIE VIELEN“ zurück. Aus dem zweiten Kapitel „Ntr' und seine Grundbedeutung“ geht hervor, dass es viele Deutungsversuche gibt, aber vorerst keine Lösung. Klar ist, dass die Götter in dem Sinne nicht „Gott“ waren, wie der Begriff von den heutigen Religionsverantwortlichen propagiert wird. Zur Lösung dieses Rätsels müssten wir uns nicht nur in die Welt der Altägypter versetzen, sondern auch geistig, sittlich etc. zum „Ägypter“ werden, ein Unterfangen, welches bereits in der Theorie scheitert. Also bleiben nur Spekulationen, indem man den Ntr-(Gott-) Begriff von der sprachlichen Herkunft, ggf. unter Berücksichtigung anderer benachbarter Kulturen, zu klären versucht, bzw. die Begriffe, die im ägyptischen mit der Hieroglyphe für Ntr verbunden sind, untersucht.

Dazu fange ich bei dem Gottbegriff an, der mir in unmündigen Jahren als Kleinkind, sozusagen von Geburt her, durch die Erziehung meiner Eltern aufgezwungen worden war. Ein Problem, welches jeder Mensch, egal welcher Religionsgemeinschaft, hat. Er wird in den Glauben hineingeboren. Mich begleitete seit Geburt die Bibel; zunächst die vereinfachte Ausgabe der katholischen Schulbibel, später, als ich neugieriger wurde, der Volltext der protestantischen Bibel. Bereits diese Bibel „trifft“, hinsichtlich der darin enthaltenen Götter, von so vielen Widersprüchen, dass man sich fragt, wie hieraus ein monotheistischer Glaube erwachsen konnte. Die Bücher Mose sprechen von El bzw. Elohim und von Jahwe, sieht man von der Mehrzahl Elohim ab, also mindestens von zwei verschiedenen Göttern. P. J. Wiseman führt in seinem Buch „Die Entstehung der Genesis“ aus, dass der frühere Begriff „El“ unter Moses näher bestimmt werden musste, um die inzwischen auf dem Felde erschienenen zahlreichen Götter und gottgleichen Dämonen von dem einen Gott „Ich bin, der ich bin“-Jahwe zu unterscheiden. Nach den Darstellungen von P. J. Wiseman sei der Begriff „Gott“ kein Name gewesen, sondern ein Titel. Jahwe sei daher der Name des Gottes gewesen. Man müsse zwischen Namen und Titel klar unterscheiden. Im zweiten Gebot heiße es: Du sollst den Namen Jahwes, deines Gottes, nicht missbrauchen. Kein Jude hätte Hemmungen, von Gott (Elohim) zu reden. Nur wenn in den Schriften Jahwe erwähnt sei, habe er an dieser Stelle „Adonai (Herr)“ gelesen. Moses habe auf Nachfrage „Jahwe“ als den Namen seines Gottes erhalten, weil immer mehr Götter verehrt wurden. Folglich musste der wahre Gott durch einen Namen angerufen werden. So wie ich mich heute in meinem Computer durch Verzeichnisse und Unterzeichnisse hindurcharbeite und Kontakt zu meiner Datei suche, so musste seinerzeit anscheinend vom Oberbegriff Gott die richtige Adresse angesprochen werden, um Kontakt zu seinem Gott zu erhalten. Wenn Ex. 6,3 richtig sei - so Wiseman - wäre dieser Name zunächst nicht „Jahwe“, sondern „El Schaddai“ gewesen, da Gott sich in jenen Tagen unter diesem Namen den Menschen offenbart habe. Der Gebrauch des Namens El Schaddai wäre dann jedoch durch den immer stärker werdenden Polytheismus ebenfalls zweideutig und missverständlich geworden, und hätte durch einen neuen Namen, Jahwe, ersetzt werden müssen. Bereits hier verschweigt das Christentum die Göttervielfalt. Betrachten wir also nicht den einen - von Moses bevorzugten - Gott, sondern die Vielzahl der Götter der Vorzeit. Das akkadische Wort „elu“ soll buchstäblich „erhaben, mächtig“ bedeuten; von ihm soll sich das babylonische, assyrische, hebräische und ugaritische Wort „El“ ableiten, dem die Griechen dann die Bedeutung „Gott“ verliehen haben. Ähnliche Bedeutungen, wenn nicht die gleiche, sollen Baal, Bel u.ä., letztlich sogar der Begriff Allah haben. So, wie die einzelnen semitischen Stämme zur Zeit Abrahams sich einen Gott aussuchten und in, bzw. bei seinem Ort (Tempel) wohnten, für ihn arbeiteten und beteten, Kriege führten etc., so wurden die von Moses letztlich in einem Schmelztiegel gesammelten und zum Exodus geführten hebräischen u. ä. semitischen Bewohner von Jahwe annektiert. Die Götterwelt war vielfältig, und jeder Gott regierte wie ein König ein ihm zuzurechnendes Volk.

Im altjüdischen Schrifttum, außerhalb der Bibel, las ich mit sich steigendem Interesse das „Jubiläenbuch“, auch „kleine Genesis“ genannt. Unter Kapitel 8 „Sems Nachkommen“ fand ich unter Vers 3 folgende Aussage:

„Da fand er eine Schrift, die die Urväter in den Felsen eingegraben hatten, und er las, was darin stand, schrieb es ab und erwog es; denn es enthielt der Wächter Lehre, der sie folgten bei der Betrachtung der Vorbedeutungen der Sonne, des Mondes und der Sterne und allen Himmelszeichen“.

Dieser Begriff „Wächter“ faszinierte mich. Ich hatte ihn bereits des Öfteren in anderem Zusammenhang, aber wahrscheinlich mit demselben Hintergrund, gelesen. Der frühere Name Südmesopotamiens soll „Ki-En-Gir“ gelautet haben, was im akkadischen dem Namen „Schumer“ entsprechen soll. Die Bedeutung des Wortes „Schumer“ soll „Land der Wächter“ gewesen sein. Es könnte also durchaus sein, dass der hebräische und sumerische Begriff eine gemeinsame Wurzel haben, insbesondere, da Abram aus Ur gekommen sein soll und sich viele der biblischen Schriften auf alte sumerische Schriften, insbesondere zur Erschaffung der Erde, beziehen sollen.

Weiterhin fand ich die Theorie, dass die ägyptische Hieroglyphe 𓆎 [= Ntr] für den Begriff, den später die Griechen als „Gott“ übersetzten, und damit einem Begriff, den die Bewohner des alten Landes 𓆎 𓆏 𓆑 Kem.t (Cham) nicht kannten, ebenfalls „Wächter“ gewesen sein soll. Die Straßen in Nähe des Roten Meeres, die Ägypten und Mesopotamien verbinden, sollen „Ta-Netscheru“ [= „Ort bzw. Land der Wächter“] geheißen haben.

Walter B. Emery führt in seinem Werk „Ägypten“ aus, „dass ein Volk, das in der Überlieferung unter dem Namen ‚Gefolge des Horus‘ bekannt ist, allem Anschein nach eine zivilisierte Aristokratie oder Herrenrasse bildete, die ganz Ägypten beherrschte“. Einleitend führt er aus, „dass die kulturelle Verbindung zwischen Nil und Euphrat schon in dieser Frühzeit unbestritten und allgemein anerkannt ist.“ Weiter: „Die heutige Forschung lässt die Möglichkeit außer Acht, dass beide Gebiete von einem bisher noch nicht bestimmten Gebiet aus erobert und besiedelt wurden.“

Hier zeichnet sich die Möglichkeit ab, dass in vordynastischer Zeit ein Nordvolk - eine Herrscherasse - einfiel. Nach Emery wird die Existenz einer solchen „Herrenrasse“ dadurch gestützt, dass man in den Gräbern aus der späten prädynastischen Zeit im nördlichen Teil Oberägyptens die Knochenreste einer Volksgruppe entdeckt hat, deren Schädel breiter und deren Körper größer waren als die der Eingeborenen. Sollte diese „Herrscherrasse“ aus dem sumerischen Raum gekommen sein, könnte hier vielleicht eine Deutung des ntr-Begriffs zu suchen sein. Zur Bedeutung Sumer [= Wächter (evtl. das vorbezeichnete Nordvolk)] und zu 𓆎 𓆎 𓆎 [= Ntr.w = Wächter] konnte ich jedoch lange keine weiteren Hinweise bekommen.

Ich schrieb dann eine jüdische Gemeinde in Berlin, mit dem Hinweis auf das „Buch der Jubiläen“, an. Von dort erhielt ich die Bestätigung, dass der hebräische Ausdruck für „Wächter“ im Singular (Umschrift) **Schomer**, im Plural (Umschrift) **Schomrim** ist. Damit ergab sich für mich der Hinweis, dass die Mächtigen der Ur-Bibel nicht als „Gott“, sondern als **Wächter** bezeichnet wurden. Über den Hintergrund ließe sich lange diskutieren.

Mir fehlte aber immer noch die Verbindung zu den ägyptischen Göttern. Die Übersetzung der Hieroglyphe 𓆎 einfach mit dem Begriff „Gott“ war mir zu willkürlich, total unbefriedigend und entsprach, nach meinem Verständnis, nicht der Vielschichtigkeit des Glaubens vor Jahrtausenden, insbesondere, da der Gottesbegriff, wie sehr viele Begriffe und Namen, dem Griechischen und damit einem Verständnis und einer Geisteshaltung von Tausenden Jahren später entlehnt wurden. M. E. müsste es möglich sein, über die fehlende Vokalisierung, Transkription, und nach Tausenden von Jahren ggf. falscher Aussprache eine Rückkopplung auf den Kern des ursprünglichen Wortsinnes zu erhalten.

Da auch die Aussprache für 𓆎 [= Ntr] wegen der möglichen Vokalisierung in jeder Sprache verschieden ist (Netscher, Natschar, Natsar etc.), versuchte ich hier - wenn auch zunächst vergebens - weitere Indizien zu finden. Zuletzt erst fand ich im Buch „Pharaonen und Propheten“ von dem Ägyptologen David Rohl - wenn auch in einem anderen Zusammenhang - ein mögliches Indiz. Er führt an, dass [phön.] nsr dem Begriff „beobachten, bewachen“ entspricht. Gegebenenfalls habe hier, in den einzelnen Sprachen dieses Raumes, eine Verschiebung von s zu T / t, eventuell z oder umgekehrt, stattgefunden, wie es auch *Thomas Riemer* in seinem Aufsatz in EFODON NEWS sieht, sodass eine gemeinsame Wurzel zu ntr gesucht werden könnte. Anhand von Untersuchungen der kanaanitischen Dialekte werden von Rohl Begriffe, Aussprachen etc. verglichen. Er führt aus:

<u>hebräisch</u>	<u>phönizisch</u>	<u>Bedeutung</u>
natsar	natar	bewachen

Lässt man die Vokale unberücksichtigt, bleibt in der Umschrift „ntsr“ bzw. „ntr“ übrig. M. E. wäre hieraus zunächst einmal der Schluss zulässig, dass Ntr [= 𓆎] ebenfalls der Bedeutung „Wächter“ entspricht. E. F. Weidner führt in seinen Studien zur hethitischen Sprachwissenschaft die Vokabel *nahsaras* = „fürchtend, ehrfurchtsvoll“ auf.

Für mich als sprachwissenschaftlicher Laie wiederum ein Indiz für die infrage stehende Konsonantenverbindung. Ich suchte Hilfe bei Prof. Dr. Hornung. Dr. Schneider vom Ägyptologischen Seminar der Universität Basel antwortete in

seinem Auftrag. In dieser privaten Mitteilung verneint er jedoch, dass die sogenannten Wächter des Jubiläenbuches - eine späte Überlieferung - für die 3.000 Jahre ältere Gottesvorstellung der Ägypter herangezogen werden können. Weiterhin seien die Gefolgsleute des Horus nicht mit den Ntrw identisch. Zur Konsonantenfolge ntr führt er aus, dass ägyptisch „ntr“ erst im Neuen Reich Transkription von semitisch nsr sein könne. Ursprünglich gehe ägyptisch „t“ aber auf ein/k. Ist die Suche damit zu Ende?

Nach dieser Auskunft wurde mir immer klarer, dass die Herkunft des Begriffes weniger durch „Ausgrabungen und Recherchen vor Ort“, als durch Ausgrabungen in der Sprache, zu klären sein würde. Ich suchte Hilfe bei der Studiengemeinschaft Deutscher Linguisten. Der Vorsitzende, Kurt Schildmann, zerlegte den Begriff n-t-r in seine Bestandteile. Er teilte mir mit, dass es nicht auszuschließen sei, dass „n“ von „na“ „nicht“ abstamme. Das könne dann zurückgehen auf „unzerstörbar“, stimmig für „Eroberer-Rasse“. Das „t-r“ stamme von [Sum.] „tar<“, [SW-Iran] „Θar“, [Iran.] „sar“, [Arisch.] „sar“, [IE (Indo-Europ.)] „`ker“, [Griech.] „keiro“ von „*ker-y-o“ = „ich zerstöre“, ab. Die Untersuchungen hierzu sind von Schildmann noch nicht abgeschlossen. Vielleicht sollte man den Hintergrund solcher Begriffe doch weniger den Ausgräbern als den Sprachwissenschaftlern überlassen. Zumindest sollten sich beide Disziplinen zum Vorteil der Wissenschaft ins Benehmen setzen.








Thomas Riemer veröffentlichte in EFODON NEWS einen Artikel, in dem er ebenfalls auf den Begriff „Sumer“ eingeht. Er folgert ebenfalls: „Land der Wächter“. In einer Fußnote führt er aus:

„Wenn wir die ‚Wächter‘ als Hegemonie im Sinne von ‚König‘ akzeptieren wollen, wäre ‚sur‘ ebenso wie ‚ser‘ ein Titel, der dieselbe Stufe in der Hierarchie einnimmt“.

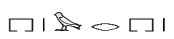
Diese Ausführung passt zu meinen Gedankengängen, dass die Urvölker den Begriff, den wir für „Gott“ setzen, sehr differenzierten, und deren Begriffe, die von uns fälschlich als „Gott“ übersetzt werden, mit einem Schöpfer des Universums - außer unserer falschen Übersetzung - nichts zu tun hatten. Für die Hopi-Indianer waren die Kachinas Lehrmeister und keine Götter. Diese Unterscheidung geht aus ihren Erzählungen, die der NASA-Ingenieur Blumrich in seinem Buch „Kassara und die sieben Welten“ aufzeichnete, hervor. Die Götter, die sich am indischen Himmel in Vimanas tummelten, waren offensichtlich auch keine Götter im christlichen Verständnis, sondern erhabene Wesen als die einfachen Mutanten, die Menschen genannt wurden. Ebenso dürften die Sumerer und Ägypter sehr genau zwischen einem höheren Wesen, das dem christlichen Verständnis für einen Gott gleichzusetzen wäre, und den Wesen, die ihnen ggf. als „Gefolgsleute des Horus“ Kultur, Sprache, Schrift, Medizin, Ackerbau, Metallurgie etc. brachten, unterschieden haben.

„Als das Königtum auf Erden kam“ steht nicht nur in der Bibel, sondern in viel älteren Schriften. Hier regierten zunächst Wesen, die heute als „Gott“ bezeichnet werden. Die Macht ging dann, nach den Aufzeichnungen, an sogenannte Halbgötter, also Kinder aus Verbindungen der „Erhabenen“ (Wächtern) zum einfachen Arbeitsmenschen „Lulu“ über. Stand dann das Wort „Wächter“ für „König“, wie Riemer in der Fußnote andeutet? Bekannterweise liegen Königslisten der vordynastischen Zeit sowohl für den mesopotamischen Raum als auch für Ägypten vor. Erschreckend sind für die Archäologen nur die hohen Regierungszeiten, die Tausende Jahre umfassen, sodass sie, ebenso wie die Namen der „Wächter“, ins Reich der Mythologie verbannt wurden.


Gehen wir, mangels besserer Erkenntnis, davon aus, dass - wie bei den Hopi-Indianern - Lehrmeister, Wächter oder sonstige mächtige Wesen, Erhabene oder sonstige höherwertige Wesen auf Erden weilten, die massiv in die Entwicklung des Menschen eingriffen. Dann müssten sich diese Eingriffe noch in Wortverbindungen etc. finden lassen. Ähnlich wie im sogenannten Cargo-Kult müssten die Menschen nicht nur nachgeahmt, sondern die Herkunft dieses Wissens in ihrer Sprache unbeabsichtigt vermerkt haben. Welche sprachlichen Verbindungen gibt es in Ägypten, die die Herkunft der Lehrmeister erahnen lassen?

Auffallend sind die Bezeichnungen der ursprünglichen Häuser (Tempel) der Götter. So kann das Zeichen  im unterägyptischen Heiligtum pr-nsr (pr-nzr) durch die Hieroglyphe  ersetzt werden, die in den Zeichen     für „Flamme“ (wenn auch ergänzt mit dem Determinativ für „Zunge“  als gesprochenes Wort) steht. Ein ursprünglicher Tempel oder Haus der Götter war das „Ben-Ben-Haus“. Nach der Mythologie steht dies mit einem „Ben-Ben-Stein“ in Verbindung, mit dem die Götter auf die Erde kamen, oder anders ausgedrückt, mit einem Himmelsschiff, welches mit viel Feuer zu tun hatte.

 **pr-wr**

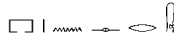
 **pr-wr** Per-wer

(Name des oberägyptischen Reichsheiligtums in El-Kab, ursprünglich eine Art Mattenzelt), Allerheiligstes, Sanktuar, tragbare Kapelle

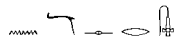
 **pr-nw** Per-Nu

(Name des unterägyptischen Reichsheiligtums in Buto, ursprünglich Rundhütte aus Flechtwerk)

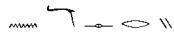
 **pr-nsr (pr-nzr)**

 **pr-nsr (pr-nzr)** Per-Neser

(Name des unterägyptischen Reichsheiligtums in Buto, ursprünglich Rundhütte aus Flechtwerk)

 **nsr**

Neser = Flamme, Feuer / fig. Flamme (aus dem Mund eines Gottes, e. Schlange oder aus dem Auge)






 **nsr**

neser = brennen, brennend sein




So bietet die Schilderung in der ägyptischen Erzählung vom „Schiffbrüchigen“ Einzelheiten zum Erscheinungsbild eines Gottes.






„Da hörte ich ein Donnergeräusch und meinte, es sei eine Woge des Meeres. Bäume wurden geknickt, die Erde bebte“.



Dieser Gott stellt sich dem Schiffbrüchigen nach dessen Empfinden als Schlange dar, welche ihn mit dem Feuertod bedrohte. Hornung verweist auf die erste Strophe des „Kannibalenspruchs“. Auch hier kündet, nach der Erzählung, ein gewaltiger Aufruhr in der Natur das Erscheinen des Gottes an. Dieses Donnern, Getöse, Feuer, Flammen und auch Rauch finden sich bei den indischen Vimanas ebenso wieder, wie bei Jahwe, der sich mit Rauch, Donner, Blitz und Feuer ankündigte und im Stiftszelt bzw. auf Bergen niederließ.

Weiterhin hat die Zeichenfolge **nsr** unter Zusatz von **w** als Pluralzeichen mit den Sternbildern  **nsrw** (**nzrw**) Neseru = Sternbild] zu tun, vom dem letztlich die  = **ntr** zum  [Ben-Ben-Haus] gekommen sein sollen, in dem der  = **bn** [= heiliger Stein von Heliopolis] stand. Dieser Ben-Ben-Stein wird auch:  geschrieben, wobei diese Schreibform auch für „Spitzbrot“ (ein Brot in Form des Ben-Ben-Steines) steht.

Inzwischen sollen Ägyptologen annehmen, dass die alten Ägypter ihre Schriftzeichen nicht selbst entwickelt, sondern von außen erhalten hätten. Was oder wer war „außen“? Die Herkunft der ägyptischen Schrift ist m. E. auch vom Wort- und Bildsinn her zu klären. Die Schrift wurde von den Göttern gegeben. Wieso? Der Begriff „Hieroglyphe“ (Heiliges Zeichen) kommt aus dem Griechischen. Der ägyptische Begriff lautet:

 oder  oder  **mdw-ntr** [Gottesworte].

Interessant ist hierbei, dass das Zeichen  verwendet wird. Da der Begriff „Gottesworte“ aus dem Ursprung der Sprache kommt, ist dem Zeichen eine besondere Bedeutung beizumessen. Er gehörte für die Bewohner des schwarzen Landes Kemet offensichtlich fest zum Begriff der geschriebenen Worte, die von den Lehrmeistern kamen; so als hätten die Wächter oder Lehrmeister bzw. „Götter“ zu Beginn, um sich bei den Primitivlingen verständlich zu machen, mit einem  = phon. **md(w)** [= Spazierstock] Zeichen in den Sand gescharrt. „Heilige Zeichen“, weil sie von den Lehrmeistern kamen. Anders ist die Zugehörigkeit dieses Zeichens zum Begriff für „Gotteswort“ m. E. nicht zu deuten. Ein Meißel , mit dem man Zeichen in Stein schlagen, oder Schreibzeug , mit dem man später auf Papyrus schreiben konnte, gehören nicht zum Begriff der Gottesworte. Ein  wurde als einfaches und hinsichtlich der Bedeutung aussagekräftiges Zeichen genommen.

Sinn oder Hintergrund für das Heilige Zeichen  sind ebenso wenig geklärt. Man muss davon ausgehen, dass die ersten Sprachbegriffe Zeichen oder Symbole beinhalteten, die die Menschen mit den Gegenständen, die sie benennen sollten, unverwechselbar in Verbindung brachten. Die Lautfolge (Konsonanten) kann daher für viele Hieroglyphen gleich sein. Durch die für sie eindeutigen Zeichen, die mit einem bestimmten Begriff verbunden waren, wussten die Urägypter, welche Vokale sie sprechen mussten. In späteren Zeiten waren die Zeichen aufgrund der Konsonantengleichheit austauschbar. Ob dies auch bereits zu Beginn so war, ist fraglich. Insofern ist das -Zeichen unverwechselbar mit den „göttlichen“ Lehrmeistern verbunden. Weshalb? Nach der Ägyptologin Maria Carmela Betrò wird das Zeichen seit archaischer Zeit als universelles Symbol für den Begriff „Gottheit“ gewählt. Sie kann jedoch nicht präzisieren, was es wirklich darstellt. Man nimmt heute an, dass der Stoff einen einfachen Stecken umhülle und wie eine Fahne mit dem munteren Flattern der tanzenden Enden die Präsenz des Gottes an dem Ort anzeigte, wo sie gehisst war. M. E. ist es logisch nachvollziehbar, dass die Hieroglyphe für „Gott“ oder „Einer, der mich beobachtet,

fördert und bewacht“ aus dem Zeichen entstanden sein muss, welches nach Maria Carmela Betrò darlegt, dass sich an diesem Ort die Götter (Lehrmeister, Wächter oder Beobachter über meine Entwicklung) aufhielten. Auch heute ist es (selbst auf dem Mond) üblich, die Flagge zu hissen und zu zeigen, dass „man“ hier ist und den Platz als eigenen beansprucht. Dieser durch die gehisste eigene Fahne in Besitz genommene Platz wird damit sozusagen „heilig“ und mit allen Mitteln verteidigt. Wenn die Wächtergötter ebenfalls dieses Symbol benutzten, kann sich die Überlieferung des Mastes mit der Flagge als Begriff für die, die dort residierten, entwickelt haben.

Verfolgen wir diesen Gedanken weiter und suchen weitere Begriffe, die mit dem 𐤎𐤌𐤓 Zeichen in Verbindung stehen.

Die Hieroglyphe für Natron beinhaltet das 𐤎𐤌𐤓 - Zeichen.

𐤎𐤌𐤓 (= Natron, Soda, gereinigt, sauber, rein sein, heilig).

Stöber weist darauf in seinem Buch „Der Herr der Götter“ darauf hin, dass zur Mumifizierung Natron durch Elektrolyse gewonnen wurde. Die Technik hierzu soll von den Göttern gekommen sein. Ebenso wurde Weihrauch mit den Göttern und höheren Wesen in Verbindung gebracht. Die Hieroglyphe für Weihrauch enthält daher ebenso das 𐤎𐤌𐤓-Zeichen.

𐤎𐤌𐤓... 𐤎𐤌𐤓 (= Weihrauch, räuchern, reinigen)

Weihrauch ist also keine Erfindung der christlichen Kirche für ihre Messfeiern. Die Verwendung von Weihrauch in Messen hatte ihren Sinn darin, dass der von der Menschenmasse, aufgrund der mangelnden hygienischen Voraussetzungen, damals ausgehende Körpergeruch übertüncht wurde. Kann es sein, dass die damaligen Lehrmeister mit einem dem heutigen Menschen vergleichbaren Geruchssinn den Körpergeruch der Urägypter ebenso wenig als angenehm empfanden, wenn sie diese in ihrem Zelt, Tempel etc. empfingen? Setzten sie deshalb die ihnen bekannten Weihrauchkörner ein? Diese für Urägypter bis Erscheinen der 𐤎𐤌𐤓.w unbekannte Nutzung der ... Körner und den durch Verbrennung zu erzielenden angenehmen Duft verbanden sie dann mit den 𐤎𐤌𐤓.w und nahmen das Zeichen, welches sie für ihre Lehrmeister benutzten, in den Begriff für Weihrauch „Körner“ auf, damit dieser Rauch sprachlich von normalem und bereits bekanntem Rauch unterschieden werden konnte.

Interessant sind auch die in den vorstehenden Begriffen enthaltenen Bedeutungen: „sauber“, „rein“, und „heiligen“. In der Bibel ist der Begriff „heiligen“ offensichtlich auch mit dem Begriff „säubern“ austauschbar. „Den Sabbat heiligen“ kann auch für die Bedeutung „Reinigen des ‚Hochbetagten‘ (= einer, der uralt war) am Sabbat“ stehen. Der Ausruf „Du stehst auf heiligem Land“ kann ebenso bedeuten, „Du stehst auf Land, das für die Götter geplant und gesäubert wurde“. Daher wird an diesen geheiligten Plätzen (bis in die Gebetshäuser der Neuzeit hinein) auch das Ausziehen der Schuhe, die mit Straßenschmutz behaftet sind, verlangt.

Bei der vorstehenden Deutung des 𐤎-Zeichens handelt es sich garantiert nicht um der Weisheit letzter Schluss, aber es ist eine Spekulation, die offener, m. E. weitsichtiger und wahrscheinlich zutreffender ist als der eingengegte und durch die Vielfalt abgegriffene Begriff für „Gott“.

(EFODON-SYNESIS Nr. 34/1999)

Das Imperium Romanum war das deutsche Kaiserreich

© Gernot L. Geise; veröffentlicht in SYNESIS Nr. 4/1999

Wer waren die Römer? Dieser Frage versuchte ich schon in meinem Buch über die Römer (1) auf den Grund zu gehen. Dabei kam ich zu dem Ergebnis, dass diejenigen, die von uns als "Römer" bezeichnet werden, keinesfalls ein eigenes "Volk der Eroberer" waren, sondern - etwas salopp ausgedrückt - die einheimische Bundeswehr der Kelten. Mit dieser Feststellung konnte ich jedoch das "Imperium Romanum" noch nicht widerlegen.

Die Geschichte Mitteleuropas stimmt vorne und hinten nicht, wie es sich immer mehr herausstellt. Sie kann hinten nicht stimmen, wenn sie vorne bereits falsch ist. Diesem Faktum haben sich inzwischen die sogenannten Zeitrekonstrukteure angenommen (H. Illig, U. Topper, E. Gabowitsch usw.), doch ob sie in der Lage sind, eine neue Zeitrechnung aufzustellen, ist noch ungewiss. Inzwischen scheint man sich allgemein darauf geeinigt zu haben, dass irgendwann im Mittelalter 297 Jahre künstlich eingefügt worden sind.

Mir erscheint das zu wenig. Es kann nur ein Puzzlesteinchen in unserer erfundenen Geschichte sein. Ein einziges Datum scheint sicher datierbar zu sein: Heute. Egal, welcher Jahreszahl man "heute" nun zuordnet.

Unsere Geschichte lässt sich etwa bis 1803/1806 zu Napoleons Säkularisation recht gut rekonstruieren. Etwas mühsamer wird es zurück bis zum Ende des "Dreißigjährigen" Krieges. Der Sinn dieses Krieges - sofern überhaupt je ein Krieg einen Sinn hatte - lag in der Zerstörung von Kulturgut. Vorderstes Ziel waren die Klosterbibliotheken, die Archive, die Kirchen und Burgen mit ihren "sprechenden" Wappen, die Gemälde von Personen und Gebäuden. Was übrig blieb, wurde in kleinen Einzelaktionen nachgeholt: Zerstörung der "altrömischen" Städte (im sogenannten "Pfälzischen Krieg"). Hier wurden alle alten, gewachsenen "römischen" Städte in einem breiten Korridor den Rhein entlang systematisch zerstört. Erinnerungen wurden ausgelöscht.

Es war dasselbe System, wie es in vielen Kriegen angewendet wird. Das letzte traurige Beispiel ist Jugoslawien. Zuerst werden die Kirchen zerschossen, obwohl sie denkmalgeschütztes Kulturgut sind. Doch da sich hier oftmals die einzigen Archive befinden (Geburts-, Tauf-, Eheschließungs- und Begräbnislisten), kann auf diese Art und Weise kaum ein noch Lebender seine Herkunft und Abstammung belegen, nachdem den Flüchtlingen die Ausweise abgenommen wurden.

Nach dem "Dreißigjährigen" Krieg scheinen die Geschichtsdaten so leidlich zu stimmen. Alles was vorher stattfand, ist jedoch einer klerikalen, klerikal-feudalen und feudalen Manipulation anheim gefallen.

Die Daten der angeblich "großen" Größen dieser Welt stimmen so wenig, dass man sie zwangsläufig in Zweifel ziehen muss. Ihre Taten jedoch haben - mehr oder weniger übertrieben - stattgefunden. Daran sollte man sie dingfest machen.

Wer war Karl der Große?

Da ist als erstes die Sache mit Karl dem Großen. Dr.-phil. Heribert Illig hat in seinen Schriften und Büchern überzeugend aufgezählt, warum dieser als Herrscher nicht existent gewesen sein konnte - als Mythos jedoch überragend war.

Allerdings entsteht ein Mythos immer nach einem Vorbild, das scheint ein "ehernes

Grundgesetz" zu sein: Kein Mythos ohne Vorbild. Wenn auch Karl der Große seine Taten nicht alle selbst vollbracht haben konnte, so muss doch einer dagewesen sein, dem man das alles auf seinen breiten Rücken laden konnte. Nur, wer war das?

Dazu sollten wir zunächst einmal klären, wer Karl der Große, genannt Karolus Magnus, war. Er war - so die herkömmliche Geschichtsschreibung - derart überragend, dass er mit dem Attribut "Magnus = Der Große" titulierte wurde. Heißt aber Magnus wirklich "Der Große"?

Im Lateinischen finden wir: *magnus*, comparativ *maior*, -us; superlativ *maximus*; allerdings heißt *magnum*: "der Große"! Zwar wird auf die griechische Herkunft hingewiesen (2): "megas", aber Magnus ist nicht Megas - das ergäbe einen anderen Sinn.

Das Wort besteht aus zwei Silben, und jede hat im Griechischen ihre eigene Bedeutung (3): *ma* = Schwurpartikel, mit accusativ: "der Gottheit (oder Sache), bei der man schwört" (z.B.: *ma ton* = bei Gott). Und *gnos(is)* [-gnus] = die Erkenntnis, die Einsicht, die richterliche Einsicht, Instanz, der Richterspruch.

Daher heißt *magnum* nicht "Der Große" (das wäre *ho megas!*), sondern "die (höchste?) richterliche Instanz, bei der geschworen wird".

Und *Carolus*? Eine Erklärung dazu findet man kaum. Im Brockhaus (1991) steht nur: "die lateinische Form von Karl dem Großen". Im Griechischen ist *Kar* die Kurzform von *Karios*. Das ist eine karische Namensform von Zeus; *Olos* ist im Griechischen *to olos* = Das Ganze, Der Staat (an sich). Demnach ist *Karolus* = Oberster "Gott" (Zeus) des Staates.



Das älteste Siegel der Stadt Aachen (vor 1134) stellt Karl den Großen dar. Welcher Herrscher war hiermit wirklich gemeint? (aus: "Die Zeit der Staufer", Band II, Ausstellungskatalog, Stuttgart 1977)

Das Aachener Stadtsiegel

Merkwürdig ist daran, dass *Karolus Magnus* nicht lateinisch, sondern griechisch ist! So findet sich die Titulatur "Romanorum Imp(er)ator Augustus Karolus Magnus" auch auf der Abbildung des Reichssiegels von Aachen (siehe Abb.).

Ist diese Inschrift nun lateinisch oder griechisch? Und was heißt das Ganze auf deutsch?

Romanorum:

Das berühmt-berüchtigte Wort Rom(anorum) bedeutet, nach herkömmlicher Lehrmeinung, nichts anderes als die bekannte Stadt Rom (2). Das wäre allerdings die erste und einzige Stadt der Welt, deren Namen keine Bedeutung hätte.

Doch im Griechischen (3) finden wir des Rätsels Lösung: Rom heißt "Heer, Heeresmacht, Heeresteil, Streitmacht, Kolonne". Demnach war jedes Römerkastell ein solches Rom! Eine Kolonna romanorum war eine durch eine Säule gekennzeichnete Kolonie Rom, eine Militärkolonie (Militärgouvernement). Aus den "Römersäulen", als Zeichen der Machtergreifung, wurden später die Mariensäulen, die ursprünglich mit Maria überhaupt nichts zu tun hatten, aber mit Mark, marga = "die Grenze". Aus griechischer Sicht war die Halbinsel Italien, und alles, was darüber hinaus im Westen lag, eine Militärkolonie, und nichts anderes.

Da die Griechen niemals einen eigenen Namen für ihr zusammengewürfeltes Volk (Graeki, Spartaner, Hellenen, Athener, Makedonier, etc.) hatten, bezeichneten sie ihr gesamtes Militärreich (Großgriechenland) als Italien (Italika): "In den Bürgerrechtskämpfen der ersten Hälfte des 1. Jh. v.u.Z. wurde noch zwischen ‚Italikern‘(!) und ‚Römern‘(!) unterschieden." (4) Der Griechen Land heißt demnach definitiv Italien.

Was war nun mit Rom? Diese heute existierende Stadt kann man nicht im Geschichtsmüll verschwinden lassen. Doch seit wann gibt es diese Stadt unter diesem Namen, wenn doch jede griechische Militärkolonie Rom heißen konnte? Da sind beispielsweise:

- Aachen: "Roma secunda" oder "aurea Roma renovata" (5)
- Mainz: "Aurea Maguncia Romane ecclesie specialis filia" (5), auch das "Andere Rom" genannt.
- Trier: "Roma Secunda", "altera, nova, minor Roma", "Belgica Roma", "Das Rom des Nordens" (5), auch "Augusta Trevirorum" (6).
- Konstantinopel: war "Nova-Roma" (7).
- Byzanz: "Die Erhebung von Byzanz als zweitem, christlichen Rom zur neuen Hauptstadt Konstantinopel (330) besiegelt den Sieg des Christentums im römischen Reich." (8) "So festigte sich, seit dem Tod Theodosius I. 395 endgültig vom Westreich getrennt aus der Verbindung staatl. Romtradition, griechisch-hellenist. und christl. Kultur das Reich der Rhomäer ("Römer", Selbstbezeichnung der Byzantiner), das mehr als 1000 Jahre Bestand haben sollte. - Die lateinische Sprache blieb bis in das 7. Jh. Amtssprache, doch dominierte das Griechische von Anfang an als Literatur- und Umgangssprache der Bevölkerung der östlichen Landesteile." (8)

Dazu ist anzumerken, dass die "Rhomäer" im Griechischen immer Römer waren (Rhómaiōs [3]).

Somit erkennen wir in dem Titel auf dem Stadtsiegel von Aachen (Rom!) das Romanorum als Militärbefehlshaber.

Imperator:

Von impero: Das Wort aus In und Paro zusammen mit der Bedeutung: gebieten, herrschen, regieren (2). In = in, aber auch über, also als Herrscher über Herrscher, wie Paro (9): Pa und Ro(i) (wie im Französischen: Roi = "der König".) Imperator ist demnach nur ein Titel wie Kaiser: König über Könige.

Augustus:

Augustus heißt geweiht, heilig, erhaben, hoch, majestätisch (2). Ein Ehrentitel, erstmalig am 16. Januar für Octavianus verliehen, seitdem ist der 16. Januar der 16. August(us).

Octavian = der achte, daher musste der August als ganzer Monat an die 8. Stelle gerückt werden. Dieser Titel - war er erst einmal verliehen - wurde weitervererbt, so dass man einen Kaiser ganz folgerichtig mit Augustus titulierte. Späterhin wurde dieser Ehrenname zur bloßen Bezeichnung für einen Kaiser. Im Griechischen heißt augi (ävji) = "Der Glanz" und ous = "in die Geheimnisse eingeweiht". Also war Augustus ein "im Glanz der Geheimnisse Eingeweihter".

Karl der Große war, als Karolus Magnus, ein "römischer Caesar" griechischer Herkunft.

- Romanus = Militärbefehlshaber
- Imperator = Herrscher über Könige
- Augustus = In Geheimnisse Eingeweihter
- Karolus = Der "Gott" des Staates
- Magnus = Höchster Richter

Beim Vergleich der Taten der römischen Cäsaren mit denen von Karolus käme entweder Julius Cäsar oder der berühmte Augustus in Frage.

Nirgendwo in der Literatur wird ein Hehl daraus gemacht, dass die Karolinger, Salier, Ottonen und Staufer "Römer" waren! Jede historische Literatur nennt nur die Kaiser des "Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation", wobei anzumerken ist, dass "Rex Germaniae" erst 1508 von Maximilian I. angenommen wurde.

Das "Imperium Romanum" war das deutsche Kaiserreich

Das Kaiserreich in Europa war das "Römische Imperium". Warum auch anders? Es werden in den Stammtafeln von H. Grote (Leipzig 1877) im § 24 "Die Römischen Kaiser" aufgezählt, beginnend mit Karl dem Großen bis Maximilian I. (1508-1519). Hier auf jeden einzelnen größer einzugehen, warum er ein "Römer" und kein "Deutscher" war, ist in der Kürze nicht möglich. Es gibt aber tausende von Bänden über die Leben dieser Kaiser. Bedenken sollte man, dass es sich bei den "römisch-deutschen" Kaisern keineswegs um Bürger der Stadt Rom in Italien handelte, sondern um griechisch-fränkische! In der Literatur ist es nachweisbar, dass viele Cäsaren in Gallien geboren wurden (4). Dabei sollte nicht vergessen werden, dass auch Trier und Aachen geflissentlich zu Gallien gezählt wurden (4).



Ein Beispiel "römischer" Kunst: "Le deuxième groupe de Chevaux" ("Die zweite Pferdegroupe"). Sahen so etwa Römer aus?

Erschwerend ist auch, dass eine ganze Menge Cäsaren und Kaiser gestrichen, gleichgesetzt und zusammengefasst werden müssen. Die etwas merkwürdigen Stammbäume einiger dieser Herrscher, die immer wieder vorkommen, mit den selben Frauen, Kindern und Enkeln, mit fast ähnlichen Taten, selben Geburtstagen und -orten, lassen den Schluss zu, dass einige dieser Herrschaften nicht richtig eingeordnet worden sind. Wenn "Römische Cäsaren" außerhalb "Roms" geboren wurden und regierten, heißt das nicht, sie seien keine Römer gewesen! Rom war da, wo die Militärpräsenz es gebot. Nur in Italien - dem Land, das wir heute so nennen - spielte sich so gut wie gar nichts ab: die italienische Halbinsel lag wohl etwas abseits vom hauptsächlichlichen Geschehen. Daher ist es auch verständlich, wenn die Cäsaren-Kaiser lieber in Aachen, Trier, Arles, Ravenna, Mailand, Besançon, Carnuntum oder Konstantinopel regierten, als in Rom.

Gegenüberstellung

Regierungsjahre Fränkische Hausmeier

752 - 768 = 16 Jahre Pipin

754 - 814 = 60 Jahre Karl I. (nur Maior Domus-Nachfolger, nicht unbedingt Sohn)

seit 754 Mitkönig

seit 768 König

ab 774 König von Italien (Groß-Griechenland)

am 25.12.800 Kaiser

814 - 840 = 26 Jahre Ludwig I. (Chlodowech, Chlodwig, Hlodwig, Luzius, Lucius)

840 - 855 = 15 Jahre Lothar I. (Chlotarius, Hlodar, Chlodar = Claudivus, Claudius, Klaus)

855 - 875 = 20 Jahre Ludwig II.

= 137 Jahre

Regierungsjahre "Römische Konsuln"

-63 bis -44 = 19 Jahre Gaius Julius Caesar (-100 bis -44)

ab -63 Pontifex Maximus

seit -59 im 1. Triumvirat

-44 bis 14 = 70 Jahre Claudius Octavian Augustus (adoptiert, kein leiblicher Sohn)

14 - 37 = 23 Jahre Claudius Nero Tiberius

37 - 41 = 4 Jahre Gaius Iulius Caesar Germanicus (12 - 41, genannt Caligula)

41 - 54 = 13 Jahre Tiberius Claudius Nero (Germanicus, 12 - 54)

54 - 68 = 14 Jahre Claudius Drusus Nero

= 143 Jahre

Die Stadt Rom auf der Apennin-Halbinsel

Rom war zur Zeit der "Römer" lediglich eine kleine, leidlich wiederaufgebaute griechische Ruinenstadt.

In der griechischen Geschichte finden wir ihren Gründer und wohl wahrscheinlich letzten Regenten: Es war König (Basileus) Euandros (10). Der Name dieser griechischen Stadt war Pallantion. Euandros wurde aus Arkadien in die Kolonie am Albula (heute Tiber) verbannt und führte hier das lateinische Alphabet ein. Hier ist der Ursprung der lateinischen Schrift zu sehen, die, zusammen mit der lateinischen Sprache, nur aussagt, dass sie in Latina (heute Latio, Lazio) benutzt wurde - allerdings von den selben Griechen! Euandros ging mit seiner Mutter Nikostrate, in Begleitung einer Gruppe Pelasger (Ureinwohner Griechenlands), nach Italien, und etwa sechzig Jahre vor dem trojanischen Kriege baute er die kleine Stadt Pallantion auf dem Hügel neben dem Tiber, der daraufhin der "pallantinische Hügel" genannt wurde. Nikostrate - in ihrer Sprache Karmenta genannt - änderte das 13-Konsonaten-Alphabet der Pelasger in das lateinische 15-Konsonanten-Alphabet um. Der griechische König Euandros war den Etruskern immer noch tributpflichtig. Mit seiner "zivilisatorischen" Re-gierung über ganz Italien entledigte er sich auch der Tribute. Euandros soll auch Pompeji und zusammen mit Iraklis (Herakles) Herculaneum gegründet haben.

Das Ende des trojanischen Krieges wurde durch den Ausbruch des Thera-Vulkans mit seinen Auswirkungen (Erdbeben und riesiger Flutwelle) herbeigeführt. Diese Katastrophe beendete auch die "hellenistisch-griechische Kultur" im griechischen Mutterland Hellas und auf der Apennin-Halbinsel. Es ist verständlich, dass die nunmehr griechische Kultur von Italien (also Groß-Griechenland) eine andere wurde: Nicht mehr so kunstvoll, sondern eher kopienhaft. Das bewog wohl die Historiker, eine griechische und eine hellenistische Kulturepoche zu unterscheiden. Wenn sich aber innerhalb eines Staates oder eines Volkes der Baustil ändert, Sprache und Schrift jedoch nur unwesentlich, dann kann man dafür doch kein neues Volk erfinden, das für den Wechsel verantwortlich sein soll!

Als Beispiel Deutschland: Ist denn nach dem Ende des 2. Weltkrieges ein völlig neues deutsches Volk vom Himmel gefallen, weil staatlich geringe Grenzveränderungen stattfanden und Sprache, Schrift, Bau- und Kunststil sich geringfügig änderten?

Nach dem Krieg wurde auch bei uns ein neuer "Zweck-Baustil" eingeführt, um einen schnellen Wiederaufbau zu gewährleisten. Die altdeutsche Schrift (Gotik, Fraktur, Sütterlin) wird nicht mehr gelehrt, so dass unsere Jugend kaum noch in der Lage ist, die alte Literatur zu lesen. Brauchen wir da einen so gravierenden Volkswechsel, wie er zwischen Griechen und Römern postuliert wird?

Der Bestand der "römischen" Baureste und der Artefakte in den Museen (beispielsweise in Frankreich) gehören allesamt in das "griechische" Weltreich. Der Unterschied zwischen "römischen" und "griechischen" Bauwerken und -stilen besteht lediglich aus einer natürlichen Weiterentwicklung (Fortschritt) und einer Vereinfachung. Dasselbe, das wir bedauerlicher-wei-se auch im eigenen Land erleben. Die Gebäude des letzten Jahrhunderts stehen größ-tenteils unter Denkmalschutz, immer mehr Touristenscharen staunen jüngste Geschichte in Massen an, niemand baut heute jedoch noch so etwas. Sobald aber die Archäologie mit "römischer" alias "griechischer" Kunst konfrontiert wird, wird gelogen, was das Zeug hält.

Wenn in Bayern Osirisfiguren gefunden wurden (11), wird noch angenommen, es handele sich um verlorene Söldner- oder Händlerstücke. Die Masse der griechischen Vasen wird mit Importen "erklärt". Allerdings wurden und werden die Isistempel in Bayern als "römisch" erklärt. Auf die Idee, dass hier Griechen gelebt haben könnten, kommt wohl

niemand. Auffällig ist denn auch, dass die deutsche Sprache im Gundbestand größtenteils griechisch ist. Das, was angeblich aus dem Latein gekommen sein soll, zeigt sich beim Nachschlagen im lateinischen Wörterbuch als aus dem Griechischen abgeleitet. Das heißt jedoch, dass es eine zeitliche Variante gab, die wir zwar als "römisch" bezeichnen, die jedoch griechisch war. Durch diesen Irrtum entsteht eine Zuordnung, die zeitlich eingeordnet werden musste. Sie wurde künstlich in die Zeitgeschichte eingeschoben!

Resümee

- *Karl der Große war ein "römischer" Cäsar griechischer Herkunft.*
- *Die "Römer" waren existent, aber griechische Kolonisten.*
- *Städte namens Rom gab es häufig.*
- *Die Zeit der "römischen Cäsaren" ist die der deutschen Kaiser.*
- *Die deutsche Kaiserzeit folgt nahtlos der griechischen Geschichte.*
- *Die Romanik als Baustilepoche wäre "römisch", wenn sie nicht spätgriechisch war.*
- *Durch die Doppelbelegung verschiedener Zeiträume entstand in den frühmittelalterlichen Schichten archäologische Sterilität.*
- *Die "dunklen Zeitalter" des Mittelalters können gar nicht erhellt werden, da sie nicht existierten.*
- *Die Zeitrechnung muss, unter Berücksichtigung der verschiedenen Chronologieversuche, revidiert werden: Lücken müssen ersatzlos gestrichen werden.*
- *Die Behauptung, dass wir im Jahre 1999 leben, entbehrt jeder historischen Grundlage. Das Jahr 2000 wird unsere Generation nicht mehr erleben.*

Anmerkungen

- (1) Gernot L. Geise: "Wer waren die Römer wirklich?", Hohenpeißenberg 1997
 - (2) Stowasser: "Lateinisch Deutsches Schulwörterbuch", München 1954
 - (3) Gemoll: "Griechisch-Deutsches Schul- und Handwörterbuch", München 1954
 - (4) Dr. Hans Ditten: "Lexikon der Antike", Augsburg 1990
 - (5) Auf seinem ältesten Stadtsiegel, Mitte des 12. Jh.; Heinz Ritter-Schaumburg: "Die Nibelungen zogen nordwärts", München 1987
 - (6) Carl Christian Schramm: "Reise-Lexicon", S. 2088, Leipzig 1744
 - (7) Peter de Rosa: "Gottes erste Diener", S. 308, München 1991
 - (8) Brockhaus 1991: unter "Byzanz"
 - (9) Aus Parao (Pharaoh); vgl. T. Riemer: "Djoser - nur ein Titel für Herrscher", in: Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart, Gräfelfing 1989
 - (10) Die Geschichte von Euandros ist bibliographisch zusammengefasst von Robert von Ranke-Graves, Hamburg 1984
 - (11) Darüber berichtete bereits 1991 Ronald Orlogi in EFODON NEWS Nr. 5/1991: "Ägyptische Osiris-Figur ausgegraben". Diese Figur steht heute im Passauer Boiotro-Museum.
-



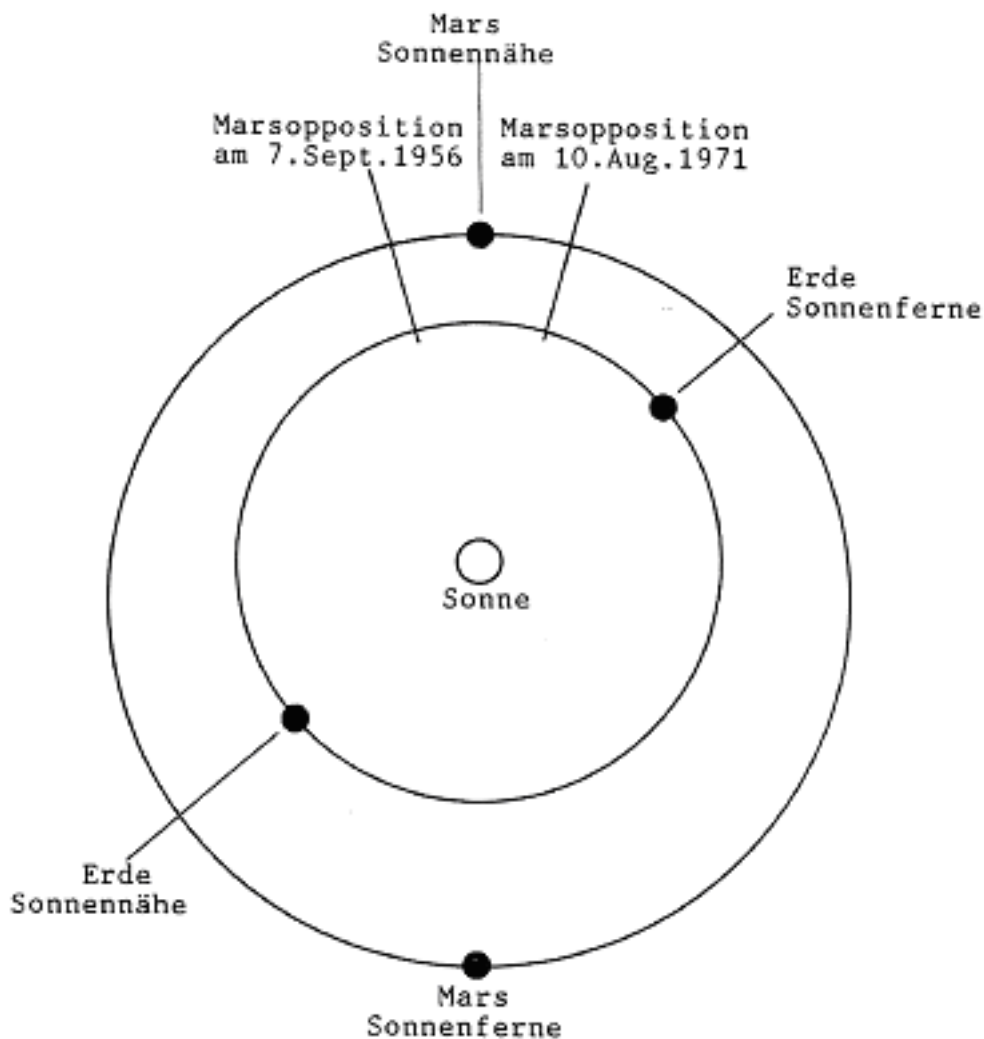


(c) Rudi Schulz

Kann man frühe Einflüsse vom Mars errechnen?

(veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 32/1999)

Der Gedanke, dass eine Periode oder ein *schar* (in den Keilschrifttexten wird der Ausdruck „ma“ verwendet) der Zeitraum sein könnte, bis sich eine kurze Distanz zwischen Erde und Mars wiederholt, ließ mir keine Ruhe.



Schematische Darstellung der Umlaufbahnen von Erde und Mars

Schematische Darstellung der Umlaufbahnen von Erde und Mars

Bilden Sonne - Erde - Mars eine Linie, sprechen die Astronomen von einer Mars-Opposition. Die Konstellation Erde - Sonne - Mars bezeichnen sie als

Mars-Konjunktion. Aber nicht bei jeder Opposition ist die Erde gleich nahe zum Mars. Durch die elliptische Bahn des Mars ergibt sich in Sonnennähe fast nur der halbe Abstand wie in Sonnenferne. Wenn die Anunnaki die Strecke Erde - Mars mit einem Raumschiff zurücklegen wollten, warteten sie auf diese günstige Konstellation. Diese Periode kann man schlecht mit einer Zahl ausdrücken, denn einmal sind es fünfzehn, ein andermal siebzehn Jahre. Oft trifft es auch auf zwei Jahre zu, bei denen Erde und Mars die kürzeste Entfernung zueinander aufweisen. Addiert man 1,8808 so oft, bis sich mit der Erdumlaufzeit (ein Jahr) eine Übereinstimmung zur Mars-Opposition ergibt, kommt man zu folgendem Ergebnis:

- nach 15,0464
- oder 16,972 - 30,0928
- oder 31,9736 - 47,02 - 62,0664
- oder 63,9472 - 78,9936 - 94,04 Jahren usw.

Bei dieser Kontrollrechnung erhielt ich auch nach 363 Jahren eine ganzzahlige Übereinstimmung (362,9944). Was mich so sehr verblüffte, war, dass die Zahl 363 in alten Überlieferungen genannt wurde. Aber nicht in der Bibel, auch nicht in Keilschrifttexten, sondern *„auf den Mauern des großen Tempels in Edfu, einer alten heiligen, ägyptischen Stadt, die dem Gott Horus geweiht war“* (1) *„Die Inschrift ist bemerkenswert wegen ihrer geographischen Genauigkeit. Sie beginnt mit einem Datum, das nicht die Angelegenheiten der Menschen, sondern die der Götter betrifft, nämlich Ereignisse zu der Zeit, als lange vor den Pharaonen die Götter über Ägypten herrschten:*

Im Jahr 363 war der erleuchtete Ra, der Heilige, der Falke des Horizonts, der Unsterbliche, der ewig lebt, im Lande Chenn. Er wurde begleitet von seinen Kriegern, denn die Feinde hatten sich in dem Gebiet, das seither Ua-Ua heißt, gegen ihn verschworen. Ra fuhr in seiner Barke dorthin, mit seinen Gefährten.

Er landete in der Gegend des Thronplatzes von Horos, im westlichen Teil dieses Gebiets, östlich vom Hause des Chennu, der seither königlicher Ghennu genannt wird.

Horos, der geflügelte Feldmesser, kam zu Ras Boot. Er sagte zu seinem Ahnen: ‚O Falke des Horizonts, wir haben sofort gesehen, dass die Kämpfe durch eine Verschwörung bestimmter Feinde der Götter Ra und Horos entfacht worden waren, um die glänzende Krone an sich zu reißen‘.

Darauf sagte Ra, der Heilige, der Falke des Horizonts, zu Horos, dem Geflügelten: ‚Mein Sohn, geh schnell und schlage die Feinde nieder, die du gesehen hast‘.

„Das ist meiner Ansicht nach der Anfang des sogenannten Ersten Pyramidenkrieges, eines Krieges, der in dem endlosen Streit um die Herrschaft über die Erde und ihre Raumfahrtanlagen und in den Streitigkeiten zwischen den Großgöttern der Anunnaki, insbesondere Enki/Ptah und

Ra/Marduk, wurzelt“ (2).

Zecharia Sitchin meinte, dass sich diese Zeitangabe, wie es damals üblich war, auf den Beginn der Herrschaft eines Königs bezog: *„Derartige Daten betreffen immer das erste Regierungsjahr des Pharaos, in dem das Ereignis stattgefunden hat; jeder Pharao hatte sein erstes Jahr, sein zweites und so weiter“.*

Aber damals, als nur die Götter über das Land herrschten, gab es noch keine Pharaonen. Außerdem regierte kein Pharao 363 Jahre lang. Meiner Meinung nach bezog sich das Jahr 363 auf das Schöpfungsjahr -4156, als nach Angaben der Bibel Adam erschaffen wurde. Wenn sich diese 363 Jahre nicht rein zufällig ergeben haben, sondern sich darin die Perioden oder „schars“ der Anunnaki widerspiegeln, dann müsste im Schöpfungsjahr ebenfalls Marsopposition bzw. eine kleinere Distanz zwischen Erde und Mars bestanden haben. Hatte Nostradamus das Jahr -4757 ebenfalls nach einer Marskonstellation berechnet? Er behauptete: *„Ich berechne diese Zeiten nicht nach den Formeln der Heiden, wie sie Varro niedergeschrieben hat, sondern allein nach den Heiligen Schriften und nach astronomischen Kalkulationen, soweit sie mein schwacher Geist bewältigen konnte“.*

Als die Anunnaki -4757 vom Mars zur Erde kamen, hatten sie sich einen Zeitpunkt ausgesucht, als Erde und Mars eine kurze Distanz zueinander hatten. Ganz sicher handelte es sich nicht um eine Konjunktion.

Als ich von -4757 zurückrechnete, erhielt ich u. a. die Jahre -4174, -4157 und auch das Jahr -3762, die für eine Verbindung von Erde und Mars in Frage kamen.

Nostradamus nennt als Geburtsjahr Adams -4173. Das stimmt mit den Bibeldaten nicht überein. Danach errechnet man das Jahr -4156. Was stimmt?

Nach den Heiligen Schriften wurde Adam nicht als Baby geboren, sondern als erwachsener Mensch erschaffen. Schon vierzig Tage nach seiner „Erschaffung“ wurde er im Garten Eden zu Arbeiten eingesetzt: *„Und nachdem für Adam vierzig Tage vollendet waren auf der Erde, wo er geschaffen war, brachten wir ihn in den Garten Eden, damit er ihn pflege und hüte, sein Weib aber brachten sie am 80. Tage, und darauf kam sie in den Garten Eden“ (2).* Nach diesem Text war auch Eva kein Kind mehr, als sie gebracht wurde. Wer brachte sie? Die Anunnaki mit einem Raumschiff?

Von der Geburt Adams berichten alte sumerische Keilschrifttexte:

„Ninki zählte die Monate.

Der entscheidende zehnte Monat näherte sich, der zehnte Monat kam.

Die Zeit der Öffnung des Schoßes war vergangen.

Ihr Gesicht strahlte verständnisvoll; sie bedeckte ihr Haupt, leistete Geburtshilfe.

Sie gürtete ihren Leib und sprach den Segen.

Sie zog eine Gestalt hervor, darin war Leben“.

Vielleicht hat es sich etwa so zugetragen: Im Jahre -4174 brachten die Anunnaki eine menschliche, weibliche Eizelle zum Mars. Dort hatten sie anscheinend ihre Laboratorien. Die menschlichen Gene wurden mit denen der Götter gemischt. Enkis Gattin Ninki wurde die Ehre zuteil, den ersten Mustermenschen auszutragen. Ein Jahr später, im Jahre -4173 wurde Adam (Adapa) geboren. Eine Periode später, Adam war sechzehn Jahre alt, wurde er zur Erde gebracht. Das war im Jahr -4157. Achtzig Tage später brachten sie auch Eva und gaben sie Adam zur Frau.

Viele Jahre später, etwa im Jahr -3762, ging ebenfalls eine solche Periode zu Ende. Sumerischen Überlieferungen zufolge weilte Enlil sechs „schars“ (94 Jahre) in Larsa, während Nippur gebaut wurde. Wahrscheinlich war Nippur gerade fertig gestellt, als Enlil -3761 in seiner Stadt mit der Zählung der Jahre begann. In Eridu wurde der erste himmlische Herrscher, Alulim, eingesetzt. In Ägypten und auch in Mesopotamien endete die alleinige Herrschaft der Götter, die sumerische Zivilisation begann.

Natürlich war auch im „Jahr 363“, also -3794, als der „Erste Pyramidenkrieg“ begann, eine kurze Distanz zwischen Erde und Mars. Was hatte der Krieg der Götter mit dem Mars zu tun? Kam der Angriff vom Mars?

Sicher kann man nicht alle Ereignisse mit diesen Marsperioden erklären. Vielleicht hatten die Anunnaki im Verlauf von tausenden Jahren ihre Raumfahrttechnik so verbessert, dass sie keine Rücksicht mehr auf günstige Konstellationen nehmen mussten.

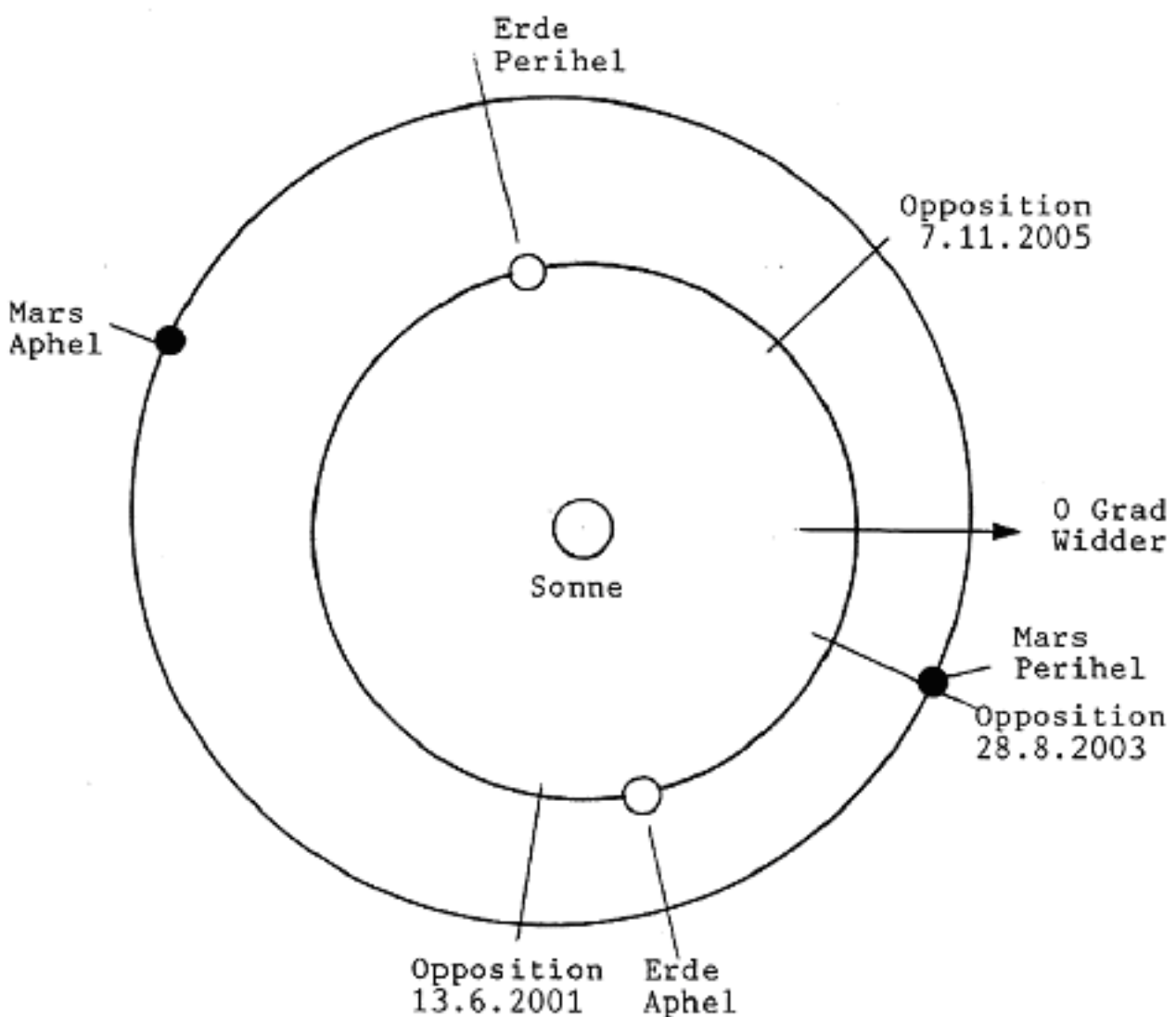
Das Datum -4004, das James Ussher als Schöpfungsjahr genannt hatte, erweist sich nun als falsch. Er hatte eine Periode („schar“) mit zehn „göttlichen Jahren“ (Marsjahren) gleichgesetzt. Der Streik der Anunnaki war demnach auch nicht in diesem Jahr. In den Überlieferungen heißt es, dass Anu zur Erde kam, als die Arbeitergötter streikten. Der Aufstand der Anunnaki muss am Ende einer Periode stattgefunden haben. Demnach fand dieses Ereignis schon -4125 statt. Das sind vierzig Perioden (632 Jahre) nach dem Herabstieg der Götter zur Erde, somit 32 Jahre nach der Erschaffung Adams.

Neben den bereits genannten Daten gab es auch noch andere verblüffende Übereinstimmungen. Für den Auszug der „Kinder Israels“ aus Ägypten hatte ich aus den Daten der Bibel das Jahr -1441 errechnet. Gott selbst soll sie aus Ägypten geführt haben. Genau für dieses Jahr errechnet man eine Opposition in einer kleinen Distanz Erde - Mars. Auch für das Jahr -841 trifft das zu. In meinen Aufzeichnungen hatte ich für Elias Himmelfahrt Folgendes notiert: *„Die Propheten Elia und Elisa schüren den Umsturz. -841 wird Jehu zum König erhoben. In diese Zeit fällt Elias Himmelfahrt“.*

Auch von Jesus wird berichtet, dass er zum Himmel aufgefahren sein soll. Über das Jahr seiner Kreuzigung und Himmelfahrt gibt es verschiedene Ansichten. In (3) wird für die Kreuzigung Jesu das Datum 3. (7.?) April 30 nC. genannt. Walter Hain errechnete aus den Geschichtsdaten das Jahr 31, für Jesu Geburt das Jahr 6 vC. Will man aus diesen Daten den

Kreuzigungszeitpunkt ermitteln, muss man beachten, dass es ein Jahr „Null“ nicht gab. Auf -1 folgte das Jahr 1 nC. Demnach wäre Jesus bei seiner Kreuzigung 36 Jahre alt gewesen. Wenn das Jahr 30 nC. stimmt, wurde er -4 geboren. Tatsächlich bestätigt sich das Jahr 30 nC. durch die Marskonstellation.

Für die Jahre -3 und -5 ermittelte ich entsprechende Marskonstellationen. Es wäre durchaus möglich gewesen, dass die Engel (Anunnaki) im Mai -5 zur Erde kamen und die genannten Tätigkeiten durchführten. Ein Jahr später, im Jahr -4, wurde Jesus dann geboren. Es wird immer wahrscheinlicher, dass das Raumschiff der Anunnaki zu seiner Geburt als „Stern von Bethlehem“ am Himmel stand. Bei der nächsten Opposition (im Juli -3) flog es zurück zum Mars. Im Jahr seiner Kreuzigung wäre Jesus tatsächlich 33 Jahre alt geworden.



Schematische Darstellung der Umlaufbahnen von Erde und Mars

Wenn man sich etwas näher mit der Astronomie beschäftigt, stellt man fest, dass es nicht schwer ist, die Jahre zu bestimmen, an denen Marsoppositionen oder Konjunktionen vorlagen. Aber den Nachweis zu erbringen, dass es sich tatsächlich um Oppositionen in der Nähe des Mars-Perihel handelt, ist nicht

einfach. Die Zusammenhänge sind äußerst verwirrend:

Unser tropisches Jahr hat eine Länge von 365 Tagen, 5 Stunden, 48 Minuten und 45 Sekunden (d.i. 365,24219 Tage). Es beginnt und endet mit dem Durchgang der Sonne durch den „Frühlingspunkt“ (= Frühlingsäquinoktium). Die Umlaufzeit der Erde um die Sonne - das siderische Jahr - ist 365 Tage, 6 Stunden, 9 Minuten und 9 Sekunden lang (d.i. 365,25636 Tage). Anfang und Ende des siderischen Jahres werden durch einen Bahnpunkt bestimmt, von dem die Sonne dieselbe Stellung in Bezug auf einen Fixstern einnimmt. Bezieht man sich auf die Zeit, bis sich ein Durchgang wiederholt, spricht man vom „anomalistischen Jahr“. Dieses dauert 365 Tage, 6 Stunden, 13 Minuten und 53 Sekunden (d.i. 365,259641 Tage). Dieser Umstand wirkt sich so aus: 1960 fiel das Perihel der Erde auf den 2. Januar. Im Jahr 3875 wird die kleinste Entfernung zur Sonne am 5. Februar erreicht. Dann werden wir den kürzesten Winter haben. Die Ursache für das längere „anomalistische Jahr“ liegt darin begründet, dass sich - unabhängig von der Präzession - die Erdbahnellipse in die östliche Richtung dreht. Diese „Periheldrehung“ ist die Folge von Störungen durch die anderen Planeten. Sie erfolgt stets im gleichen Sinne wie die Umlaufrichtung der Planeten um die Sonne.

Die Daten für die Drehung der Marsbahnellipse konnte ich in den Tabellen nicht finden. Den Wert habe ich aus zwei Daten zur „Länge des Perihels“ ermittelt. Das ist der Winkel, der vom „Frühlingspunkt“ bis zur Lage des Perihels gemessen wird. Diese Daten werden in heliozentrischen Längengraden angegeben. Gewöhnlich wird der Winkel „Länge des aufsteigenden Knotens“ genannt. Es ist aber zulässig, ihn direkt vom „Frühlingspunkt“ aus anzugeben, wie es mit den Daten von 1950 gehandhabt wurde.

<i>Datum</i>	<i>Länge des aufsteigenden Knotens</i>	<i>Länge des Perihels</i>	<i>Summe</i>
01.01.1950	49.172°	285.967°	335.139°
05.08.1994	49.575921°	286.52990°	336.10582°

In 16318 Tagen hatte sich das Mars-Perihel um 0,96682 Grad zum „Frühlingspunkt“ verschoben. Das entspricht einer Periheldrehung pro Jahr von 0,0216401 Grad.

Mars-Perihel und „Frühlingspunkt“ rücken immer näher zusammen. Zurzeit besteht eine Distanz von etwa 24 Grad. Wenn der errechnete Wert aus den Daten von 1950 und 1994 stimmt, dann lag die Länge des Mars-Perihels um 4757 vC. bei etwa 190 Grad. Heute tritt eine Opposition Ende August im Mars-Perihel auf. -4757 dürfte das schon Anfang April der Fall gewesen sein.

Der „Frühlingspunkt“ bewegt sich in westliche Richtung (d.i. rückläufige Bewegung). Zur Zeit des Ptolemäus wurde festgelegt, dass der Tierkreis mit

dem „Widder“ beginnt. Durch die Präzession war dieser Punkt bis zum 1. Januar 1950 bis $5^{\circ} 27' 29''$ („Fische“) gewandert, also etwas mehr als 24 Grad westwärts. Obwohl die Richtung zu den Fixsternen nicht mehr stimmt, zählt man die Zeichen des Tierkreises weiterhin vom „Frühlingspunkt“ aus, beginnend mit Null Grad Widder. Die Präzession beträgt im Jahr $50,27''$, also $0,0139638$ Grad pro Jahr. Die tatsächliche Periheldrehung - also zu den Fixsternen - ist um diesen Winkel kleiner.

Genauere Daten für den Mars, wie sie etwa für die Erde genannt werden, sucht man in den Fachbüchern vergeblich. Für die siderische Umlaufzeit des Mars um die Sonne werden 686,98 Tage genannt. Die synodische Periode (die Zeit zwischen zwei Oppositionen) soll 779,94 Tage betragen. Die synodische Umlaufzeit kann immer nur ein Durchschnittswert sein, denn durch die große Exzentrizität der Marsbahn-Ellipse schwankt die Zeit von Opposition zu Opposition zwischen 764 und 810 Tagen. Um die Oppositionen bis -4757 verfolgen zu können, wäre es gut, den genauen Durchschnittswert dieser Periode zu kennen. Die synodische Periode ist abhängig von den siderischen Umlaufzeiten der Erde und eines Planeten. Eine Gleichung beschreibt diesen Zusammenhang (nur gültig für die äußeren Planeten):

$$1/T_{sy} = 1/T_E - 1/T_P$$

$$1/T_{sy} = 1/365,25636 - 1/686,98$$

$$T_{sy} = 779,93589 \text{ Tage}$$

Um mit den Marsdaten rechnen zu können, leitete ich mir noch die Umlaufzeit zum Perihel ab: 687,00755 Tage.

Die Wissenschaftler haben heute Computerprogramme, mit denen sie in Sekunden astronomische Ereignisse auf die Stunde genau errechnen können. Nur so kann man präzise Antworten geben. Doch wenn man sich selbst einen Überblick verschafft, kann man die Zusammenhänge besser verstehen.

Ich begann also, von -4757 aus zu rechnen, da ich annahm, dass in diesem Jahr eine günstige Opposition gewesen sein müsste. Für Adams Geburt hatte ich anhand der Bibel schon das Jahr -4156 errechnet, eine entsprechende Opposition jedoch für das Jahr -4157. Die Kalendereinführung soll im Jahr -3761 gewesen sein, und auch die Opposition war -3761. Wenn die Anunnaki nicht -4757, sondern erst -4756 zur Erde kamen, würden die Oppositionen genau auf die genannten Jahre fallen.

Um zu errechnen, in welchen Jahren tatsächlich Oppositionen bei einer kleinen Distanz Erde - Mars auftraten, musste ich von einer bekannten Opposition - z. B. am 24. August 1924 - zurückrechnen, die ebenfalls in der Nähe des Mars-Perihels auftrat. Idealerweise wäre die Opposition am 28. August 2003, die nur zwei Tage vor dem Durchgang des Mars durch sein Perihel stattfinden wird.

Die errechneten Daten bestätigen, dass die Oppositionen tatsächlich auf die Jahre -3761 und -4156 fallen, aber auch auf das Jahr -4756 und nicht etwa auf 4757. Als Nostradamus das Jahr -4757 nannte, war er offensichtlich von

einer Marskonjunktion ausgegangen.

Für andere Daten liegen die Oppositionen jeweils um ein Jahr daneben. Statt auf die Jahre -841 und -1441 fallen sie auf -840 und -1440.

Auf jeden Fall kann man mit diesen Marsperioden („schars“) die frühe Geschichte verfolgen. Als die Götter noch regelmäßig zur Erde kamen, warteten die Menschen schon mit Ungeduld auf den „Tag des Herrn“.

„Wenn Nibiru seine Sonnennähe erreicht, werden die Götter Frieden beschieren, Sorgen werden sich glätten, Schwierigkeiten beigelegt werden. Regen und Überschwemmungen werden kommen.“ (1)

Wäre dieses Ereignis nur alle 3600 Jahre eingetreten, hätten die Menschen sicherlich nichts von diesen Perioden gewusst.

Zur Datierung der Herrscherzeiten der Götter und Pharaonen:

Die Zeiten in Jahren, die Manetho für die Götter nennt, habe ich als „Monde“ betrachtet. Die genannten Datierungen sind noch nicht auf die tatsächlichen Oppositionen abgestimmt.

-4756, ein Jahr später, nachdem sie in Mesopotamien zur Erde gekommen waren, gingen die Götter nach Ägypten. Wie man sieht, begann der „Erste Pyramidenkrieg“ (-3794) zu Zeiten, als noch Seth herrschte, zehn Jahre vor Horus.

-3760 wurden, genau zum selben Zeitpunkt wie in Sumer, göttliche Herrscher über das Land Ägypten gesetzt. Die Gesamtzeit der sieben Hauptgötter plus der göttlichen Herrscher und der Halbgötter sollte nach Manetho 17520 Jahre betragen haben. So habe ich die Mondmonate in Jahre umgerechnet:

$17520 : 12 \times 355 : 365,25 = 1419$ Jahre.

Demnach begann die Dynastie „Null“: $4756 - 1419 = 3337$ vC.

In dem Buch „Die Pharaonen“ nennt man das Jahr -3150 (mit der Bemerkung: „exakte Datierung unbekannt“). Alten Überlieferungen zufolge soll die Dynastie „Null“ aber dreihundert bis dreihundertfünfzig Jahre gedauert haben. Da die Götter auch Könige einsetzten, wenn sie zur Erde kamen, kann man auch den Beginn der Dynastie „Null“ mit den Marsperioden errechnen.

Die 4. Dynastie endete mit Schepseskaf. Er regierte nur vier Jahre. Seine Herrschaft endete -2500 abrupt. Die Wissenschaftler sind der Meinung, die 4. Dynastie sei durch den Pyramidenbau finanziell erschöpft gewesen. Warum gab es aber -2499 keinen Herrscher über Ägypten? Erst -2498 ging es mit Userkaf, dem ersten Herrscher der 5. Dynastie, weiter. War die Erde -2499 nicht bewohnbar oder regierbar?

Ich frage mich, ob unsere Zeitrechnung absichtlich verfälscht wurde, um uns in die Irre zu führen?

Anmerkungen

- 1 Zecharia Sitchin: „Der zwölfte Planet“, München 1995.
- 2 Zecharia Sitchin: „Die Kriege der Menschen und Götter“, München 1991.
- 3 Erich Weidinger: „Die Apokryphen“, Pattloch 1995.
- 4 Walter Hain: „Sein Reich war nicht von dieser Welt“, Berlin 1997.
- 5 The New International Ephemerides, AUREAS Editions, Paris 1997.
- 6 Meyers Neues Lexikon, Leipzig 1961.
- 7 Hans-Ullrich Keller: „Astrowissen: Zahlen - Daten - Fakten“, Stuttgart 1994.
- 8 Dr. paed. Klaus Lindner: „Taschenbuch der Astronomie“, Leipzig/Köln 1993.

Anm. d. Red.

Diese Berechnungen können nur ein Denkansatz sein, wie es gewesen sein könnte. Da unsere Chronologie jedoch völlig im Leeren hängt (vgl. etwa Heinsohn/Illig: „Wann lebten die Pharaonen“, Mantis-Verlag), sind alle Zeitangaben mit größter Vorsicht zu betrachten. Die errechneten Daten können nur zutreffend sein, wenn das Sonnensystem keinerlei katastrophischen Ursachen ausgesetzt war, was recht unwahrscheinlich ist. Hinzu kommt, dass eine Opposition zwischen Erde und Mars nicht zwangsläufig dazu dienen musste, auf der Erde etwa einen König einzusetzen.

Die ägyptischen Götter und Herrscher bis zur Sintflut

-4756	Ptah (Enki)	9000 Monate
	Re (Marduk)	1000 Monate
	Schu	700 Monate
	Geb	500 Monate
	Asar (Osiris)	450 Monate
	Seth	350 Monate
	Horus	300 Monate
	12 göttliche Herrscher	
	voran Thoth	1570 Monate
	38 Halbgötter	3650 Monate
	je 19 in Ober- und Unterägypten	

Dynastie „0“

„Skorpion“, Ka, Zeser, Narmer,

Sma 300 Jahre?

- 3050 **1. Dynastie**
Hor-Aha (Menes)
Djer
Djed
Den
Anedjib
Semerchet
Qa'a
- 2890 **2. Dynastie**
Hetepsechemui
Raneb
Ninetjer
Seth-Peribsen
Chasechemui
- 2686 **3. Dynastie**
Sanacht
Djoser
Sechemchet
Chaba
Huni
- 2613 **4. Dynastie**
Snofru
- 2589 Chufu (Khufu, Cheops)
Djedefre
Chafre (Chephren)
Menkaure (Mykerinos)
bis -2500 Schepseskaf
- 2500 bis **Sintflut**
- 2498 **5. Dynastie**
Userkaf

(Die Angaben ab 1. Dynastie aus: Peter A. Clayton, „Die Pharaonen“)

Mythos Keltenschanzen

Gernot L. Geise

„Keltenschanzen“, das ist ein Mythos. Viele haben schon einmal in irgendeiner Weise davon gehört, können sich aber kein Bild von ihnen machen. „Das müssen wohl irgendwelche Verteidigungsanlagen der Kelten gewesen sein ...?“

Genauer ist unbekannt. Und da es so gut wie keine Möglichkeit gibt, diesbezügliche Informationen zu erhalten, gibt der am Thema Interessierte bald auf.

Hier und dort „stolpert“ man in der Landschaft über ein Gelände, das Reste ehemaliger Wälle enthält. Und wenn man Glück hat, steht in der dazugehörigen Landkarte dann „Keltenschanze“ (oder „Römerschanze“ o. ä.). „Aha, das ist also eine Keltenschanze“, denkt sich der Besucher dann und geht unverrichteter Dinge weiter, weil von einer Schanze eben bestenfalls einige Wall- oder Grabenreste sichtbar sind, sonst nichts.

Wenn man Glück hat, kann man irgendwann einmal einen Vortrag über Keltenschanzen hören, der meist im Rahmen von archäologischen Gesellschaften gehalten wird. Da erfährt man dann, dass Keltenschanzen „kultische Stätten“ oder Gehöfte zur Viehzucht gewesen seien. Solche Behauptungen werden von den Archäologen verbreitet, obwohl sie jedes Nachweises entbehren und - wenn man sich ein wenig mit der Schanzen-Thematik befasst - sich als völlig unsinnig erweisen.

Warum werden solche Fehlinformationen verbreitet? Ich kann es mir nur damit erklären, dass die Wissenschaft im Dunkeln tappt und sich fantasievoll Deutungen ausdenkt, um überhaupt eine Erklärung vorweisen zu können.

In der Wissenschaft haben wir das altbekannte Problem: Es wird nicht fachübergreifend (interdisziplinär) geforscht. Denn wenn das geschähe, dann könnte auch unsere Wissenschaft zu Ergebnissen gelangen, wie sie der EFODON e. V. erarbeitet hat. Das Vorhandensein der Keltenschanzen hat weder etwas mit Kult zu tun, noch mit kriegerischen Auseinandersetzungen oder Viehzucht. Keltenschanzen sind für das Leben (zumindest auf unserem Kontinent) lebenswichtig, denn sie erfüllen eine technische Funktion: Sie wirken harmonisierend auf unsere Witterungsbedingungen. Diese Behauptung mag auf den ersten Blick fantastisch anmuten, sie ist jedoch das Ergebnis ausgiebiger Untersuchungen durch den EFODON e. V.

Es muss verhindert werden, dass die ungebremste Vernichtung der Schanzen - sei es aus Unwissenheit oder aus Zweckgebundenheit - weitergeht. Wir schaden uns damit nur selbst!

Ein lobenswertes Beispiel bot im Jahre 1994 die Gemeinde Moosinning (Lkr. Erding/OB.), die den EFODON e. V. beauftragte, auf dem Gebiet der Gemeinde eventuell vorhandene Keltenschanzen ausfindig zu machen, um sie vor einer Zerstörung schützen und als Kulturerbe bewahren zu können. Hieraus resultierte ein kleines Buch, das u. a. an der Schule in Moosinning verteilt wurde.

Unsere Untersuchungen machten wir überwiegend radiästhetisch, d. h. mit Rute, Mute oder Pendel. Bevor jetzt der eine oder andere Leser abwinkt, lassen Sie mich ein paar Worte zur Radiästhesie sagen. Selbstverständlich ist hier ein gerütteltes Maß Skepsis angesagt, denn radiästhetische Mutungen sind nun einmal keine Messergebnisse, die mit technischem Gerät vorgenommen wurden. Sie sind immer subjektiv. Auch ich stand der Radiästhesie, bevor ich mich näher mit ihr befasste, sehr skeptisch gegenüber, denn wir alle sind geprägt von dem, was uns unter dem Mantel der Wissenschaft „verkauft“ wird. Und die Wissenschaft steht der Radiästhesie nicht gerade freundschaftlich gegenüber. Das erkennt jeder an den regelmäßigen Verunglimpfungen der Rutengänger. Besonders negativ meinungsbildend sind Fernsehsendungen, die sich „wissenschaftlich“ nennen und „Tests“ zeigen, in denen (natürlich nur drittklassige) Rutengänger vorgeführt werden, wie sie falsche Aussagen machen. Das wird dann verallgemeinert als „die Radiästhesie = Scharlatanerie“ dargestellt.

Doch die Wirklichkeit sieht ganz anders aus. Ich hatte das Glück, den Rutengänger *Reinhold Lück* zu kennen, der einer der besten und genauesten mir bekannte Rutengänger ist. Das wusste ich zu

Beginn jedoch noch nicht. Reinhold Lück hat jedoch mehrfach bewiesen, dass er millimetergenau ausmuten kann, was wir durch Grabungen (auf Privatgrundstücken) gegengeprüft haben. Jede Nachprüfung konnte seine Aussagen bisher bestätigen. Und diese seine Genauigkeit hat mich letztendlich überzeugt. Ich möchte ihm an dieser Stelle dafür danken, dass er sein Wissen zur Verfügung stellte.

Die radiästhetische Praxis hat uns gezeigt, dass an vielen Stellen gemutete Dinge auch auf andere Weise erkennbar sind, man muss nur darauf achten! Blind Springs, Wasserschlaufen, Korrekturschächte, Vierermanipulationen (radiästhetisch feststellbare Kennzeichen einer funktionierenden Schanze) usw. werden sehr häufig durch veränderten Pflanzenbewuchs bestätigt. Bei den Blind Springs (unterirdische senkrechte Wassersäulen) oder den Wasserschlaufen (unterirdisch kreisförmig angelegte Wasserführungen) tritt manchmal oberirdisch das Wasser aus. Korrekturschächte (in der Literatur als „Kult-“ oder „Sakralschächte“ bezeichnet) zeigen manchmal auch eine leichte Einsenkung im Boden. In der Gegend von Moosinning (Kr. Erding) fanden wir die beschriebenen Schanzen auf radiästhetischem Wege, ohne sie vorher zu kennen. Dass die dortigen Schanzen keine Illusionen waren, erkennt man an noch vorhandenen Wall- und Grabenresten.

Natürlich bleibt es jedem unbenommen, radiästhetische Untersuchungen auch weiterhin skeptisch zu betrachten. Auch wir sehen die so gewonnenen Ergebnisse mit einem gewissen Vorbehalt an, bis sie anderweitig sicher bestätigt werden können. Sie können jedoch als Grundlage für weitere Nachforschungen dienen.

Der EFODON e. V. hatte sich im Jahre 1991 die Aufgabe gestellt, eventuell vorhandene Zusammenhänge um die sogenannten Keltenschanzen zu erforschen. Zu diesem Zweck mussten wir zunächst ein Konzept erarbeiten, nach dem vorgegangen werden konnte. Dies ergab sich als das sogenannte „Holz-Projekt“. Uns fiel nämlich auf, dass es ungewöhnlich viele Orte und Gemarkungsnamen gab, die in ihrer Bezeichnung oder in ihrem Namen den Wortzusatz „Holz“ enthielten. Dazu fiel uns auf, dass es zwischen einem „Holzort“ und einer Keltenschanze einen Zusammenhang zu geben scheint, denn nach dem ersten Augenschein fanden sich bei den untersuchten „Holzhausen“-Örtlichkeiten Keltenschanzen. Die Bekanntesten sind die beiden archäologisch untersuchten Keltenschanzen bei Holzhausen (bei München).

Eines der Ziele des EFODON-Projektes „Holzhausen“, das von *Thomas Riemer* und *Reinhold Lück* entworfen wurde, war die statistische Erfassung aller verfügbaren „Holzorte“, nicht nur in Deutschland, sondern auch im angrenzenden Ausland.

Bei ihren Vorarbeiten stellten Thomas Riemer und Reinhold Lück fest, dass sich im Raum Oberbayern bei fünf „Holzhausen“-Orten jeweils mindestens eine „Kelten-“ oder „Viereckschanze“ befindet. Bei weiteren Nachforschungen traf dies auch auf den Raum Ostwestfalen-Lippe zu, in dem drei „Holzhausen“ jeweils mit Keltenschanzen aufgefunden wurden.

Eine Sondierung anhand von Landkarten ergab dann ähnliche Strukturen bei einer Vielzahl von weiteren „Holzhausen“. Es stellte sich die Frage: *Warum eigentlich „Holzhausen“?*

„Holzhausen“ scheint auf den ersten Blick ein natürlicher, logischer Name zu sein für „Häuser aus Holz“. Doch in der frühgeschichtlichen Zeit baute man in der Regel alle Häuser aus Holz (das ist ein archäologisch-historischer Befund!).

Nachforschungen im linguistischen Bereich ergaben verblüffende Ergebnisse: Die Herkunft des Wortes „Holzhausen“ ist anscheinend niederdeutsch und weiter mittelhochdeutsch und lautete ursprünglich „Holthusen“.

Die Erklärung zu „holt“ lautet „gewogen, günstig, freundlich, liebend, dienstbar, treu“, also keinesfalls „Holz“! Eine „Holdschaft“ war denn auch *Freundschaft*, „huldic“ zu hulden = *Treue geloben, Dienstbarkeit halten/pflegen*. Das Wort „hûsen“ bedeutet nicht nur „Haus, Rathaus“, sondern als Verb viel mehr: „haushalten, wirtschaften“, aber auch „bauen“. Daher ist an ein reines Holzhaus nur sehr entfernt zu denken.

Inzwischen haben wir im Laufe der Zeit eine ganze Reihe von Schanzen untersucht, Luftbilddaufnahmen wurden studiert und eine „Holz“-Datenbank angelegt, in der sich zuletzt rund 7500

„Holzorte“ befanden. Aufgrund dessen können wir - im Gegensatz zur offiziellen Archäologie, die nach wie vor nur Mutmaßungen verbreitet - inzwischen recht gute, fundierte Aussagen zu den Keltenschanzen machen, was sie sind und was sie *nicht* sind.

Was ist eine Keltenschanze?

Wenn man etwas über die sogenannten „Viereck-“ oder „Keltenschanzen“ wissen will, herrscht zunächst einmal große Unsicherheit, denn - es gibt kein „Wissen“ über sie.

Alles, was über sie bekannt ist, kann man heute zusammenfassen in dem Satz, dass es „einige“ gibt, und dass sie da sind. Dann hört das „Wissen“ auf und verliert sich in mehr oder weniger nebulösen Märchen und Annahmen. Viele Leute haben überhaupt noch niemals von diesen Anlagen gehört, obwohl es die mysteriösesten und häufigsten Bauwerke Europas sind, die zu unserem Lebensraum gehören. Dass sie überall vorhanden sind, ist kaum jemandem bekannt. Wenn man sich für die Keltenschanzen-Thematik interessiert und versucht, aus Literatur weitere Informationen zu erhalten, wird man enttäuscht.

Der Wissenschaft ist so gut wie nichts über die Schanzen bekannt. Es ist kaum eine gründlich untersucht worden, denn die Archäologen haben recht schnell festgestellt, dass hier keine „Schätze“ zu finden sind. Bis heute sind sich die Wissenschaftler nicht einig, wie diese Bauwerke einzuordnen sind. Nur - so heißt es - den Kelten müssen sie wohl zuzuordnen sein, denn zu deren Zeit waren sie wohl schon da, weil man vereinzelt Holzreste auf Keltenschanzen in die Keltenzeit datiert hat. Sie sollen anscheinend von den Kelten zu „Kultzwecken“ benutzt worden sein - und wer soll sie eigentlich sonst angelegt haben? Es gibt ja schließlich Beschreibungen (wenn es auch recht fragwürdig ist, ob es sich hierbei nicht um mittelalterliche Fälschungen handelt), dass die Kelten auf solchen Geländen ihre (angeblich) blutrünstigen, kultischen Feste und Rituale gefeiert haben sollen. Das Prädikat „heidnisch“ reicht in der Regel schon aus, eine Thematik als „barbarisch“ und „überwunden“ abzutun.

Selbst wissenschaftliche Werke hüllen sich mehr oder weniger in Schweigen oder bringen nur schwammige Deutungen. Mit ein paar belanglosen Sätzen übergeht man die eigene Unwissenheit. Hier verhält es sich ähnlich wie mit der gesamten keltischen Kultur. Das Wissen um das ehemalige Vorhandensein eines ausgeklügelten Nachrichtennetzes ließ sich noch fast völlig tilgen, indem die Signalstellen vernichtet oder einfach übernommen und zweckentfremdet wurden. Doch Keltenschanzen gibt es zu viele, um sie alle vernichten zu können. Allerdings wurde das Wissen um ihre Funktion sehr erfolgreich ausgemerzt.

Um vom Nichtwissen abzulenken, streitet man sich vordergründig, ob man diese Anlagen nun Kelten-, Viereck-, Römer-, Teufel-, Schwedenschanzen oder sonst wie nennen soll, oder ob es etwa Kreisgraben- oder Ringwallanlagen sind.

Doch wie man sie auch nennen mag, alle diese Bezeichnungen sind reine Verlegenheitsbezeichnungen. In der Literatur heißen die Keltenschanzen „Drusnemeton“ (griech. Drus = Eiche; Nemeton = heiliger Hain). Ein *Nemeton* war anscheinend das typische keltische Heiligtum, eine „heilige“ Waldlichtung. Es war der Ort des heiligen Austauschs zwischen der Götter- und Menschenwelt. Der Begriff *Nemeton* hängt möglicherweise zusammen mit *Temenos* (= umwallter, heiliger Bezirk). Eine keltische Kultstätte war für das Volk tabu, denn sie war ausschließlich den Göttern vorbehalten. Das Wort „heilig“ darf man hier aber nicht im heutigen christlichen Sinne verstehen. Die keltischen heiligen Orte wurden später - wo sie sich nicht zerstören ließen - durch christliche Kirchen und Kapellen überbaut. Eine Keltenschanze und ein Nemeton bzw. Temenos haben gemeinsam, dass hier gewisse radiästhetische Phänomene zusammentreffen.

Dass so wenig über die Schanzen bekannt ist, liegt auch daran, dass zunächst einmal nur sehr wenige dieser Anlagen archäologisch einigermaßen untersucht worden sind, und dass man bei diesen Untersuchungen keinerlei Artefakte oder Sonstiges finden konnte, die über den Sinn und die Funktion einer Schanze Auskunft geben könnten, mit Ausnahme von Müll in den oberen Schichten. Wie intensiv und genau Keltenschanzen archäologisch untersucht werden, mag ein Beispiel zeigen:

Als wir im Sommer 1993 hörten, dass bei Bopfingen-Flochberg (bei Aalen/Westhausen) eine Keltenschanze archäologisch untersucht wird, weil an jener Stelle ein Einkaufszentrum gebaut werden soll, fuhren Thomas Riemer und ich dorthin, um eventuelle Details zu erfahren. Wir besichtigten die Grabung gegen Ende der archäologischen Untersuchung. Die Ausgrabung hatte jede Menge Scherbenfunde zutage gebracht, „Müll aus den letzten fünfhundert Jahren“, wie uns der Grabungsleiter erläuterte. An verschiedenen Stellen war der Graben freigelegt worden. Auf unsere Frage, wie tief man denn gegraben hätte, erklärte uns der Grabungsleiter, flächendeckend seien zwanzig Zentimeter Boden abgetragen worden. Und dabei habe man Pfostenlöcher und Ähnliches festgestellt. Unsere Nachfrage, ob denn noch tiefer gegraben würde, beantwortete man, die zwanzig Zentimeter würden für eine Aussage reichen, beim ehemaligen Wall und Graben seien ja Stichgrabungen vorgenommen worden.

Auf diese Art und Weise ist dem Problemkomplex „Keltenschanzen“ jedoch ganz sicher kaum näher zu kommen.

Das Vorkommen

Wir haben durch langwierige Recherchen herausgefunden, dass große Teile des europäischen Kontinents - wenn nicht sogar der gesamte - komplett und lückenlos mit „Keltenschanzen“ (bzw. Viereck-, Römer-, Schweden-, Teufelsschanzen usw.) überzogen sind. Es gibt sie nicht nur in Süddeutschland, wie es manchmal noch behauptet wird. Diese Aussage kann mit Sicherheit getroffen werden.

Auch in Norddeutschland, Frankreich und in anderen europäischen Staaten wurden Keltenschanzen gefunden. In Italien liegt beispielsweise der Petersplatz im Vatikan auf einer Keltenschanze. In Ägypten weisen die Pyramiden von Gizeh zumindest ähnliche Keltenschanzen-Phänomene auf. Keltenschanzen sind somit die mit Abstand meistgebauten Anlagen der Welt. Es gibt in Deutschland fast keinen Landstrich, auf dem keine Keltenschanze angelegt wurde, auch wenn sie offiziell oberhalb der Mainlinie angeblich nicht vorhanden sein sollen. Hierzu gibt es jedoch neben den Forschungen des EFODON e. V. auch Untersuchungen anderer Forscher - hier ist etwa *Joachim Jünemann* zu nennen - die im norddeutschen Raum reichlich Keltenschanzen gefunden und untersucht haben.

Für die europäischen Nachbarländer dürfte die Situation ähnlich aussehen. Diese haben wir zwar nicht minutiös untersucht, jedoch anhand von Land- und Flurkarten lassen sich beispielsweise auch in Frankreich, Luxemburg, Belgien, den Niederlanden, Dänemark, der Schweiz, Österreich, Italien usw. „Holz-Orte“ und Schanzen finden. Noch vor nicht allzu langer Zeit war man der Meinung, dass es sich hierbei nur um relativ wenige Stätten handele, die sakral genutzt worden seien, und die nur regional vorhanden seien.

Mindestens jedoch enthält jeder Landstrich - egal, ob in Deutschland oder einem anderen europäischen Land gelegen -, dessen Orts- oder Flurname mit der Bezeichnung „Holz“ in Verbindung steht (beispielsweise Holzhausen; auch andere Schreibversionen: Holt, Bois; verschiedene Schreibweisen; auch zusammengesetzte Namensbezeichnungen wie Dornholzhausen) wenigstens eine Keltenschanze. Nicht selten werden solche Siedlungen oder Gemarkungen von einem ganzen Schanzenring mit neun Schanzen umgeben (wie etwa die Gemeinde Waldbüttelbrunn bei Würzburg).

Es ist weder überliefert noch bisher sonst wie nachgewiesen, wer die Keltenschanzen angelegt hat. Die Fachwissenschaftler tendieren dazu, sie den Kelten als „Kultplätze“ zuzuordnen, daher stammt die Bezeichnung „Keltenschanze“. Wahr ist, dass diese Annahme durch absolut nichts untermauert ist. Deshalb rücken auch die Archäologen inzwischen von der Kelten-Theorie ab, wobei die Kelten den Archäologen sowieso sehr suspekt sind. Sie reden hier lieber von La-Tène- oder Hallstattkultur und sind bei den Schanzen dazu übergegangen, sie als „Viereckschanzen“ zu bezeichnen. Auch bei einer sakralen Deutung der Schanzen machen sich inzwischen Zweifel breit, da bisher innerhalb der Anlagen keinerlei Funde mit Weihecharakter, d. h. von sakraler Bedeutung, gemacht werden konnten. Den Schanzen eine sakrale Funktion zu unterstellen, erscheint auch unsinnig angesichts dessen, dass die

bayerische Archäologie mithilfe der Luftbildarchäologie nachweisen konnte, dass bereits allein auf dem Gebiet von Bayern noch 40.000 (in Worten: Vierzigtausend!) dieser Anlagen existieren. Schanzen liegen nicht selten so dicht nebeneinander, dass sie denselben Wall benutzen. Wozu soll es gut gewesen sein, in solch dichtem Abstand großflächig sakrale Anlagen zu erbauen?

So steht man nun vor dem Rätsel: Wenn es keine Kultstätten waren, warum hat man diese enorme Menge an Keltenschanzen dann angelegt?

Ich nehme an, dass die Kelten einige dieser Anlagen zwar *benutzten*, dass sie diese jedoch schon fertig angelegt vorfanden, als sie das Land besiedelten. Dabei scheinen sie durchaus noch gewusst zu haben, wie eine solche Anlage im Detail angelegt werden muss, um die gewünschten Funktionen zu erfüllen, denn es scheint, dass in keltischen Zeiten zumindest die eine oder andere Schanze korrigiert oder neu angelegt wurde.

Welche Vorzivilisation die ersten Schanzen angelegt haben mag, darüber kann man nur spekulieren. Der erste Verdacht müsste sich auf die westeuropäische Megalithzivilisation richten, die durchaus zu dergleichen fähig gewesen sein könnte. Möglicherweise stammen diese Anlagen - wegen ihrer eindeutig technischen Funktion - jedoch von einer noch weiter zurückliegenden Hochkultur. Das ist jedoch - wie gesagt - bisher eine reine Spekulation.

Allerdings weisen die Forschungsergebnisse des EFODON e. V. darauf hin. Denn erst **nach** der Installation der Schanzen konnte das vorher unwirtliche Land besiedelt werden, und nicht umgekehrt. Die Errichtung großer Mengen von Schanzen bewirkt eine weiträumige Wetterharmonisierung, wie dargelegt werden kann. Man vergleiche die Wetterbedingungen auf denselben Breitengraden in Amerika: Dort toben regelmäßig Wirbelstürme (Tornados, Hurrikans) und Blizzards über das Land - bei uns hier nicht! Kommt ein Wirbelsturm über den Ozean nach Europa, so löst er sich an der Küste auf. Hat sich schon jemand Gedanken darüber gemacht, warum das so ist? Die Wetterverschlechterungen der letzten Jahre kann man mit einiger Wahrscheinlichkeit darauf zurückführen, dass der Keltenschanzen-Bestand drastisch verringert wurde (Straßenbau, Hausbau u. a. m.) und dass viele noch vorhandenen Schanzen ihre Funktion ganz oder teilweise eingebüßt haben, weil die unterirdischen Wasserverhältnisse gestört wurden (auch hier: durch Straßen- und Hausbau, Grundwasser-Entnahme usw.), denn Schanzen funktionieren ähnlich wie Autobatterien: Ist keine Flüssigkeit mehr drin, funktionieren sie nicht mehr.

Die Funktion

Die Schanzen wurden keinesfalls „wahllos“ in die Landschaft gebaut, wo sich gerade ein Platz anbot. Die geologischen und die geomantischen Umstände sind ausgesprochen wichtig für ein einwandfreies Funktionieren der Schanzen. Wo die geomantischen Gegebenheiten nicht optimal stimmten, aber eine Harmonisierung der bestehenden Verhältnisse nötig war, dort hatten die Erbauer mit gewissen Manipulationen nachgeholfen und Korrekturen vorgenommen.

Bedingt durch ihre Konstruktion arbeitet eine funktionsfähige Keltenschanze technisch gesehen anscheinend ähnlich wie ein großer Kondensator. Über dem Schanzengelände bildet sich eine Art ionisiertes Feld, das unter anderem eine Wetterbeeinflussung zur Folge hat. So kann man beispielsweise über (heute noch) aktiven Keltenschanzen beobachten, dass bei bewölktem Himmel hier die Wolkendecke aufreißt. Auch gegen stärkere Wetterfronten können Keltenschanzen - wie wir beobachtet haben - erfolgreich wirken.

Weiterhin haben wir beispielsweise den in Überlieferungen geschilderten Effekt der „kultischen“ Energieaufladung - möglicherweise ein Nebeneffekt -, welche die Kelten auf den Schanzen vorgenommen haben sollen, bevor sie sich - nackt - in das Kampfgetümmel mit den „Römern“ stürzten. Dann rissen sie ihnen mit bloßen Händen und unbewaffnet die Köpfe ab, um sie danach - wie es heißt - als Trophäen an ihre Haustüren aufzuhängen. Wir fragten uns, was an diesen Schilderungen eigentlich wahr ist.

Eine Auffälligkeit der Schanzen bis zum heutigen Tag ist, dass sie - bis auf wenige Ausnahmen, bei

denen möglicherweise die unterirdischen Manipulationen zerstört worden sind - unbebaut blieben, oftmals als ehemalige „Tabu-Zone“. Diese Plätze lassen sich bis heute auch an Ortsrändern und sogar in Städten finden (z. B. in Bad Pyrmont, Frankfurt am Main, Hamburg, Paderborn, um nur einige zu nennen). Obwohl sie sich in bester Lage befinden und teuren Baugrund darstellen, wurden sie brachliegen gelassen oder in Parkanlagen oder gepflasterte Plätze (wie in Paderborn) umgewandelt. Unsere Urahnen wussten noch, wie gesundheitsabträglich ein ständiger Aufenthalt auf dem Gelände einer Keltenschanze sein kann. Wegen des nicht bebauten Platzes, und weil ihre Funktionen und Wirkungsweisen vergessen wurden, hat man später vielerorts auf solchen nicht genutzten Geländen Sportplätze, hauptsächlich Fußballplätze, angelegt.

Keltenschanzen sind schichtweise aufgebaut. Das Erdreich auf der Fläche einer Schanze muss einige Meter tief komplett abgetragen und anschließend wieder aufgefüllt worden sein - nachdem die „technischen“ Voraussetzungen für ein Funktionieren der Schanze durch die Korrekturschächte, die Wasserschlaufe und die Vierermanipulationen geschaffen worden waren. Beim Wiederauffüllen des Erdreiches wurde das ehemals dort vorhanden gewesene Erdreich dazu benutzt, um die zusätzlich eingefüllten Erdschichten abzudecken. Vorher brachte man in die ausgehobene Schanzengrube verschiedene Erdschichten ein, u. a. aus Ton (Lehm), d. i. $AlSiO_4$, Holzkohle (offiziell „Holzerde“ genannt), Glimmer u. a. m. Diese zusätzliche Einbringung ist auch heute noch oftmals optisch daran erkennbar, dass die Innenfläche einer Schanze im Regelfall etwa einen halben bis einen Meter höher liegt als das Außengelände. Bei Grabungen auf Schanzen kann man die Schichtungen heute noch sehen. Das Wissen um den Schichtaufbau der Schanzen kann inzwischen als gesichert angesehen werden, weil wir ihn in verschiedenen von uns untersuchten Schanzen nachweisen konnten.

Wetterharmonisierung

Keltenschanzen erzeugen offensichtlich - nach den Erkenntnissen des EFODON e. V. -, aufgrund der schichtweisen Zusammensetzung ihres Untergrundes physikalische Effekte. Hier scheint eine Art Kondensator-Effekt zu entstehen. Dafür spricht auch der vereinzelt festgestellte (gemessene) Temperaturunterschied zwischen der Innenfläche einer (aktiven) Schanze und dem umgebenden Außengelände, sowie der (gemessene) Temperaturunterschied an einer Vierermanipulation.

Man könnte sich vorstellen, dass die Wasserfrequenz (des unterirdischen Wassers, in Verbindung mit der Wasserschlaufe) innerhalb der Schanze durch die vorhandenen, gezielt manipulierten und gelenkten Energiefelder abgenommen, gleichgerichtet und dann verstärkt nach oben hin abgestrahlt wird, um auf diese Weise auf die Wasserfrequenz heranziehender Wolken harmonisierend einzuwirken. Dies in der Art, dass die vorhandene „zwangsberuhigte“ Frequenz auf die heranziehende Wetterfront „aufgeprägt“ wird. Vielleicht funktioniert es ähnlich wie die erfolgreich funktionierenden „Grander-Wassergeräte“, in denen ja auch die Information von „gesundem“ Wasser auf hindurchfließendes „normales, krankes“ Wasser übertragen wird. Ein definitiver, wissenschaftlich geführter Nachweis, dass dies tatsächlich so ist, steht bisher noch aus. Bisher beruht diese durch den EFODON e. V. aufgestellte Theorie nur auf den festgestellten Indizien.

Die „Zwangsharmonisierung“ von Wetterfronten muss nicht zwingend in der oben geschilderten Art vor sich gehen. Der technische Ablauf kann auch anders sein, jedoch bleibt das Ergebnis gleich und ist nachvollziehbar.

Das über einer Schanze in der Luft erzeugte, anscheinend nach oben gerichtete, ionisierende Feld reicht offensichtlich hoch genug in die Atmosphäre hinein, um für eine Wetterbeeinflussung verantwortlich zu sein. Den hervorgerufenen Effekt kann jeder beobachten. Es kann bei vielen (aktiven, nicht bei gestörten oder zerstörten) Keltenschanzen mit bloßem Auge beobachtet werden, dass bei leichter Bewölkung genau über der Schanze die Wolkendecke aufreißt, meist recht scharf abgegrenzt. Oft wird hier dann von „Wetterscheiden“ geredet, wobei es wissenschaftlich nicht erklärbar ist, warum ausgerechnet an diesen Stellen eine Wetterbeeinflussung stattfinden soll.

Ich selbst nutze das Phänomen des Wolkenaufreißens gezielt, wenn ich im bayerischen Oberland

irgendwo in der Gegend des Ammersees im Gelände unterwegs bin und mich orientieren will. Ich schaue nach oben und suche das Wolkenloch über dem „heiligen Berg“ Kloster Andechs. (Das funktioniert jedoch nur bei leichter Bewölkung, nicht bei wolkenlosem Himmel). Dazu muss man wissen, dass das Kloster Andechs auf einer sehr energiereichen Schanze steht.

Zeichen für magnetisches Kraftfeld?

Dass auf Keltenschanzen tatsächlich starke Kraftfelder wirken, konnten wir auch daran beobachten, dass durch einen Aufenthalt auf einer Keltenschanze ein Kompass dauerhaft umgepolt werden kann (dass die Nadel anschließend anstatt nach Norden nach Süden zeigt). Da dieses Phänomen erst im Nachhinein festgestellt wurde, ist es bisher nicht sicher, wie lange man sich dazu auf einer Schanze aufhalten muss, oder ob dazu gewisse Kraftlinien überschritten werden müssen.

Wie als bekannt vorausgesetzt werden darf, richtet sich ein Kompass nach den magnetischen Gitterlinien des irdischen Globalgitternetzes aus, und nicht etwa nach dem Nordpol (man stelle sich vor, welch ein großer Magnet am Nordpol positioniert sein müsste ...!).

Wenn durch den Besuch auf einer (oder mehreren) Keltenschanzen also eine Nadel-Umpolung stattfinden kann, so könnte es sich hierbei um ein Zeichen für ein relativ starkes magnetisches Kraftfeld handeln. Andererseits scheint die Kompassanzeige auf dem Gelände einer Keltenschanze „normal“ zu sein, d. h. ohne beobachtbare Fehlanzeigen oder ausgeprägte Schwankungen. Die als normal zu bezeichnenden Nadelschwankungen - ein Zeichen für das Durchschreiten des Globalgitternetzes - unterscheiden sich - nach unseren Beobachtungen - auf dem Gelände einer Schanze nicht von denen außerhalb.

Es ist uns bisher jedoch noch nicht gelungen, einen umgepolten Kompass auf einer Keltenschanze wieder zurückzupolen.

Literatur

Gernot L. Geise: „Keltenschanzen und ihre verborgenen Funktionen“
EFODON e. V., Hohenpeißenberg, ISBN 978-3-932539-30-5

(EFODON-SYNESIS Nr. 33/1999)

Cuzary, das Buch der Chasaren

(Veröffentlicht in EFODON-SYNESES Nr. 33/1999)

Das berühmte Buch Cuzary des großen jüdischen Dichters *Jehuda Ha-Levy* zählt zu den Glanzstücken mittelalterlicher Theologie. Als Streitgespräch aufgebaut bringt es eine Abgrenzung der jüdischen Dogmatik gegen mindestens vier Religionen seiner Zeit: gegen das Christentum, den Islam, die Karäer und die heidnische Philosophie.

Über den Schöpfer dieses Buches sind recht unterschiedliche Informationen im Umlauf. In der *Jewish Encyclopedia* gilt er als größter hebräischer Dichter seit der Bibel, der zwischen 1080 und 1085 in Toledo in Kastilien geboren sei, auch in Córdoba gelebt habe und etwa 1138 in den Orient gereist sei, vielleicht auch erst nach 1140. Sein arabischer Name lautete *Abu al-Hassan al-Lawi*. Er müsste also einen Sohn namens Hassan gehabt haben, während er nach anderen Quellen kinderlos war. Einige (siehe Imirizaldu, Einleitung zum „Cuzary“, 1979) geben als Geburtsjahr 1075 an, als Geburtsort Tudela de Navarra in Aragon, Toledo sei ein Schreibfehler.

Auch sein Todesjahr und -ort liegen im Dunkel. Nach der geläufigen Legende (siehe vor allem *Jüdisches Lexikon* 1927) war er gegen 1135 in den Orient gereist, hatte in Damietta in Ägypten ein Amt bekleidet (worüber es keine Dokumente gibt) und war schließlich 1141 zur Reise nach Jerusalem aufgebrochen. In der Nacht vor seinem lang ersehnten Einzug in die heiß geliebte Stadt Jerusalem soll er von einem Moslem enthauptet worden sein. An diesen Tod knüpfen sich viele romantische Gedichte und mystische Abhandlungen, aber historisch wird er dadurch nicht. Ha-Levy soll auch in Spanien gestorben sein, vermutlich in Toledo. Über sein Grab weiß man nichts Genaues.



Abbildung aus einer Ausgabe des „Cuzary“: Rabbi Haber vor dem Kagan der Chasaren

Er war also ein höchst berühmter und für die Theologen ebenfalls sehr wichtiger Dichter, von dem man weniger weiß als von vielen seiner Zeitgenossen. Das wäre nicht weiter verwunderlich, öffnet aber Möglichkeiten, ihm Texte unterzuschreiben, die er vielleicht nie geschrieben hat. Von seinen weit über 800 Gedichten sind gar manche heute wieder aussortiert.

Wenden wir uns dem Buch Cuzary zu.

Der Zweck des theologischen Streitgesprächs im Cuzary ist es, den König der Chasaren

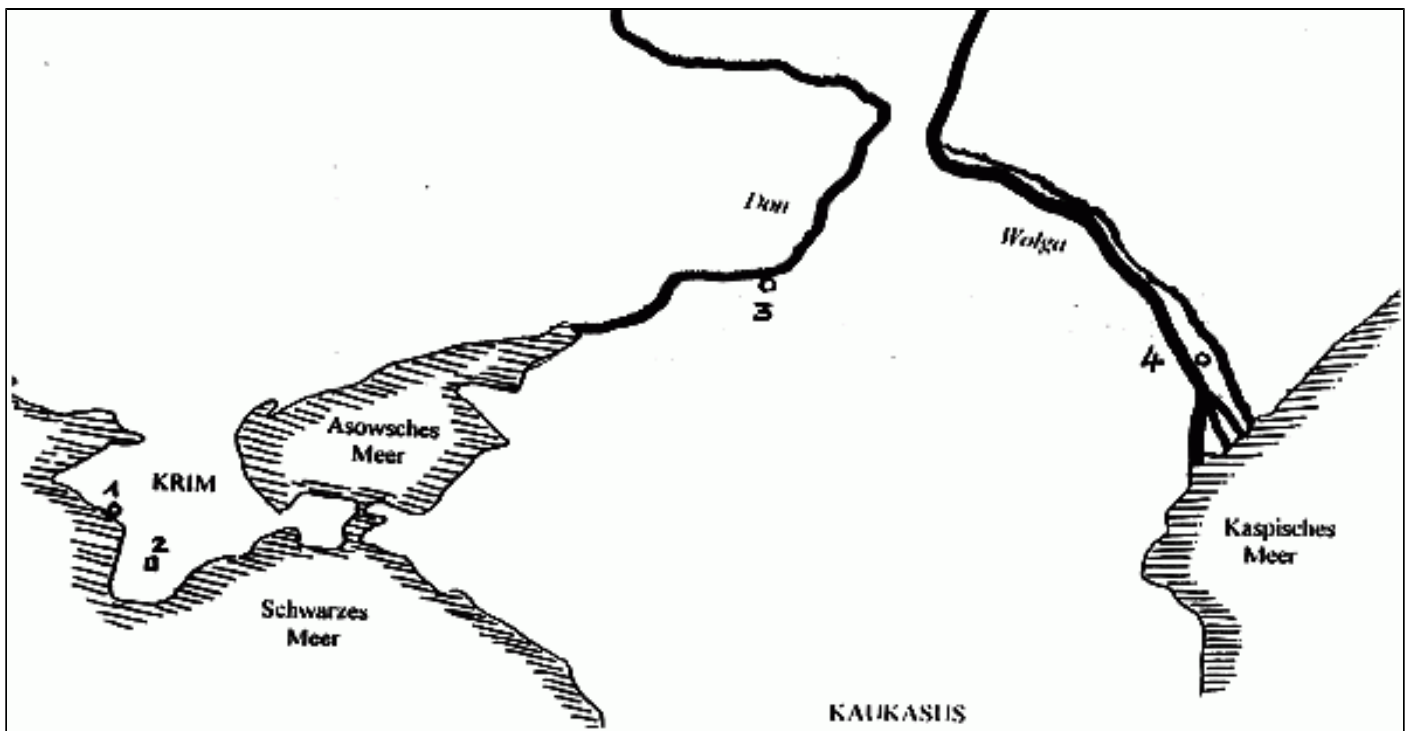
(im 8. Jh., also rund vierhundert Jahre vor Ha-Levy) zum wahren jüdischen Glauben zu bekehren. Da wir über die Chasaren fast gar keine zeitgenössischen schriftlichen Aufzeichnungen besitzen, ist dieses Buch von allerhöchstem Wert, ja (außer zwei Briefen) das *einzig*e schriftliche Dokument, das uns einen Einblick in die damalige Geistesströmung der Aschkenasen (Ostjuden) erlaubt.

Darauf zu bauen ist nun, da wir wissen, wie viele Dokumente in der Renaissance oder später geschaffen wurden, eine riskante Sache. Man ist sich auch weitgehend einig darüber, dass Ha-Levy die Rahmengeschichte nur benützt, um die zu seiner *eigenen* Lebenszeit entflammten Streitigkeiten um den wahren Glauben mit klaren Argumenten zu entscheiden. Man erkennt die inhaltliche Abhängigkeit der Argumentation von den Schriften des großen islamischen Theologen Al-Ghasali (geboren 1059 in Chorasán und ebendort gestorben 1111). Es geht hauptsächlich um eine Ausgrenzung der aristotelischen Philosophie.

Über die Chasaren erfahren wir demnach fast nichts.

Ha-Levy schrieb alle seine Gedichte in Hebräisch, aber den Cuzary soll er in Arabisch geschrieben haben: *Kitab al-Chazari*. Erst der Mystiker *Jehuda aben Tibbon* habe es dreißig Jahre später ins Hebräische übertragen. An solchen unerklärlichen Besonderheiten setzt bereits leiser Verdacht ein.

Wie gesagt: Es soll ein Streitgespräch zwischen Juden, Christen und Moslems vor dem Thron des Chasarenherrschers sein, aber außer in dieser Rahmengeschichte kommt eigentlich nur der jüdische Rabbiner zu Wort und kann seinen Glauben gegen die anderen abgrenzen, vor allem gegen die Carraym (= Karäer). Natürlich wird der Chasarenfürst zum Judentum bekehrt, d. h. von der Lehre der Karäer, der er vermutlich angehört hatte, abtrünnig gemacht.



1 = Jewpatorija, letzte Metropole der Karäer, wo heute wieder eine zentrale Gemeinde entsteht.

2 = Tschufut-Kale (Judenburg), mittelalterliche Hauptstadt der Karäer

3 = Sarkel am Don, eine der beiden Hauptstädte der Chasaren bis zum 11. Jh.

4 = Itil an der Wolga, die andere alte Hauptstadt der Chasaren (vermutliche Lage)

Warum spielt dieses spanische Lehrstück in der fernen Ukraine und um vierhundert Jahre zurückversetzt?

Das hat wohl zwei Gründe: Einerseits will der Autor damit festlegen, dass die Chasaren rechtgläubige Juden (geworden) sind. Das ist aber zu jenem Zeitpunkt, da es längst kein Chasarenreich mehr gab, eine müßige Geschichte. Und zum anderen hätte dieses Gespräch im derzeitigen Spanien nicht gut spielen können, denn dort sah das theologische Umfeld zu seiner Zeit schon anders aus.

Auch sonst kommen bei Ha-Levy oft Schlüsselwörter vor, die uns zeigen, dass Geografie nicht unbedingt wörtlich genommen werden muss. Seir und Edom, das Gebirge im Süden Palästinas, ist das Kennwort für das Gebiet des Christentums, Ismael steht für das islamische Gebiet und Mizrah für beide.

Die Chasaren waren ein türkisch sprechender Stamm mit einem wohlorganisierten Staat nördlich des Schwarzen Meeres. In Russland heißen sie auch Akatziren, also weiße Atziren, weiße Ugrier. Der Name *Chasar* stamme von *Chosroes*, einem häufigen persischen Königsnamen, wie schon Buxtorf 1660 in seiner lateinischen Übersetzung des Cuzary meint. Jedenfalls hatte diese Stammesgruppe geografisch und kulturell Beziehungen zum Iran.

Angeblich hatte sich schon der Kagan (= Chan, König) *Bulan* um 680 zum mosaischen Glauben bekehrt, der Kagan *Chuzar* aber war wohl wieder von der reinen Lehre abgefallen und musste nun - um 740 - durch dieses Streitgespräch erneut auf den rechten Weg gebracht werden. Diese rund 400 Jahre zurückliegende Geschichte sei in dem berühmten Cuzary von Ha-Levy verewigt worden. Wir sehen schon, dass hier einige Sprünge gemacht werden, die weit hergeholt sind. In Kap. 1, Abschnitt 47 nennt der Verteidiger des wahren Judentums, Haber, das genaue Jahr als Zeitabstand seit der Erschaffung der Welt: 4500 Jahre. Aber die dort ausgesprochene Behauptung, dass alle Juden von Indien bis Äthiopien eine einheitliche Jahreszählung verwenden, ist absurd, denn diese Weltschöpfungsära war zwar weitverbreitet, aber doch mit sehr unterschiedlichen Angaben. Die genannte Jahreszahl 4500 kann darum nicht in unsere Zeitrechnung umgerechnet werden.

Zunächst ein Wort über die Karäer (Qaraiten), die infolge emsiger dogmatischer Arbeit seitens jüdischer wie christlicher Theologen heute fast vergessen sind: Sie waren es, die die Thora in ihrer heutigen Gestalt schufen, indem sie den Text festlegten. Die mündlichen Überlieferungen und örtlich verschiedenen Riten achteten sie gering, nur die Schrift war ihre Richtschnur. Ihr Name besagt schon (qara = lesen), dass sie großen Wert auf die schriftliche Fixierung der heiligen Texte legten. Darum ließen sie auch andere heilige Texte gelten, wie z. B. die der Essener, der Sadduzäer und selbst den arabischen Koran.

Als Musterstück der vokalisierten (masoretischen) Thora der Karäer muss wohl der Codex Halepensis angesehen werden, der Mitte des 11. Jahrhunderts aus Basra nach Jerusalem gelangte, durch Kreuzfahrer nach Kairo verschleppt wurde und schließlich über Haleb wieder nach Jerusalem zurückkehrte. Wie ich andernorts schon ausdrückte („Die Große Aktion“, Tübingen 1998), sehe ich im späten 10. und beginnenden 11. Jh. im Raum Kairo, Damaskus, Byzanz die Entstehung der jüdisch-islamisch-christlichen Schriftreligion. Den Karäern kommt darin eine entscheidende Rolle zu.

In ihrer Schriftkundigkeit waren sie allen anderen überlegen und verachteten die weniger fundamentalistischen religiösen Bewegungen der Juden, Christen und Moslems, von denen sie in der Folgezeit hart bekämpft wurden. Einer der großen karäischen Missionare in Westeuropa, Ibn Altaras, hatte in Spanien viel Erfolg; nach seinem Tode führte seine Witwe die Mission fort. Jehuda ben Ezra wie auch José Ferrussol gingen mit Streitschriften dagegen an, aber erst Doña Urraca, Königin von Kastilien, konnte die Karäer eindämmen,

indem sie sie in ein Getto sperrte. Als Abspaltung karäischer Ideen entstand 1161 das *Buch der Kabbala* von Abraham ibn Daud in Toledo (s. u.).

Heute gibt es nur noch Reste dieser einst großen Religionsgemeinschaft, vor allem auf der Krim und im Baltikum sowie in Jerusalem (Maier S. 193).

Wie sieht es nun mit der Textüberlieferung aus? Weder der arabische Originaltext noch Ibn Tibbons hebräische Übersetzung von 1170 (*Sefer Ha-Kuzari*) sind erhalten geblieben. Wir haben eigentlich nur die kastilische (spanische) Übersetzung eines holländischen Juden als Grundlage.

Dieser gelehrte Mann hieß Jacob aben Dana, stammte von portugiesischen Juden ab und war wohl in Rotterdam gegen 1630 geboren; er studierte dort und wurde Hakam in Amsterdam. Der schon erwähnte Calvinist Johann Buxtorf aus Basel sowie Jakob Golio aus Leiden schätzten die Schriften Abendanas sehr. In Leiden lernte er auch Anton Hüls kennen, den er bei seinen orientalistischen Studien unterstützte. Da dieser versuchte, Abendana zum Christentum zu bekehren, habe jener darum als Gegenschrift das Buch Cuzary ins Kastilische übersetzt. 1680 wurde Abendana als Hakam nach London berufen, wo er seine Übersetzung der Mischna ins Kastilische vollendete und 1695 starb. Ein gewisser Hascham Abendana schrieb einen Kommentar zum Cuzary. Soviel zur Überlieferung des „Cuzary“.

Liest man den Cuzary aufmerksam und mit den schon erwähnten Verdachtsmomenten, dann fällt so manches auf, das anachronistisch wirkt:

Da gibt es eine ermüdend lange und für Nichthebräer unverständliche Abhandlung über die hebräische Rechtschreibung und Grammatik (am Schluss des 2. Diskurses), in die hebräische Buchstaben unorganisch eingebettet sind, und zwar manchmal in Umschrift, dann wieder im Original, recht befremdend und wohl nur für Sefardim (Westjuden) in der Diaspora (also nach 1492) sinnvoll.

Es kommen Begriffe vor, wie „Sphäre des Mondes“ oder „Unsterblichkeit der Seele“, die ich mir erst in der Renaissance passend vorstellen kann. Auch die zitierten klassischen Autoren Hermes, Äskulap, Sokrates, Platon und Aristoteles gehören frühestens zur Diskussion des 12. Jahrhunderts (*nach* Maimonides, der die Karäer ebenfalls bekämpfte).

Oder das Gleichnis vom schwächtigen Geldwechsler, der einem kräftigen Bettler das Almosen verweigert und doch nicht von diesem beraubt wird. Der Dichter will damit vermutlich an die *pax mongolica* (13. Jh.) erinnern und fordert eine Art absolutes Königtum als Friedensgarantie, ganz passend für das 17. Jh., aber für die Sefardim des 12. Jh. undenkbar.

In der Vorrede zu seiner Übersetzung, die einem Juden am englischen Königshof, Wilhelm Davidson, gewidmet ist, gibt sich Abendana in allergrößter Bescheidenheit, echt barock; aber meines Erachtens verrät er sich dadurch als der Autor des Cuzary, den er nur aus eben dieser Bescheidenheit und entsprechend einer ganz normalen Zeitströmung einem berühmten Dichter des goldenen Jahrhunderts jüdischer Gelehrsamkeit unterschiebt.

Wiederum möchte ich betonen, dass das Buch Cuzary durch diese Annahme, es könnte fünfhundert Jahre später als behauptet geschrieben sein, nichts von seinem theologischen Wert verliert, nur: Als Dokument für die Judaisierung der Chasaren im 8. Jahrhundert kann es dann nicht mehr gelten, und als Dichtung des spanischen 12. Jahrhunderts wohl auch nicht mehr.

Es ist ja auch zu erwarten, wenn Christen in der Renaissance um die Wette antike und mittelalterliche Texte herstellten, dass die Kollegen mosaischen Glaubens nicht zurückstanden, sondern mit ähnlichem Fleiß an die Erstellung ihrer Geschichte gingen.

Dabei ist die Technik der Querverweise ein wichtiges Mittel zur Beglaubigung gewesen, nur zuweilen ist sie gar zu durchsichtig gehandhabt worden, und das scheint mir auch in diesem Fall offen zu liegen.

Wie man sich denken kann, wird Ha-Levy die Rahmengeschichte nicht frei erfunden, sondern an gewisse bekannte Nachrichten angeknüpft haben. Diese sind auch leicht zu finden, da es - wie gesagt - außer dem Cuzary nur noch zwei Briefe gibt, die uns etwas über die jüdischen Gemeinden der Ukraine vor ihrer Unterwerfung durch die slawisch orthodoxe Mission berichten. Ein gewisser (Rabbi) Hasdai ben Schaprut (arabisch Hasdai ibn Ishaq), um 960 jüdischer Staatsmann am Hofe des islamischen Emirs von Córdoba, habe dem Chasaren-Kagan Josef einen Brief geschrieben und von diesem auch eine Antwort erhalten; eventuell sei er sogar selbst dorthin gereist. Das Vorkommnis liegt allerdings völlig im Dunkel, außer den beiden Briefen haben wir keine Anhaltspunkte. Die spärlichen Fakten, die in den Briefen enthalten sind, könnten aus arabischer Quelle stammen, vor allem aus Al-Masudi (bzw. den Texten, die unter diesem berühmten Namen später zusammengefasst wurden).

Der Streit um die Echtheit der Briefe war besonders im vorigen Jahrhundert ausgefochten worden, nachdem man sie zunächst ganz einfach als Fälschungen des 16. Jahrhunderts abgelegt hatte. Heute gelten sie wieder als echt, wie Koestler darstellt, der dankenswerterweise diese Hebräisten-Kontroverse in knappen Worten zusammenfasst (1976, Anhang III).

Dabei ist zumindest soviel herausgekommen: Der zunächst als echt angesehene Brief des Hasdai und der schon sehr früh (angeblich schon um 1100) als ge- oder verfälscht angesehene Brief des Kagan Josef stammen von zwei verschiedenen Leuten. Das ist natürlich kein Echtheitsbeweis, auch wenn dies eins der Hauptargumente für die Echtheit wurde.

Eine Notiz auf einer arabischen Landkarte muss ebenfalls als Nachweis der Echtheit erhalten. Demzufolge wäre Hasdai selbst bei den Chasaren und im Kaukasus gewesen, was aber Kennern der Materie unwahrscheinlich vorkommt.

Ernst zu nehmen ist dagegen die Erwähnung im Buch der Kabbala von Abraham ben Daud (geschrieben 1161), in dem direkt auf Hasdai und den Brief des Kagan Josef Bezug genommen wird, und wo auch von Nachfahren der Chasaren in Toledo die Rede ist. Vielleicht ist diese Nachricht die einzig verlässliche, aus der dann alle anderen Ausschmückungen abgeleitet sind.

Und woher kennen wir die beiden Briefe?

Sie wurden 1577 in Istanbul von einem Juden namens Isaak Akrisch auf Flugblättern gedruckt mit der Vorbemerkung, dass er sie auf einer Reise vor fünfzehn Jahren in Ägypten erhalten habe, wobei der Eindruck entsteht, als glaube er, dass die Chasaren heute noch ein selbstständiges jüdisches Königreich in der Ukraine hätten. Etwa sechzig Jahre später gelangte eines dieser Flugblätter zu Johannes Buxtorf, dem gelehrten Orientalisten in Leiden, der dann über zwanzig Jahre später die beiden Briefe in Hebräisch, zusammen mit seiner eigenen lateinischen Übersetzung, veröffentlichte, und zwar als Ergänzung zum Cuzary von Ha-Levy.

Wer jetzt das Gefühl hat, dass der Kreis sich schließt, steht nicht allein da. Kaum ein Wissenschaftler nahm die Briefe für echt an. Vor allem damals war allen bewusst, wie allseits freiweg Geschichte erfunden wurde. Man hatte wohl auch - auf Grund besserer Kenntnis der wenigen echten Schriften - ein feines Gespür für den rechten Ton und merkte sehr schnell, wenn ein Zeitgenosse wieder einmal etwas zum großen Geschichtsbuch hinzufügte, was zwar nicht wahr, aber doch recht hübsch erfunden war.

Es gibt sogar handgeschriebene Vorlagen zu dieser Veröffentlichung, aber bei dem Oxforder Manuskript ist unklar, ob es nicht *nach* dem gedruckten Text geschrieben wurde, und das Leningrader Exemplar weicht erheblich von der gedruckten Version ab, es ist sehr viel länger als das Original. Diese lange Version hat ein Forscher im 19. Jh. angeblich aus Kairo mitgebracht, Abraham Firkowitsch, von dem wir recht gut wissen (Koestler, S. 257), dass er vielfach Dokumente erzeugt hat, die seine Hoffnung auf ein Wiedererstehen des Karäertums unterstützten.

Literatur

„Encyclopedia Judaica“ (Jerusalem, ab 1971)

Jehuda Ha-Levy, „Cuzary“, hrg. und eingel. von Jesús Imirizaldu (Madrid 1979)

„Jewish Encyclopedia in 10 vol.“ (New York 1948)

„Jüdisches Lexikon in 4 Bänden“. Hrg. v. Georg Herlitz und Bruno Kirschner (Frankfurt/M 1927, Nachdruck 1987)

Koestler, Arthur „Der dreizehnte Stamm. Das Reich der Khasaren und sein Erbe“ (Wien 1976)

Maier, Johann „Geschichte der jüdischen Religion“ (Berlin 1972; 2° Freiburg i. B. 1992)

Szysman, Simon „Le Karaïsme“ (Lausanne 1980)

Topper, Uwe „Die Große Aktion“ (Tübingen 1998), „Erfundene Geschichte“ (München 1999)

(c) Roland Roth

Zeitkollaps

Zeitverschiebungssagen und das Problem von Wandermotiven

(Veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 33/1999)

Die Welt öffnet sich durch unser Erkennen. Seien wir bereit für ihre Realitäten.

(Rainer Holbe)

Ungewöhnliche Vorgänge werden in alten Erzählungen beschrieben. Unzählige Legenden weisen auf Ereignisse hin, die man heute als Zeitverschiebung interpretieren kann. Nicolas Benzin legt in seiner Arbeit „Eine internationale Strategie der Götter“ dar, dass sich hinter den Zeitverschiebungssagen „ein weltweit auftretendes reales Phänomen verbirgt“ (1). Viele Zeitverschiebungssagen haben meist einen gemeinsamen Urkern und könnten im Zusammenhang mit ungewöhnlichen, „nichtirdischen“ Kräften stehen. Benzin schreibt hierzu: „*Verschiedene Paläo-SETI-Forscher vermuten in dem Phänomen einen Eingriff der Außerirdischen und das Wirken der aus der Einsteinschen Relativitätstheorie abgeleiteten Zeitdilatation*“ (2). Gisela Ermel stellt in ihrem Artikel „Zeitspringer“ eine Reihe von Überlieferungen vor, in denen häufig in Verbindung mit Zeitverschiebungen mysteriöse Personen, Elfen oder Feen, auftauchen (3). Hier lässt sich also eine Verbindung herstellen. Jedoch wird die Möglichkeit, solche Überlieferungen nutzbringend auszuleuchten, als nicht sehr hoch eingestuft. Zu stark sind viele Erzählungen durch Sagenwanderungen („Migration“) verfälscht oder abgeändert worden. Man muss allerdings beachten, dass hinter solchen Zeitverschiebungssagen und Überlieferungen ein großes Potenzial steckt, das vielleicht die eine oder andere Spur weist. Eine recht bekannte Zeitverschiebungssage soll hier deshalb ein wenig genauer in Augenschein genommen werden. Sie ist gleichzeitig ein prädestiniertes Beispiel für das Problem der „Wandermotive“.

Über Jahrhunderte hinweg existiert eine Legende, in der ein Mönch eine Zeitverschiebung erlebte, wobei in allen Erzählvarianten auffällt, dass hier ein gemeinsamer Urkern zu suchen ist. Diese Legende ist seit Wolfgang Müller von Königswinters Gedicht „Der Mönch von Heisterbach“ von 1847 sehr bekannt geworden.

Ein Mönch der Zisterzienserabtei Heisterbach ging morgens in den Wald und grübelte über das Psalmwort nach: „Denn tausend Jahre sind vor dir wie ein Tag“. Als am Abend die Vesperglocke läutete, kehrte er in sein Monasterium zurück. Ein unbekannter Pförtner öffnete ihm, unbekannte Brüder umstanden ihn fragend. Als sie später in der Klosterchronik nachschlugen, stellten sie

fest, dass vor mehreren hundert Jahren ein Klosterbruder des gleichen Namens spurlos im Wald verschollen ist (4).

Auf verblüffende Parallelen stößt man im Märchen „Der Mönch und das Vögelein“ von Ludwig Bechstein: *„Es war in einem Kloster ein junger Mönch des Namens Urbanus, gar fromm und fleißig, dem war der Schlüssel zur Bücherei des Klosters anvertraut. Er hütete sorglich diesen Schatz, schrieb selbst manches schöne Buch und studierte viel in anderen Büchern und in der Heiligen Schrift. Da fand er auch einen Spruch des Apostel Petrus, der lautet: ‚Vor Gott sind tausend Jahre wie ein Tag und wie eine Nachtwache‘.*

Das dünkte dem jungen Mönch schier unmöglich; er mochte und konnte es nicht glauben und quälte sich darob mit schwerem Zweifel. Da geschah es eines Morgens, dass der Mönch herunterging aus dem dumpfen Bücherzimmer in den hellen schönen Klostergarten. Da saß ein kleines buntes Waldvögelein im Garten, das suchte Körnlein, flog auf einen Ast und sang, schön wie eine Nachtigall. Es war auch dieses Vögelein gar nicht scheu, sondern ließ den Mönch nahe an sich herankommen. Er hätte es gern ghascht, doch entfloh es von einem Ast zum anderen, und der Mönch folgte ihm eine gute Weile nach. Dann sang es wieder mit lauter und heller Stimme, aber es ließ sich nicht fangen, obschon der junge Mönch das Vögelein aus dem Klostergarten heraus in den Wald noch eine gute Weile verfolgte. Endlich ließ er ab und kehrte zurück nach dem Kloster, aber ein anderes dünkte ihm alles, was er sah. Und als er an das Klostertor kam ... da trat ihm ein gänzlich unbekannter Pförtner entgegen, der wich bestürzt zurück vor ihm“. Nun erkannte der Mönch gar nichts mehr und sie brachten ihn zum Abt. *„Dort gab er einem jungen Mönch die Schlüssel zu dem Büchersaal, der schloss auf und brachte ein Chronikbuch getragen. Darin stand zu lesen, dass vor dreihundert Jahren ein Mönch spurlos verschwunden. Niemand wisse, ob entflohen oder verunglückt“.*

„Oh, Waldvögelein, war das dein Lied?“, fragte der Mönch mit einem Seufzer. *„Kaum drei Minuten lang folgte ich dir und horchte deinem Gesang, und drei Jahrhunderte vergingen seitdem! Du hast mir das Lied von der Ewigkeit gesungen, die ich nicht fassen konnte! Nun fasse ich sie und bete Gott an im Staube, selbst ein Staub!“.* Nachdem er dies sagte, neigte er sein Haupt, und sein Leib *„zerfiel in ein Häuflein Asche.“* (5)

Neben der Version dieser Geschichte in den Predigten des Pariser Bischofs Maurice de Sully aus dem 12. Jh. trug sich in den Niederlanden gegen Ende des 11. Jh. in der Abtei von Afflinghem angeblich folgende Geschichte zu, die dazu passt: *„Man meldete eines Tages dem Abt Fulgentius, ein fremder Mönch sei am Tor und wolle eingelassen werden und behauptete, einer von den Brüdern zu sein.“* Fulgentius ließ ihn zu sich bringen und der Mönch sprach, er habe noch an diesem Morgen mit den anderen Brüdern in der Kirche gesungen. Als man zu dem Vers des 89. Psalms gekommen sei („tausend Jahre sind vor dem Herrn wie ein Tag ...“), da habe er lange darüber nachgedacht und noch im Chor gesessen, als alle anderen schon heraus waren. *„Da sei ihm ein Vögelein erschienen, welches lieblich gesungen, und er sei ihm in den Wald gefolgt, von da käme er jetzt nach einer kleinen*

Weile zurück. Er finde das Kloster so verändert, dass er es nicht wiedererkenne“. Als der Mönch den Namen seines Abtes und den des Königs nannte, „da fand man zu aller Erstaunen, dass die vor 300 Jahren gelebt hatten“.

Weiterhin wird dieses Ereignis auch dem Abt Erpho vom Kloster Siegburg nachgesagt: Er soll im Jahre 1067 verschwunden und 1367 zurückgekommen sein. Auch er folgte einem Vogel (7). In der „Ero-Legende“ kehrte ein Mönch der spanischen Zisterzienserabtei Armentaria, wie Abt Erpho, 1367 zurück, und auch er folgte einem Vogel (8). Dieselbe Geschichte findet man in einem mittelhochdeutschen Gedicht des Mönches Felix aus dem 13. Jh. (9). Ähnliches liest man in einer Erzählung von Johannes Herolt aus dem Jahr 1484: „Ein frommer Mönch bittet Gott, ihm etwas von der Süßigkeit der himmlischen Freuden zu enthüllen“. Nachdem er einem singenden Vogel nachging, kam er „nach 1-2 Stündlein“ zurück und fand die Pforte am Kloster vermauert, sah, dass eine neue Pforte an der anderen Klosterseite gemacht worden war. Die Chronik ergab, dass er 340 Jahre fort war (10).

Waren es in vielen Sagen, in denen es um Zeitverschiebungssagen geht, Zwerge und Wichtel, so war es in diesen Erzählungen ein mysteriöser Vogel. Dieser Vogel wird manchmal „Wundervogel“ genannt, und meist ist von auffallendem Gesang die Rede. Oft ist dieses ungewöhnliche „Federvieh“ mit „wunderbaren“ Attributen ausgestattet. An anderen Stellen ist es ein „nie zuvor gesehener Wundervogel“. Um wen oder was es sich dabei tatsächlich handelt, ist wohl kaum noch nachzuvollziehen, doch kommt dieser Vogel in beinahe jeder Erzählung vor, was den Anschein erweckt, dass er eine nicht ganz unbedeutende Position in den Ereignissen einnimmt. Ob es sich bei diesem Wundervogel um etwas gänzlich anderes handelte, ist hier also nicht mehr zurückzuverfolgen.

Die Legende „Der Mönch im Wald“ von Johannes Pauli Elsaß aus dem Jahre 1522 ist eventuell Vorläufer der Heisterbach-Geschichte. Im 19. Jh. findet man eine ähnliche Legende in Henry Wadsworth Longfellow's „Golden Legend“ (11). In der jülicher Gegend sagt man die Erzählung einem Mönch Theobald vom dortigen Karthäuserkloster nach (12).

Weiterhin hat man es mit dem Bestreben vieler Klöster am Mittel- und Niederrhein zu tun, die Wundergeschichten jeweils ihrer eigenen Vergangenheit zuzuschlagen, um Klosters Ruhm zu mehren (13). 1847 schließt sich der Kreis der vermutlich ein- und derselben Geschichte durch das Gedicht von Wolfgang Müller von Königswinter (14). Ein Mönch, der einen „Zeitkollaps“ erlitt und erst nach Jahrhunderten wieder auftauchte. Eine ungewöhnliche Geschichte.

Man kann also annehmen, dass bei diesen Erzählungen eine gewisse Urerinnerung existiert, die durch Wanderlegenden ein jedes Mal durch den jeweiligen Verfasser zu den lokalen Begebenheiten maßgeschneidert wurde. Womöglich wurde gar aus heidnischen Quellen geschöpft und mittels eines Mönchs christlich überprägt. Doch sieht man das ganze Material durch, so scheint es, dass sich hinter all den Legenden ein ursprünglich wahrer Kern

verbirgt, der jedoch auf Grund der vorliegenden „Verzerrung“ nicht mehr ausgeleuchtet werden kann. Letztendlich heißt das: An einem unbestimmbaren Ort zu einer unbestimmbaren Zeit erlebte ein Mönch o.ä. eine Zeitverschiebung, doch wurde das Ereignis durch „Migration“ dem jeweiligen Kulturkreis angepasst und ist nun nicht mehr verifizierbar. Eine vorschnelle Ablehnung dieser Sagen wäre jedoch unlogisch.

Nicolas Benzin schreibt in „Eine internationale Strategie der Götter“ hierzu: *„Sagen beruhen auf anonymer, meist mündlicher Überlieferung, die an reale Gegebenheiten anknüpft“* (15).

Es stellt sich natürlich die Frage, wie solche Zeitverschiebungen zu erklären sind. Hatten wir es in den Sagen jeweils mit einem „Riss“ im Raum-Zeit-Gefüge zu tun? Hatten hier „überirdische Mächte“ ihre Finger im Spiel? Waren es unheimliche Ereignisse mit der Relativität der Zeit?

Nachtrag

Kennen Sie ähnliche Erzählungen oder Zeitverschiebungssagen, so schreiben Sie mir:

Roland Roth, Rothwestener Str. 9, D-34233 Fulda

Anmerkungen

- (1) Nicolas Benzin, SETI 2/95
- (2) N. Benzin, SETI 2/95
- (3) Gisela Ermel, CHEOPS/Experiment
- (4) H. M. Heuer, Hax pax max
- (5) F. Lenz, Die schönsten....
- (6) bis (13) L. Röhrich
- (14) H. M. Heuer , hax pax max
- (15) N. Benzin, SETI 2/95

Quellen

- Gisela Ermel, „Zeitspringer“, in CHEOPS 3+4/93, sowie in Thomas Mehner (Hrsg.), „Das große Experiment“, CTT-Verlag 1994
- Nicolas Benzin, „Eine internationale Strategie der Götter“, in SETI, Ausgabe 2/95
- Hanns Manfred Heuer, „hax pax max, Wunder und Geheimnisse des Okkultismus“, Merlin - Verlag, Hamburg 1973
- Lutz Röhrich, „Erzählungen des späten Mittelalters und ihr Weiterleben in Literatur und Volksdichtung bis zur Gegenwart“, Bern 1962

- Friedel Lenz, „Die schönsten 50 Märchen“, Hannover 1962

Die Sage als uralte astronomische Berichterstattung

Vom Kampf gegen den Wasservogel und vom Drachenstich

(Veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 33/1999)

Die Sonne ist unser Lebensgestirn. Sie gibt Licht und Wärme und auf diese Weise die Nahrung und alles, was die Menschen zum Leben brauchen. In frühester Zeit wurde die Sonne deshalb als das göttliche Gestirn verehrt. Ihr alljährlicher Gang wurde am Horizont mit Steinen markiert: die Auf- und Untergänge der Winter- und Sommersonnenwenden, die Tag- und Nachtgleichen. Das waren die Stationen der Sonne. All dies wurde fantasievoll in der Kunst dargestellt mit Pferden, die den Sonnenwagen über den Himmel ziehen. Die Sonne war diesen Menschen, unseren Vorfahren, nicht nur der Ursprung des Lebens, aus dem alles entstanden ist. Sie war ihnen nicht nur der Motor des Lebens, der alle Kreisläufe in Bewegung hielt. Ihnen war die Sonne der sichtbare Ausdruck der Schöpferkraft, die ihnen alles gab, was sie zum Leben und zu ihrem Glück brauchten. Und sie gaben ihr dafür Ehrfurcht und Dank.

Alle Kulte der Frühzeit, die Rituale und Kultspiele, stellen den Gang der Sonne durch die vier Stationen des Jahres dar: Frühling, Sommer, Herbst und Winter. Die Sonnenreligion war *die* Religion der Frühzeit. Viel später wurde das göttliche Gestirn in allen Kulturen in verschiedenen Abwandlungen personifiziert: als Gottessöhne, Königssöhne, als Prinzen, ... immer wunderwirkend verkörperten diese die Sonne.

In der Tat ist die Sonne das eigentlich große Wunder, die doch das wundervolle Leben und uns selbst hervorgebracht hat.

Aber die Sonne hat im *Mond* einen Gegenspieler. Auch der Mond durchläuft vier Stationen in seinem monatlichen Gang um die Erde: zunehmender Halbmond, Vollmond, abnehmenden Mond und Neumond. Der Mond durchläuft diese Stationen in einer viel auffälligeren Weise als die Sonne. Er macht in zwei Wochen z. T. größere Sprünge als die Sonne im halben Jahr. Der Vollmond steht der Sonne gegenüber. Während der Vollmond im Sommer tief am Himmel steht, ist er im Winter ganz oben. Er ist der *Beherrscher* des Winterhimmels! Bedenken wir, dass im Polarkreis im Winter die Sonne wochenlang nicht aufgeht, und im ganzen nördlichen Kulturkreis die Nächte sehr lang sind. In dieser Zeit ist der Vollmond der *Lichtbringer*. Dieses wechselhafte Geschehen haben die Vorfahren aufmerksam beobachtet.

Die Vorgänge um Sonne und Mond sind in Wirklichkeit noch komplizierter. Denn von Jahr zu Jahr steigt der Mond höher und immer höher ..., bis er nach

9,3 Jahren wieder heruntersteigt, um in 9,3 Jahren seinen Tiefpunkt zu erreichen. Er pendelt um ± 5 Winkelgrade um den Gang der Sonne. Das heißt: 9,3 Jahre ist der Mond über der Sonne und 9,3 Jahre darunter zu sehen. Dieser 18,6-jährige Mondzyklus war den Vorfahren seit Jahrtausenden bekannt. Es ist deshalb zu erwarten, dass man dieses Geschehen in Geschichten, Erzählungen - fantasievoll ausgekleidet - der Jugend weitergab, um auf diese Weise vom himmelskundlichen Wissen der Frühzeit Kunde zu geben.

Bei dem allmählichen Aufstieg des Mondes über diese Jahre kam dann der Zeitpunkt, wo er über die Ekliptik und somit *über* die Sonne gelangt ist. Dies bedeutete für die Menschen, dass der Lichtbringer der langen Nächte sich über das göttliche Gestirn erhob. In der bildhaften Denkweise empfand man den Aufstieg des Mondes als eine Anmaßung, die, durch den Sturz nach seinem Höchststand am Himmel, „bestraft“ werden musste. Die Überlieferung (z. B. die Apokalypse) berichtet von *Luzifer* als dem Lichtbringer und Gegenspieler „Gottes“ und von seinem Sturz: „Und es war Kampf im Himmel ... mit dem Drachen“. Das entspricht dem astronomischen Geschehen, das noch durch das allmonatliche Auf und Ab des Mondes im Geschehen dramatisiert wurde. Im Volk wurde es Brauch, diese bedeutende Wende des Mondoberlaufes durch einen Kampf und mit einem Helden darzustellen. Das war meistens Michael, der gegen den Drachen (= Drachenmond) kämpft, oder Herkules, der das Ungeheuer besiegt. Denn nach der Großen Mondwende geht es mit dem Mond wieder abwärts. Der Engel wird in die Tiefe gestoßen. Der Drache wird getötet. Und der Sieg der unbesiegbaren Sonne wird im Volksfest gefeiert.

Die Vorgänge am (oder im) Himmel sind zum Teil sehr kompliziert. Erst wenn wir diese Vorgänge durch eigene Beobachtung einigermaßen verstehen, können wir die Überlieferung und somit die Sagen, Märchen und das Brauchtum unserer Vorfahren vorstehen. Der Mond wird deshalb auch als „Drache“ oder „Ungeheuer“ dargestellt, weil er beim Überschreiten der Ekliptik (bezeichnet als Mondknoten = Drachenknoten) die Sonne verdecken (Sonnenfinsternis) kann. In der Bildersprache „frisst“ das Ungeheuer das Göttliche (die Sonne).

Ich möchte das Geschehen verdeutlichen, bevor ich auf die konkreten Geschehnisse in unserer Heimat zu sprechen komme. Da ist einmal der allmonatliche Sprung des Mondes, der die Fruchtbarkeit des weiblichen Menschen regelt. Er ist auch im negativen Sinne wirksam durch seine Sprunghaftigkeit. Er wirkt auf den Säftestrom (nicht nur) des Menschen. Er bewirkt die Stimmung des Menschen. Die Wort „Laune“ ist zurückzuführen auf lateinisch *luna* = der Mond.

Da ist andererseits das längerfristige Geschehen: die langsame Hinaufentwicklung des Mondes, der sich in Gefilde begibt, die über der Sonne (dem Göttlichen) liegen. Aber sein Höchststand ist schließlich auch sein schicksalhafter Sturz in die Tiefe. Diese langfristigen Vorgänge haben nun große Bedeutung in der Überlieferung, da sie das tiefe himmelskundliche Wissen weitergeben sollen.

In ***Furt im Walde*** wird alljährlich mit dem „Drachenstich“ das „älteste deutsche Volksschauspiel“ geboten. Die Einheimischen verbinden historische Reminiszenzen aus der schlimmen Zeit der Hussitenkriege mit Sagenhaftem. Hierin verbirgt sich die Darstellung des Mondes in seinem dramatischen Gang durch 18,6 Jahre. Der „Drachenstich“ bedeutet das Ende des Aufstieges des „Drachenmondes“. Er wird getötet und somit in die Tiefe gestürzt. Die Einheimischen wissen aber nichts mehr über den astronomischen Bezug der Sage. Der Bezug ist die Große Mondwende, die alle 18,6 Jahre stattfindet. Vielleicht wurden diese Vorgänge über die drei Berggipfel in der Nähe beobachtet: die Mitte Burgstall (976 m hoch), im Nordosten der Hahnenberg (555 m) und im Nordwesten über die „Further Senke“ der Dachsriegel (826 m). Eigentlich sollte dieses Fest nur alle 18,6 Jahre veranstaltet werden. Aber das Wissen ist verloren gegangen. Um Geld und Touristen anzulocken, führt man dieses Fest als Spektakel jedes Jahr durch.

Auch ***Schildthurn*** mit seinem 78 Meter hohen Turm ist ein bedeutender astronomischer Bezugspunkt. Von dort aus bestehen die Visuren (Ausrichtungen) der Wintersonne nach Alt-Neuötting (Schwarze Madonna). Und es bestehen die Auf- und Untergangspunkte am Horizont des Mondes zur Großen Mondwende nach ***Wurmannsquick*** (mit dem Wappen des Drachenmondes). Der Name gibt einen Hinweis auf den Zusammenhang: „Wurm“ ist die Schlingelinie des Mondes am Himmel, und „quick“ ist der schnelle Mond, weil er größere und schnellere Veränderungen als jeder andere Himmelskörper am Himmel vorführt. Durch genaue Angaben des Vermessungsamtes Pfarrkirchen und durch astronomische Berechnungen haben sich diese Zusammenhänge eindeutig erwiesen. *Wurmannsquick* ist die *Mondstadt*, ähnlich wie in Frankreich Luneville (übersetzt Mondstadt).

Natürlich weiß in Wurmannsquick niemand von diesem „Schicksal“. Aber die Überlieferung hat das Wissen erhalten, wenn auch bruchstückhaft: Der Heimatforscher Albert Vogl aus Hirschhorn-Hetzenberg bei Eggenfelden berichtet von einem historischen Spiel des „Wasservogels“, der als „Lindwurm in den Wassergraben“ gestoßen wird. Dieses Volksfest sei letztmalig 1953 veranstaltet worden. Das ist eine interessante Überlieferung. Einmal kommt hier der „Drachenstich“ in veränderter Form zum Vorschein, also das Ritual des Sturzes oder des Besiegens. Das Ungeheuer - der Lindwurm - wird hier „Wasservogel“ genannt, weil er dabei im Wassergraben (in der Tiefe) landet. Auch die Einheimischen in Wurmannsquick haben ihre Orientierung verloren. Sie wissen nichts von dem Bezug nach Schildthurn. Und sie wissen nichts vom komplizierten Gang des Mondes. Deshalb haben sie ihr Fest des Wasservogels vergessen und seit 1953 nicht mehr gefeiert. Das Fest und Kultspiel gehört eigentlich nur alle 18,6 Jahre veranstaltet, nämlich dann, wenn der Mond seinen höchsten Punkt am Himmel erreicht hat. Das war damals 1955. Die nächste Festlichkeit wäre für das Jahr 2006 vorzusehen. Wer aber wird dieses Brauchtum wieder in Erinnerung bringen?

Das Wissen um den Gang der Gestirne Sonne und Mond ist in Vergessenheit geraten und somit auch die Überlieferung unserer Vorfahren. Aber vielleicht sind unsere Gedanken als Anregungen geeignet, bei einigen

heimatverbundenen Menschen das Interesse zu wecken. Es ist ein Genuss besonderer Art, die Vergangenheit, das Wirken unserer Vorfahren und somit im weiten Sinne unsere Heimat wiederzuentdecken. Und es ist natürlich besonders wichtig, die Orientierung für sich selbst wieder zu gewinnen, zu wissen, wo, wann, was am (oder auch „im“) Himmel geschieht.

Das dunkle Zeitalter (III.)

Jupiter, ein „Vogel der Schönheit“

© 1999 Hans J. Andersen; veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 32/1999

Im 3. Teil seiner Ausführungen konkretisiert der Autor seine These, dass die Erde mitsamt dem Mond in der Vorzeit für einen bestimmten Zeitraum als Satellit den Planeten Jupiter umkreist habe. Er bezieht sich auf überlieferte Aufzeichnungen, deren Schilderungen er auf Jupiter bezieht.

Auf meine Anfrage, wo die Erde gewesen sei während der langen Nacht, erhielt ich eine Antwort von Herrn Kurt Schildmann, Präsident der Studiengemeinschaft Deutscher Linguisten. Sie lautete kurz und bündig:

„Der Planet, den die Erde eine Zeitlang umkreiste, ist Jupiter. Lesen Sie meine Ausführungen ... dazu“.

Aus den beigegeführten zwanzig Schreibmaschinenseiten entnehme ich folgende wichtige Sätze:

„Das Ara-ara im Popol Vuh heißt nur im Rebus Papagei. Gemeint ist Jupiter. Mit seinen vielen Trabanten gilt er als überaus prächtiger Vogel. So auch in Indus-Texten. Vgl. das Abbild des Indus-Textes Nr. M-274. Jupiter, der ‚Vogel der Schönheit‘, ein globales Epithet aus den Zeiten, als von Göttern geförderte Hochkultur auf Erden herrschte“.

Dieser global verbreiteten Hochkultur möchte auch ich nachspüren. Nach ägyptischen Überlieferungen werden sie, die vom Jupiter kamen, genauer als *Halbgötter* bezeichnet. Da es von Göttern schlechthin in allen Überlieferungen nur so wimmelt, erscheint mir die Bezeichnung *Halbgötter* spezieller, mehr gerade auf den Jupiter zugeschnitten. Götter schlechthin können ja auch vom Sirius, Andromeda, usw. usw. gekommen sein.

Die nebenstehende Abbildung von M-274 zeigt in der Kopfleiste sieben Zeichen, die von rechts nach links zu lesen seien. Sie lautet: *Vi-ga *vais sri va ala-la*, zu deutsch: ‚der Vogel der Schönheit‘, wie *ala-la*. Schildmann interpretiert im einzelnen:

„Belege dafür, dass 7-Ara-ara ‚Jupiter‘ bedeutet, gibt es in alten Texten 100fach. Bestätigungen, insbesondere für die 7. Jupiter und seine Zahl 7 ist global dominant ... In der Induskultur instituierte man ihm zu Ehren die 7-Tage-Woche“.

Symbole für Jupiter seien *„100fach in den alten Texten anzutreffen, mit den klaren Epitheta ‚pa‘ Beschützer, ‚pi-ta‘ Vater, ‚ta-ta‘ Vater, ‚ka-ra‘ Schöpfer, ‚ya-tri‘ Rächer usw.“*. Sicherlich gibt es ebenfalls überall Symbole für die anderen Planeten, das meine ich nicht. Auch bezweifle ich, dass Jupiter deshalb ein ‚prächtiger Vogel‘ genannt wurde, weil er viele Trabanten hat, denn das gilt ebenso z.B. für den Saturn. Die Bezeichnung ‚Vogel‘ meint nicht die Trabanten, sondern den Planeten selbst, der mit einem am Himmel fliegenden Vogel verglichen wurde. Sondern das Wort ‚prächtig‘ drückt Bewunderung für eine Farbenvielfalt aus, die jenen Vogel selbst auszeichnet.

Und genau das ist es, was uns beim Betrachten des Jupiter auf Farbfotografien auffällt! Um das aber überhaupt wahrnehmen zu können, musste die Erde früher einmal dem Jupiter entsprechend nahe gewesen sein. Das ist die entscheidende Feststellung.

Dann aber kommt Schildmann zur Sache, indem er das dritte und vierte Zeichen erklärt: *„In der Indusschrift verwendet man sauber gezeichnete, transparente Piktogramme als Einführungshilfe. Zeichen Nr. 3 ist ein Vogel. Zeichen Nr. 4 gehört zur Serie der Silben mit anlautendem s- . Hier ist das Wort ‚sri‘ ‚Schönheit‘ gemeint - ein Sonderfall, denn mehrfach heißt es in anderen Texten, dass Schönheit der Zweck der Schöpfung sei. Der Respekt vor diesem Sonderzeichen ist so erhaben, dass das Zeichen, wie sich aus 2000 von mir übersetzten Texten herauslesen lässt, niemals sinn- oder zweckentfremdet als phonetisches Zeichen, über Rebusverwendung, genutzt wurde. Es stand also unter Tabu“.*

Er hat dann Zeichen Nr. 3 und 4 zusammenfassend so ausgedrückt:

„Der ‚Vogel der Schönheit‘ ist also sowohl ein bunter Papagei und gleichzeitig ein Ehrentitel für großartiges Jupitersystem, wie es beschrieben wurde von den wahren Meistern und Lehrern der Menschen der Ur-Kultur, den Herren der planetaren Schiffe.“

Die Zeichen Nr. 5, 6 und 7 gehören zum 100fach bestätigten phonetischen Grundbestand der Indusschrift“.

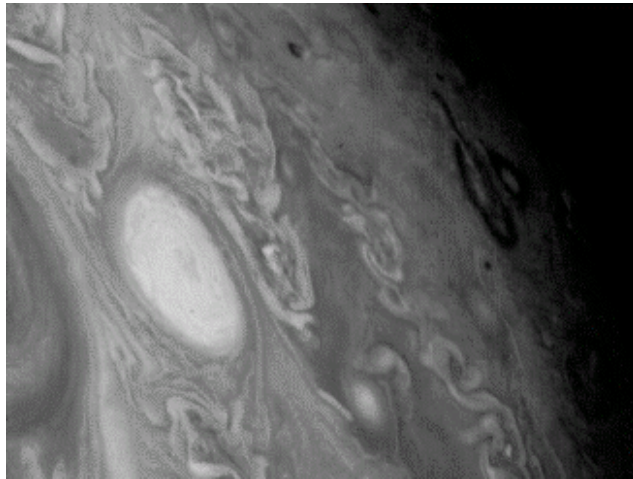
Ist das nicht großartig formuliert?

Meine Symbolforschung am Kalenderproblem

Dann habe ich mich daran gemacht, die fünf Zeichen genauer anzusehen und zu analysieren. Ich bin kein Sprachwissenschaftler, habe aber spezielle Kenntnisse über Zahlensymbolik aus der Zeit vor Erfindung der Schrift gesammelt, als ich es unternahm, viele vorzeitliche Kalender zu entziffern, zu interpretieren und astronomisch zu erklären. Auch meine Studien zum „Lesen“ von skandinavischen Felsbildern, die der Kalenderastronomie und astronomischen Chronologie dienten, haben wesentlich dazu beigetragen, meine Kenntnisse zu erweitern. Die Ergebnisse dieser Forschungen habe ich in dem Buch „Am Anfang war die Zahl“ zusammengefasst, und die nordische Kalenderastronomie in „Fossum und die beiden Sonnen“ angewandt.

Urzahlen als Buchstaben. Götternamen

Dabei ist mir aufgefallen, dass viele Zeichen, die später als Buchstaben benutzt wurden, ursprünglich eine Zahlenbedeutung besaßen. So erklärt es sich, dass in der Vorzeitkultur die wichtigsten Zeichen eine Doppelbedeutung hatten, Zahl und Buchstabe zugleich zu sein. Das war aber schon Jahrtausende vor der Kabbala, die später einem fertigen Alphabet wiederum Zahlen zugeordnet hat, aber anders.



Ausschnitt aus der Jupiteratmosphäre, aufgenommen von VOYAGER 2 (NASA)

Man konnte daher Namen bilden, die zugleich eine Zahlengruppierung zum Ausdruck brachten, und zwar einschließlich gewisser mathematischer Operationen, z.B. dass die Buchstaben der Silben zu addieren, die Silbensummen aber miteinander zu multiplizieren waren usw. Divisionen kannte dieses System, das anscheinend internationale Verbreitung fand, allerdings nicht. Viele Götternamen waren so gebildet und enthalten eine astronomische Bedeutung.

Die Zahlenbedeutung der Namen sorgte lange Zeit dafür, dass die Namen nicht verändert werden durften. Erst als die Wissenden den astronomischen Hintergrund vergaßen, konnte es zur biblischen bzw. babylonischen Sprachverwirrung kommen.

Dieses Wissen wurde, so nehme ich an, von den Halbgöttern an die Erdenmenschen in der Epoche, als die Erde ein Trabant des Jupiter war (über zwei Jahrtausende!), weitergegeben.

„Vollgötter“ waren sie m.E. aber deswegen nicht, weil sie dann auch die Fähigkeit des Dividierens gekannt und irgendwie in ihr System eingebaut hätten. Viele Außerirdische, die in superperfekten Raumschiffen durchs Universum sausen, können zweifellos mindestens so gut dividieren wie wir. Aber für die „Halbgötter“, die im Jupiter existieren, muss das nicht gelten. Sie haben es auch nicht nötig, andauernd in unserer Atmosphäre zu kreuzen, um sich als Götter auszugeben, ohne es möglicherweise wirklich zu sein, und sogar Massenlandungen anzukündigen. Aber als unser Planet ein Trabant ihres „prächtigen“ Wohnsterns war, da haben sie es wohl als ihre kulturelle Aufgabe empfunden, uns zu betreuen.

Mathematische Funktionen

In meinem erwähnten Buch habe ich zu allen Buchstaben unseres Alphabets die entsprechenden Zahlen-

ableitungen wiedergegeben, so dass Sie damit arbeiten können. Die alteuropäischen Zeichen waren ursprünglich alle gradlinig, weil sie entweder als aus Holz geschnittene Stäbchen gelegt oder in Stein eingeritzt wurden. Erst später kamen die Rundzüge von Schreibschriften auf. Unverbundene Zeichenschriften wie bei *Glozel* oder *Burrows Cave* halten sich noch größtenteils daran.

Wie viel höher diese Doppelsymbolik gegenüber der heute gebräuchlichen Kabbala stand, ersehen wir daraus, dass sie nicht nur schlicht Buchstaben gleich Zahlen setzte, sondern auch über besondere mathematische Symbole verfügte. Einige davon vermochte ich zu erforschen, die sich auch für unsere Indusschrift als wichtig erweisen werden:

1) Das ‚s‘ als eine ausdrückliche Anweisung zum Multiplizieren (und nicht zu addieren)

2) Das ‚r‘ als Anweisung zum Potenzieren, allerdings beschränkt auf die Quadratzahl.

Die Potenz, auch bei uns mit sexuellem Beigeschmack, wurde bei den Ägyptern als Höchstes der Götterwelt angesehen, daher ‚R‘ als Name des Sonnengottes, gesprochen ‚Re‘. Vokale galten ihnen meistens nichts, das ‚e‘ dient uns nur zur Aussprache.

3) Vokale hin, Vokale her - aber jedenfalls war das ‚i‘ von internationaler Bedeutung, weil es als einfacher Strich in vielen Kulturen für die Zahl 1 stand. Die besondere Bedeutung der Zahl 1 liegt bekanntlich darin, dass man jede Zahl damit multiplizieren kann, ohne sie zu verändern. Man kann also zwischen jede Konsonantenfolge, die eine Produktformel bedeutet, beliebig viele ‚i‘ einfügen, um sie aussprechbar zu machen, ohne ihre Bedeutung als Produkt und astronomische Zahl zu verändern.

Ich habe den Eindruck, dass die Sumerer von dieser Möglichkeit besonders gern Gebrauch gemacht haben.

Die Ägypter vereinigten im Namen OSIRIS alle drei Komponenten. Dieser Gott wurde offenbar deswegen zum Herrscher der Unterwelt, weil seine Welt untergegangen war. War er etwa der Astralgott während der ‚langen Nacht‘? War er vormals der Jupiter?

Astronomische Interpretation der fünf indischen Zeichen

Nun können wir daran gehen, die fünf Zeichen in ihrer Bedeutung als astronomische Zahlenangaben zu analysieren.

Das dritte Zeichen ist Ihnen schon als ‚Vogel‘ bekannt, und ich füge hinzu: Es ist wahrscheinlich als ein allgemeines Planetensymbol anzusehen. Erst durch das nächste Zeichen, ‚sri‘, ergibt sich, dass der Jupiter gemeint ist.

Nehmen wir als nächstes das zweite Zeichen hinzu: Es zeigt, nach meiner Auffassung, zwei nach oben gereckte Arme, die je zwei Finger hochheben. Gemeint ist die Zahl 4 bzw., in Verbindung mit dem nachfolgenden Planetensymbol, heißt das: der 4. Planet!

Die Reihe der Planeten ist, wenn man aus geozentrischer Sicht der Antike die Erde auslässt:

1. Merkur, 2. Venus, 3. Mars, 4. Jupiter, unbeschadet des Umstandes, dass die Sieben eine Jupiterzahl ist. Oder, wenn es sich auf die Epoche der ‚langen Nacht‘ beziehen soll, als die Venus noch nicht da war, aber die Sonne als Wandelstern wie ein Planet mitgezählt wurde, dann war die Reihe: 1. Sonne, 2. Merkur, 3. Mars, 4. Jupiter.

Allerdings kann ein U-förmiger Bogen auch ein Mondsymboll bedeuten, sogar sehr häufig.

Das sehen wir beim ersten und fünften Zeichen angesprochen. Hier sind je zwei seitliche Abstriche an beiden Schenkeln des Bogens zu sehen, und bei Nr. 5 zusätzlich noch zwei oben eingefügte Striche. Was bedeutet das? Zusatztage. In jedem Falle handelt es sich um zählbare Grundeinheiten, jeweils zwei Tage an jedem Schenkel. Ich deute das als Differenzierung der Monatssymbolik.

Wegen der unterschiedlichen Mondkalender, die es in der frühen Antike schon gab, musste man unterscheiden können, welche Art von Monatskalender man meinte:

1) Am kleinsten war der Monat der Etrusker mit 24 Tagen (gebildet aus drei ‚Markt-Wochen‘ zu je acht Tagen) im alten Rom *Tridentinum* genannt; kommt hier nicht vor.

2) Je ein Strich beiderseits (hier nicht vorkommend) = 26 Tage, war der Monat der Maya. (je zwei Striche beiderseits = 28 Tage, war als Monat vor der biblischen Sintflut allgemein in Gebrauch, als wegen einer Erdbahnstörung durch die Venus der Mond etwas weiter von der Erde weggezogen wurde und der synodische Monat dadurch rund zwei Tage länger wurde. Das ist bei Zeichen Nr. 1 zu sehen. Man könnte seine Information auf die Überlieferung beziehen, dass die Erde ein Mond des Jupiter war, und das Ganze so lesen:

„Es war einmal ein Mond“ (Nr.1)

„des 4. (Nr. 2) Planeten (Nr. 3) der Schönheit“ (Nr. 4),

„seine Monate: i^2 zu 30 Tagen (Nr. 5),

„ i und seine Resttage = 10 (Nr. 6) + 2“ (Nr. 7)

3) Zwei eingefügte Striche bedeuten zweifellos die beiden zusätzlichen Tage, die der synodische Monat seither und bis heute gegenüber dem siderischen Monat mehr hat. Das ergibt gegenwärtig 29,5 Tage. Aber vor fünf Jahrtausenden waren es, aus astronomischen Gründen, (erlassen Sie mir hier die Berechnung) ziemlich genau dreißig Tage, wie es die alten Kalender eindeutig zeigen. Das ist hier bei Zeichen Nr. 5 zu sehen.

Wer daran zweifelt, dass es so gemeint sei, wird durch eine Gegenrechnung belehrt werden können, die sich aus der ‚sri-Formel‘ ergibt.

Die ‚sri-Formel‘

Es handelt sich dabei um die formelhafte Zusammenfassung der drei Sonderzeichen, deren Sonderstellung wir erkannt und als Sonderfall bezeichnet haben. Was besagt die ‚sri-Formel‘?

Multiplikation und Potenz derselben Grundzahl! Lies: „Einmal die Zahl und noch einmal die Potenz derselben Zahl“.

Bei dem Symbol ‚ i ‘ ist zu ergänzen, was sich aus der weiteren Entwicklung der Vorzeit-Mathematik wohl so ergeben hat, dass ‚ i ‘ stellvertretend für eine beliebige Zahl eintreten konnte, also so ähnlich wie das ‚ x ‘ in unserer Mathematik. Nun ist es aber ungeschriebenes Gesetz damaliger Zahlenprogramme, dass die große Zahl, in diesem Falle die Potenz, zuerst gerechnet wurde. Und dann fügte man hinzu, was noch fehlte, gewöhnlich als Addition einer oder mehrerer Zahlen. Da man die Laute in der Reihenfolge ‚rsi‘ aber schlecht aussprechen kann, heißt es eben ‚sri‘.

In unserer mathematischen Schreibweise lautet es dann so:

$$\text{sri} = x + x$$

Um unsere Vorstellungsfähigkeit, was das bedeute, anzureichern, sei dafür eine kleine Tabelle entwickelt, wo für x die Grundzahlen eingesetzt werden (siehe Kasten).

Zu SR 7: Die Zahl 56 war evtl. als ein Elftel der Kalenderzahl von 616 Tagen bedeutsam - das war die Dauer eines Umlaufes der Erde um den Jupiter als dessen Trabant, ihn siebenmal während eines Jupiterumlafes umkreisend.

Zur Zahl 42: Es gab einen zweiten kleinen Mond der Erde. Er umkreiste die Erde während eines Luna-Umlaufes 42 mal. Dies ist auf dem Sonnentor-Kalender von Tiahuanaco dargestellt.

Die ‚sri-Formel‘

Grundzahl	Quadrat	+x	=	Summe
SR 2	4	+ 2	= 6	6 Ju-Umläufe = 100 Tzolkin
SR 3	9	+ 3	= 12	Teilung des Tierkreises
SR 4	16	+ 4	= 20	Maya-Zeiteinheit
SR 5	25	+ 5	= 30	Tage synodischer Monat
SR 6	36	+ 6	= 42	Zweitmond-Umläufe
SR 7	49	+ 7	= 56	$56 \times 11 = 616 \times 7 = \text{JU}$.
SR 8	64	+ 8	= 72	Jahre für 1° Präzession
usw.				

Es kann also kein Zweifel bestehen, dass die ‚sri-Formel‘ eine große astronomische Bedeutung besitzt. Das hatten die Halbgötter bereits erkannt. Für das Jupitersystem war das wichtig, denn schon SR 2 bedeutete, dass sechs Jupiterumläufe mit rund 26.000 Tagen nicht nur in Analogie zu den 26.000 Jahren zur Präzession stehen. Zwei Monde des Jupiter, der siebte und der zehnte, haben mit 260 Tagen eines Umlaufes eine zeitliche Abstimmung dazu. Denn ein Jahrhundert dieser Kalendereinheit, die die Maya ‚Tzolkin‘ nannten, stimmte mit sechs Jupiterumläufen überein; aber auch mit SR 8, wenn wir heutige Sonnenjahre der Erde nehmen.

So ist alles ganz erstaunlich aufeinander abgestimmt, wahrhaft ein Monument der Schönheit, was die Inder mit

dem Ausdruck ‚sri‘ verherrlicht haben. Wenn indes die Ägypter an Osiris erinnerten, dann benutzten sie für die Planetennummerierung für die Zahl 4 den Buchstaben ‚O‘. Und als erster Buchstabe des Gottesnamens wurde die Zahl zur Ordnungszahl des jeweiligen Planeten. Lassen wir das ‚O‘ weg, so bleibt ‚siris‘, und das meint offensichtlich dasselbe wie ‚sri‘, also den ‚Jupiter der langen Nacht‘.

Nach dieser ‚sri‘-Tabelle ergibt sich der synodische Monat aus $i = 5$. Die Zahl Fünf wurde bei den Römern wie ein V geschrieben, war aber lange Zeit völlig identisch mit dem Buchstaben U, dem Mondbogen der Urzeit. Erst Kaiser Claudius hat die beiden Buchstaben unterscheiden lassen. Der Mondbogen des 5. Zeichens ist demnach zugleich Symbol der Urzahl Fünf. Deshalb bedeutet das fünfte Zeichen tatsächlich dreißig Tage. Wer also an der Bedeutung von Nr. 5 als synodischem Monat noch gezweifelt haben sollte, hat hier den Beweis.

Außerdem ist die Stellung des jeweiligen Zeichens in der Reihenfolge der sieben Zeichen zu beachten: Es ist das fünfte Zeichen! Auch darum die Zahl Fünf.

Aber das dritte und vierte Zeichen, zusammengenommen in seiner Bedeutung für den Planeten Jupiter, kann auch in dieser Kombination seine Jupiterzahlen liefern:

$3 + 4 = 7$, und $3 \times 4 = 12$. Denn auch die Zwölf ist astronomisch wichtig. Sie wird sogar ausdrücklich angeführt: Und zwar durch die beiden letzten Zeichen. Sie gleichen unseren römischen Buchstaben H und der römischen Zahl II. Zeichen Nr. 7 ist auch hier als Zahl Zwei zu verstehen. Das H können Sie aus meiner Urzahlen-Tabelle entnehmen: es war die Zahl Zehn.

Zusammengezählt ergibt sich für Zeichen 6 und 7 nunmehr $10 + 2 = 12$.

Der Jupiterumlauf

Das Sonnenjahr unseres Planeten wurde in den alten Kalendern gewöhnlich so gegliedert, dass man die Anzahl der synodischen Monde bzw. der (auf volle Tage gerundeten) Monate angab, zusammen mit einem Mondsymbol, und zum Schluss die Resttage, die dem Mondjahr noch hinzugezählt werden mussten. Diese Resttage deutlich und groß. Bei Planetenumläufen, wie der des Jupiter, ist eine ähnliche Gliederung zu erwarten, zumal die Erde ein Trabant des Jupiter gewesen ist. Als Gleichung vorgegeben:

Planetenumlauf = x synodische Monde + y Tage.

Speziell für den Jupiter sollten nun x und y identisch sein, im Sinne der ‚sri-Formel‘ werden x und y durch ‚i‘ ersetzt:

1 JU = ‚Vogel der Schönheit‘ ‚sri‘ = i^2 mal (Zeichen Nr. 5) + i Tage.

Für Nr. 5 sind 30 Tage einzusetzen.

Für ‚i‘ sind die Zahlen der Zeichen 6 und 7, also $10 + 2 = 12$, einzusetzen.

1 Jupiterumlauf = $1^2 \times 30 + 12 = 144 \times 30 + 12 = \mathbf{4332 \text{ Tage}}$

Somit ist also mit der ‚sri-Formel‘ die Dauer eines Jupiterumlaufes auf den Tag genau bestimmt worden.

Literatur

Hans J. Andersen: „**Am Anfang war die Zahl**“, in der Reihe IMAGO MUNDI, Nr. 5/1993, Studienreihe des Kult-Ur-Instituts e.V., 155 Seiten, zu beziehen im Andersen-Verlag, Körnerstraße 84, D-58285 Gevelsberg

Sind Handys gefährlich?

Was heute jeder wissen sollte!

(Veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 33/1999)

In unserer Gesellschaft wird bezüglich der gesundheitsschädigenden elektromagnetischen Einflüsse, aufgrund der Interessen der Industrie, eine verhängnisvolle Desinformation mit der Bevölkerung betrieben. Das geht so weit, dass sogar aus Regierungskreisen die angebliche Harmlosigkeit der schädlichen Strahlungen verkündet wird. Dieser Unwahrheit entgegenzuwirken, ist die Aufgabe des BÜRGERWELLE e. V., der uns freundlicherweise diese wichtigen Untersuchungen zur Verfügung gestellt hat. Wer diesen Beitrag gelesen hat, kann später nicht mehr sagen, er habe nichts gewusst!

Bei der Hochfrequenzbelastung, beispielsweise durch mobile Telefone, Funktelefone, „Handys“ und insbesondere durch ihre Sendemasten unterscheiden wir die thermischen von den nichtthermischen Effekten. Für die deutsche und europäische Grenzwertsetzung - sie liegt wesentlich höher als die Grenzwerte der ehemaligen Sowjetunion - wurde unverständlicherweise ausschließlich der thermische Effekt berücksichtigt. Die vielfältigen wissenschaftlichen Arbeiten über die nichtthermischen Effekte - bis zum Jahr 1990 wurden allein zehntausend Veröffentlichungen über Elektromog registriert, jährlich kommen drei- bis vierhundert allein in den USA dazu - wurden dabei weitestgehend bis völlig unberücksichtigt gelassen. Ebenso die Erfahrungswerte aus der ehemaligen Sowjetunion und den Ostblockländern.

Dabei ist das Thema dringlicher denn je: 80.000 (achtzigtausend!) Sendeanlagen sind von den Betreibern der Mobilfunknetze D und E in den nächsten zwanzig Monaten allein in Deutschland für die vierundzwanzigstündige Bestrahlung der Bevölkerung vorgesehen und ein Ende ist noch lange nicht in Sicht: Aus den Ende 1997 veröffentlichten fünf Millionen Mobilfunk-Nutzern sollen bereits im Jahr 2000 achtzehn Millionen werden; in den nächsten zehn bis fünfzehn Jahren will man dann das bisherige Festnetz für die Kommunikation völlig abgeschafft und durch Handys ersetzt haben. Dies erfordert für die nächsten Jahre ein Sendernetz (Sende-Zellen) nicht mehr im Kilometer-Abstand, sondern im Meter-Abstand. Erste Versuche hierzu laufen bereits im Ruhrgebiet, auf diversen Messen etc. Doch auch entlang etwa des „Mittleren Rings“ in München lässt sich mit geschultem Blick diese Entwicklung bereits im Ansatz registrieren - eine Entwicklung, die uns das Fürchten lehrt.

Zunächst jedoch zur Begriffsbestimmung: Handys, mobile Telefone, ihre Bordstationen und Sendemasten arbeiten mit **Mikrowellen** unterhalb des sichtbaren Lichtes sowie des Infrarotlichtes, in einem Frequenzbereich zwischen 3×10^8 bis 3×10^{11} Hz (Hertz). Dabei handelt es sich also um nicht

ionisierende elektromagnetische Strahlen. Abzugrenzen davon sind die ionisierenden, noch höher schwingenden UV-Strahlen, sowie die Gammastrahlen. Unterhalb dieser Mikrostrahlen liegen die Rundfunkwellen mit etwa 3×10^5 Hz und der Niederfrequenzbereich unserer üblichen Stromversorgung, der mit einem Wechselfeld von 50 Hz arbeitet.

Die Problematik und juristische Angreifbarkeit der deutschen und europäischen Grenzwertsetzung ergibt sich aus dem bereits oben vermerkten Manko, dass für die Grenzwertsetzung nach der Norm DIN VDE 0848 **ausschließlich der thermische Effekt ausschlaggebend** war.

Auch wenn der thermische Effekt in dieser Zusammenfassung nur gestreift werden soll, sei doch erwähnt, dass durch die komplizierten geometrischen Gegebenheiten der Schädelbasis mit seiner vorderen, mittleren und hinteren Schädelgrube vielfältige Überlagerungs- und Echophänomene entstehen können, sodass beim häufigen Telefonieren mit leistungsstarken Handys mit ihrer Antenne dicht hinter dem Ohr so genannte **„Hot Spots“ im Gehirn, mit partieller Überhitzung des Nervengewebes** durchaus zu befürchten sind.

Ein weiterer Hauptaspekt liegt in der thermischen Überhitzung des Augeninnenraumes mit seinem Glaskörper und seiner Linse. Bekanntlicherweise besitzt das Auge so gut wie keine Thermoregulation, was bedeutet, dass die zugeführte Wärme nicht abgeführt werden kann, sodass aufgrund von Mikrowellenexposition durch Handys bereits **Grauer Star** bei Kindern beschrieben wurde. (Kölner Umweltinstitut „Katalyse“). Eine Analogie für unsere Blindheit gegenüber unseren technischen Errungenschaften?

Zuvor aber einiges Grundsätzliches aus der Biophysik, um die Verwundbarkeit unseres Körpers durch Hochfrequenzstrahlungen besser zu verstehen. Wie wir wissen, ist der elementare Lebensvorgang mit elektrischer Entladung und Wiederaufladung an der Zellmembran verknüpft. An der Zellmembran, in der die so genannte „Ionenpumpe“ Natriumionen aus der Zelle heraus und Kaliumionen in die Zelle hineinschleust und so für eine Konstanz des zellulären Elektrolyt-Milieus sorgt, treten elektromagnetische Schwingungen von *ultraschwacher Feldstärke* mit Resonanzfrequenzen im **Gigahertz-, also im Mikrowellenbereich** auf (H. Fröhlich). Interessanterweise wurde der Nobelpreis für Medizin im Jahre 1991 für die Entdeckung der Ionenkanäle in den Zellmembranstrukturen vergeben. Es zeigte sich, dass bereits minimale Feldstärken von $0,001 \text{ mW/cm}^2$ zur *Informationsübermittlung* genügten und Fehlleistungen (Über- oder Unterproduktion) im Körper verursachen können. Im Vergleich hierzu **wirken auf den Kopf eines Handy-Benutzers bis über 1 mW/cm^2 ein!**

Der deutsche Physiker *Albert Popp* konnte nachweisen, dass die Körperzellen mit einer ultraschwachen „Biophotonenstrahlung“ kommunizieren. Dies sind gleichsam kleinste Energiekorpuskel, von denen jeweils eines in der **DNS-Spirale** des Zellkernes beheimatet ist. Eine besondere Eigenschaft dieser Photonen ist ihre gleichgerichtete Lichtschwingung - die Zellen kommunizieren demnach mit **ultraschwachen Laserstrahlen**. Nichtthermische biologische Irritationen der Zelle durch Mikrowellen ergeben sich demnach einerseits

durch eine *Störung der Zellmembranfunktion*. Weiterhin aber auch durch die Störung dieser „Biophotonenkommunikation“ der Zellen untereinander, die dann zum Erliegen kommt, wenn die Biophotonen durch Mikrowellen in ihrer Gleichgerichtetheit - also ihrer Lasereigenschaft - gestört werden. Dieser Ordnungsverlust in den Mitteilungen der DNA kann katastrophale Folgen für das Informationssystem des Organismus haben: **Die Gene werden zwar nicht in ihrer Struktur verändert - wie bei der Gentechnik -, werden jedoch in ihrem Informationsgehalt blockiert.** Es ist leicht vorstellbar, dass beispielsweise ein Tumor-Suppressor-Gen in seiner spezifischen Funktion dann nicht mehr wirksam ist und Krebszellen plötzlich ungehindert wuchern können. Die Crux der Hochfrequenzbelastung besteht eben darin, dass die Zellen unseres Organismus, unser Nervensystem, ihre Informationsübermittlung selbst in einem ultraschwachen Hochfrequenzbereich abwickeln. Die Überflutung durch externe technische Hochfrequenzquellen macht vielfältigste Entgleisungen des Körpers auf zellulärer, nervaler und humoraler Ebene durch Einkoppelung hochfrequenter Energien und Frequenzmuster in das Informationssystem unserer Zellen verständlich.

Wie der Biophysiker *U. Warnke* von der Universität des Saarlandes ausführt, können bereits minimale elektromagnetische Feldveränderungen die Zellmembran nachhaltig stören. Dies betrifft besonders die Energieproduktion der Zelle durch das Adenosin-Triphosphat (ATP), sodass die Zellmembran-Ionenpumpe, die für die Aufrechterhaltung des Zellmilieus zuständig ist und durch ATP ihre Energie bezieht, teilweise oder völlig ausfällt. Dies verursacht weitestgehende Störungen der Zelle bis zum vollständigen Zelluntergang - letztlich die Ursache des heute *immer häufiger zu beobachtenden „pathologischen Energiedefizites“ (PED)*, identisch mit dem erstmals in Amerika beschriebenen *Chronic Fatigue Syndrom (CFS)* (U. Warnke).

Aber nicht nur die störende und zerstörende Wirkung der Hochfrequenzen auf Zellstrukturen und ihre Informationen ist bekannt; auch ihre Fähigkeit zur Erbgutveränderung (mit allen Folgen genbedingter Missbildungen und vermehrter Krebsgefährdung) wird immer deutlicher. Eine geradezu dramatische Steigerung ihrer Bedenklichkeit finden die Hochfrequenzen in der aktuellen Mobilfunktechnik durch die zusätzliche niederfrequente Pulsung in ihrer Strahlung: sowohl Basisstationen und Masten als auch die Handys selbst - ebenso wie die schnurlosen Heimtelefone in der DECT-Technik - arbeiten nicht mit einem zeitlich kontinuierlichen Frequenzband, aus welchem die Sprachinformationen schlussendlich in akustische Signale umgesetzt werden. Vielmehr werden - um mehrere Handys (bis zu acht pro Sender) gleichzeitig bedienen zu können - die Gesprächsinformationen in kleine „Pakete“ komprimiert und im festen „Achteltakt“ abgestrahlt. Zwischen diesen Paketen liegt ein Ruhesignal. So entsteht eine „Pulsung“, bei der, wie die Perlen auf einer Kette, im festen Takt Informationen und Ruhepausen folgen. Dies führt bei einem Handy oder einem mit einem Handy belegten Sender zu einem **217-Hz-Puls**. Je nach Gesprächsbelegung erhöht sich der Puls einer Basisstation dann beispielsweise auf 434 Hz bei zwei Handys oder **maximal 1736 Hz** bei voller Belegung des Senders mit acht Handys. Diese gravierende Pulsung ist mit entsprechenden Messgeräten leicht und deutlich nachweisbar

(Messprotokolle können bei der Bürgerwelle e. V. eingesehen werden). Nun ist aber aus der Physiologie bekannt, dass niederfrequente Schwingungen im Körper zum Teil **lawinenartige Steuerungsprozesse** auslösen können; das beinhaltet auch Schreck und Panikreaktionen, die bewusst sowohl optisch, als auch akustisch, durch Feuerwehr, Polizei und Rettung in Form von Blaulicht und Martinshorn zum Einsatz kommen. So riefen beispielsweise gepulste „Stroboskoplampen“ bei Disco-Besuchern immer wieder vegetative Symptome bis hin zur Bewusstlosigkeit hervor.

Wie der Biophysiker v. Klitzing der Universität Lübeck als einer der Ersten erkannte, reagiert der Körper auch besonders empfindlich auf die niederfrequenten Pulsationen, die beim D- und E-Netz auf den Hochfrequenzbereich aufmoduliert sind. Niederfrequente periodisch wiederkehrende Frequenzmuster sind offensichtlich biologische Signale, die wichtige Auslösefunktionen für den Stoffwechsel, das Hormonsystem, das Immunsystem, für den Schlaf-Wach-Rhythmus, etc. beinhalten. Durch die niederfrequente Pulsung der hochfrequenten Handy-Netze sind somit vielfältigste Entgleisungen unserer „Biorhythmik“ in unseren Stammhirnregionen - **bis zu einem dramatischen Abfall unseres Immunsystems und einer deutlichen Steigerung unserer Krebsgefährdung** zu erklären.

Störungen der Zellmembranen äußern sich jedoch auch in einem veränderten Kalziumspiegel des Organismus. Besonders aber werden EEG-Veränderungen hervorgerufen, wenn etwa Probanden einem gepulsten, Handy-üblichen D-Netzfeld ausgesetzt werden - und das noch Stunden und Tage (bis zu einer Woche) *nach* der Exposition. Sogar wenn sie gar nicht selbst, sondern jemand anderes in der Umgebung mit einem solchen Handy telefonierte, **zeigte das EEG eine vorher noch nie beobachtete hohe Zacke im 10-Hz-Bereich**, wobei das Gehirn erst einige Minuten nach dem Reiz reagierte.

Bedenkt man nun, dass im EEG beispielsweise auch die „Alpha-Wellen“ mit dieser Schwingungshäufigkeit (7-14 Hz) auftreten und eine spezifische Trance- und Schlaffrequenz in unserem Gehirn darstellen, so steht zu befürchten, dass *der Mobilfunk gerade in diese Bewusstseinszustände und damit aktiv ins Unterbewusste eingreift*. Dann wären aufgrund dieser Befunde *Handys bzw. Mobilfunksender womöglich als „psychotrope“ Faktoren anzusehen, die auf unsere Psyche ähnlich wirken wie etwa Drogen oder Psychopharmaka*. Unter diesem Aspekt ist die vielfältige Zunahme von Panikattacken, Neurosen und Psychosen ursächlich neu zu diskutieren.

Diese Einkoppelung von Hochfrequenzen in komplexe Systeme und Regelkreise findet sich als Störung natürlich auch in der Technik. So sind Handys in Krankenhäusern strikt verboten. Sie sind Störquellen für Herzschrittmacher, Beatmungsmaschinen, elektrische Hör- und Dialysegeräte, aber auch für Defibrillatoren zur Wiederbelebung bei tachykarden Herzstillständen.

Im Februar 1996 ereignete sich in München der Notfall eines solchen tachykarden Herzstillstandes nach Herzinfarkt. Der Notarzt kam mit einem Defibrillator (dient der Ausschaltung irregulärer Herzaktionen durch einen

Stromstoß bei Herzflattern und Herzflimmern). Doch sein „Defi“ funktionierte nicht. Ein zweiter Notarzt wurde angefordert - doch auch dessen „Defi“ fiel aus. Als der dritte funktionierende Defibrillator an Ort und Stelle war, war es zu spät. **Der Herzinfarktpatient war verstorben.** Vermutete Ursache dieses auffälligen Seriendefekts: ***ein in der Nähe arglos mit seinem Handy telefonierender Passant!***

Wegen der Gefahr der Einkoppelung von Sendesignalen in die Flugelektronik und der Gefahr der Luftsicherheit ist der **Handygebrauch in Flugzeugen** bei einigen Linien völlig, bei anderen während der Start- und Landephase **strafrechtlich verboten.** Parlamentarisch wurde diskutiert, Zuwiderhandlungen mit Gefängnisstrafen bis zu zwei Jahren zu ahnden. Vor einigen Jahren stürzte durch Hochfrequenzwirkung ein Bundesluftwaffen-Jet über Holzkirchen ab; die Sendeanlage hatte offensichtlich die Bordelektronik außer Kraft gesetzt. Massive Störungen durch Handy-Netze finden sich aber auch bei Computern, Registrierkassen, Stereoanlagen, Aufzügen, Telefonen, Fernsehern; ferner in der Fahrzeugelektronik, in Funkanlagen u. a. Wegen der Gefahr der Entgleisung der Fahrzeugelektronik erlaubt BMW deshalb nur Funktelefone mit Außenantenne: **Mehrfach wurden durch Handys das ABS-System bzw. Airbags, mit zum Teil fatalen Folgen, ausgelöst.**

Wie schon erwähnt, werden unsere Lebensvorgänge ebenfalls durch ultraschwache, hochfrequente elektromagnetische Signale gesteuert. Die Intensität dieser Biosignale liegt jedoch unter der „Rauschgrenze“ der Elektronik, somit sind die elektromagnetischen Signale zwar generell bekannt, aber in ihrer Intensität nur indirekt bzw. äußerst schwierig zu testen (F. A. Popp). Die Natur hat sich die elektromagnetischen Frequenzen unterhalb des sichtbaren Lichtes eben für die Steuerung der unwillkürlichen unterbewussten Lebensvorgänge freigehalten. Dieser Frequenzbereich sollte ein Tabernakel sein. Vonseiten der Technik machen wir aus ihm jedoch einen Schuhschrank bzw. eine Abstellkammer.

Als Folge von Mikrowelleneinstrahlung werden vielfältigste Störungen beschrieben, wie

- **Kopfschmerzen**
- **Herzrhythmusstörungen**
- **Schlafstörungen**
- **Konzentrationsschwäche**
- **Schwindel**
- **Denkblockaden**
- **Tinnitus, aber auch**
- **Hörsturz**
- **Depression**

- **Gereiztheit**
- **Erhöhung der Blutfette** und
- **Absinken der Lymphozyten**
- **Erhöhung der Krebsgefahr, etc. etc.**

Zu bemerken ist, dass diese gesundheitlichen Schäden bei Mikrowellen weit unterhalb des bundesdeutschen Grenzwertes beobachtet wurden (bei Mikrowellenherden beispielsweise ist die Toleranzgrenze bei 2,5 mW/cm² festgelegt).

In Osteuropa und der früheren Sowjetunion - wie schon erwähnt - bestanden aufgrund der Berücksichtigung auch der nichtthermischen Wirkung von Mikrowellen Grenzwerte von 0,01 mW/cm². Dieser niedrigere Grenzwert wurde wegen langjähriger Beobachtungen, beginnend seit 1933, festgelegt. So traten bei den Exponierten von Rundfunksendern

- **Kopfschmerzen,**
- **Augenschmerzen und**
- **vielfältige vegetative Symptome auf, die sich bei weiterer Exposition zu**
- **Herzrhythmusstörungen,**
- **Schwindelattacken,**
- **Reizbarkeit,**
- **Depressionen,**
- **reduzierter geistiger Leistungsfähigkeit, zu**
- **Konzentrationsstörungen,**
- **Gedächtnisverlust,**
- **Haarausfall,**
- **Appetitlosigkeit,**
- **Melancholie,**
- **Halluzinationen, bis hin zu**
- **Psychosen**
- **entwickelten; weiterhin fand man einen**
- **Abfall der Lymphozyten,**

- **gehäuft Grauen Star,**
- **Sterilität,**
- **vermehrt Geburten von Mädchen und weniger Jungen,**
- **vermehrt Fehlgeburten,**
- **generelle frühere Kindersterblichkeit;**
- **ferner EEG-Veränderungen,**
- **auch EKG-Veränderungen bei Radartechnikern.**

Beschrieben wurden diese Veränderungen beispielsweise durch Gordon und Malysow in Petersburg.

Forschungen aus den USA in den achtziger Jahren kamen mit fünfzehnjähriger Verspätung wie die damaligen sowjetischen Untersuchungen *zu ähnlichen Ergebnissen:*

- **beschleunigte Lymphozytenzellteilung,**
- **genetische Veränderungen in Form von Geburtsmissbildungen und Chromosomenaberrationen bei Versuchstieren,**
- **Erbschäden bei Pflanzen und Insekten (Hiller).**
- **Ferner Leukämie und Blutkrebs bei Versuchstieren nach Bestrahlung mit Hochfrequenzen;**
- **die Unfähigkeit von Leukozyten zur normalen Zellteilung.**

Derartiges beschrieb auch der polnische Genetiker Czerski. Forschungen an der Universität Heidelberg im Jahr 1984 durch Dr. Andras Varga erbrachten, dass Hühnerembryos, die mit Mikrowellenbestrahlung *unter* der zulässigen Grenzwertbelastung von 2,5 mW/cm² bestrahlt wurden, innerhalb weniger Stunden verstarben. Wurde die Mikrowellenintensität weiter abgesenkt, traten immerhin noch Missbildungen auf. Der Neurobiologe Peter Semm von der Universität Frankfurt bestrahlte Zebrafinken jeweils eine halbe Stunde mit Wellen von der Qualität des D-Netzes. Rund 60% der Nervenzellen im Gehirn der Versuchstiere waren dadurch im Austausch ihrer elektrischen Signale beeinträchtigt. Versuche mit Grillen zeigten ein beeinträchtigtes Reflexverhalten an den Hinterbeinen der Insekten. Auch Brieftauben wurden durch den Neurobiologen der Handy-Strahlung ausgesetzt - mit der Folge verzögerter Melatonin-Produktion im Hirn der Vögel, was bei dauernder Bestrahlung zu einer Art „Jet-Lag“ (gestörtes Zeitgefühl, Abgespanntheit) führt.

Der Mediziner und Physiker Joachim Röschke von der Universität Mainz verfolgte die Nachtruhe junger Männer, denen er in vierzig Zentimetern Entfernung von ihren Köpfen ein handelsübliches D1-Funktelefon ans Bett gestellt hatte. Ergebnis: Probanden schliefen schneller ein, die Traumphasen verkürzten sich jedoch, mit der Folge einer Störung der Träume. Diese aber sind u. a. auch wichtig für die Gedächtnisfunktion. Werden während der

Traumphase doch die visuellen Eindrücke des Tages ins Langzeitgedächtnis „umgespeichert“. Röschke: **„Im Moment sollte man nicht ganz so sorglos mit Handys umgehen“**.

Wilfried Dimpfel vom Institut „Pro Science“ in Linden bei Gießen stellte sechszwanzig Männern und Frauen viermal jeweils eine Viertelstunde lang ein Funktelefon in Empfangsbereitschaft mit vierzig Zentimetern Abstand hinter den Kopf, zeichnete die Gehirnströme der Versuchspersonen auf und beobachtete eine kleine, aber eindeutige Veränderung der Aktivitäten im zentralen Nervensystem. Der Lübecker Medizin-Physiker Dr. Lebrecht von Klitzing hat bei freiwilligen Versuchspersonen nach fünfzehn- bis zwanzigminütiger Einwirkung einer 217-Hz-gepulsten hochfrequenten Strahlung (D-Netze) EEG-Veränderungen beschrieben und dokumentiert, die kein Arzt zuvor beobachtet hat. Diese „Peaks“, als Reaktion des Gehirns, blieben vierundzwanzig Stunden und länger nachweisbar, als die Strahlung bereits ausgeschaltet war. Ähnliche Versuche mit ungepulsten Feldern zeigten keine Effekte. Hinweise auf Probleme durch gepulste Felder bestehen bereits seit fünfzehn Jahren: Der Kalzium-Ausstrom an den Zellmembranen wird durch Einwirkung solcher Felder erhöht. In der Universitätsklinik Lübeck wurde festgestellt, dass **durch gepulste Felder die Immunreaktion von Zellen um 90% reduziert wird**. In einer Reihe von Tierversuchen wurden außerdem bei sehr geringen Intensitäten Veränderungen im Flucht- und Lernverhalten von Ratten beobachtet.

Vermehrte wissenschaftliche Aufmerksamkeit gewinnt zunehmend die **verminderte Melatoninproduktion** bei Magnetfeldexposition, insbesondere bei niederfrequenten und auf Hochfrequenzen aufmodulierten Informationen, wie sie im D- und E-Netz Verwendung finden. Macht doch gerade das durch elektromagnetische Felder ausgelöste Melatonin-Defizit eine Fülle von vegetativen und anderweitigen Symptomen verständlich, wie wir sie nach kontinuierlichem oder längerem Handygebrauch, zumindest bei sensiblen Patienten, fast durchwegs vorfinden wie:

- **Kopfschmerzen,**
- **Schlafstörungen,**
- **Konzentrationsschwäche,**
- **Gedächtnisschwäche,**
- **Nervosität,**
- **Schweißausbrüche,**
- **Potenzprobleme,**
- **Hochdruckkrisen,**
- **ferner Immundefizienz, reichend von der Abwehrschwäche gegen normalerweise harmlose nur fakultativ pathogene Keime;**
- **weiterhin aber auch gegen virale Erkrankungen**
- **und insbesondere gegen körpereigene Krebszellen.**

Bekanntlicherweise wird das Melatonin als ein neurokrines Gehirnhormon in der Epiphyse, der Zirbeldrüse, produziert. Einen deutlichen Melatoninabfall kann man auch bei niederfrequentem Elektromog beobachten: Gerade **die aufmodulierten Pulsationen zwischen 100 - 250 Hz** (wie bei den D- und E-

Netzen) **führen zu einer deutlichen Reduktion der Melatonin-Produktion im Gehirn**, welches die so genannten circadianen Rhythmen, also insbesondere den Schlaf-Wach-Rhythmus, steuert. So stellen wir als erstes Symptom durch eine Reduktion des Melatonins als „Schlafhormon“ ausgeprägte Schlafstörungen mit Zerschlagenheitsgefühl am folgenden Morgen und Untertags fest.

Als ein ganz wichtiges Hormon steuert das Melatonin jedoch auch die Produktion unserer so genannten „Stresshormone“, des Adrenalins und Noradrenalins etwa in unserem Nebennierenmark. Bei Melatoninmangel kommt es dementsprechend zu einer geringen Stresshormonproduktion - der Mensch wird somit stressanfälliger und sieht sich zunehmend außer Lage, den Alltagsstress zu beantworten. Erschöpfung, Reizbarkeit und Depression mit allen unliebsamen Konsequenzen für unser berufliches, partnerschaftliches und privates Leben sind die Folgen.

Einen wichtigen Einfluss nimmt das Melatonin auf die Serotoninproduktion in unserem Gehirn. Nun muss man wissen, dass dem **Serotonin** eine Schlüsselrolle in unserer psychischen Gestimmtheit zukommt. Wir können es demnach als das „Stimmungs-Hormon“ bzw. als das „**antidepressive Hormon**“ bezeichnen, was auch die *vielfältigen depressiven Verstimmungen von Hochfrequenzbelasteten* erklärt.

Der wohl wichtigste Einfluss des Melatonins betrifft jedoch unsere **körpereigene Abwehr gegen Bakterien, Pilze, Viren** und die immer wieder in unserem Körper spontan auftretenden **Krebszellen**. Fakten, die uns nachdenklich machen sollten.

Besondere Aktualität gewinnt die Diskussion um die Cancerogenität von Hochfrequenzen, wie sie in der Telekommunikation verwandt werden, durch eine aktuelle Studie aus Australien. Der Forschungsbeauftragte der *World Health Organisation (WHO)* in Genf, *M. Reapacholi*, und seine Arbeitsgruppe vom Royal Adelaide Hospital, kamen zu dem niederschmetternden Ergebnis, dass im Tierversuch so genannte transgene Mäuse, bei denen ein Tumor-Suppressor-Gen fehlt, bei einer zweimal halbstündigen Bestrahlung mit einer Dosis von niederfrequent gepulsten Hochfrequenzstrahlen, wie sie von einem handelsüblichen Handy des D- und des E-Netzes ausgehen, **2,4-mal so häufig bösartige Tumore** entwickelten wie die unbestrahlte Kontrollgruppe. Dieses Ergebnis wurde bei einem Kollektiv von hundert Mäusen nach achtzehnmonatiger Handyexposition erzielt.

Gehäufte Gehirntumorbildung und vermehrte vegetative Symptomatik in der Nähe von Hochfrequenz-Sendern sind beschrieben. So berichtet der Facharzt für Allgemeinmedizin Egbert Kutz aus der Ortschaft **Vollersode** (Niedersachsen) von einer absolut ungewöhnlichen Anhäufung von **sechzehn Fällen von Gehirntumoren**, die fast alle **zwischen zwei Hochfrequenzsendemasten**, nämlich einem mit einer Radaranlage der Bundeswehr, sowie einem mit Mobilfunk- und Richtfunksendern der Telekom aufzufinden waren. Die grafische Skizze des Lageplans der Wohnungen (vgl. Referatfolie der Bürgerwelle e. V.) der mittlerweile fast sämtlich verstorbenen

Patienten belegt mehr als viele Worte den ursächlichen Zusammenhang zwischen Tumorbildung und Hochfrequenzexposition mit einer Evidenz, an der wohl nicht zu rütteln ist.

Fatale Auswirkungen von Hochfrequenzsendern werden auch aus der schweizerischen Ortschaft *Schwarzenburg* bei Bern berichtet, dessen Bewohner innerhalb einer Reichweite von einem Kilometer um die drei dort positionierten Kurzwellensender vielmehr von Gesundheitsproblemen insbesondere vegetativer Art wie Kopfschmerzen, Schlafstörungen, Nervosität, Schwäche und Müdigkeit, Kopf- und Gliederschmerzen befallen waren, als die Bevölkerung außerhalb des unmittelbaren Einflussbereiches.

Ähnliche Beobachtungen liegen auch aus den Ortschaften *Grolsheim* und vielfältig aus *Holzkirchen* bei München, dem Ort mit der stärksten Sendeanlage Bayerns, vor. Auch jüngste veterinärmedizinische Beobachtungen aus *Schnaitsee* bei Traunstein aus dem Jahr 1997 sprechen in dieser Richtung von massiven Gesundheitsschäden für Mensch und Tier. So erkrankte in einem Bauernhof, auf dessen Grund ein Sendemast errichtet wurde, nicht nur vielfältig die Bauersfamilie, sondern neben den Menschen auch das Vieh. Die Kühe wiesen **Verhaltensstörungen, rheumatische und allergische Erkrankungen, Nahrungsverweigerung, sowie mehrfach Missgeburten und Fehlgeburten, auf**. Als die Kühe in einen fünfundzwanzig Kilometer entfernten Hof gebracht wurden, verschwanden die Symptome und kehrten prompt nach Rückführung der Herde in das verstrahlte heimatliche Gehöft zurück. Das Veterinäramt Traunstein kommt in einer sorgfältigen Analyse zu dem plausiblen Schluss einer **Hochfrequenzbelastung durch den Sender als einzig denkbare Ursache**.

Ähnliches wird auch in *Vallershausen*, hervorgerufen durch das „Eurosignal“, berichtet. Denn auch dort werden **epidemieartig die Menschen krank** und gibt es Missgeburten, zwei Kindern mit drei Daumen und verkrüppelten Nieren wurden geboren. Beim Vieh kam es zu der Geburt eines **Kälbchens mit zwei Köpfen und fünf Beinen!**

Verständlicherweise schlagen derartige Vorkommnisse und die rasante Erkrankung fast der gesamten Gemeinde auch politisch hohe Wellen: bis der Betreiber, die Telekom-Tochter TeDe-Mobil, sich veranlasst sah, den Eurosignal-Sender zu entfernen. Er wurde abgebaut, und schlagartig war auch die Gemeinde - bis auf die oben geschilderten, sowie die letal ausgefallenen Fälle - wieder gesund. (Frage: Wer zahlt eigentlich Schadensersatz und Schmerzensgeld?)

Physiker messen in Deutschland heute schon ein elektromagnetisches Feuerwerk wie in keinem anderen Land: Besteht Elektrosmog doch bereits durch tausende Kilometer Hochspannungstrassen und Oberleitungen der Bahn, durch Radarstationen, Radio- und TV-Stationen sowie von Satelliten, welche jeden Fleck der Erde aus dem Weltall bestrahlen. Fazit: die Zivilisation, in der wir leben: ein unüberschaubar gewordener „Wellenmix“. Und weitere technische Segnungen sind in Planung: In Zukunft sollen millionenfach funkende Leitstellen an den Straßen und in den Autos den Verkehr steuern;

selbst Heizkörper sollen durch Minisender drahtlos den Verbrauch zum Abrechnen melden; Millionen von Computern warten nur darauf, zukünftig nicht per Kabel, sondern per Funk die Daten auszutauschen usw. usw.

Trotz allem: Das Bundesamt für Strahlenschutz sieht bei Geräten „seriöser Herstellung überhaupt keine Probleme“.

Der Elektronikexperte Professor Dr. Günther Käs von der Universität der Bundeswehr München hingegen sieht das anders: **Die Grenzwerte sind zu hoch!** Verbraucher sollten nicht zu lange mit Handys telefonieren; die Industrie aber sollte „Öko-Handys“ mit Antennen bauen, die nicht in den Kopf, sondern in die Umgebung strahlen. Bei einem internationalen Workshop in Kopenhagen über gepulste Felder mussten sich die beiden bundesdeutschen D-Netz-Betreiber Telekom und Mannesmann daher schwere Vorwürfe gefallen lassen. Insbesondere die Amerikaner kritisieren, dass in Deutschland mit dem D- und E-Netz eine Technik propagiert wird, die viele Fragen offen lässt. In Amerika funktioniert zwar das normale Telefonnetz per digitaler Sprachübertragung. Im Mobilfunk dagegen wird weitgehend mit der angeblich „veralteten“ analogen Technik gesendet. Momentan laufen in den USA riesige Forschungsprojekte, die klären sollen, ob die digitale kabellose Informationstechnik nicht höchst problematisch und gesundheitsschädlich ist - vielfältigste Ergebnisse liegen ja bereits auf der Hand. Dagegen haben die bundesdeutschen Netzbetreiber, ebenso wie die Hersteller von Mobilfunkgeräten, außer pauschalen Unbedenklichkeitserklärungen nichts vorzuweisen.

Meine eigenen Beobachtungen bestätigen das beispielsweise von Warnke beschriebene pathologische Energie-Defizit (PED). Selbstverständlich **sind Erkrankungen in den seltensten Fällen monokausal**, stets finden sich eine ganze Reihe von krank machenden Faktoren, die in ihrer Wertigkeit bei den verschiedenen Patienten mit unterschiedlicher Gewichtung auftreten. Unabhängig von anderen krank machenden Faktoren **erwies sich die Hochfrequenzbelastung regelmäßig als ausgeprägtes „Therapiehindernis“**; zudem aber auch als eigenständiger krank machender Faktor in einem synergetischen, d. h. verstärkenden, Sinne für andere krank machende Faktoren wie beispielsweise Belastung durch Schwermetalle, Pestizide, Formaldehyd, Holzschutzmittel etc. Auf diese **synergistische Wirkung** wies gerade in letzter Zeit der Zahnarzt J. Lechner hin, der nachwies, dass Goldkronen und Zahnmetallarbeiten als Akkumulatoren und Resonatoren erster Güte für Hochfrequenzen dienen und als solche die cerebralen Strukturen des Mittel- und Stammhirns (Hypophyse, Medulla oblongata, limbisches System etc.) mit ihrem hochfrequenten Elektro- und Magnetosmog stören.

In einem fatalen synergistischen Zusammenhang stehen auch Amalgamplomben mit Tieffrequenz, welche die Mundstromspannung von amalgambelasteten Patienten verstärkt. Um die toxische Wirkung von Mundströmen zu ermessen, muss man sich vergegenwärtigen, dass diese Potenziale in unserem Zahnbereich dicht unterhalb des Gehirns durch Ionenfluss des doch anerkannt hoch toxischen Quecksilbers sowie anderer

Schwermetalle verursacht sind.

Regelmäßig bestätigt findet sich ebenfalls die **gehäufte Infektanfälligkeit** etwa des Hals- und Rachenraumes, der Luftwege sowie der Harn ableitenden Organe; ebenfalls die vegetativen Symptome, etwa in Form von Schlafstörungen, Kopfschmerzen, stimmungsmäßiger Labilität, von Konzentrationsschwäche, Schweißausbrüchen, gastritisähnlichen Symptomen und vielen anderen Störungen mehr. Interessant sind in diesem Zusammenhang Beobachtungen verminderter Resistenz gegenüber ubiquitär, d. h. überall und immer auftretenden, Mikroorganismen, wie beispielsweise die Allerweltskeime Candida (Hefepilz) und Aspergillus (Schimmelpilz), der nur bei resistenzgeschwächten Individuen pathogene Bedeutung gewinnen und dann den Magen-Darm-Trakt oder beispielsweise den Genitalbereich (Vaginal-Fluor) befällt. Serienmäßig durchgeführte immunologische Untersuchungen sprechen für eine zunehmende Unfähigkeit des Körpers, sich gegen die an und für sich harmlose Candida zur Wehr zu setzen. Deutlich erhöhte Immunglobulintiter von abwehrgeschwächten Personen, auch von Hochfrequenzbelasteten, weisen darauf hin, dass Schimmelpilzfäden und -sporen zunehmend durch die abwehrgeschwächte Darmwand hindurchwandern („persorbiert“ werden) und sich als selbstständige Krankheitserreger im Sinne einer „Endomykose“ - also eines organischen Pilzbefalls - manifestieren. Als Krankheitsbild kennt man Endomykosen bisher nur bei extrem geschwächten Personen, beispielsweise mit Tuberkulose, Krebs oder „Aids“. Das von der Candida abgesonderte hoch toxische Aflatoxin wird neben seiner Leberschädigung zudem als Krebs erregend eingestuft.

Legen wir durch Hochfrequenzen in einem ungewollten Großversuch gleichsam per Knopfdruck unser Immunsystem lahm? Der Siegeszug bisher weitgehend harmloser Mikroorganismen als Krankheitserreger lässt nichts Gutes für die Zukunft erwarten.

Anmerkungen

Casuistische Beobachtungen und Fallbeschreibungen können beim Autor angefordert werden.

Quellenangaben und empfehlenswerte diesbezügliche Literatur:

„Melatonin and the human circadian system“, J. Arendt, in: A. Miles, D. R. S. Philbrick & C. Thomson (Hrsg.): melatonin - clinical perspectives, Oxford 1988

„Heilkraft und Gefahren der Elektrizität“, Robert O. Becker

„Ganzheitliche Medizin“, Karl-Heinz Braun von Gladiß

„Biologische Effekte funktechnischer Anlagen“, Karl-Heinz Braun von Gladiß

„Ganzheitliche Medizin in der ärztlichen Praxis. Naturheilkunde, Umweltmedizin, Energiemedizin, Kritisches Denken“, Karl-Heinz Braun von Gladiß 1991

„Das biologische System Mensch - seine heilenden, steuernden und schädigenden Impulse“, Karl-Heinz Braun von Gladiß 1995

- „Bei Anruf: Smog“, Regine Cejka, in „Öko-Test“ Sonderteil 9-94
- „Elektrosmog“, Katalyse e. V. 1994
- „Unsichtbare Umwelt“, H. L. König 1986
- „Das pathogene Energiedefizit“, H. L. König 1992
- „Wirkung elektrischer, magnetischer und elektromagnetischer Felder auf den Menschen unter Berücksichtigung athermischer Effekte“, Lebrecht von Klitzing, Gutachten im Auftrag der Untersuchungsstelle für Umwelttoxikologie des Landes Schleswig-Holstein, Nr. 6/1992
- „Elektrosmog?“ Lebrecht von Klitzing, Universitas-Zeitschrift für interdisziplinäre Wissenschaft
- „Immunstreß durch Zahnmetalle und Elektrosmog“, raum&zeit Nr. 74/95, J. Lechner
- „Streß durch Strom und Strahlung“, Wolfgang Maes 1992
- „Strom des Lebens - Strom des Todes“, P. C. Mayer-Tasch und B. M. Malunat (Hrsg.)
- „Neue Horizonte in der Medizin“, F. A. Popp 1987
- „Lymphomas in Ey-Pim1 Transgenic Mice Exposed to Pulsed 900 mHz Electromagnetic Fields“, M.-H. Repacholi et. al. in: Radiation Research 147,631-640 (1997)
- „Elektrosmog - Elektrostreß“, Wulf-Dietrich Rose, 1990
- „Das physikalische Weltbild der Erfahrungsheilkunde“, F. Schmid, in: Erfahrungsheilkunde 11/1994
- „Elektrosmog: Gefährliches Handy?“, Stern, 51/1995
- „Elektrobioklimatologie“, A. Varga 1981
- „Krebs und elektromagnetische Umweltfaktoren“, A. Varga, in: Krebsgeschehen 2/1984
- „Physikalische Umwelt und Gesundheit der Menschen“, A. Varga 1989
- „Embryonenentwicklung in Hühnereiern unter Einwirkung von nichtionisierender Strahlung“, A. Varga, in: Wohnung und Gesundheit 52/1989
- „Insekten und Vögel erzeugen elektrische Felder“, U. Warnke, in: Umschau 15/1975
- „Die Wirkung von Hochspannungsfeldern auf das Verhalten von Bienensozietäten“, U. Warnke, in: Zeitschrift für angewandte Entomologie 1/1976
- „Information transmission by means of electric biofields“, U. Warnke, in: Electromagnetic bio-information, F. A. Popp et. al. (Hrsg.) 1989
-

Bürgerwelle e. V.
Dachverband der Bürgerinitiativen zum Schutz vor Elektrosmog

c/o Franz Harbers, Sprecher des Vorstands der BBW e. V.
Bahnhofstr. 20, D-82402 Seeshaupt, Tel. & Fax 08801-95091

<http://www.buergerwelle.de>

Anm. d. Red.

Dieser Beitrag wurde uns freundlicherweise von der Bürgerwelle e. V. zur Veröffentlichung zur Verfügung gestellt, wofür wir uns bedanken. Wenn Sie mehr über die Bürgerwelle erfahren möchten, so besuchen Sie die oben angegebene Homepage oder schreiben an die angegebene Kontaktadresse.

Neue fossile Funde und versteinerte Spuren

(c) Hans-Joachim Zillmer

Die wissenschaftlichen Meldungen der letzten Wochen und Monate belegen gewissermaßen einen Umdenkungsprozess. Vorläufer der Säugetiere sollen jetzt bereits vor 225 Millionen Jahren gelebt haben (1), und im Internet beim Wissenschaftsmagazin Nature wurde unter Wissenschaftlern Ende letzten Jahres eine heftige Debatte geführt, wie alt die Säugetiere wirklich sind. Bereits am 30.4.1998 meldete Nature (392/1998), dass die amerikanischen Biologen Sudhir Kumar und Blair Hedges von der Pennsylvania State University nach dem Studium fossiler Erbsubstanz die Meinung vertreten, dass die meisten Säugetierarten schon vor über hundert Millionen Jahren existierten, also Zeitgenossen der Saurier waren.

Koexistenz

In meinem Buch "Darwins Irrtum" beschreibe ich sieben hintereinander laufende versteinerte Abdrücke einer Großkatze (Säbelzahn tiger?), die man in den gleichen geologischen Schichten gefunden hat, in denen auch Abdrücke dreizehiger Dinosaurier gefunden wurden. Eigentlich unvorstellbar, denn zu Lebzeiten der Saurier gab es, gemäß dem uns bekannten und aktuellen Weltbild, nur primitive Säugetiere von der Größe einer Ratte. Die Beschreibung einer Koexistenz von Sauriern und Säugetieren schien vor zwei Jahren noch eine mehr als gewagte These zu sein. Die aufkommende wissenschaftliche Diskussion bestätigt inzwischen jedoch auch die theoretische Möglichkeit einer Koexistenz. Natürlich lehnt die Mehrzahl der Wissenschaftler entsprechende Vorstellungen noch kategorisch ab, aber das Samenkorn eines folgenden Umdenkungsprozesses ist gelegt. Die Konsequenzen eines entsprechend geänderten Weltbildes wären weitreichender, als man jetzt zuzugeben bereit ist. In "Darwins Irrtum" schrieb ich: *"Koexistenz aller Lebewesen und Evolution schließen sich aus"*. Unter diesen Voraussetzungen ist es auch nicht mehr ganz undenkbar, dass der Mensch mit den Sauriern zusammenlebte. Und auch in dieser Hinsicht kann man immer öfter lesen, dass die Entwicklungsgeschichte des Menschen immer älter gemacht wird. Es wurden Vorstellungen veröffentlicht, dass Vorläufer des Menschen über zehn Millionen Jahre alt sein sollen. Die gemäß unserem Weltbild zeitliche Distanz zwischen dem Aussterbezeitpunkt der Saurier vor 64 Millionen Jahren und dem angeblichen Beginn der Menschwerdung beginnt sich langsam zu verringern. Die Beobachtung der weiteren Entwicklung wird interessant sein.

Neue Erkenntnisse

Gerade komme ich von einer längeren Reise aus den USA zurück. Bei meinem erneuten Besuch in Glen Rose stellte ich fest, dass ein neues Museum gebaut wird. Verschiedene neue Exponate sollen hier ausgestellt werden. Diese Funde wurden für mich aus einem sicheren Versteck geholt, und ich konnte alles fotografieren. Teilweise sind diese Exponate noch gar nicht dokumentiert worden. Auch den originalen "fossilen Hammer" (2) durfte ich in eigenen Händen halten. Diese Ehre wurde bisher nur sehr wenigen Leuten zuteil, da man im Normalfall nur eine Kopie des Hammers gezeigt bekommt, wie ich sie auch bei meinen Vorträgen vorzeige.

Interessant war der fossilisierte Teil eines menschlichen Beins vom Knie abwärts bis zu den Zehen. Dieses Bein, das sehr stark zusammengestaucht ist, steckt noch original in einem Cowboystiefel, der seitlich aufgeplatzt ist, wahrscheinlich durch den Druck, der dieses Bein zusammenpresste.

Kurios ist, dass dieses Bein fossilisiert ist. Damit wäre bewiesen, dass unter bestimmten Umständen auch in heutiger Zeiteinentsprechender Prozess stattfinden kann. Und was wichtiger ist: dass dieser Vorgang schnell vor sich gehen kann. Lange Zeiträume in der Erdgeschichte für den Fossilierungsvorgang sind unter entsprechenden Umständen, die zu einem bestimmten Zeitpunkt in der Erdvergangenheit auch vorgelegen haben müssen, für entsprechende Prozesse nicht unbedingt notwendig. In dieser Angelegenheit recherchiere ich auch gerade einen Fall, bei dem in Kanada unter bestimmten Umständen plötzlich mehrere Bäume samt ihren Wurzeln versteinert sein sollen.



Auch bei der bolivianischen Stadt Sucre hat man bis zu einem Meter lange versteinerte Dinospuren entdeckt.

In "Darwins Irrtum" vertrete ich die Ansicht, dass auch Versteinerungsprozesse schnell vor sich gehen können. Wie ich schon in SYNESIS Nr. 27/1998 darstellte, können Versteinerungen entstehen, wenn entsprechende Objekte tief in die Erdkruste abgesenkt werden, damit der notwendige Druck (Auflast) und auch Hitze entwickelt werden kann. Dieser u.a. im Dinosaur

National Monument an der Grenze zwischen Colorado und Utah durch Schautafeln genau beschriebene Vorgang, der für die Versteinerung der Dinosaurier-Skelette - sogar als Saurierfriedhof, wie in diesem Fall - verantwortlich gemacht wird, lässt eigentlich keine dreidimensional versteinerten Skelette zu. Wie ich bei meinem Besuch des Gebiets im Bereich des Green River sehr schön sehen konnte, wurden ganze Fischschwärme versteinert. Die einzelnen Tiere dieser weltweit anzutreffenden Massengräber sind noch mit Flossen und auch Augen, vollständig ohne Verwesungsprozess, erhalten. In diesen Fällen sind die Fische oft jedoch total zusammengepresst. Findet man dreidimensional versteinerte Objekte, kann diese kilometerlange und augenscheinlich abenteuerliche Reise durch die Erdkruste nicht für entsprechende Versteinerungsvorgänge verantwortlich sein. Andererseits könnte der Versteinerungsprozess durch einen langsamen Vorgang der Vereitelung und/oder Silifizierung in bzw. unter fließendem Wasser erfolgen. In diesem Fall ersetzen Mineralien den Luft- und Wasserstoffgehalt des Objekts.



Dr. H.-J. Zillmer mit versteinerten Quallen (Foto: Zillmer)

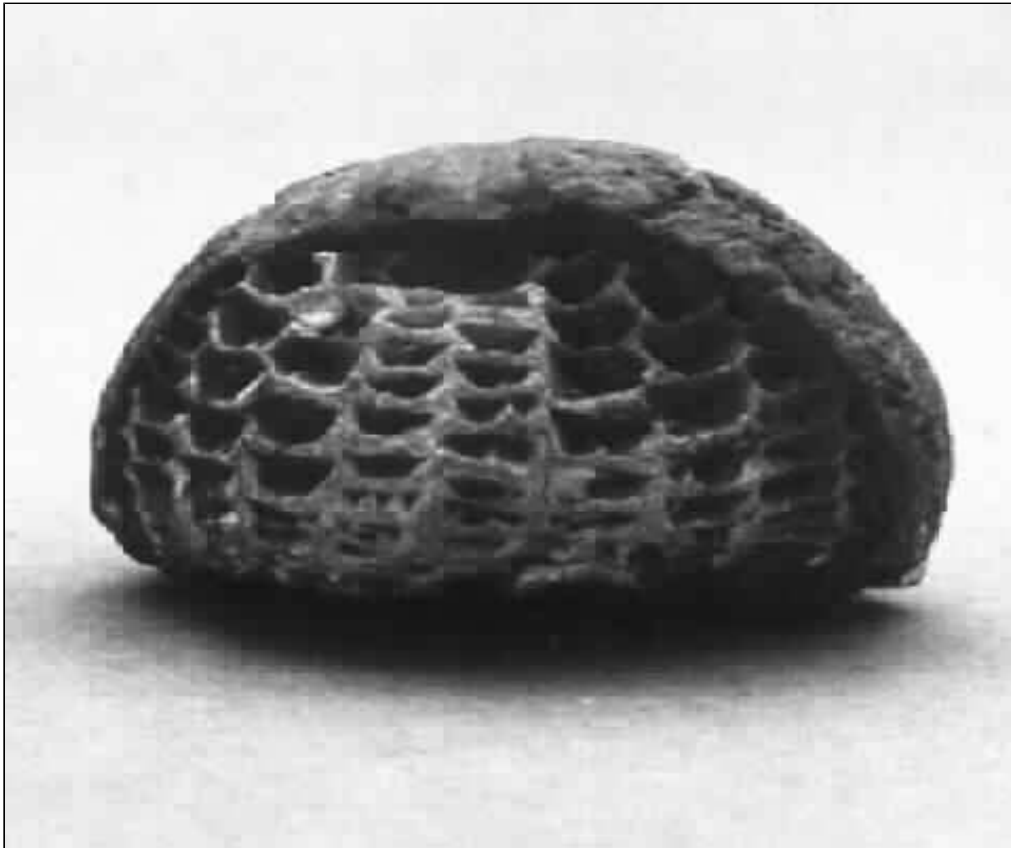
In Glen Rose wurde mir eine komplett versteinerte große Qualle gezeigt. Wie versteinert eine Qualle? Sicher nicht durch Einfluss von Druck und Hitze, denn sonst wäre sie zerstört worden. Als durch Verkieselung oder Silifizierung? Dieser Vorgang dauert, analog dem unser Weltbild zugrundeliegenden wissenschaftlichen Prinzipien, sehr lange. Jeder Hohlraum müsste nach und nach durch Mineralien ersetzt werden. Bleibt diese Qualle so lange erhalten, bis dieser Prozess

beendet ist? Kann eine gel- oder geleeartige Masse auf diese Art versteinern? Der Versteinungsprozess muss in diesem, wie auch wahrscheinlich in den meisten Fällen, sehr schnell und unter Abschluss von Sauerstoff vorsichgehen, damit kein Verwesungs-, Zersetzungs-, Erosions- oder sonstiger Zerstörungsprozess einsetzen kann.



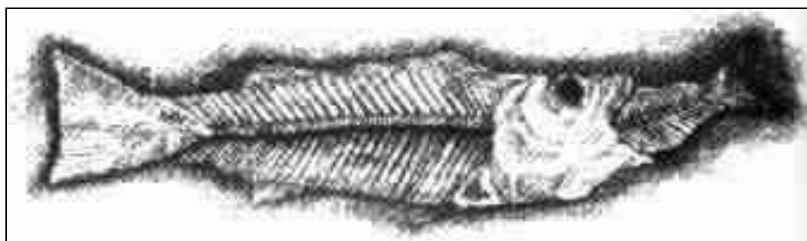
Versteinerte Qualle als dreidimensionales, unversehrtes Gebilde. (Foto: Zillmer)

Dr. Klaus Richter schrieb mir, ob ich denn noch nie etwas von einem Erdrutsch gehört habe, der die Tiere unter sich begräbt, die dann versteinern. Dieser unserem Weltbild entsprechende Erklärungsversuch ist unter den dargestellten Voraussetzungen jedoch höchstens im Einzelfall zutreffend. Denn, wie gesagt, die Versteinierung muss in den genannten Fällen unter Luftabschluss erfolgen. Aber auch mehrere Meter tief im Boden findet noch ein Verwesungsvorgang statt, und dann müssen in diesem durch Erdrutsch entstandenen Erdhügel - wo ist dort das fließende Wasser? - auch noch die Luftporen durch Mineralien langsam ersetzt werden. Hinzu kommt, dass dieses lose Material in vielen Fällen auch noch zu festem Gestein mit darin enthaltenen Fossilien verschweiß. Auch für diese Vorgänge ist im Normalfall Druck und/oder Hitze notwendig, wenn es sich um Sedimentgesteine handelt und keine biologischen Prozesse zugrunde liegen. Aber die Tiere sind oft vollständig und dreidimensional in solidem Gestein enthalten. In diesem Zusammenhang verweise ich wieder auf mein Buch "Darwins Irrtum", in dem ich dieses Problem eingehend diskutiere.



Der von Volker Ritters in SYNESIS Nr. 30/1998 vorgestellte versteinerte Seeigel (Foto: (c) Ritters)

Die beschriebene versteinerte Qualle erinnert mich dann an den Artikel von Volker Ritters in SYNESIS Nr. 30/1998 über einen versteinerten Seeigel (3), der in der darauffolgenden Ausgabe noch ergänzt wurde. In diesem Fall ist ein Seeigel in einer Art und Weise dreidimensional versteinert entstanden, die nicht der gängigen Theorie entsprechender Versteinierungsprozesse entspricht. Außerdem erscheint der Seeigel wie geschält und weist eine Art Schnittkante über die obere Kapselhälfte hinweg auf, wodurch das Innere halb freigelegt wurde und versteinerte. Sind gerade Schnittkanten bei diesem vor vielleicht 70 Millionen Jahren versteinerten Tier eine Laune der Natur oder wurde der Seeigel geschält? Von einem Menschen? Vor 70 Millionen Jahren?



Plötzlicher Tod und Versteinierung während der Mahlzeit. Ein großer Fisch frisst einen kleineren. Handelt es sich um einen "Schnappschuss" mit plötzlichem Versteinungsvorgang oder starb der Fisch bei seiner vielleicht zu großen Mahlzeit? Bei Berücksichtigung der zweiten Möglichkeit stellt sich die Frage: Warum dienten beide Fische nicht anderen Tieren als Futterquelle? Bei dem großen Fisch kann man sogar noch die Gräten erkennen, also ein unversehrt versteinertes Tier. (Foto: Zillmer)

Versteinerte Weichteile, wie in den beschriebenen Fällen, zeugen von einem schnellen Versteinervorgang, was gar nicht bestritten werden kann. Diese Fälle müssten die absolute Ausnahme der Fossilienfunde darstellen. Aber in jedem Museum bekommt man entsprechende Versteinerungen zu sehen, oft sogar als Massengräber: Schildkröten, Schlangen und Fische wurden gemeinsam mit Haut und Haar versteinert und konserviert. Sogar einen versteinerten Ichthyosaurier (Fundort Holzmaden), der bei der Geburt starb, kann man besichtigen (s. Abb.). In diesem Fall liegt der Kopf des Neugeborenen noch zwischen den Beckenknochen des Muttertieres. Viele Versteinerungen scheinen in einer Art Schnappschuss entstanden zu sein, plötzlich und ohne Vorankündigung. Ergebnisse weltweiter Katastrophen in unserer Erdvergangenheit?

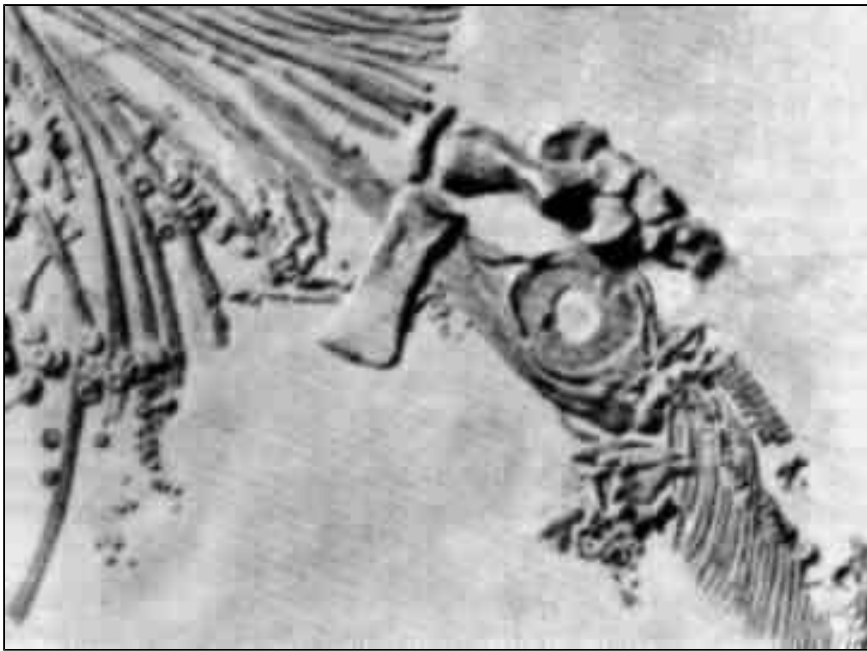
Eine neue Spur

Auch versteinerte Spurensindeigentlicheingeologisches Rätsel. Das Gesteinsmaterial muss zum Zeitpunkt des Entstehens der Spur weich gewesen sein. Dieser Schlamm muss nach dem Entstehen der Abdrücke schnell versteinert sein, da die Abdrücke durch die verschiedensten Erosionseinflüsse verwischt worden wären. Entsprechende versteinerte Abdrücke findet man aber auf der Welt, und es handelt sich nicht um Einzelfälle, wie beispielsweise zufällige Erdbeben. Man muss den globalen Charakter dieser Funde berücksichtigen, und dies legt wiederum den Schluss nach großen Erdkatastrophen nahe, die es unter Berücksichtigung der Gleichförmigkeitstheorie als Grundlage unserer wissenschaftlichen Überzeugung eigentlich nie gegeben haben dürfte.



Dr. Carl Baugh und Dr. Hans-Joachim Zillmer im März 1999 bei der Begutachtung neu freigelegter Spuren von Dinosauriern und Menschen in der gleichen geologischen Schicht. (Foto: Zillmer)

Bei meinem letzten Besuch im März 1999 in Glen Rose konnte ich neue Spuren dokumentieren, die nach meiner Teilnahme an Ausgrabungen im Jahre 1996 gefunden wurden, und zwar in der Nähe des Clark Trail. Hierbei wurde die von mir bereits in "Darwins Irrtum" und SYNESIS (Nr. 27/1998: "Lebten Saurier und Menschen gemeinsam?") vorgestellte Methode erfolgreich angewandt, denn die bisher freigelegten Spuren verlaufen in einer bestimmten Gesteinsschicht und verschwinden dann unter der darüberliegenden Gesteinsschicht. Löst man diese aufliegende Gesteinsschicht ab, verlaufen die Spuren wahrscheinlich in der darunterliegenden Gesteinsschicht weiter. In dem vorliegenden Fall legte man einen bereits teilweise offen gelegten Dinosaurier-Pfad weiter frei. Die Überraschung war, dass drei hintereinander laufende menschliche Fußabdrücke diesen Dino-Pfad kreuzten. Die Abdrücke hatten zufällig genau die Größe des Fußes meiner Tochter. Der letzte menschliche Abdruck befindet sich genau in einem Dinosaurier-Abdruck, und zwar um ungefähr neunzig Grad geschwenkt. Es sind deutlich alle fünf Zehen zu erkennen. Dieser sehr schöne Abdruck und Beweis für die Koexistenz von Dinosauriern und Menschen wurde inzwischen aus dem Fels geschnitten und wie die anderen Exponate in sicherer Verwahrung gehütet. Denn der schönste Abdruck des Taylor Trail, an dessen Ausgrabung ich mich beteiligt hatte, wurde inzwischen von Unbekannten zerstört...



Die versteinerte Geburt eines Ichthyosauriers verewigt in Schiefer (Fundort Holzmaden). Der Kopf des neugeborenen Sauriers liegt noch noch zwischen den Beckenknochen der Mutter. Starb das Muttertier bei der Geburt oder geschah die Versteinierung schnell? (Foto: Dr. Vollmer)

Riesenkraater

Diese vorgestellten Erkenntnisse und neuen Ausgrabungsergebnisse belegen: Menschen und Dinosaurier lebten zur gleichen Zeit. Damit ist Darwins Evolutionstheorie ebenso in Frage gestellt wie die Zeitbestimmung der Archäologie und Geologie. Gleichzeitig muss man die geologischen Vorgänge kritisch betrachten, und zwar in Hinblick auf die Zeitdauer. Liefen Versteinierungsprozesse und ggf. auch die Bildung von Gesteinsschichten schnell oder langsam ab? Die Fossilien beweisen eigentlich schnell ablaufende Vorgänge. Handelt es sich um Ergebnisse weltweiter Katastrophen?

Gemäß einer Meldung vom 10.2.99 wurde ein Riesenkrater in der Barentssee neu entdeckt. Die Wissenschaftler von den Universitäten in Trondheim und Oslo untersuchten den vor angeblich 150 Millionen Jahren durch einen zwei Kilometer großen Asteroiden verursachten Einschlagskrater und suchen jetzt eine Antwort auf die Frage, wie das Leben auf der Erde solch ein Ereignis überstehen konnte (Quelle: Olaf Elicki, SINTEF Research Institut). Die Flutwellen erstreckten sich von Kanada bis Russland. Schlamm und Gestein wurden vom Grund der Meere in einem kataklysmischen Inferno in die Atmosphäre geschleudert. Dann verdunkelte sich der Himmel, und schlagartig traten verheerende Folgen ein, die wir von einem "atomaren Winter" her kennen.

Es gab aber in unserer Erdvergangenheit noch wesentlich größere Einschläge, wie der Chicxulub Krater in Mexiko, der für das Aussterben der Dinosaurier verantwortlich sein soll.

Der Einschlag eines Asteroiden mit zehn Kilometern Durchmesser, wie bei dem Einschlag nördlich der Halbinsel Yukatan vor angeblich 64 Millionen Jahren, der für die Vernichtung der Dinosaurier verantwortlich sein soll, setzt eine ungeheure Energie frei. Sie soll fünf Milliarden Hiroshima-Bomben entsprechen, oder vergleichsweise die gewaltige Krakatau-Explosion von 1883 in Indonesien um ein Millionenfaches übertreffen. Es entstehen im Kernbereich Temperaturen von über hunderttausend Grad Celsius, die das Projektil und die Gesteine des Einschlagsgebietes verdampfen lassen. In sumerisch-babylonischen Mythen wird berichtet, dass bei einem Einschlag im Ozean sogar der blanke Meeresboden zu sehen gewesen sei.

Bei einem Einschlag tritt eine Verdampfung auf, falls eine genügend hohe Aufprallgeschwindigkeit erzielt wird. Außerdem kann eine Schock- und Hitzewelle verursacht werden, die noch in hunderten Kilometern Entfernung Blindheit und Taubheit erzeugen kann. Begleitet wird dies durch glühenden radioaktiven Niederschlag. Eine ungeheure Druckwelle rast in wenigen Stunden um die Welt, und der Schock des Luftdrucks kann noch in Entfernungen von mehreren tausend Kilometern tödlich sein.



Blick von dem Ort der neu entdeckten Spuren zum im Hintergrund liegenden vom Paluxy River überfluteten Taylor Trail, beim Besuch des Autors im März 1999. Man erkennt die aufgeschwommenen Sandsäcke. Die Ausgrabungen dieses Pfades mit versteinerten Abdrücken von Mensch und Dinosaurier im Jahre 1996 war der Anlass für das Erscheinen des Buches "DARWINS IRRTUM". (Foto: Zillmer)

Nach Computersimulationen wird mindestens das Hundertfache der Materie hochgeschleudert, die der Asteroid selbst besitzt. Riesige Mengen an Staub und Dampf werden in die Atmosphäre geblasen und verdunkeln den Himmel. Der schnellste Computer der Welt berechnete die Folgen des Einschlags eines nur einen Kilometer großen Kometen im Meer. Es ergab sich eine zwanzig Kilometer mächtige und fünfzig Kilometer hohe Wassersäule, und Flutwellen von über hundert Metern Höhe brachen in dieser Simulation über die Küsten herein. Gewaltige Orkane mit einer Geschwindigkeit von achthundert Kilometern pro Stunde rasten bei dieser Simulation um den Globus. Was passiert aber, wenn mehrere, wahrscheinlich auch wesentlich größere Brocken, die Erde treffen? Zweifellos das, was wir einen Weltuntergang nennen.

Durch den Einschlag eines entsprechend schnellen und massigen Himmelskörpers werden große Iridiummengen freigesetzt. Entsprechende Konzentrationen sind in den Auswurfsschichten auf der Erde konzentriert. Durch entsprechende Messungen und Beobachtungen kann man einen Einschlag eindeutig nachweisen.

Katastrophen- oder Evolutionstheorie

Es sind inzwischen sieben große Einschläge in maritimen Gebieten bekannt, die wahrscheinlich vor nur ein paar tausend Jahren in die Erdkruste einschlugen und eine globale Sintflut erzeugten. Zu dieser Überzeugung kommt der Geologe Prof. Dr. Alexander Tollmann in Wien, wie es auch

in "Darwins Irrtum" beschrieben ist. Unter der Voraussetzung, dass sich mindestens ein Erduntergang vollzogen hat, steht der Evolutionsgedanke eines Charles Darwin mehr als auf wackeligen Beinen, denn für den Fall einer fast totalen Vernichtung alles Lebenden kann, aus Zeitknappheit, keine neu einsetzende, langsame Fortentwicklung stattgefunden haben.

Aus diesen Gründen wird die in der Bibel, aber auch in den Mythen vieler Völker der Erde beschriebene Sintflut als ein örtliches Ereignis in Mesopotamien, dem Gebiet des heutigen Irak, eingestuft. Die Geologen beschäftigen sich seit ungefähr 1980 mit kosmischen Einschlägen, sogenannten Impakten, auf der Erde, nachdem man vor dieser Zeit größere Einschläge aus den genannten Gründen heftig verneint hatte. Noch Ende des vorigen Jahrhunderts wurde auf geologischen Kongressen sogar aus physikalischen Gründen bestritten, dass Steine vom Himmel fallen können. Erst die wissenschaftliche Anerkennung des von dem Nobelpreisträger Alvarez verifizierten Dinosaurier-Impakts änderte diese Haltung.

Erdkatastrophen widersprechen den durch Charles Lyell (Geologie) und Charles Darwin (Biologie) begründeten Gleichförmigkeitstheorien. Fanden aber Erduntergänge in geschichtlicher Zeit statt, dann können genaue Datierungen für die Zeit vor diesem Ereignis nicht vorgenommen werden, da es keine konstanten Rahmenbedingungen, die ausnahmslos Grundlage der Altersbestimmungsmethoden (4) darstellen, gegeben hat. Die Erde könnte in diesem Fall auch wesentlich jünger sein, und die Koexistenz von Dinosauriern, Säugetieren und Menschen war vor noch nicht langer Zeit Realität. Viele Versteinerungen wären in diesem Fall ein Ergebnis der Erdkatastrophen in dieser nicht allzu fern zurückliegenden Zeitepoche.

Dinosaurierbild

Da "Darwins Irrtum" in den USA eine gute Resonanz erzeugt hat und derzeit - neben einer polnischen und chinesischen Ausgabe - ins Englische übersetzt wird, wurde ich zu Ausgrabungen eines großen Dinosauriers nach Colorado mit einem Expertenteam für Ende Mai 1999 eingeladen. Eine hohe Auszeichnung.

Zu diesem Zeitpunkt wird auch ein Bild wissenschaftlich untersucht. Es stellt einen Menschen mit einem Brontosaurier dar. Das gesamte Bild überdeckt die als Desert Varnish bekannte Oxidation der rötlichen Felsen, die jeder kennt, der einmal den Westen der USA besucht hat, und das u.a. besonders deutlich im Arches Nationalpark zu bewundern ist. Auf die Umstände der Oxydation werde ich in späteren Veröffentlichungen eingehen. Auf jeden Fall ist diese geschwärzte Beschichtung aus wissenschaftlicher Sicht sehr alt. Damit wäre bewiesen, dass der Künstler dieses Bildes einen Dinosaurier mit eigenen Augen sah, denn Rekonstruktionen dieser Urtiere stammen erst aus den letzten hundert Jahren. Unsere Vorfahren, vor hunderten oder tausenden von Jahren, können entsprechende Bildnisse nur nach real existierenden Vorbildern erstellt haben: Dinosaurier und Menschen lebten unter diesen Voraussetzungen gemeinsam.

Anmerkungen

- (1) Bild der Wissenschaft, Tickermeldung vom 30.03.1999: Andreas Wawrzinek, Nature, Spektrum der Wissenschaft.
 - (2) **Zillmer, H.-J.: "Der Hammer aus der Zeit der Dinosaurier", EFODON-DOKUMENTATION DO-38**, und "Darwins Irrtum", München 1998
 - (3) Ritters, V.: "Ein halb geschälter und versteinertes Seeigel", SYNESIS Nr. 30/98, Seite 7ff, und Nr. 1/99, Seite 47f
 - (4) Zillmer, H.-J.: "Fehlerhafte Datierungen", SYNESIS Nr. 1/99
-

Hans-Joachim Zillmer
Rüdigerstr. 14, 42653 Solingen
Tel. 0212-252270
Fax 0212-549060
Email: achim@zillmer.com
Internet: www.zillmer.com

Buchhinweis

Hans-Joachim Zillmer
DARWINS IRRTUM

Vorsintflutliche Funde beweisen: Dinosaurier und Menschen lebten gemeinsam

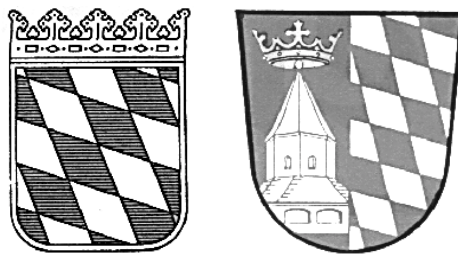


304 Seiten, 108 teilweise farbige Fotos und 43 Schaubilder
Erschienen in der Reihe "Neues Wissen"
im Langen Müller-Verlag, München
ISBN 3-7844-2709-X

Über die astronomische Bedeutung des Rauten-Musters

© 1999 Karlheinz Baumgartl; veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 32/1999

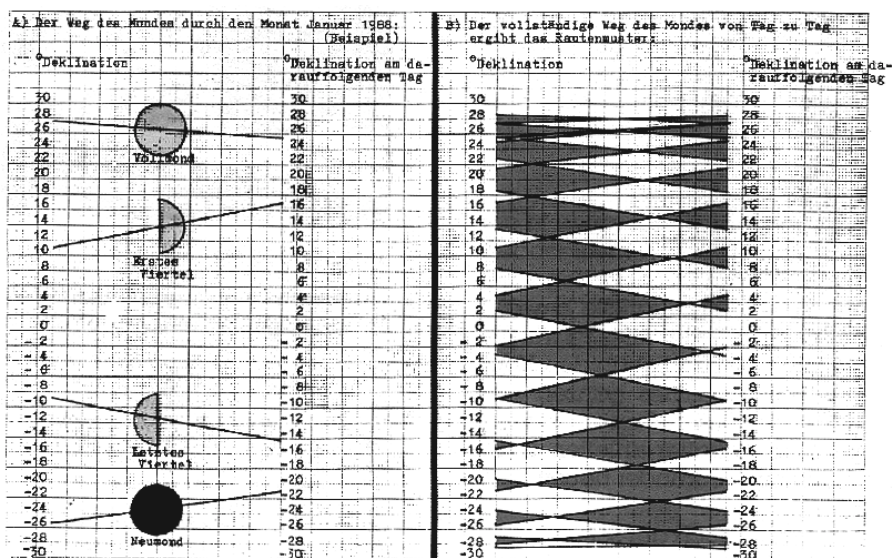
Dieses Muster bedeutet meines Erachtens den sich fortschreitend überkreuzenden Gang von Sonne und Mond und ist ein Bekenntnis zum heidnischen Sonnenkult. Die Bedeutung von Sonne und Mond wird verständlich, wenn man bedenkt, dass Europas Religion früher die Sonnenreligion war, so wie das auch beispielsweise bei den alten Ägyptern oder den Inkas und Mayas in Amerika der Fall war. Die Menschen damals waren eng mit dem Naturgeschehen verbunden. Sie erkannten in der Sonne den Ursprung des Lebens. Die Sonne brachte und hielt alles in Gang. Die Sonne gab ihnen alles, was sie zum Leben brauchten. Die Sonne war auch der Maßstab des Lebens, indem ihr Weg am Himmel die Länge des Tages und die „festen“ Tage der Sonne die Feste bestimmten. Der Mond war ihr Begleiter. Deshalb verehrten unsere Vorfahren diese Gestirne. Sonne und Mond standen im Zentrum der kultischen Rituale. Die alten Kultstätten in England (z.B. Stonehenge und Avebury) und in Deutschland (z.B. der Steintanz von Bützow und die riesige Steinkreisanlage in Odrzy in Westpreußen) waren Zeitmessanlagen und zugleich Sonne-Mond-Tempel, die später im Laufe der Christianisierung alle zerstört worden sind. Aber das Wissen blieb noch vielfach nachzuweisen. Man kann die alten Zeichen wieder zum Sprechen bringen.



Links: Das Rautenmuster in Bayern. Rechts: das Stadtwappen von Altötting

Wenn man den Gang des Mondes durch den Monat verfolgt, wenn man die Höhe des Mondes (die Deklination) von Tag zu Tag in ein Diagramm zeichnet, die Punkte miteinander verbindet, dann erhält man das Rautenmuster.

Dasselbe Muster erhält man auch von der Sonne, wenn man ihren Weg (ebenfalls die Deklination) das Jahr durch von Monat zu Monat zeichnet. Sonne und Mond „weben“ demnach ständig das Rautenmuster an den Himmel. Den sesshaften Bauern und Gärtnern war der Blick zum Himmel eine alltägliche Gewohnheit. Am Himmel erkannten sie die Ordnung im Kosmos. Kosmos (griech.) heißt Ordnung. Deshalb hat man diese Ordnung und das Wissen um diese Ordnung vielfach dargestellt.



Das Rautenmuster am Himmel

(Dieser Beitrag wurde vom Autor bereits in „Pen Tuisko“ Nr. 11/1989 veröffentlicht.)

Jürgen Zimmermann

Faszination „Pyramide“

(Veröffentlicht in *EFODON-SYNESIS* Nr. 32/1999)


Ein Geheimnis fasziniert die Menschen nur, solange es ein Geheimnis bleibt. In diesem nebulösen Schwebestadium ist jedem Mythos Tür und Tor geöffnet. Es werden Lösungen und Wahrheiten angeboten, die das Geheimnis nicht lüften, sondern den Nebel eher dichter werden lassen. Obwohl sich in Ägypten mehr als achtzig Pyramiden (1) befinden, gilt dies insbesondere für die drei Pyramiden des Gizeh-Plateaus, die (immer noch) den Pharaonen der 4. Dynastie, Chufu (Cheops), Chaefren und Menkaure (Mykerinos) zugerechnet werden.



Die Gizeh-Pyramiden (GLG-Archiv)

Es hat bedauerlicherweise den Anschein, als würden sich in dieser Pyramiden-Disziplin auf der einen Seite die offiziellen Ägyptologen und auf der anderen Seite die von den Ägyptologen so bezeichneten Pyramidioten wettkampfmäßig gegenüberstehen. Dabei verkennen beide Seiten, dass jede nur den von ihr selbst oder ihrer Gruppierung gezogenen Horizont einhält und aufgrund von Funden und Indizien jeweils auch nur besser oder schlechter spekuliert. Keiner lebte in dieser Zeit, keiner hat Niederschriften von Zeitzeugen. Was die offiziellen Ägyptologen als „gesichertes Wissen“ darstellen, ist, genau genommen, nur die Vertretung einer herrschenden Meinung, die sozusagen als geballte Macht auftritt. Anderslautende Meinungen gehören danach in den Bereich der Spinnerei. Ein Beweis im eigentlichen Sinne liegt zum Gizeh-Plateau bisher jedoch weder für die eine noch für die andere Theorie vor. Wie oft die herrschende Meinung bereits geändert und neuen Erkenntnissen angepasst werden musste, soll hier nicht untersucht werden. Auf der anderen Seite verkennen die Hobbyägyptologen das Fachwissen der Archäologen, die auf Erkenntnisse und Untersuchungen zurückgreifen können, welche in über zweihundert Jahren gesammelt wurden. Gerade daher ist es mehr als schwer, als anerkannter Ägyptologe seine Ideen und Schlussfolgerungen gegen diese herrschende Meinung zu stellen und neue Theorien einzubringen. Es gäbe einen Entsetzensschrei in den eigenen Reihen, würden doch als Konsequenz Lebenswerke der „herrschenden Meinungsbildner“ zerstört. Auf der anderen Seite bestehen für den Hobbyägyptologen jedoch keine Schwierigkeiten, neue Theorien - erscheinen sie auch noch so abwegig - aufzustellen. Sein Berufsleben ist hiervon nicht betroffen. Er braucht nicht um seine Reputation zu fürchten. Leider steht die Logik dann allzu oft dem schnellen Geldverdienen mit Bücherschreiben teilweise nach.

Im Folgenden sollen nicht neue Theorien aufgestellt, sondern Erkenntnisse und Spekulationen beider Seiten gegenübergestellt und Fragen, die sich aus den Merkwürdigkeiten ergeben, angeregt werden. Dabei ist von Interesse, dass nicht jeweils Erkenntnisse der einen oder anderen Seite, die gegen die herrschende Meinung sprechen könnten, in den jeweiligen Ausarbeitungen direkt unterdrückt werden. Sie werden kurz angerissen, bleiben aber ohne gedankliche Konsequenzen, da die Antwort bereits aufgrund der herrschenden Meinung vorgegeben ist, oder nicht ins Gesamtbild passt. Die Aussage Einsteins zur Überprüfung seiner Lichtbeugungstheorie, „*Egal, was der Versuch ergeben hätte, die Theorie stimmt*“, kann auf die Ägyptologie nicht angewandt werden.

Es wäre ratsam, wenn beide Seiten erheblich mehr Toleranz walten ließen. Wenn auf beiden Seiten gemeinsam Spreu vom Weizen getrennt würde, könnte als Ergebnis, durch gemeinsames Abwägen aller Erkenntnisse und Spekulationen, auch in diesem Falle so etwas wie die „Maat“  hergestellt werden.



Die Cheopspyramide (GLG-Archiv)

Auf der anderen Seite soll allerdings nicht der Eindruck erweckt werden, als seien unbekannte Bauweisen ein alleiniges ägyptisches Problem. Insofern sei etwa auf die Bauten in Baalbek (Libanon), Machu Picchu, Cuzco (Peru) und andere verwiesen. Hierbei ist nicht nur die Art und Weise unbekannt, wie die enormen Steinklötze, etwa auch in der Inkafestung Sacsayhuaman, oberhalb von Cuzco, bewegt wurden, sondern auch, mit welchen technischen Geräten beispielsweise in Cuzco Dioritblöcke derart fein bearbeitet wurden, wie dies mit heutigen Techniken nur schwer möglich ist. Man kann dem entgegenhalten, dass im Mittleren und Neuen Reich Obeliskten, die ebenfalls aus Granit bestehen, sauber, und dies nachgewiesenermaßen im Auftrag der bekannten Pharaonen, bearbeitet wurden. Die Technik hierzu ist allerdings ebenso unbekannt wie die Technik, mit der in Abusir in härtestem Granit Kernbohrungen vorgenommen wurden, obwohl es bis zur „offiziellen Erfindung“ dieser Technik noch Tausende von Jahren dauerte.

Sethos I. ließ einen Grabtempel und einen Kenotaph - das Osireion - in Abydos errichten. Dieses merkwürdige Bauwerk, das sich hinter einem Grabtempel befindet, ist einzigartig in Ägypten. Die Bauweise erinnert an jene, die aus Peru bekannt ist. Die Geschichten, die sich um die Herkunft dieser Anlage ranken, scheinen ein Hinweis darauf zu sein, dass auch die alten Ägypter hierzu bereits keine Kenntnis mehr hatten. Aber zurück zu unserer Pyramidenbetrachtung.

Was sind Pyramiden?

Zunächst muss festgehalten werden, dass der Begriff „Pyramide“ nicht ägyptischen, sondern griechischen Ursprungs ist. Die Form der Bauten, die von den Griechen „Pyramiden“ genannt wurden, gibt es weltweit. Laufend werden neue Bauten entdeckt. Aber nur um die ägyptischen, die auf dem Gizeh-Plateau stehen, ranken sich Legenden.

Die christlichen Bibelforscher nahmen seinerzeit dankbar den Unsinn auf, darin Kornspeicher zu sehen. Dies untermauerte die Josephsage der Bibel (Gen. 37-50), nach dem Motto „und die Bibel hat doch recht“. Wer die Pyramiden genauer betrachtet, fragt sich, wo das Korn gespeichert worden sein soll. Bei 2,5 Millionen verbauter Steine, allein in der Cheopspyramide, wäre eher von „Steinspeichern“ zu sprechen.

Nach der herrschenden Meinung handelt es sich um „Gräber der Pharaonen“. Doch es wurden keine Pharaonen in den Pyramiden gefunden. Das heißt aber nicht, dass es mangels vorgefundener Königsmumien keine Gräber waren. Da andere, jüngere Pyramiden offenkundig später als Gräber dienten, wird hier nur auf den gleichen Verwendungszweck geschlossen.

Die Tatsache, dass die Pharaonen gar nicht in der „von ihnen“ geplanten Pyramide, sondern in normalen Gräbern bestattet wurden, ist für Ägyptologen seltsam und unerklärlich. Djoser etwa wurde nicht in Saqqara beigesetzt, sondern wahrscheinlich in einem Grab namens Beit Challaf bei Abydos. Es ist fraglich, ob die Snofru-Pyramiden von Snofru selbst vollendet wurden. Chephren wurde ebenfalls nicht in der nach ihm benannten Pyramide bestattet. Auf dem östlichen Friedhof neben der Chufu-Pyramide wurde ihm ein Mastaba-Grab errichtet. Die Ägyptologen nehmen nicht an, dass er dort bestattet wurde, weil dieses Grab angeblich gebaut wurde, als er noch nicht einmal Kronprinz war. Ist auf der Nekropole auch das Grab Chufus zu suchen? Wurden, zumindest in den ersten Dynastien, die Pyramiden nicht als Gräber genutzt? Dienten sie anderen Zwecken? Wenn Hem-Iunu ein guter Baumeister war, müsste es ihm möglich gewesen sein, das Grab Chufus auf der Ebene unter all den anderen Gräbern normal Sterblicher zu verstecken. Dann liegt Chufu in der Nähe eines von ihm aus göttlicher Zeit her verehrten Bauwerkes beerdigt, und er hat, wenn überhaupt, lediglich Totentempel und Opferstätten in seiner Nähe erbaut. Ein Kardinal heutiger Zeit, der sich in einer Gruft unter einer Kathedrale oder im Friedhof neben ebendieser beerdigen lässt, hat die Kathedrale auch nicht gebaut. Sie dient einem anderen Zweck als der Aufnahme seines Leichnams.

Dies deckt sich auch mit der Aussage einer Stele, die der Ägyptologe Petrie gefunden hat. Nach dieser Stele antwortet in einem Gespräch der Pharao Ahmose (18. Dynastie) seiner Ehefrau Ahmose-Nofretiri. Hier heißt es u. a.:

„Ich habe mich an die Mutter meiner Mutter und meines Vaters, die Königsgemahlin und Königmutter Tetischere erinnert, die gestorben ist. Eine Grabkammer und ein Grab von ihr gibt es zurzeit im Gaugebiet von Theben und Abydos. Aber ich habe dir dies gesagt, denn es ist mein königlicher Wille, für sie eine Pyramide und eine Kapelle auf heiligem Boden neben den Denkmälern meiner Majestät zu errichten.“

Nach dieser Aussage besaß die Königin Tetischere bereits zwei Gräber und war offensichtlich auch in einem davon beerdigt. Trotzdem erbaute der Pharao ihr eine Pyramide. Ein Grabmal kann diese also keineswegs gewesen sein, denn der Pharao berichtet nicht, dass er Tetischere darin begraben oder dorthin umbetten wolle.



Die Stele des Pharaos Ahmose (GLG-Archiv)

Die Hieroglyphe, die die Schreiber des Landes Kem.t (Cham) \triangleleft 𓂏 𓂐 𓂑 verwendeten, ist nicht eindeutig. Die Zeichenliste Gardiner O 24 weist 𓂏 als Zeichen für den Begriff „Pyramide“ aus, die Umschrift lautet: „mr“. Im Großen Handwörterbuch Ägyptisch-Deutsch wird „mr“ mit „Pyramide“ übersetzt. Die Hieroglyphen sehen wie folgt aus 𓂏 𓂐 \triangleleft . Das Zeichen \triangleleft ist als Determinativ anzusehen. Die Zeichen 𓂏 𓂐 , ohne Determinativ, stehen, entgegen der logischen Erwartung, nicht mit dem Tod in Verbindung, sondern bedeuten: „schmerzen, krank sein, Schmerzen haben“. Sie werden teilweise vom sogenannten „schlechten Vogel“ 𓂑 begleitet (2). Von „tot“ oder „Tod“ ist nicht die Rede. Die mit letzterem Zustand verbundenen Hieroglyphen sehen anders aus. 𓂏 𓂐 𓂑 m(w)t = „sterben, das Sterben, Toter, Tod“. Logisch aufgebaut würde man hinter der mit dem Determinativ \triangleleft verbundenen Hieroglyphe 𓂏 𓂐 eher ein Gebäude für Kranke vermuten. Ein Gebäude für den Toten würde man, nach der Logik, eher hinter der Hieroglyphe 𓂏 𓂐 𓂑 i. V. m., dem Determinativ \triangleleft , vermuten.

Es fällt jedoch auf, dass das Zeichen O 24 aus der Zeichenliste Gardiner eher den Gräbern entspricht, die man in späterer Zeit mit quadratischem Grundriss im oberägyptischen Raum, als Kegel bereits in älterer Zeit auch im unterägyptischen Raum, sieht. In der erweiterten Zeichenliste sieht das Zeichen mit der Nummerierung O 250 dagegen eher wie eine Pyramide aus. Weiterhin benutzten die Schreiber das Zeichen O 41 𓂒 , das wie eine Stufenpyramide aussieht, aber als Determinativ für „Treppe“ bzw. als Verb für j^cr „hinaufsteigen“ benutzt worden sein soll. Könnte es sein, dass zwischen der Hieroglyphe für die Bauwerke des Gizeh-Plateaus und der Hieroglyphe für Gräber ein Unterschied zu machen ist? Hier sollten die bisherigen Schriften genauer untersucht werden. Während das Zeichen O 24 mehr an ein Spitzbrot und entsprechende Gräber erinnert, entspricht sowohl die Form von Zeichen O 250 als auch von Zeichen O 41 der bekannten Pyramidenform. Beobachten und zeichnen konnten die ägyptischen Schreiber. Also sollte man annehmen können, dass sie den Unterschied bewusst darstellten.



Seitenkante der Cheopspyramide (GLG-Archiv)

David P. Silverman verweist auf das „Lied des Königs Iniotef“, auch als „Papyrus Harris“ bekannt. Silverman übersetzt u. a. (3):

„Die Götter, die früher lebten, ruhen in ihren Pyramiden. Die verwandelten Toten sind ebenfalls in ihren Pyramiden begraben.“

Silverman unterscheidet also zwischen einem „Ruhen“ und einem „Begraben sein“, in einem Bereich, der in beiden

Fällen als Pyramide bezeichnet wird. Es stellt sich die Frage, ob die Hieroglyphe für „Pyramide“ in beiden Fällen gleich ist, oder ob die unterschiedlichen Zeichen O 250 und O 24 Verwendung finden? Sind einige Pyramiden doch der vordynastischen Zeit zuzurechnen, als die Götter noch im Lande Kemet weilten, wie es die Altägypter selbst berichten? Wurde diese Unterscheidung der Zeichen O 250 und O 24 bisher von den Ägyptologen nicht gewertet? Und warum nicht?

In manchen Ausarbeitungen ist zu lesen, dass die Pyramide ein an der Milchstraße ausgerichtetes Observatorium gewesen sei. Es wird hier auf die sogenannten Luftschächte verwiesen, die, nach Adrian Gilbert und Robert Bauval, zu bestimmten Sternen hin ausgerichtet gewesen sein sollen. Es fragt sich, wie die Bauleute etwas ausrichten konnten, wenn die Luftschächte der Königinnenkammer entweder einen Knick hatten oder verschlossen waren. Dies gäbe nur dann einen Sinn, wenn die Luftschächte gerade verlaufen würden. Aber auch dann gibt die Ausrichtung alleine keinen Sinn. Es müsste dadurch auch etwas beobachtet werden können. Dann wäre die Theorie zwar zunächst bestechend, würde jedoch ebenfalls einer logischen Nachprüfung nicht standhalten können. Man braucht sich nur vorzustellen, man müsse durch eine ebenso lange und breite Röhre wie die Luftschächte in der Großen Pyramide einen bestimmten Stern am Himmel beobachten. Mag dies bei einer kurzen Röhre noch möglich sein, sieht man bei einer langen Röhre kaum noch das Ende, geschweige denn einen bestimmten Stern. Wenn hiermit die Nilflut vorausgesagt werden sollte, wie es behauptet wird, konnte es sich lediglich um einen Versuch am untauglichen Objekt handeln. Die Flut erkannten die Ägypter am steigenden Wasser. Wenn die Sterne die Flut voraussagten, hieß dies noch lange nicht, dass sie auch tatsächlich kam. Sie konnte in der Wassermenge schwanken. Rohl erklärt hier sehr gut die Hungersnot, die durch zu große Wassermengen hervorgerufen wurde (4). Hieran hätte auch ein Observatorium nichts geändert. Es wäre also sinnlos gewesen, für diese Beobachtungen, die ohne Voraussage auf die Wassermenge waren, ein Gebilde zu schaffen, welches zwanzig Jahre Bauzeit benötigte und enorme Geldmengen verschlungen haben muss. Man sollte den Ägyptern keine Dummheit unterstellen. Weiterhin scheitert die Berechnung von Bauval etc. daran, dass nicht bekannt ist, wie weit die Erdachse ihre Lage verändert hat. Die geringste Abweichung, und die Sternsucher hätten etwa dem Mann im Mond beim Frühstück zusehen können, aber nicht den Sothisstern erfasst. Die Präzession der Erde macht eine fest und unveränderlich mit dem Boden verbundene Röhre als sicheres Beobachtungsinstrument für den langzeitlichen Gebrauch unhandlich. Die Theorie ist sicherlich eine nette Überlegung, aber - soweit man die Bewegung der Erde und die Gesetze der Optik außer Acht lässt - Spielerei.

Die Pyramide ist mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit auch kein Gebilde, dessen Aufgabe es war, Zahlen - insbesondere die Zahl π (pi) - festzuhalten. Die Altägypter, nimmt man sie als Bauherren, waren bestimmt nicht so verrückt, solchen Aufwand in Stein zu betreiben. Die Papyrus „Rhind“ und „Moskau“ zeigen mit wenigem Aufwand die Rechenkünste der Ägypter (5). Dabei war die in der „modernen Mathematik“ bekannte Zahl π sehr wahrscheinlich unbekannt, obwohl mit einem Annäherungswert gerechnet wurde. Zur Berechnung der Kreisfläche setzten die Altägypter acht Neuntel des Kreisdurchschnitts (d) ins Quadrat und hatten, mit lediglich einem Prozent Abweichung, dasselbe Ergebnis wie mit der Zahl π . Nur deswegen eine Pyramide zu bauen, wäre verschwendete Zeit gewesen.

Im Zusammenhang mit der Großen Pyramide sind Phänomene aufgetreten, die sich bisher nicht erklären lassen. So ergaben Versuche, bei denen in einem Pyramidenmodell in Höhe der Königskammer ein Stück Fleisch platziert wurde, dass dieses, anstatt zu verfaulen, dehydriert und quasi mumifiziert wurde (6). Das sollte nachdenklich machen. Zufall kann es kaum sein, da die Effekte unter anderen Bedingungen bisher nicht erzielt wurden. Steckt hier etwas dahinter, das wir ablehnen, weil wir es technisch noch nicht nachvollziehen können?

Wann wurden die Pyramiden gebaut?

Der Mensch hat Angst vor der Zeit, die Zeit soll jedoch Angst vor den Pyramiden haben! Egal woher dieser Ausspruch stammt, er lässt den Sinn der Aussage erkennen. An die Pyramiden sind nicht normale Zeitspannen zu legen, sie sind für die Ewigkeit gebaut. Doch wann begann diese „Ewigkeit“?

Für die Bewohner des Landes Kemet müssen die Bauten in der Vorzeit entstanden sein, sonst hätten sie bestimmt den Bau dieser gigantischen Steinmassen in ihren Schriften erwähnt. So rechneten die Ägypter, gerade in der älteren Zeit, die Jahre etwa nach besonderen Ereignissen im Leben eines Pharaos. Der Beginn oder die Vollendung einer Pyramide hätte eigentlich „das“ Ereignis sein und in Schriften vermerkt werden müssen. Wurden diese Schriften vielleicht bisher nur nicht gefunden? Die Altägypter rechneten die Pyramiden nicht etwa einem Pharaos zu, sondern den Göttern Thot und Re. Damit würde ihre Entstehung aber in eine Zeit fallen, in der noch die Götter auf Erden weilten. Auch letztere Aussage stammt nicht von Esoterikern moderner Prägung, sondern aus ältesten Schriften und Überlieferungen der Ägypter, die der Vorzeit zwei Generationen von Göttern und eine von Halbgöttern zurechnet.

Dann gab es, nach Manetho, eine Zeit von 350 Jahren, die Ägypten ohne Herrscher blieb. Dieser Zeit soll Menes als König gefolgt sein. Warum sollen die Ägypter „gesponnen“ haben? Das Problem dieser enorm hohen Jahreszahlen haben auch die alten Sumerer gehabt. Sie reden ebenfalls von vordynastischen Göttergenerationen, die jenseits unserer heutigen Zeitvorstellungen liegen.

Ein Quantenphysiker könnte es sich zur Entstehungsgeschichte einer Pyramide einfach machen. Nach der Quantenphysik befinden sich Elektronenwellen und Pyramide zunächst einmal allesamt in einer Überlagerung von Zuständen. Egal was oder in welchem Zustand vorher etwas war, die Pyramide existiert - nach dieser Theorie - erst, seitdem sie erstmals von einem Wesen bewusst beobachtet wurde. Es spielt keine Rolle, ob dies durch den Schöpfergott

Amun oder durch einen ägyptischen Sandfloh geschah. Doch der an Ägyptologie interessierte Mensch will es genauer wissen. Die Ägyptologen rechnen die Bauten den drei bekannten Pharaonen zu. Damit hängt ihr Alter von der Chronologie ab. Doch ist das Problem damit gelöst? Velikovsky und David Rohl haben neue Chronologien aufgestellt, die ebenfalls angreifbar sind, auch wenn gerade die von David Rohl bestechend wirkt. Nur reichen ihre Chronologien nicht bis zu den Pyramiden zurück. Die Antwort oder die Auswirkung ihrer - wenn auch unterschiedlichen - Chronologien auf das Alte Reich lassen sie offen. Helck weist in seinem Vortrag (7) ebenfalls darauf hin, dass die absolute Chronologie Ägyptens im Augenblick unsicherer denn je ist.

Sieht man von der Zurechnung zu Chufu und anderen als Erbauer ab, bleibt nicht viel für eine Zeitbestimmung der Pyramiden, nicht der Totentempel, Taltempel, Friedhöfe etc., die etwa Chufu zuzurechnen sind. Hierauf werde ich später eingehen.

In welchen Schriften werden die Pyramiden erwähnt? Nach dem Pyramidenkapitel in Al-Makrizis „Hitat“ (8) wurden die zwei großen Pyramiden von König Saurid etwa dreihundert Jahre vor der Sintflut gebaut. Doch wann war die Sintflut? An anderer Stelle wird ausgeführt, „*dass diese beiden Pyramiden gebaut wurden, als der ‚fallende Geier‘ (im Sternbild der Lyra) sich im Zeichen des Krebses befand*“ (9). Das ergibt einen Zeitraum von vor über 70.000 Jahren, eine kleine Ewigkeit. Aber das Bedauerliche an dieser Geschichte ist, dass sie erst um 1400 n. Chr. entstand. Auf die Namen der angeblichen Erbauer werde ich später zu sprechen kommen.



Der Sphinx (GLG-Archiv)

Der griechische Historiker Herodot berichtet, dass Cheops die große Pyramide gebaut habe. Herodot bereiste um -450 Ägypten und schrieb alles nieder, was ihm Priester erzählten. Woher hatten die Priester ihr Wissen? Priesterliche Schriften, die ihre Aussagen bezeugen, wurden bisher nicht gefunden. Das Nichtvorhandensein dieser Schriften spricht jedoch nicht gegen eine wahrheitsgemäße Aussage. Herodot behauptet, der Bau der Pyramide habe zwanzig Jahre gedauert. Die Ägyptologen haben diese Aussage übernommen, rechnete sie sich doch so schön in die Regierungszeit Chufus. Der Beweis für den Bauherrn war damit erbracht. Aber alle Berechnungen anhand des Steinvolumens, Materials, benötigter Bauleute, logistische Arbeiten und anderem gehen an dieser kurzen Zeit vorbei. Trotzdem bleibt die Meinung bei Chufu als Bauherrn und variiert lediglich bei der Bauzeit zwischen zwanzig und dreißig Jahren.

Der Sphinx wird von Amerikanern inzwischen auf ein Alter bis zu 10.000 Jahren geschätzt (10). Ob dies aufgrund der Erosionsschäden so stimmt, mag dahingestellt bleiben. Der Schock der Ägyptologen muss groß gewesen sein, würde doch damit auch die Pyramide des offiziellen Sphinx-Schöpfers Chaefre zurück in eine Zeit datiert, als es, nach derzeitigen Erkenntnissen, noch keine Kultur in Ägypten geben durfte.

Die ägyptischen Erzählungen haben, insgesamt gesehen, etwas von orientalischen Märchen an sich. Aber in jedem Märchen steckt bekanntlich ein Stückchen Wahrheit als Basis. Die Basis dieser Geschichten ist allerdings die Große Pyramide selbst, sodass das Märchen eigentlich nur im Beiwerk zu suchen wäre.

Anscheinend kann das Alter der Pyramiden nur dann neu bestimmt werden, wenn man sich gedanklich von den offiziellen Erbauern trennt und neue Lösungen sucht.

Wer baute die Pyramiden?

Der römische Historiker Cajus Plinius Secundus schreibt im Hinblick auf die Geschichtsschreiber, die vor ihm bereits über die Pyramiden berichteten: „*Keiner weiß von ihnen wirklich, wer die eigentlichen Erbauer der Pyramiden waren!*“. Auch unsere offiziellen Ägyptologen wissen nicht, wer die Gizeh-Pyramiden gebaut hat. Die einzige tatsächlich bestimmbare Pyramide beginnt mit Unas, dem letzten Pharao der 5. Dynastie. Von Djoser sind zwar Schriften und Reliefs gefunden worden, aber nur im Südgrab des Saqqara-Komplexes, und nicht in der Pyramide selbst. Dort war, nach Stadelmann (11), auf dem Gipsmörtel der Kalksteinverkleidung stellenweise die Abrollung eines Arbeitssiegels mit dem Namen Ntr.j ḥ.t (Djoser) erhalten. Die Vorratskammern unter der Pyramide enthielten etwa 40.000 Gefäße, und die hier vorgefundenen Namen stammen fast alle aus der 1. und 2. Dynastie. Der Name Djoser wird nicht erwähnt.

Herodot verließ sich auf die Priester und benannte Cheops/Chufu als Erbauer. Seltsam ist das Wissen der Priester schon. Herodot nimmt als einziger Cheops/Chufu als Erbauer an. Die von Oberst Vyse gefundene Kartusche in der

obersten Entlastungskammer bestätigt diese Aussage als einzige. Ansonsten ist von Cheops/Chufu wenig bekannt. Er gilt, nach späteren Überlieferungen, als grausamer Herrscher. Gefunden wurde von ihm lediglich eine kleine Elfenbeinstatueette von 5,5 Zentimetern Höhe, die allerdings nicht in Gizeh, sondern in Abydos gefunden wurde. Greifbarer ist sein Baumeister Hem-Iunu, der angeblich die Große Pyramide gebaut haben soll. Dies wird jedoch nur angenommen, weil er der Baumeister des Chufu war, auf dem Friedhof nahe der Pyramide bestattet wurde und Chufu als der Erbauer der Großen Pyramide gilt. Tatsächlich wird nirgends erwähnt, dass Hem-Iunu die Pyramide wirklich gebaut hat. Das gilt allerdings auch für Imhotep und die von ihm angeblich errichteten Pyramiden in Saqqara.



Die von Oberst Vyse in einer Überlastungskammer angebrachte Khufu-Kartusche. (GLG-Archiv)

Helck stellt die Schriften gegenüber, aus denen sich die Königslisten ergeben (12). In manchen Listen wird Chufu erst gar nicht als Pharao aufgeführt. Nehmen wir aber, bis zum Beweis des Gegenteils, die Listen, die Chufu als Pharao der 4. Dynastie aufführen.

Auf dem Sockel seiner Sitzfigur, die sich im Römer- und Palizaesus-Museum in Hildesheim befindet, sind die Titel des Hem-Iunu aufgeführt. Nur einer bezieht sich auf mögliche Bauarbeiten. Hem-Iunu ist „Vorsteher aller Arbeit“ des Königs. Ob dies nur ein Ehrentitel war oder ihn als Baumeister ausweisen sollte, soll dahingestellt bleiben. Man kann annehmen, dass alle Titel, die er erhalten hat, und alle Tätigkeiten, die er für seinen Herrn ausführte, aufgelistet sind. Die Tat, die seine größte sein müsste, die Erbauung der Großen Pyramide, wird mit keinem Wort erwähnt. Bescheidenheit kann es nicht gewesen sein, denn die übrigen Titel sprechen gegen diese Annahme. Der Titel „Erbauer des Grabes des Chufu“ wäre, aufgrund der sichtbar erbrachten Leistung, sicherlich höher zu werten als der eines „Lord Siegelbewahrs“ - ägyptisch: „Siegler des Königs von Unterägypten“ - oder „Leiter der Sängerinnen in Ober- und Unterägypten“. Noch auffälliger ist dies im Falle Imhoteps. Er wird u. a. als „Baumeister“, „Bildhauer“ und „Gestalter der Steinvasen“ bezeichnet (13). Sollten Steinvasen schwieriger zu gestalten sein als eine Pyramide, dass solch ein Titel verliehen bzw. nicht verliehen wurde?

Imhotep, als Baumeister Djosers, wurde später als Weiser und Gott verehrt. Er war zwar auch noch als Arzt berühmt, aber die ihm als Baumeister zugerechnete Pyramide steht eindeutig hinter der zurück, die Hem-Iunu erbaut haben soll. Wieso widerfuhr diesem nicht eine Ehrung wie Imhotep? Als Baumeister einer Pyramide war er der bessere, oder war den Ägyptern seinerzeit bekannt, dass Hem-Iunu keineswegs die Pyramide gebaut hatte?

In der Pyramide selbst befindet sich in der obersten Entlastungskammer die Kartusche mit dem Namen „Chufu“. Diese wurde von dem britischen Oberst Howard Vyse unter äußerst strittigen Umständen entdeckt. Es wurde darüber spekuliert, ob die vorgefundenen Zeichen, von der Schrift her, zur Zeit Chufus überhaupt gebräuchlich waren. Es wurde weiterhin darüber spekuliert, ob bei der Schreibung ein Sakrileg begangen wurde, indem, anstatt der Hieroglyphe \ominus für Ch die des Gottes Re = \odot , die beide fast identisch sind, benutzt wurde, sodass der vorgefundene Name nicht Ch-u-f-u, sondern Re-u-f-u lauten müsste.

Der Ägyptologe Rainer Stadelmann hat in seinem Buch „Die ägyptischen Pyramiden“ die Bauten und ihre Maße akribisch beschrieben und aufgelistet. Eine fast buchhalterische Detektivarbeit, die ihresgleichen sucht. Hier findet sich auch eine Fotografie dieser Kartusche (14). Bei flüchtigem Hinsehen kann zwar die Hieroglyphe für „Ra“ gelesen werden, bei genauerer Betrachtung sind allerdings drei Striche zu erkennen, sodass das Zeichen der Nr. Aa 1 der Zeichenübersicht Gardiner entsprechen könnte.

Aus dem Foto ist jedoch die Schreibrichtung der Kartusche nicht zu erkennen. Da Hieroglyphen „freundlich“ sind, ist zu erwarten, dass die Kartusche von der Mittelkante des Satteldaches weg nach unten geschrieben wurde, sodass die Hieroglyphen zur Mitte sehen. Nach Herrn J. Kiesch vom Ägyptologischen Institut der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg (15) steht die Kartusche jedoch auf dem Kopf. Es handele sich, wie Rainer Stadelmann in seinem Buch erwähnt, um eine Steinbruchinschrift der königlichen Arbeitsphylen des Cheops. Die Anbringung dieser Markierung sei bereits im Steinbruch selbst geschehen. Soweit die Mitteilung.

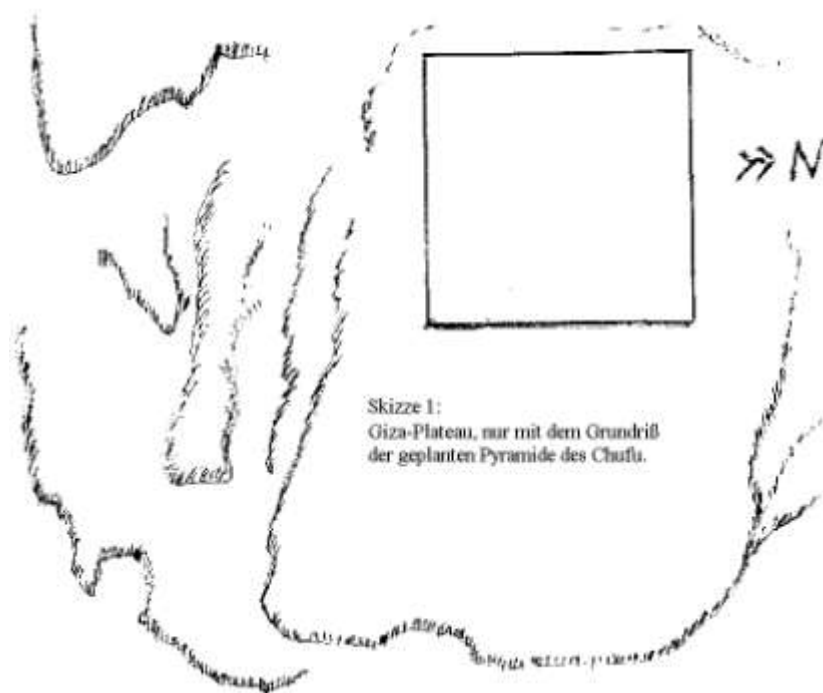
Es ist bekannt, dass im Steinbruch Steine teilweise mit roter Farbe markiert wurden, damit nach dem Transport an den Bestimmungsort klar war, in welchem Bereich der Stein verbaut werden sollte. Die Anbringung der Kartusche des Chufu, ohne weitere Lagebezeichnung, könnte jedoch nur bedeuten, dass er für die Große Pyramide bestimmt war. Da

es zu diesem Zeitpunkt wohl kein bedeutenderes Bauvorhaben gegeben haben dürfte, wäre der Hinweis „Chufu“ überflüssig gewesen. Es kann sich also nicht um eine *Baumarkierung* handeln. Schreiber werden kaum im Steinbruch gesessen und Steine beschrieben haben. Schreiber hätten die Kartusche auch nicht so primitiv ausgeführt. Sie waren Künstler ihres Fachs. Es ist aber auch nicht zu erwarten, dass ein Steinmetz mit seinen schwierigen und vom Steineklopfen steifen Fingern die Kartusche des Chufu auf eine Felsplatte gemalt hat. Diese ungewohnte Arbeit hätte für ihn nur dann einen Sinn gehabt, wenn er gewusst hätte, dass der Name später zu lesen sein wird. Er dürfte sich dann ähnlich verhalten haben wie die heutigen Graffiti-Sprayer. Sie wollen, dass ihre mehr oder weniger gelungenen Gemälde gesehen werden. Aber woher soll der Steinarbeiter wissen, was von der Felsplatte, die er aus dem Steinbruch schlägt, oben und unten liegen wird? Die Kartusche hätte auch oben liegen und dann mit weiteren Steinblöcken zugedeckt werden können. Außerdem stellt sich die Frage, warum er das Risiko eines strengen Verweises oder mehr einging, die Kartusche des Pharaos sinnlos auf einen Stein geschmiert zu haben? Die Kartusche wurde normalerweise nur dann verwendet, wenn sie auf eine besondere Tat des Königs hinwies oder mit ihr verbunden war, d. h., sie wird in einen Text eingebunden. Man sollte nicht annehmen, dass sich die Altägypter ähnlich wie die heutigen Schmierfinken verhielten, die sinnlos einen Namen auf eine Wand schmieren.

Da man annehmen muss, dass Oberst Vyse die Kartusche selbst angebracht hat, bleibt in der Pyramide nichts übrig, was auf Chufu als Erbauer schließen lässt. Diese Kartusche ist nämlich ebenso auffällig wie ähnliche „Steinmetzmarkierungen“ in anderen Entlastungskammern, die regelwidrig angebracht wurden. Die Schriftzeichen in den Entlastungskammern sind über die Fugen der Steinblöcke hinweg geschrieben. Dies halten auch Ägyptologen wie Prof. Stadelmann für seltsam.

Gibt das Umfeld der Großen Pyramide etwas zum Erbauer Chufu her?

Jeder kennt die exzellenten Luftaufnahmen des Gizeh-Plateaus. Sie entsprechen dem heutigen Stand, das sollte nie vergessen werden. Wenn wir annehmen, dass Chufu die Große Pyramide gebaut hat, muss der damalige Zustand skizziert werden (Skizze 1). Die Ebene war unbebaut und nicht eben. Um den zukünftigen Platz der Großen Pyramide herum war weites Land, mit unterschiedlichem Boden und Gestein, Bodensenkungen und Erhebungen. Rücksichten musste der Baumeister also nur auf die Gegebenheiten des Bodens nehmen.



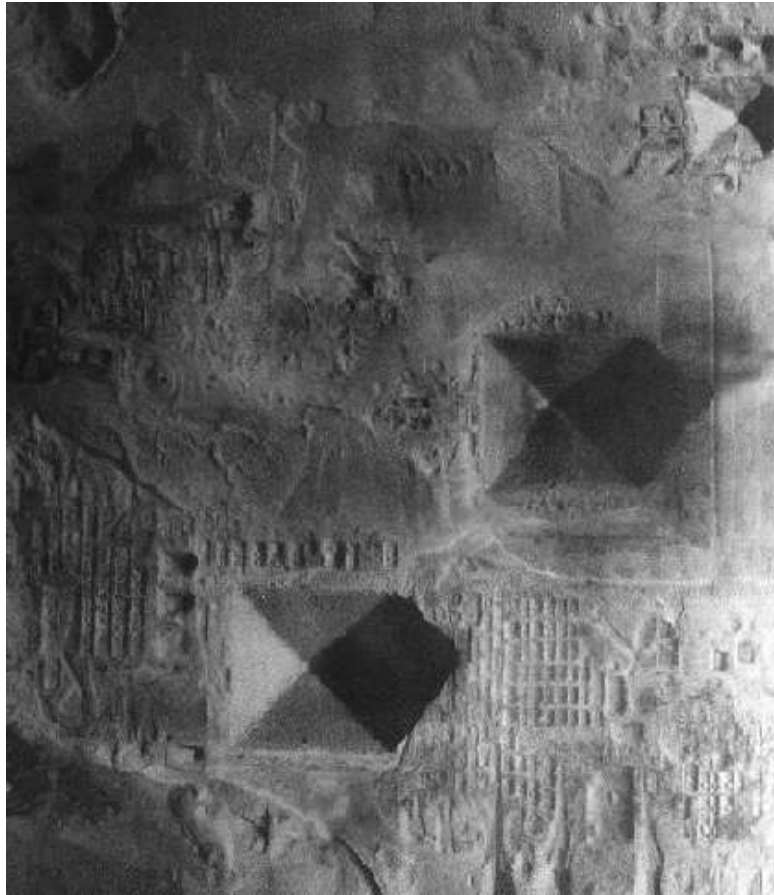
Skizze 1

Das Geologen- und Ägyptologenehepaar Prof. Dr. Dietrich D. Klemm und Rosemarie Klemm haben auch die Steinbrüche auf dem Gizeh-Plateau erforscht. Die Lage der Steinbrüche wird genau verzeichnet (16). Der von Klemm & Klemm so bezeichnete „Cheops-Steinbruch“ zieht sich bis zum schräg von Nordwest nach Südost verlaufenden Weg zwischen der Chefreden-Pyramide und dem Sphinx. Zusätzlich wird das Plateau um die jeweilige Pyramide selbst als Steinliefergebiet angesehen.

Es ergeben sich aufgrund ihres Buches einige Fragen: Weshalb zieht sich der Cheops-Steinbruch nur bis zum schräg verlaufenden Talweg? Die Chefreden-Pyramide war zu Zeiten Chufus weder gebaut, noch geplant. Für Chefreden wurde sogar noch eine Mastaba östlich der Chufu-Pyramide gebaut. Der Steinbruch hätte also über den Bereich des späteren Weges theoretisch bis hin zur Pyramide reichen können. Eignete sich das Gestein, welches sich im Bereich des Talweges und nördlich hiervon befindet, nicht für den Pyramidenbau? Welches Volumen hatte der Bereich des

Cheops-Steinbruchs? Gibt es zur nördlichen Abgrenzung des Steinbruchs - der seinerzeit noch nicht vom Talweg begrenzt wurde - nur Theorien oder auch tatsächliche Erkenntnisse? Wurden die Steinbrüche vornehmlich für die Große Pyramide oder für die umliegenden Gräber der 4. und 5. Dynastie genutzt? Das Ehepaar Klemm nimmt, aufgrund ihrer Studien, sogar an, dass die große Masse des Baumaterials der Cheopspyramide eben nicht aus der näheren Umgebung der Pyramide kommt, sondern von weit herangeschafft werden musste.

Eine Fülle von Fragen. Nach der Ägyptologin Rosemarie Klemm ist der Cheops-Steinbruch allein dadurch definiert, dass er ausschließlich in den wiedergegebenen Ausmaßen vorliegt, und dass weiter nördlich einfach keinerlei Steinbruchspuren vorhanden sind (17). Das Buch der Eheleute listet streng die Fakten auf, die Mitteilung ist ebenso klar.



Luftaufnahme der Gizeh-Pyramiden (GLG-Archiv)

Man kann sagen: Der Cheops-Steinbruch heißt so, weil er zufällig da ist. Inwieweit der Steinbruch für die Pyramide oder nur für die sie umgebenden Mastabas gebraucht wurde, ist nicht zu klären.

Sehen wir uns die Gräber an, die die Pyramide umgeben. Die Nekropole soll, nach Michael Haase, „Der Horizont des Chufu“ genannt worden sein (18). Er folgt damit Stadelmann, der die gesamte Pyramidenanlage mit der dazugehörigen Stadt und Königsresidenz so benennt (19). Dabei macht Stadelmann die Einschränkung, dass dabei wohl an den westlichen Horizont, den Ort des Unterganges des Sonnengottes, gedacht werden könnte, mit dem der König sich auch direkt identifizierte. Ich denke, er übergeht hierbei, dass erst die Söhne Chufus eine enge Verbindung zum Sonnengott in ihren Namen aufzeigten, sodass erst ab dieser Zeit der $s_3 r^c$ Name (Sohn des Ra) als Königsname eingeführt wurde.

Die von Haase aufgeführte Bezeichnung ist einem Architrav im Vorraum des Graboberbaues des Kar (6. Dynastie um -2200) auf dem Gizeh-Plateau zu entnehmen (20). Da auch die Bezeichnungen „Groß ist Chaeftre“ und „Göttlich ist Menkaure“ auf dem Architrav erwähnt werden, führt Haase dies als Beweise an, dass mit dieser Benennung die drei Pyramiden gemeint seien. Dabei unterdrückt er jedoch, dass auf dem Architrav an erster Stelle zweimal (rechts- und linksläufig) $mn nfr mry r^c$ - „Es bleibt die Vollendung des Phiops (Pepi I.)“ genannt wird. Dessen Pyramide sucht man auf dem Gizeh-Plateau jedoch vergebens. Er hat seine Pyramide in Saqqara-Süd errichten lassen. Stadelmann liest $mn nfr$ neben der Königskartusche, was wohl so auch vom Schreiber gedacht war. Es könnte allerdings sein, dass der Schreiber die Zeichen T 22 \downarrow und F 35 \downarrow verwechselte, denn das Zeichen sieht sowohl auf der linken, als auch auf der rechten Architravseite wie das Zeichen $sn \downarrow$ aus. Der Querstrich an der sogenannten Luftröhre fehlt auf beiden Seiten.

Weiterhin enthält die Schreibweise $\text{☉} \text{☽} \text{☀} \text{☁} \text{☂}$ (Horizont) als Zeichen Gardiner G 25 ☉ zwar phonetisch $3h$ und steht damit, ebenso wie die Hieroglyphe, für den Begriff „Horizont“. Als Logogramm steht ☉ für „Ach-Geist“. Mit dem Zusatz für (nt) nhh steht es für „Haus der Ewigkeit“ oder „Grab“. Nur enthält der von Haase ausgeführte Begriff als Determinativ - wie das Architrav eindeutig ausweist - wiederum das Zeichen O 24, welches mehr an ein Spitzbrot

erinnert, als die Form von Zeichen O 250, die einer Pyramide entspricht. Sei's drum; die Nekropole, nicht die Pyramide, wurde irgendwann von irgendwem mit Chufu in Verbindung gebracht. Nach dem Lexikon der Ägyptologie wurden ab Djoser (Ende der 3. Dynastie) Namen für die Pyramidenanlagen vergeben, wobei anscheinend Pyramide, Totentempel und Priestersiedlung (Pyramidenstadt) den gleichen Namen trugen (21). Durch diese Aussage ist aber klargestellt, dass mit dem Namen nicht - wie von Haase impliziert wird - die Pyramide alleine gemeint ist, sondern offensichtlich eine ganze Anlage. Doch trafen die Namen auf dem Gizeh-Plateau wirklich für die Pyramiden zu? Der „Ach-Geist“, auch „Lichtgeist“ (22) genannt, ist keine Teilkraft eines Wesens, sondern eine eigene Wesensform, die u. a. die Götter annehmen können. Der „Ach-Geist“ hat eine eigene Bewegungsfreiheit. Die Verwandlung des Toten in einen „Ach“ gehört zu den ältesten Vorstellungen des Totenglaubens. Der Zustand des „Ach-Seins“ wird als „verklärte Existenz aufgrund irdischer Verdienste“ konstatiert. Gemeinhin bezeichnet „Ach“ den „mächtigen Toten“ Ein Spruch lautet: „Ich werde alle auf Erden Lebenden sich fürchten lassen vor den Ach, die im Westen sind.“

Hat Chufu seine Nekropole an die aus der Vorzeit bestehende Pyramide legen lassen, weil nach den ihm zur Verfügung stehenden Überlieferungen dort etwas geschehen sein soll, das die Götter der Vorzeit eine Wesensform annehmen ließ, die mit dem Himmel zu tun hatte? Sicherlich eine Spekulation. Der „Ach“ gehörte zum Himmel, im Gegensatz zur Leiche, die zur Erde gehörte. Aber wie wollen wir mit dem Wissen und Verständnis der Jetztzeit die Geister oder Seelen der Ältpypter verstehen?

Wer liegt in der Nekropole neben der Pyramide begraben? Diese Frage ist wichtig. Nehmen wir, entsprechend der herrschenden Meinung, an, dass Chufu in dieser Pyramide bestattet wurde. Wer ließ sich dann neben Chufus Pyramide beerdigen? Ich versuche, mich in die Beamtenseele eines Dieners des Chufu zu versetzen. Sterbe ich vor meinem Herrn, baut dieser noch sein Grab. Durch die Baustelle kann mir kein Grab zugewiesen werden. Stirbt mein Herr vor mir, diene ich in der Regel seinem Nachfolger und habe bei meiner Beerdigung dasselbe Problem, dass dieser noch an seinem Grab arbeitet und mir kein Grab in der Nähe zugewiesen werden kann. Ich könnte also nur nach Abschluss der Bauarbeiten meines jetzigen oder vorherigen Königs an meinem Wunschort bestattet werden.


In einer sehr ausführlichen Arbeit der Universitäten Wien und Leipzig wurden die Friedhöfe um die Pyramide herum erforscht (23). Als Priester- und Beamtengräber werden hier, nach Hermann Junker, diejenigen bezeichnet, die für Personen bestimmt waren, die einen Totendienst am Grab des Königs leisten mussten. Weiterhin liegen hier die Gräber der Königsabkömmlinge und -familie. Auf die Einzelheiten kann wegen der umfangreichen Forschungen nicht eingegangen werden. Es sollte jedoch angenommen werden, dass die Gräber der nächsten Verwandten, Beamten und Priester auch ganz in der Nähe des verstorbenen Pharaos zu finden sind. Insbesondere sollte man annehmen, dass Hem-Iunu, als der Erbauer der Anlage, direkt neben der Pyramide beerdigt werden durfte. Doch weit gefehlt. Der angebliche Erbauer der Pyramide musste sich mit einer - zwar großen - Mastaba in der letzten Reihe im Gräberfeld des Westfriedhofs bescheiden. Im Gräberfeld wurden jedoch viele Gräber aus späteren Dynastien gefunden. Es stellt sich die Frage, weshalb die hier Beerdigten nicht bei „ihrem“ Pharao beerdigt wurden? Einen Sinn ergäbe dies nur, wenn alle mit dem Totendienst am Grab des Chufu beschäftigt gewesen wären.

Das Gräberfeld ist, bei genauer Betrachtung, nicht geordnet, und lässt keine geschlossene Konzeption erkennen. Interessant ist auch die Ausführung von David P. Silverman, nach der sich auf der östlichen Seite der Pyramide aus dem 12. Regierungsjahr des Chufu, also vor der angeblichen Fertigstellung der Pyramide, Gräber befinden. Im Westen gab es seit dem 5. Regierungsjahr des Pharaos Grabstätten (24). Zum Zeitpunkt des Pyramidenbaues dürfte es auf diesem Bauabschnitt ähnlich ausgesehen haben, wie auf der derzeit größten europäischen Baustelle, in Berlin. Wieso konnten dort, in diesem Durcheinander, schon Gräber angelegt werden? Sollte die Pyramide etwa bereits aus vordynastischer Zeit dort gestanden haben, hätte der Friedhof um die Pyramide herum allerdings ganz normal bestückt werden können.

Die Mutter des Chufu soll in einer der östlichen kleineren Pyramiden beerdigt worden sein. Die Mumie wurde hier jedoch nicht gefunden; im Übrigen muss es sich um eine Umbettung gehandelt haben. Die für seinen Sohn bestimmte kleinere Pyramide wurde nie benutzt.

Interessant sind Grabungsberichte zu den Friedhöfen auf dem Gizeh-Plateau. Dabei fällt auf, dass, nach den Angaben von Junker, in einigen Gräber des Westfriedhofs der Name des Verstorbenen den Namen eines Pharaos enthält, und dieser Namensteil auch noch in der Kartusche geschrieben wurde (25). Beispielsweise:

 Snfrwnfr

 Hwfwnsnb

Es fragt sich, ob diese Schreibweise - Einbeziehung des Pharaonennamens in einer Kartusche, als Bestandteil des eigenen Namens - überhaupt möglich war. Soweit jemand als Priester unter Snfrw, Hwfw oder anderen Pharaonen tätig war, ist es selbstverständlich, dass er seinen Titel eines Priesters, Hausvorstehers, Aufsehers etc. mit der Kartusche des Pharaos verband. Es war jedoch ein Sakrileg, dass ein Sterblicher, der üblicherweise nur seinen Geburtsnamen führte und diesen etwa durch vom Pharao verliehene Titel aufwertete, den Pharaonennamen als Teil des Eigennamens in der Kartusche führte. Der verstorbene Pharao wurde zum unsterblichen Gott. Bei Einbeziehung der Kartusche in den Eigennamen hätte jeder Sterbliche damit einen Teil der Unsterblichkeit in seinen Namen aufgenommen und sich damit

einen Teil der Göttlichkeit angemäßt. Hätte er nur den Namen seines Pharaos, ohne Kartusche, im eigenen Namen geführt, wäre dies vielleicht nicht zu beanstanden, insbesondere, als Sterbliche und Pharaonen auch zufällig gleiche Namen führten, sodass diese sich hinsichtlich des Namens und ohne Titulatur nur durch die Kartusche unterschieden. Es ist mir jedoch nicht klar, ob dieser Architrav, auf dem die Namen gefunden wurden, wirklich den Gräbern zuzurechnen ist oder zu anderen Gräbern gehört, hier aber später nur verbaut wurde.

In der Satellitenpyramide G I-c der Chufu-Nekropole wurde eine Stele entdeckt, die in ihrer Inschrift etwas behauptet, das nicht sein darf. Der Sumerologe Sitchin wies die sogenannte Öffentlichkeit als Erster darauf hin. Er übersetzte (26):

„Es lebe Horus Mezda, dem König von Ober- und Unterägypten Chufu ist Leben gegeben. Er gründete das Haus der Isis, der Herrin der Pyramiden, neben dem Haus der Sphinx.“

Das würde bedeuten, dass sowohl die Große Pyramide als auch die angeblich von seinem Nachfolger Chaefren gebaute Sphinx-Figur bereits zu Lebzeiten Chufus existierten. Stadelmann zeigt die Möglichkeit auf, dass der Sphinx auch bereits vor Chufu erbaut wurde (27).

Michael Haase hat sich mit dieser Theorie auseinandergesetzt und versucht, Sitchin zu widerlegen (28). Er weist darauf hin, dass Sitchin eine Zeile unterschlagen habe. Diese laute:

„Er errichtete seine Pyramide neben dem Tempel dieser Göttin. Er errichtete auch die Pyramide der Königstochter Henutsen neben ihrem Tempel.“

Auch hier bleibt die Frage, ob die Zeichen O 24 oder O 25 Verwendung finden, soweit dies aus der Stele überhaupt noch zu erkennen ist. Wenn Isis die „Herrin der Pyramide“ war, kann er sein \triangle und das Grab \triangle von Henutsen trotzdem neben der Pyramide und dem Tempel der Isis errichtet haben. Stadelmann führt aus, dass sich an der Pyramide für Henutsen in saitischer Zeit ein Kult der Isis, „der Herrin der Pyramiden“, angesiedelt habe (29). Dies kann, aber aufgrund des erwähnten Horus Mezda Horus (siehe weiter unten), nicht in diese Zeit gerechnet werden. Man kann der Aussage entgegenhalten, dass es sich bei Horus Mezda nicht um Horus, sondern um den Horusnamen Chufus gehandelt habe. Dies scheint zunächst logisch, da auch im Nebtj-Namen des Chufu das Zeichen Horus erscheint. Gegen diese ansonsten vernünftige Annahme spricht, dass dieser Name, sollte es sich um den Horusnamen des Chufu handeln, nicht - wie ansonsten üblich - in einem „Serech“ (Kartusche) steht. Er wird so geschrieben, wie normalerweise die Namen von Göttern dargestellt werden.

Haase versucht, den Stifter dieser Stele zeitlich einzuordnen, da er die Theorie Sitchins widerlegen will. Er versucht den Beweis zu führen, dass Chufu tatsächlich der Erbauer ist und seine (die Große) Pyramide ausweislich des unterschlagenen Satzes neben dem Tempel der Isis gebaut habe. Bei dem Platz, der für den Bau direkt neben dem Baugelände benötigt worden wäre, hätte der Isis-Tempel weichen müssen. Je nachdem, wie gebaut wurde und welche Rampe man hierfür verwendet hätte, wäre sie allerdings ebenso im Wege gewesen wie die Gräber aus dem 5. und 12. Regierungsjahr des Chufu in seiner Nekropole.

Haase hat in detektivischer Kleinarbeit den Fundort der Stele untersucht und kommt zu dem Schluss, im Falle, dass die Aussage Sitchins richtig sei, die Ruinen des Totentempels über denen des Isistempels liegen müssten. Es sei aber genau umgekehrt der Fall. Damit scheint die Theorie Sitchins widerlegt. Aber wie viele Stelen und anderes wurden in späteren Bauwerken wiederverwendet? Haase führt im Hinblick auf die angrenzende Mastaba Chaefres, der hier sein Grabmal baute, bevor er Pharao wurde, und der damit zusammenhängenden Bauüberschneidungen, aus, dass der Tempel gebaut worden sei, als der Pharao längst in Vergessenheit geraten war. Die Stele wäre also eine erhebliche Zeit später anzusiedeln. Haase nimmt an, dass der Stifter der Isisstelen in der 21. bis 26. Dynastie zu suchen sei. Dabei übersieht er jedoch, dass in der Stele der Horus Mezda genannt wird, dessen Hieroglyphenzeichen Horus (Gardiner Zeichenliste Aa 24) darauf hindeutet, dass er aus der prädynastischen Zeit stammt. Dieser Horus wird jedoch noch in der Mastaba Chufusenebs II. genannt, die Junkers dem Ende der 6. Dynastie zurechnet. Hier wird der Grabinhaber als Horus = „Priester des (Diener des Gottes) Horus Mezda“ bezeichnet (30). Mir ist nicht bekannt, dass dieser Horus später noch Erwähnung fand, sodass es unwahrscheinlich ist, dass eine ab der 21. Dynastie gefertigte Stele noch einen Horusnamen enthält, der nicht mehr bekannt ist. Auch hier nehme ich zunächst einmal an, dass nicht der Horusname des Chufu gemeint sein kann, da dieser nicht im „Serech“ geschrieben wurde.

Man könnte dem entgegenhalten, dass es erst ab dem Mittleren Reich einen Isiskult gegeben habe. Insofern könne die Stele auch erst aus späterer Zeit stammen. Doch kann man dies so hinnehmen? Nach dem „Lexikon der Ägyptologie“ lässt sich Isis erst in der 5. Dynastie mit Namen, in bildlicher Darstellung - die Sargillustrationen ausgenommen - gar erst in der 18. Dynastie belegen. Andererseits hat man schon in einigen Personennamen der 1. Dynastie und sogar in einer Siegeldarstellung der 2. Dynastie Isis erkennen wollen. Diese Deutungen bleiben, nach dem Lexikon, unsicher, und auch, wenn man sie bejahe, ständen sie als Zeugnis vereinzelt da. Wer sagt denn, dass die Stele nicht auch ein vereinzelt Zeugnis ist? In Verbindung mit dem Namen des Horus Mezda steht sie in dieser Zeit genau richtig. Darf dies nicht sein, weil die ägyptische Geschichte in ihren Anfängen sonst neu geschrieben werden müsste?

Alle Deutungen und Spekulationen sind weder Beweis noch Gegenbeweis. Viele der Überlegungen zu diesen Auffälligkeiten führen zwangsläufig zu neuen Überlegungen, die aber wiederum kein Beweis sind. Ich will hier keine neuen Mutmaßungen aufzeigen. Aber die Mumie und das tatsächliche Grab des Chufu werden immer noch gesucht.

Wie wurden die Pyramiden gebaut?

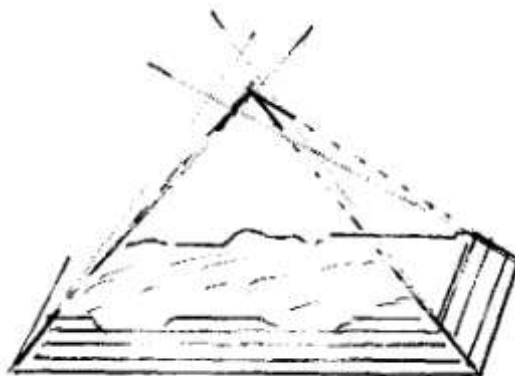
Diese Frage ist derzeit nicht zu beantworten. Es kann aber dargestellt werden, wie die Pyramiden mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit *nicht* gebaut wurden.

Es wurden Thesen aufgestellt, wonach das Baumaterial aus künstlich hergestelltem Stein (Beton) bestehen soll (31). Diese These ging durch diverse Zeitungsartikel des In- und Auslandes. In Amerika soll es sogar, aufgrund von diesbezüglich vorgefundenen und ausgewerteten Schriften, zu einer Patentanmeldung gekommen sein. Mag die Feststellung, dass zu viel Wasser in dem angeblich gewachsenen Fels der Großen Pyramide sein soll, recht verführerisch klingen - wobei eine Mumie bei dem Wassergehalt verschimmelt wäre -, dürfte vor allem die Unregelmäßigkeit der Steine dagegen sprechen. Eine Massenproduktion von künstlichen Steinen bedingt eine möglichst gleichbleibende Form. Weiterhin bleibt - egal, ob natürliche oder gegossene Steine - immer noch die Frage, wie diese auf die jeweilige Höhe des Bauabschnitts gebracht wurden. Selbst wenn man sagt, die Betonklötze seien auf jeder Lage direkt gegossen worden, bleibt die Frage, wie der flüssige Beton dorthin gebracht wurde. Der Wassergehalt mag andere Gründe haben.

Haase führt eine Beobachtung an, die er, zusammen mit Rudolf Gantenbrink, an den sogenannten Königinnenpyramiden gemacht hatte (32). Zunächst einmal Hut ab vor solch fast kriminaltechnischer Kleinarbeit. An den entdeckten Spuren sind Tausende von erfahrenen Ägyptologen vorbeigelaufen, ohne sie gesehen oder gewertet zu haben. Grob gesagt wurden die Steine der Außenhülle, ohne dass sie an der aneinanderstoßenden Seite geglättet waren, aneinandergesetzt. Zwischen die anliegenden Seiten zog man eine Säge, bis die Steine optimal geglättet waren, und schob die Blöcke dann aneinander. So wurden diese Außensteine präzise verlegt, dass kein Messer in die Fuge passt. Die Sägespuren wurden von Haase und Gantenbrink auf den jeweils darunter liegenden Steinlagen gefunden.

Diese Bearbeitungsmethode dürfte für die kleinen Pyramiden eine annehmbare Lösung darstellen. Bei den großen Pyramiden versagt sie jedoch, nicht von der Technik, sondern vom Zeitaufwand her. Gerechnet von einer Pyramidenecke kann - von der inneren zur äußeren Lage - in jeder Richtung nur jeweils ein Stein „besägt“ und die Fuge präzisiert werden. Es bleibt unklar, ob die übrigen Seiten ebenso bearbeitet wurden. Der zweite Steinblock kann erst dann angelegt werden, wenn der erste Stein, nach Glättung, an den anderen herangeschoben und damit die Lage der neu zu bearbeitenden Steine fixiert war. Der Zeitaufwand dürfte diese Bauweise bei großen Projekten erheblich verzögern. Das Modell ist gut, löst aber nicht die Präzision der großen Pyramiden, selbst wenn diese Bearbeitungsweise nur für die äußeren Steine gelten sollte.

Der amerikanische Ägyptologe Mark Lehner hat vor Jahren versucht, eine Minipyramide nachzubauen. Der weltweit als Beweis ausgestrahlte TV-Beitrag war jedoch eine Farce. Offensichtlich wurden nur zwei Seiten hochgezogen. Art und Weise, Dauer, Ausführung etc., wie diese zwei Seiten eines Pyramidenbauversuchs errichtet wurden, sollte man besser in der Vergessenheit verschwinden lassen. In der dargestellten Art hätten die ägyptischen Baumeister vielleicht eine Hundehütte für Anubis bauen können. Pyramiden, die man in dieser Art gebaut hätte, wären seit langer Zeit nicht mehr existent, sondern wegen Baufälligkeit vom Winde verweht. Ich denke, ein Mark Lehner hätte es nicht nötig gehabt, diesen Flop als „Beweis“ zu verkaufen. So wurde etwa nicht geklärt, wie die Erbauer der Großen Pyramide die Kantenführung kontrollierten, die ja ganz exakt den Scheitelpunkt treffen musste. Lehner baute eine Minipyramide und hatte mit der bloßen Heranbringung der relativ kleinen Steine schon Probleme. Wie groß wären die Probleme erst geworden, hätte er mit bloßem Auge (Präzisionsinstrumente moderner Vermessungsingenieure gab es noch nicht) über eine Höhe von knapp hundertfünfzig Metern die Kantenführung kontrollieren müssen! Nach Mendelssohn (33) hätte bereits eine Abweichung von nur zwei Grad bedeutet, dass die Pyramidenkanten an der Spitze einander um fünfzehn Meter verfehlten (Skizze 2).



Skizze 2 (nach Mendelssohn)
Bei einer Abweichung von 2° verfehlen sich die
Pyramidenkanten an der Spitze um 15 Meter.

Skizze 2

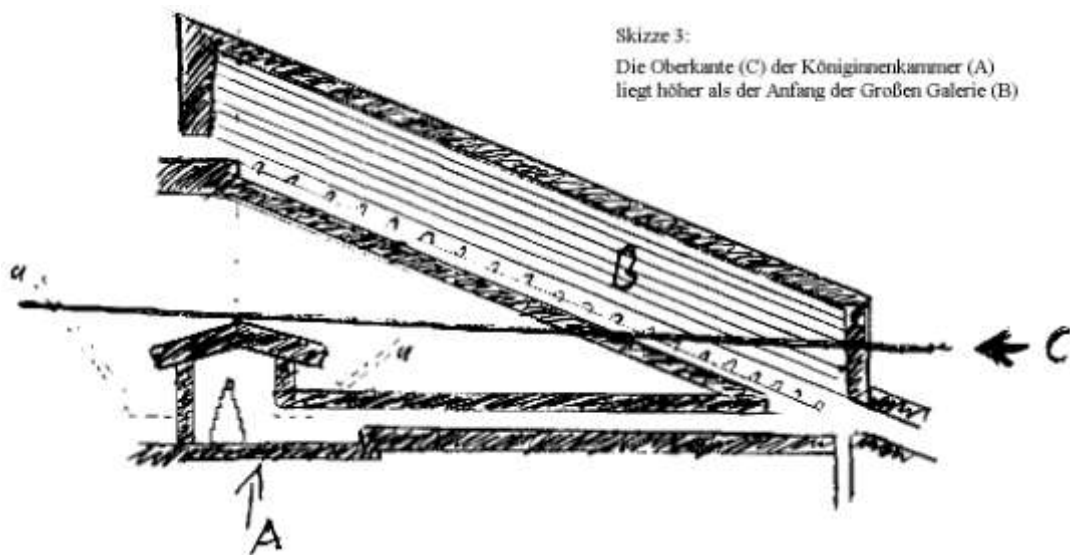
Ebenso scheiterte bereits vor rund zwanzig Jahren ein Nachbauversuch japanischer Wissenschaftler. Sie schafften es mit den dem alten Ägypten nachempfundenen Geräten weder, die Steinquader über den Nil zu schaffen, noch ließen sich die Quader über Sand ziehen oder auf die notwendige Höhe hieven. Um das Vorhaben dann doch noch durchzuziehen, bedurfte es technischer Geräte unserer heutigen Zeit.

Mark Lehner bietet aber eine weitere These, die jedem Architekten und Statiker die Haare zu Berge stehen lässt. Er behauptet, zunächst habe Chufu sein Grab unter der Pyramide bauen lassen wollen. Dann habe er dieses Vorhaben aufgegeben und sein Grab in Höhe der sogenannten Königinnenkammer anlegen lassen. Dann habe er erneut seine Meinung geändert, die Kammer als Grabraum aufgegeben und die sogenannte Königskammer bauen lassen. Stadelmann weist dagegen darauf hin, dass weder die Felsenkammer noch die sogenannte Königinnenkammer als Grabkammer vorgesehen gewesen seien (34).

Eine Pyramide ist kein System aus Lego-Bausteinen, das ich beliebig ändern kann. Die Statik hat den Ägyptern schon manche Grenzen ihrer Kunst aufgezeigt.

In der Königskammer befindet sich der sogenannte Sarkophag, der nicht durch den Zugang zur Kammer passt. Er muss also in den Raum gebracht worden sein, als dieser noch oben offen war. Spielen wir das Spiel rückwärts, so müsste Chufu den Sarkophag in die untere Kammer gebracht haben, als er sie noch als Grabkammer bezeichnete. Von oben - wie in der Königskammer - ging es nicht, da es sich um eine Felsenkammer handelt. Blieb also nur der Einschub über den absteigenden Gang. Am günstigsten wäre diese Arbeit gewesen, als noch keine Steinlage auf dem gewachsenen Fels lag. Diese Stelle liegt dort, wo der absteigende Gang auf den Felskern trifft, aber immer noch drei Meter über dem die Pyramide umgebenden Felsplateauniveau. Jede Schicht höher erschwerte die Arbeit. Theoretisch hätte der in der Königskammer vorgefundene Sarkophag zwar sowohl von der Breite als auch von der Höhe her durch den absteigenden Gang gepasst. Aber, wie gesagt, nur theoretisch. Kein Baumeister würde bei der Länge und Abschlüssigkeit des Ganges ein leichtes Verkanten des Sarges riskiert haben.

Folgen wir Mark Lehnerns Chufu in die Königinnenkammer: Versuchen wir, die Bauarbeiten im Aufriss aufzuzeichnen, als er sie abbrach und sich für den Bau einer Königskammer entschied (Skizze 3).



Skizze 3:
Die Oberkante (C) der Königinnenkammer (A)
liegt höher als der Anfang der Großen Galerie (B)

Skizze 3

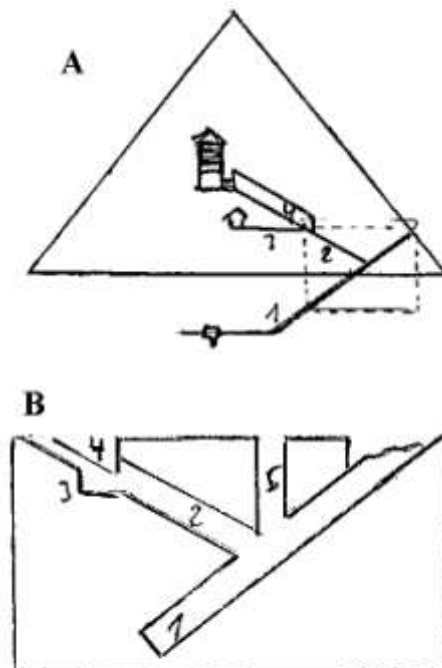
Die obere Kante der Königinnenkammer lag höher als der Anfang der Großen Galerie. Die Große Galerie muss also zusammen mit der Königinnenkammer geplant und ausgeführt worden sein. Weiterhin wurden die „Luftschächte“ von der Königinnenkammer noch weitergeführt, als, nach Mark Lehner, diese Kammer als Grab bereits aufgegeben war. Wer eine solche bauliche Leistung wie die Große Pyramide plante und durchführte, kann nicht so ein Chaos gewesen sein, wie Mark Lehner uns glauben lassen will.



Mithilfe dieser Blasinstrumente wurden - nach Dr. Jarl - Steinblöcke schwerelos gemacht. (GLG-Archiv)

Fest steht, dass die Ägypter - wenn sie es denn waren - nicht nur in kurzer Zeit zu hervorragenden Bauleuten avancierten, sondern das Wissen um die Pyramidenbauten auch in ebenso kurzer Zeit wieder völlig vergaßen. Pläne zu den großen Pyramiden wurden nicht gefunden. Das stimmt allerdings nicht ganz. Rainer Stadelmann ist meines Wissens der einzige Ägyptologe, der auf ein Modell des Gang- und Korridorsystems der Chufu-Pyramide verweist, welches

nördlich der Bootsgrube, am Aufweg, in den Boden eingearbeitet ist (35) (36). Dieses von ihm als mysteriös bezeichnete Gangsystem birgt in der Tat „Sprengstoff“ in sich. Wahrscheinlich geht Stadelmann deshalb auch nicht weiter darauf ein. Er ist aber so ehrlich, diese sogenannte Versuchspassage überhaupt zu erwähnen. Er wertet das Gangsystem als Modell des Systems in der Chufu-Pyramide. Es fragt sich, ob dieses Modell vor oder nach dem Bau erarbeitet wurde. Da es frei zugänglich sein musste, kann in diesem Bereich keine Rampe für den Bau gestanden haben. Wären die Erdgänge erst später nachgebaut worden, stellt sich nicht nur die Frage nach dem Sinn; die Große Pyramide müsste dann auch noch im Innern frei zugänglich gewesen sein. Woher sollte ansonsten die Kenntnis der Gänge kommen? Die Brisanz liegt aber darin, dass das Modell nicht nur die ab- und aufsteigenden Gänge aufweist, sondern noch einen senkrechten Gang, der auf dem Schnittpunkt der Korridore steht (Skizze 4). Dieser im Modell enthaltene Gang wurde bisher im Original nicht nachgewiesen, oder muss er nur an der richtigen Stelle gesucht werden? Die Stelle, an der die Gänge aufeinandertreffen müssten, wurde bei Öffnung der Pyramide durch den Kalifen Abdullah Al-Ma´mun umgangen. Dies bedeutet aber ebenso wenig, dass er vorhanden ist, wie, dass es ihn nicht gibt. Gibt es ihn tatsächlich, bleibt die Frage, was man am oberen Ende eines senkrechten Schachtes erwarten kann. Was wurde eventuell auf welchem Weg (Seilzug?) hier gegebenenfalls eingelagert? Da die Ägypter noch keinen Lift kannten, wird es eng.



Skizze 4:
Versuchsanlage der Gänge nach Loreiz
(1) absteigender Gang
(2) aufsteigender Gang
(3) Gang zur Königinnenkammer
(4) Große Galerie
(5) senkrechter Schacht

Skizze 4

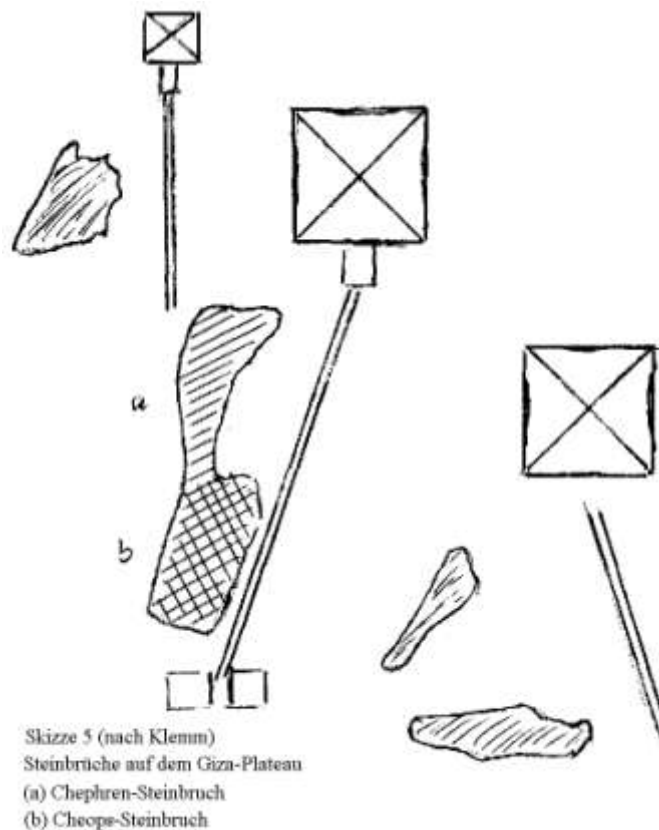
Die beste Baumethode führt uns das Pyramidenkapitel in Al-Makrizis „Hitat“ vor. Danach hatten die Erbauer „beschriebene Blätter“ gehabt, und wenn der Stein herausgehauen und seine sachgemäße Bearbeitung erledigt war, so hätte man jene Blätter darauf gelegt, dem Stein einen Stoß gegeben, und ihn durch diesen Stoß um hundert Sahn (1 Sahn = 6 Ellen) fortbewegt. Dann hätte man diesen Vorgang wiederholt, bis der Stein bei der Pyramidenbaustelle angelangt sei (37). Von ähnlichen Transportmöglichkeiten wird aus Tibet berichtet. Danach soll der schwedische Arzt Dr. Jarl vor rund fünfzig Jahren in Tibet den Transport schwerer Baumaterialien auf der alleinigen Grundlage von Resonanz beobachtet haben (38). Die von Dr. Jarl gefertigten Filme sollen von der britischen wissenschaftlichen Gesellschaft als „top secret“ eingestuft worden sein. Ob dies so stimmt und selbst wenn, ob diese Methoden für den Pyramidenbau überhaupt geeignet gewesen wären, kann angezweifelt werden. Tatsache ist jedoch, dass es mit den uns bekannten Techniken unmöglich ist, diese Pyramiden zu errichten. Hier kann auf die Materialschlacht mit „Hightech“-Geräten bei der Verlegung des Tempels von Abu Simbel verwiesen werden.

Nach den Aussagen waren es goldene Zeiten für Bauleute. Leider lassen die Patente auf sich warten. Da in jedem Märchen ein wahrer Kern steckt, ist es nicht ausgeschlossen, dass die Ägypter zum Zeitpunkt der Entstehung ihrer Überlieferungen keinerlei Vorstellung mehr davon hatten, wie diese enormen Steinmassen bewegt wurden und deshalb Ideen aus dem Reich der Fabeln benötigten. Es standen genügend andere Pyramiden als Anschauungsobjekte zur Verfügung. Aber anscheinend war bereits für die Geschichtenerzähler die Bauweise zwischen den Gizeh-Pyramiden und den Nachbauten nicht zu vergleichen. Nur die Giza-Pyramiden benötigen märchenhafte Erzählungen, um ihren Bau erklären zu können.

Sowohl bei der Rampenbauweise als auch bei der mittels Hebeln, Gerüsten und Schaukeln hätten die Ägypter weitaus mehr Holz benötigt, als zu beschaffen war. Holz splittert oder wird unter dem enormen Druck der Steine zermahlen. Holz war derart selten, dass etwa Figuren oder Särge aus diesem Material äußerst selten sind.

Es gibt zur Rampentheorie zwei Möglichkeiten, die bereits in zahlreichen Büchern beschrieben und als „der Weisheit letzter Schluss“ angeboten wurden. Nehmen wir eine lange Rampe, die jedoch immer wieder der Bauhöhe angepasst werden musste und damit zum vorübergehenden Baustopp führte, so fragt sich, von wo aus diese an die Pyramide herangeführt wurde.

Nehmen wir weiterhin an, dass Chufu sofort nach seiner Thronbesteigung mit dem Bau begann. Wir planen, bei ansonsten freier Gizeh-Ebene, zunächst nur die Chufu-Pyramide. In diesem Fall wäre anfangs nur eine geringe Höhe zu bewältigen. Der Felskern wurde entsprechend hergerichtet, die Pyramidengrundfläche war noch in voller Größe mit Steinen zu belegen. Die Materialschicht sollte also erst noch beginnen. Weshalb ließ Chufu - nach Silverman - dann aber bereits in seinem 12. Regierungsjahr östlich der Baumaßnahme Gräber anlegen? Im Westen der Baumaßnahme ließ er bereits in seinem 5. Regierungsjahr Gräber anlegen. Da die Rampe im Extremfalle ebenso breit und hoch wie die Pyramide selbst sein musste, um die oberen Lagen zu erreichen, fallen Rampen aus, die östlich oder westlich an die Pyramide heranzuführen. Sie würden die Gräberfelder unter sich begraben. Im Norden fällt das Gelände stark ab, sodass die Rampe eine zu starke Steigung hätte bewältigen müssen. Bei der benötigten Materialmenge wäre ihre Masse erheblich größer geworden als bei einer Rampe von gleicher Höhe. Dabei hätte auch diese Rampe bereits eine Masse, die der Mehrfachen der Pyramide entsprechen würde. Bleibt der Süden. Hier liegt jedoch der sogenannte Chufu-Steinbruch. Nach den Ausführungen von Klemm & Klemm führt dieser bis zum schräg verlaufenden Aufgang zur Chephren-Pyramide (Skizze 5).

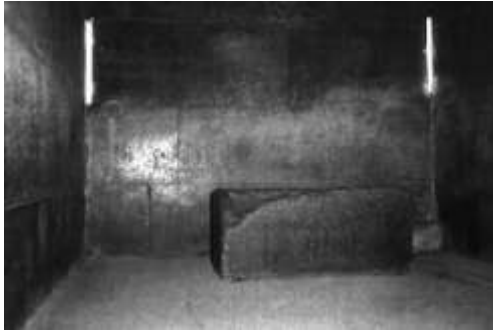


Skizze 5

Doch wieso? Es gab weder die Chephren-Pyramide noch den Aufweg. Die Begrenzung des Steinbruchs bis zum Aufweg hätte nur dann einen Sinn gehabt, wenn dieser Steinbruch erst nach dem Bau der Chephren-Pyramide, etwa für die Mastabas des Gizeh-Plateaus, benutzt wurde. Nimmt man an, dass die Gräber des Südfriedhofs ebenso wenig vorhanden waren wie die Schiffsgrube, dann wäre vorher freies Feld für eine Rampe vorhanden gewesen. Jedoch ist, aufgrund der Bodenbeschaffenheit, die Masse der Rampe auch hier, bei der benötigten Länge, davon abhängig, wie stark der Boden südöstlich der Mykerinos-Pyramide abfällt. Nach Mark Lehner wurde das benötigte Abraummaterial der Rampe zum Teil angeblich noch vorgefunden. Wir sprechen jedoch nicht über Schubkarren- oder LKW-Ladungen, sondern von einer Masse, die erheblich größer sein muss als die der Großen Pyramide. Dabei passen in diese, vom Volumen her, bereits mehrere Kathedralen der Welt gleichzeitig hinein. Die Masse der Rampe muss so groß gewesen sein, dass mehr als ein paar Schubkarren Abraumschutt übrig geblieben sein müssen. Hinzu kommt noch der Abraumschutt für die Herstellung der eigentlichen Pyramide, der ebenfalls ein Mehrfaches des Pyramidenvolumens darstellen muss, aber ebenso wenig gefunden wurde.

Die Rampe musste aus Stein und nicht aus Lehm gebaut sein. Lehm würde bei der Befeuchtung für die Gleitfähigkeit der Schlitten, aufgrund deren Gewichte, wegschmieren und damit als Rampenmaterial ungeeignet sein. Zum Vergleich kann die von den Römern gebaute Rampe bei Massada herangezogen werden. Diese Rampe diente aber nur für den Aufstieg von Soldaten und der Herbeiführung von turmähnlichen Belagerungsgeräten mit entsprechenden Rammen, die auf Rädern liefen und nicht auf Schlitten rutschen mussten.

Nur eine Stelle wäre für eine Rampe geeignet gewesen. Auf der Westseite der Großen Pyramide befindet sich ein Felsvorsprung. Die Rampe, die auf Luftaufnahmen gut zu sehen ist, beginnt damit in einem höher gelegenen Taleinschnitt, während der Fels selbst sich etwa vierhundert Meter über die Ebene erhebt. Lediglich dieser Felsvorsprung wurde erhöht. Bei der Steigung dieser Rampe wären keine tonnenschweren Steine zu bewegen gewesen. Die hier gebaute Rampe steht jedoch in keinem Verhältnis zu der auf dem Gizeh-Plateau benötigten Masse. Sie diente einem anderen Zweck. Zu erkennen ist damit allerdings, dass eine Rampe an der Pyramide, bei geringerem Neigungswinkel, erheblich länger gewesen sein müsste. Es scheint allerdings heute bei den Ägyptologen unstrittig zu sein, dass keine Rampen an die Pyramiden, über größere Distanzen, herangeführt wurden, die bis zur Spitze hin ständig erhöht werden mussten.



Der „Sarkophag“ in der „Königskammer“ der Cheopspyramide. (GLG-Archiv)

Eine um die Pyramide umlaufende, spiralförmige Rampe hätte die Möglichkeiten der Gräber im Osten und Westen beschnitten.

Weiterhin muss berücksichtigt werden, wie viele Bauarbeiter auf dem Plateau benötigt wurden. Nehmen wir zum Vergleich wieder die europäische Großbaustelle Berlin und die „Berechnungen“, die bisher bereits mehrfach angestellt wurden. Herodot spricht von 100.000 Arbeitern. Dies dürfte logistisch unmöglich und nicht zu bewältigen gewesen sein. Beispielhaft können die Firmengelände von Kraftfahrzeugherstellern herangezogen werden. Würden hier jeweils 100.000 Arbeiter tätig werden, könnte kein Auto mehr hergestellt werden, weil ein Arbeiter den anderen behindern würde.

Gerade durch die vorgegebene Anzahl der Arbeiter dürfte auch auf einer Pyramidenbaustelle kein Platz für tonnenschwere Steine mehr gewesen sein. Weiterhin wäre eine solche Menschenmenge nicht zu verköstigen gewesen. Nehmen wir nur 10.000 Arbeiter an, die direkt auf dem Plateau eingesetzt worden sein sollen. Man muss sich diese Menge vorstellen, wenn sie beispielsweise Gesteinsblöcke über die Rampen befördert. Auch sie stehen sich während einer angeblich zwanzig Jahre dauernden Bauzeit laufend im Wege. Weiterhin müsste eine Bauarbeiterstadt in der Nähe gelegen haben, die die Familien dieser Arbeiter aufnahm. Anwesen dieser Größenordnung, die einer europäischen Kleinstadt heutiger Zeit entsprechen würden, hat man bisher nicht gefunden. Dr. Zahi Hawass, Direktor des Plateaus von Gizeh, erforschte im südlichen Bereich der Nekropole in Gizeh eine große Anzahl von Gräbern, die alle von Arbeitern stammen, deren Wirken in großen Phylen (Gruppen), zur Zeit des Chufu und Chaefren, durch die dort gefundenen Inschriften und Texte belegt ist. Doch lässt sich daraus keine mittlere Großstadt nachweisen.

Stellt man alle Überlegungen zu den Bauweisen gegenüber, so erscheint die des Al-Makrizi am sympathischsten. Sie gehört zwar in das Reich der Fabeln, ist aber die Einzige, die von der Arbeitstechnik her nachvollziehbar ist. Es werden weder Massen von Arbeitern noch von Holz benötigt, noch mussten Rampen mit enormen Volumen auf- und abgebaut werden. Schade, dass dies, nach dem derzeitigen Stand der Wissenschaft und Technik, nur eine Fabel ist.

Fazit

Warum lehnen die einen vehement ab, dass Chufu nicht als Erbauer anzusehen sei, während die anderen jeden Eid darauf schwören würden, dass die Große Pyramide bereits vor Chufu vorhanden war?

Was ändert sich? Wenn die Mumie Chufus tatsächlich noch in einer bisher nicht bekannten Kammer in oder unter der Pyramide oder in einem Grab auf der nach ihm benannten Nekropole gefunden würde, lebten die offiziellen Ägyptologen ebenso weiter, wie die ägyptische Welt nicht für die Gegner der Chufu-Pyramidentheorie untergehen oder erstrahlen würde. Die Faszination der Großen Pyramide bleibt. Denn es steckt immer noch eine Technik dahinter, die wir modernen Menschen noch nicht erfunden haben oder auch nur logistisch verwalten könnten.



Inneres der Unas-Pyramide mit Sarkophag. Sie unterscheidet sich von den Gizeh-Pyramiden u. a. durch ihre verschwenderische Bemalung der Innenräume und ist aufgrund der Inschriften als Einzige genauer datierbar. (GLG-Archiv)

Angenommen, die Pyramide stamme aus der Zeit, als angeblich noch Götter auf Erden weilten. Sowohl Manetho als auch Herodot behaupten diese für uns unmöglichen Tatsachen. Manetho behauptet sogar, dass den Pharaonen vier Dynastien vorangingen, zwei von Göttern, eine von Halbgöttern und eine Übergangsdynastie. Was würde für den Menschen zusammenbrechen? Die Chronologie der Menschheit wurde bereits mehrfach umgeschrieben. Hier kann keine Schockwelle über die Menschheit hinwegfegen. Die Welt wurde, nach den Berechnungen eines Kirchenfürsten, um -4.000 erschaffen; sie wurde in nur sieben Tagen erschaffen; die Menschen lebten als Adam und Eva im Paradies und wurden von einer sprechenden Schlange verführt; die Sonne drehte sich um die Erde, der Mensch stammte vom Affen ab, und so weiter. Der Mensch überlebte bisher alle „Wahrheiten“. Lebenswerke von offiziellen Bekanntmachern einer neuen „Wahrheit“ wurden vernichtet. Auch das ist kein Novum. Aber träumen wir den Traum einmal weiter. Was könnte die Menschheit gewinnen?

Im „Hitat“ verweist der Schreiber auf „Schmuck“ und „Schätze“. Diese mögen aber nicht der wahre Reichtum sein. Er verweist auch auf Glas, das sich zusammenfalten lässt, ohne zu zerbrechen (39). Ob das so stimmt, mag angezweifelt werden. Aber wieso kam der Verfasser auf solch utopische Materialien? War er ein Jules Vernes der Antike? Hatte er Visionen? Es sollen angeblich Bücher über die Vergangenheit in der Pyramide verborgen sein. Das wäre der wirkliche Schatz. Aber deswegen wird keiner die Pyramide, auf der Suche nach versteckten Kammern, abtragen. Es soll keine Kammern mehr geben, wird von der ägyptischen Altertümerverwaltung mit fast stoischer Regelmäßigkeit behauptet. Trotzdem sorgt sie auf der anderen Seite für immer neue Gerüchte in dieser Richtung. Es scheint auf der einen Seite verständlich, dass man keine Teilerkenntnisse bekannt macht, um wüsten Spekulationen entgegenzuwirken, andererseits wäre Offenheit aber angebracht, da dann weniger spekuliert werden kann. Wenn die Ägyptologen die Furcht ablegen würden, sich lächerlich zu machen, würden sie möglicherweise wichtige Erkenntnisse gewinnen. Insbesondere, wenn ein die jeweilige Fachrichtung übergreifender Meinungs-austausch stattfinden würde.

Vielleicht ist der Weg das Ziel. Es ist faszinierend, Querdenkern zuzuhören, soweit sie sich nicht extrem ins Abseits bewegen, Möglichkeiten zu durchdenken, zu verwerfen und mit den tatsächlich vorliegenden Beweisen abzugleichen. Seitdem der Mensch denken kann, ist er Suchender. Jeder Stillstand in dieser Richtung wird letztlich zum Rückschritt. Wir nutzen lediglich etwa zehn Prozent unserer Gehirnmasse. Ob es jemals mehr werden, ist derzeit fraglich. Aber auch mit diesen zehn Prozent sollte es möglich sein, Toleranz gegen Querdenker und buchhalterische Wissenschaftler zu üben. Wenn alle Ideen verknüpft würden, wenn alle Archäologen, auch die verschiedener Fachrichtungen (Ägyptologen, Sumerologen etc.), Gedanken austauschen würden, egal ob beweismäßig festgeschrieben oder als These, dann wäre die Hoffnung gegeben, dass aus der Überheblichkeit des angeblich intelligenten Wesens tatsächlich einmal Weisheit entsteht. Nur Menschen, die unbequem dachten und sich nicht beirren ließen, haben in der Forschung etwas erreicht. In einem Vorspann zur Beschreibung des Tempels in Karnak las ich: Nur wenn er seinem Glauben, seiner Überzeugung folgt, kann der Mensch wirklich Großes vollbringen.

Der Weg dahin ist lang. Die Faszination der Geheimnisse aber bleibt.

Anmerkungen

- (1) Nach Schüssler, S. 61, etwa achtzig.
- (2) Graefe, S. 193
- (3) Silvermann, S. 102
- (4) Rohl, S. 398, 399
- (5) Lehmann
- (6) von Däniken, S. 226 ff
- (7) Helck, „Ägyptische Geschichtsschreibung“
- (8) Graefe, S.50
- (9) Graefe, S. 65

- (10) Bild der Wissenschaft (April 1992)
- (11) Stadelmann, S. 44
- (12) Helck, S. 24 ff
- (13) Clayton, S. 33
- (14) Stadelmann, Tafel 35 a
- (15) private Mitteilung
- (16) Klemm, S. 54
- (17) private Mitteilung
- (18) G.R.AL., Sonderband 8
- (19) Stadelmann, S. 105
- (20) G.R.AL., 3/1996, S. 154
- (21) Lexikon der Ägyptologie, Bd. V, S. 6
- (22) Lexikon der Ägyptologie, Bd. I, S. 45
- (23) Junker
- (24) Silvermann, S. 172
- (25) Junker, GIZA VIKI S. 38, S. 127
- (26) Sitchin, S. 289
- (27) Stadelmann, S.125
- (28) G.R.A.L. 4/96
- (29) Stadelmann, S.123
- (30) Junker, GIZA VII S. 128
- (31) Freyburg, Ernst, S.A.S. 1/94 S. 30
- (32) G.R.A.L., 2/97, S. 30,31
- (33) Mendelssohn, S.143
- (34) Stadelmann, S.114, 118
- (35) Stadelmann, S.157
- (36) G.R.A.L., 3/96
- (37) Graefe (Hitat), S. 52
- (38) Kim; vgl. Geise: „Die Pyramiden - eine Brücke vom Mars“, Hohenpeißenberg 1997, S. 126 ff.
- (39) Graefe, (Hitat), S. 53

Literatur

- | | |
|---|--|
| Clayton, Peter A. | „Die Pharaonen“, Düsseldorf/Wien 1995 |
| Gilbert & Bauval | „Das Geheimnis des Orion“, München 1994 |
| Graefe, Erhart | „Mittelägyptische Grammatik für Anfänger“, Wiesbaden, 4. Auflage |
| Graefe, Erich | „Das Pyramidenkapitel in Al Makrizis ‚Hitat‘“, Leipzig 1911 |
| Helck, Wolfgang | „Lexikon der Ägyptologie“, Wiesbaden 1975 |
| Helck, Wolfgang | „Zur Lage der ägyptischen Geschichtsschreibung“, in Akten des vierten internationalen Ägyptologen-Kongresses, München 1985 |
| Helck, Wolfgang | „Untersuchungen zu Manetho und die ägyptischen Königslisten“, Berlin 1956 |
| Junker, Hermann | „GIZA, Berichte über Grabungen auf dem Friedhof des Alten Reichs“, div. Bände der Akademie der Wissenschaften Wien |
| Kim, L. | „Gott & Co, Nach wessen Pfeife tanzen wir?“, Wiesbaden 1994 |
| Klemm, Prof. Dr. Dietrich und Rosemarie | „Steine und Steinbrüche im Alten Ägypten“, Springer-Verlag 1992 |
| Lehmann, Johannes | „So rechneten Ägypter und Babylonier“, Leipzig 1994 |
| Mendelssohn, Kurt | „Das Rätsel der Pyramiden“, Augsburg 1992 |
| Rohl, David | „Pharaonen und Propheten“, München 1996 |
| Schüssler, Karlheinz | „Die ägyptischen Pyramiden“, Köln 1983 |
| Silverman, David P. | „Das Alte Ägypten“, Verlag Fredering & Thaler, 1997 |
| Sitchin, Zecharia | „Stufen zum Kosmos“, Tübingen 1982 |
| Stadelmann, Rainer | „Die ägyptischen Pyramiden“, Mainz 1997 |
| Velikovsky, Immanuel | „Das zweite Leben der Pharaonen“, Frankfurt am Main |
| Velikovsky, Immanuel | „Dynastien im Chaos“, Frankfurt am Main |
| Verlag Philip von Zabern | „Handwörterbuch Ägyptisch-Deutsch“ |
| von Däniken, Erich | „Die Augen der Sphinx“, München |

Zeitschriften

- | | | |
|----------------------------------|---------------|--|
| G.R.A.L. | Berlin | |
| Scientific Ancient Skies, S.A.S. | Ch.-Feldbrunn | |

Schufen Außerirdische den Menschen?

(veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 31/1999)

Seit im Dezember 1996 das Roslin Institut (1) bei Edinburgh bekannt gab, es wäre ihnen nach langer Forschungsarbeit gelungen, zwei Schafe - Megan und Morag - mit vollkommen identischen Erbanlagen im Labor zu produzieren (2), muss die Frage, ob Außerirdische die Ahnen des Menschen durch künstliche Manipulationen geschaffen haben, neu zur Diskussion gestellt werden. Konnte die Wissenschaft bis dahin diese Spekulation als Phantasterei abstempeln, ist dieser Vorwurf nun nicht mehr möglich.

Vergleichen wir die derzeitigen Möglichkeiten der Gentechnik und die der Reproduktionsmedizin mit mythologischen Überlieferungen, dann können wir vor, allem in der Bibel, Parallelen feststellen, die nicht auf die schriftstellerische Phantasie eines prähistorischen Schreibers zurückzuführen sind. Viel mehr, wir können aufgrund dieser Überlieferungen die Verfasser der archaischen Mythen als ernsthafte Chronisten betrachten, die reale Erlebnisse unserer Vorfahren für die Nachwelt fixierten. Es gibt eine ganze Reihe von ernstzunehmenden Hinweisen, die als authentisches Wissen annehmbar werden, wenn wir eine außerirdische, menschenähnliche Lebensform als Schöpfer der Menschheit voraussetzen. Wir sollten akzeptieren, dass diese himmlischen Wesen das Erbgut irdischer Individuen so lange manipulierten, bis es ihnen endlich gelang, einen Menschen „nach ihrem Bilde“, also ihnen gleichend, zu formen.

Horroszenarium oder neue Ära?

Bleiben wir zunächst bei unseren schottischen Wissenschaftlern. Zu Recht sprachen sie damals, im Jahre 1996, aufgrund der biologischen Forschungsergebnisse, von einem sensationellen Schritt. Dieser Erfolg war auf medizinischen Gebieten ein Durchbruch, der in der Forschung neue Möglichkeiten eröffnet. Zumindest auf dem Gebiet der Reproduktionsmedizin läuteten die Ergebnisse der schottischen Forscher eine neue Ära ein.

Andere Wissenschaftler, wohl aus Unkenntnis oder gar aus Neid, widersprachen den schottischen Reproduktionsmedizinern und prophezeiten ein baldiges Horroszenarium. Sie zeichneten ein schauerliches Bild, welches Edgar Allen Poe oder Steven King, den Meistern gruseliger Schauergeschichten, alle Ehre machen würde. Das Ganze erinnert ein klein wenig an den Roman „Nach seinem Ebenbild“, den der Wissenschaftsjournalist David Rorvik schon in den siebziger Jahren verfasst hat.

Zu Rorviks Zeiten galt der Gedanke an Kloning als wirklichkeitsfremde Science Fiction, dessen Durchführung bei allen damaligen Fachleuten als illusorisch bezeichnet wurde. Niemand konnte sich vorstellen, dass es eines Tages möglich sein würde, Pflanzen, Tiere, oder gar Menschen zu reproduzieren.

Hätten unsere Wissenschaftler damals einen Blick in die Mythen geworfen, dann hätten sie feststellen können, dass schon einmal alles da gewesen ist. Denn die heutige Technik des Klonens scheint, vor allem im Hinblick auf mythologische Tradierungen, nicht neu zu sein.

Eine vollkommen falsche Einschätzung

Aber, wie so oft, schätzten die meisten Fachleute die Situation falsch ein. Der Grundstein für die moderne Reproduktionsmedizin, dies haben offenbar alle vergessen, wurde nicht erst im schottischen Edinburgh gelegt, sondern bereits Jahrhunderte vorher. Zu diesen *Genetikern* gehörten unter anderem William Harvey, Lazzaro Spallanzani und der Augustinerpater Gregor Mendel. Und offenbar haben sie auf ein biologisches Wissen zurückgegriffen, das viele Jahrtausende zuvor bereits bekannt war, aber dann in Vergessenheit geriet.

Der italienische Biologe Lazzaro Spallanzani war es, der schon im 18. Jahrhundert (1786) künstliche Befruchtungen regelmäßig praktizierte. Hunde wurden von ihm mittels biotechnischen Eingriffen erzeugt und in ihrem Aussehen, durch gezielte Einkreuzungen, verändert. Seine gigantischen Erkenntnisse auf diesem Gebiet, auf die Züchter, aber auch viele Biologen, heute noch zurückgreifen, veröffentlichte er im Jahre 1786 in dem Buch „Versuche über die Erzeugung der Tiere und Pflanzen etc.“

Erst zwischen 1865 und 1866 wurde die Arbeit von Lazzaro Spallanzani gewürdigt. In dieser Zeit erinnerte sich der Augustinerpater Gregor Mendel seines großen Vorgängers. Er stellte, anders als Spallanzani und wohl aus religiösem Skrupel, ausschließlich systematische Forschungen mit Pflanzen an. Ihn leitete ein anderer Grundgedanke. Er wollte neue Erkenntnisse über die spezifischen Vorgänge im Umfang der Vererbung erlangen. Dabei versuchte Mendel zu ergründen, „wie sich unterschiedliche Merkmale der Eltern bei den Kindern, Enkeln und Nachkommen weiterer Generationen auswirken“ (3).

Ein alter Hut

Sind wir genau, dann sind die Erkenntnisse von Gregor Mendel ebenfalls „ein alter Hut“, denn bereits auf dem Papyrus des Chonsumes, einem Text aus dem Ägyptischen Totenbuch, finden wir die früheste Darstellung der Mendelschen Gesetze.

Ob es der Wissenschaft gefällt oder nicht, unsere Vorfahren kannten Zusammenhänge von biologischen Sachverhalten, die erst in den letzten zweihundert Jahren wieder bekannt wurden. Und es sind diese prähistorischen, mehrere tausend Jahre alten Darstellungen, die den Beweis dafür liefern, dass unsere altägyptischen Vorfahren bereits biologische Reproduktionstechniken kannten, mit denen sie in der Lage waren, eine identische Kopie von einem Lebewesen zu erzeugen.

Ägypten hatte bereits vor vielen tausend Jahren eine sehr ansehnliche Hochkultur entwickelt. Und glauben wir den vielen Papyri, dann gab es auch auf medizinischem Gebiet eine Hochtechnologie, die der unseren gleich oder ihr überlegen war. Es stellt sich die Frage: Von wem sollten unsere Ahnen wohl

diese Hochtechnologie und das damit verbundene Wissen bekommen haben? Gab es, so wie es viele annehmen, bei den Ägyptern „himmlische Wesen“, die, wie bei anderen Völkern, als Kulturbringer auftraten? Waren es diese himmlischen Wesen, die den Ägyptern zeigten, wie man Leben konserviert und mittels Kloning reproduziert?

Wir können diese Fragen nicht sicher mit einem „Ja“ beantworten. Wir können anhand der mythologischen Texte und insbesondere auch wegen Darstellungen, wie sie u.a. im Papyrus des Chonsumes verewigt wurden, davon ausgehen, dass unsere Ahnen mehr über die Reproduktionsmedizin wussten, als wir ihnen heute aus wissenschaftlicher Überheblichkeit zugestehen wollen.

Eine große Entdeckung

Im Jahre 1875 wurde von Oskar Hertwig, ordentlicher Professor und Direktor des Anatomisch-Biologischen Instituts der Universität Berlin, erstmalig beobachtet, wie beim Seeigel während der Zeugung von Nachkommen weibliche Ei- und männliche Samenzellen miteinander verschmolzen. Niemand sah bis dahin diesen Vorgang mit den Augen.

Leider geriet diese Entdeckung, zumindest nach außen hin, wieder in Vergessenheit. Dieses bewusste Vergessen (oder sollten wir besser „Unterschlagen“ sagen?) ist kein Wunder, denn Oskar Hertwig wagte es in seinem Werk, *Das Werden der Organismen* (1916), dem aufkommenden Darwinismus und der damit verbundenen Selektions- und Zufallstheorie ganz vehement entgegenzutreten. Seine Skepsis gegen die von Darwin modifizierte Evolutionstheorie war berechtigt. Anhand seiner eigenen Forschungsarbeit erkannte Hertwig, dass mit der angeblichen Deszendenz so manches im argen ist und schon aus formalen Gründen nicht in dem Maße stimmen kann, wie es von den Verfechtern des Darwinismus vorgetragen wurde.

Die Sache mit dem Ei

Auch die Entdeckung Hertwigs ist nicht neu. Forschen wir in den Mythen nach, dann bringen sie fast alle die Schöpfung mit dem Ei in Verbindung. Diese mythologischen Tradierungen sind deshalb ein Vorgreifen in der wissenschaftlichen Entwicklung. Dadurch zeigen sie einen Wissensumfang, der für die damalige Zeit nicht zu erklären ist. So müsste es für die moderne Wissenschaft interessant sein, zu erfahren, warum unsere frühen Vorfahren, im Zusammenhang mit Zeugung und Geburt, von Dingen sprechen, die sie gar nicht gewusst haben und nur mit einer Hochtechnologie, wie beispielsweise einem Elektronenmikroskop, in Erfahrung bringen konnten. Die Tradierungen unserer Vorfahren, in denen die Verbindung zwischen Ei und Same geschildert wird, müssen daher zu denken geben: Insbesondere deshalb, weil erst im Jahre 1651 - durch William Harvey, in seinem Werk *Exercitationes de generatione animalium* - spekulativ postuliert wurde, dass alles Leben womöglich aus dem Ei kommt. Sicher war man sich damals noch nicht.

Bedenken wir, dass die meisten dieser mythologischen Berichte drei- bis

viertausend Jahre vor William Harvey verfasst wurden. Es verwundert noch mehr, wenn wir in Betracht ziehen, dass es über zweihundert weitere Jahre nach Harvey dauern musste, bis es dem Österreicher Schenk - im Jahre 1878 - erstmalig gelang, ein Meerschweinchen mit einem Ei zu schwängern, das außerhalb des Mutterleibes besamt, befruchtet und dann anschließend wieder, mit Erfolg, in den Uterus verbracht wurde.

Der Grundstein für das Unmögliche

Wenden wir uns wieder den Forschern aus Edinburgh zu: Die Wissenschaftler erzeugten nicht nur zwei vollkommen identische Schafe, ohne dass ein männliches Tier daran beteiligt gewesen wäre, sie vergriffen sich damit an einer Domäne, die bislang den Männern vorbehalten ist. Kein Wunder also, dass besonders Männer über die neuen Reproduktionstechniken schimpfen.

Professor Robert Winston sprach nach dem großen Erfolg „das Unerhörte“ aus und sagte laut, was andere nur dachten, *„dass Männer in Zukunft für die Fortpflanzung nicht mehr benötigt werden“* (4). Ein Tiefschlag für die männliche Eitelkeit! Abgesehen davon, dass mit diesen neuen Techniken ein männliches Herrschaftsgebiet ins Wanken gebracht wird, muss dies jedem von uns, auch aus medizinischer Sicht, zu Denken geben. Vor allem, wenn man sich mit dem Werdegang der Menschheit intensiv beschäftigt hat. Es scheint, als würde eine Ära eingeläutet, die nicht zur Zukunft, sondern zur Vergangenheit der Menschheit gehört. Und es sieht aus, als würde sich uns die menschliche Vergangenheit besonders offenbaren, indem sie längst vergangene Geschehnisse durch modernes Wissen wieder aufleben lässt.

Ein Vergleich mit der Bibel

Das derzeitige Szenarium erinnert fatal an eine vergangene Zeit. An eine Epoche, in der Außerirdische - in der Bibel sind es die ÄLoHI'M - zur Erde kamen und, mittels genetischer Manipulationen, einen neuen Menschentyp schufen.

Für die Wissenschaft ist diese, mit Indizien belegbare, Annahme lediglich Phantasie. Doch lassen wir uns nicht von der wissenschaftlich konstruierten Deszendenztheorie blenden, dann wird deutlich, dass schon in Mythen unserer Vorfahren davon berichtet wird, dass es in unserer Vergangenheit Frauen gab, die zum Zeugen von Nachkommen keines Gatten bedurften. Rund um die Welt wurde dieser Frauentyp zur Stammutter jenes androgynen Archetypen, aus dem später die neue Menschheit hervorging. Wie sollen wir bewerten, dass dieser Frauentyp in allen wichtigen Kulturen und Religionen bekannt ist? Will man uns wirklich glauben machen, dass, rund um den Globus, die Verfasser der Mythen voneinander abgeschrieben haben? Will man uns weiterhin einreden, dass alle mythologischen Chronisten von den gleichen Phantasien geplagt wurden?

Ein wissenschaftlicher Widerspruch

Die Wissenschaft widerspricht dieser Einschätzung der historischen Sachlage. Sie will diese Figürchen, die in den Tempelanlagen unserer Vorfahren

gefunden wurden, nicht selten nur als Kinderspielzeug sehen. Dass dieses als „Muttergöttinnen“ bezeichnete „Kinderspielzeug“ immer schwangere Frauen mit überdimensionalen Geschlechtsorganen zeigt, ändert nichts an dieser fragwürdigen Art der Interpretation. Dass die Fachwelt diese Figürchen als „Muttergöttinnen“ bezeichnet, dürfte den Nagel auf den Kopf treffen. Denn, nach Lage der Dinge, können wir die „Venus von Willendorf“, die „Muttergöttin von Catal Hüyük“, die „Venus von Laussel“ oder die „Venus von Lesquue“ (5), um nur die bekanntesten von ihnen zu nennen, als jene Frauen betrachten, die unsere Vorfahren deshalb anbeteten, weil sie in der Lage waren, ohne Zutun eines Mannes Kinder zu gebären.

Wer befruchtete diese, für unsere Vorfahren so anbetungswürdigen, Frauen? Die Mythen geben die Antwort. Und die TORa'H [Tora] bezeichnet diese, auf medizinischem Sektor hochversierten, Wesen als ÄLoHI'M. Sie sind es, die diese Frauen befruchteten, indem sie anhand reproduktionsmedizinischer Eingriffe, somit auf künstlichem Wege, bei ihnen eine Schwangerschaft herbeiführten.

Konnte dieser Rückschluss vor den Resultaten der Edinburger Wissenschaftler als utopische Spekulation bezeichnet werden, ist dies nach den Ereignissen von Edinburgh kaum mehr möglich.

Das Sensationelle

Das Sensationelle an den beiden Schafen Megan und Morag ist, dass alle Gene ihrer Körper *absolut* identisch sind und keinerlei Abweichung in der DNA aufweisen. Megan und Morag waren aber nur der Anfang, denn im Jahr 1997 folgte das Schaf Dolly.

Der Unterschied zwischen Dolly und ihren beiden Vorgängern ist der, dass Megan und Morag aus Keimzellen geklont wurden, die sich noch nicht geteilt hatten. Dolly wurde aus einer Zelle „hergestellt“, die schon vollkommen ausgereift war, aber durch gentechnische Maßnahmen von Dr. Wilmut, dem Leiter des Projekts, auf ihren ungeteilten Zustand zurückgeführt wurde. Dies erreichte er, indem er „ganz einfach“ alle Gene aus der Zelle absaugte. Daraufhin führte er den entnommenen Zellkern in eine sogenannte Spendereizelle ein, deren eigene DNA vorher ebenfalls entfernt worden war. Dann wurden beide Komponenten wieder, mittels Elektroschock, verschmolzen und in die Gebärmutter eines Leihmutter-Schafs eingepflanzt. Das Resultat war Dolly.

Wieder ein biblischer Aspekt

Auch hierzu finden wir bereits in der TORa'H [Tora] eindrucksvolle Texte, die uns darauf hinweisen, dass die ÄLoHI'M bei der Schöpfung dasselbe gemacht haben wie unsere schottischen Forscher. Glaubt man jenem Chronisten, der das 1. Buch MoSchä'H [Moses], das Buch BöReSchI'T [Genesis] verfasst hat, dann wurde dem ADa'M [Adam] von den ÄLoHI'M angeblich, nach christlicher Übersetzung der TORa'H [Tora], eine Rippe entnommen, um daraus ChaWa'H [Eva] zu erschaffen.

Dies klingt phantastisch und in modernen Ohren unglaublich. Gehen wir dem biblischen Text ohne klerikale Vorbehalte auf den Grund, können wir feststellen, dass er der Wahrheit entspricht. Einer Wahrheit, die sowohl auf medizinischem als auch biologischem Gebiet nachvollziehbar ist. Leider ist diese Wahrheit nur schwer zu erkennen. Die christlichen Übersetzer haben, seit Luther, ganze Arbeit geleistet, um die Texte der Heiligen Schrift in ihrem angestammten Sinngehalt zu entstellen.

Schlagen wir eine Stichwortkonkordanz auf und suchen darin das Wort „Rippe“, dann suchen wir vergeblich. Der Begriff, man höre und staune, kommt in der TORa'H [Tora] nicht ein einziges Mal vor. Stattdessen finden wir an den betreffenden Stellen die Konsonanten „ZL“.

Die Konsonanten „ZL“ können wir jedoch nicht mit „Rippe“ ins Deutsche übersetzen. Wie jedes bessere hebräische Wörterbuch bestätigt, müssen wir „ZL“, nach Einfügung der Vokale „e“ und „a“, mit „ZeLa“ in unsere Sprache übertragen. Warum Luther bei seiner Übersetzung den Begriff „Rippe“ verwendete, bleibt unverständlich. Wir können uns aber gut vorstellen, dass er diese Veränderung deshalb vorgenommen hat, weil zu seiner Zeit niemand wusste, dass ein Körper aus einer Vielzahl von Zellen aufgebaut ist. Außerdem wusste damals niemand, dass aus einer einzigen Zelle ein ganzer Körper rekonstruiert werden kann. Dieses ehemals existente Wissen ist im Laufe der Zeit verloren gegangen, bzw. nur noch wenigen eingeweihten Kabbalisten in Toledo und Prag bekannt. Es führte dazu, dass die Prager Kabbalisten mit dem uralten Wissen der Kabbala den sogenannten Golem von Prag erschufen. Aber das ist eine andere Geschichte.

Anmerkungen

(1) Das Roslin Institut bei Edinburgh wurde nach dem schottischen Dorf Roslin benannt.

(2) „Stern“, Nr. 12/1996, Seite 238

(3) Zitat aus dem Lehrbuch „Biologie“, von Strauß, Dobers und Hoff, Hannover 1979, Seite 60

(4) „Stern“, Nr. 12/1996, Seite 238

(5) Siehe Dieter Vogl: „Der 7. Tag der Schöpfung“, Hohenpeißenberg 1996, Seiten 115 - 124.

Ein steinzeitliches Kombiwerkzeug von einfältigen Menschen?

Ein neuer Werkzeug-Typ in Höftgrube/Wingst gefunden

© Volker Ritters

(veröffentlicht in EFODON SYNESIS Nr. 2/1999)

Volksdorf, ein Walddorf im Norden Hamburgs (in Hamburgs Walddörfern), in der Nähe der Alster und der alten Handelsstraßen von Hamburg nach Lübeck (heute der B 434 und B 75), hat ein besonderes Museums-Dorf. Es umfasst ursprünglich vorhandene Höfe (Niedersachsen-Häuser, Zweistöcker-Fachhallenhäuser), und es umfasst aus der Umgebung zusammengetragene Fachwerkhäuser: eine Schmiede mit offener Vorhalle, eine Grützmühle mit Göpelwerk, eine Durchfahrtscheune, ein Durchfahrthaus und ein Backhaus. Ein Bauernhaus dieses Museumsdorfes ist in seiner Diele zu einem Veranstaltungssaal umgebaut, in dem in den 60er Jahren der Volkshochschulkurs „Wir lernen unsere Heimat kennen“ von Landgerichtsdirektor Dr. Ferdinand Blötz (Hamburg-Volksdorf, Wenserbalken) durchgeführt wurde. Er lud kompetente Gastredner ein, so auch den Archäologen Dr. h.c. Alfred Rust (Ahrensburg), der über seine Ausgrabungen in verlandeten Toteisseen im nahegelegenen Ahrensburg-Meiendorfer Tunneltal berichtete und das Leben der Rentierjäger von Meiendorf, wie es vor 10.000 Jahren gewesen sein mag, vor unseren Augen ausmalte.

Ich durfte damals als Junglehrer nach den Zeichen des großen Redners (einmal Klopfen mit dem Zeigestock) die Dias durchschieben. Der Zulauf zu diesen Vorträgen war gewaltig, da der Charme der beiden genannten Herren, deren Fabulierkunst zwischen ausströmender Gemütlichkeit und Fachwissen kräftig Brücken schlug, besonders ältere Leute entzückte. Ich hingegen (leistungsorientiert und noch auf Lob von außen angewiesen) fing an, steinzeitliche Klingen und Werkzeuge auf dem Stellmoorhügel am Rande jenes Tales zu sammeln und konnte sie dem berühmten Redner nach seinen Vorträgen zeigen.



Abb. 1: Das Kombigerät von Höftgrube

Bald hatte ich außer allerlei Klingen alle Werkzeugtypen gefunden, die die Fundstelle hergab: Bohrer, Daumenschaber, Zinken, Stichel, Pfeilspitze. - Doch was hat das mit dem Fund von Höftgrube (Abb. 1) und der Bestimmung eines neuen Werkzeugtyps zu tun? Das Besondere dieses Neuen wird auf dem Hintergrund des bis dato Bekannten und Normalen verständlich.

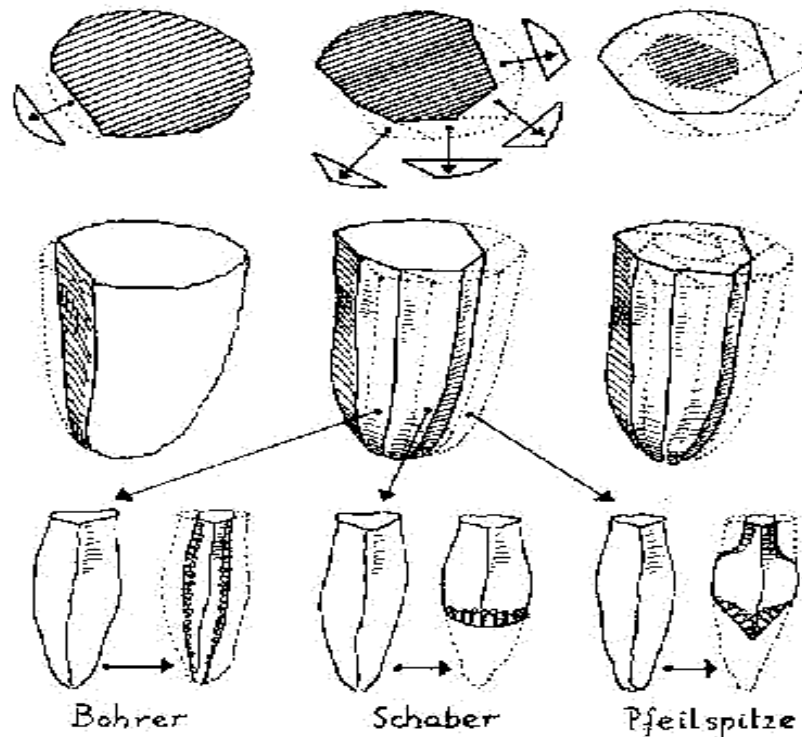


Abb. 2: Die zweistufige Werkzeugherstellung in der Klingenkultur

Normalerweise wird ein Werkzeug der Klingenkultur aus Flintstein hergestellt (Abb. 2), indem zunächst eine längliche Klinge von einem größeren Flintstein (Kernstein, Nukleus) abgeschlagen und dann durch Randretusche zu einem Werkzeug weiterverarbeitet wird. Danach liegt also ein zweistufiger Herstellungsweg vor: Von dem geköpften Kernstein wird eine Klinge abgeschlagen, aus der dann durch die besondere Formung, durch das Abdrücken von Steinsplittern am Rande der Klinge, das besondere Werkzeug geformt wird, etwa ein Schaber mit verkürztem Klingenende. Dadurch wird dieses Ende dicker und kräftiger oder eine Pfeilspitze mit einer oder mit zwei Schultern für die Schäftung. Durch die Randretusche erhält also das Halbfertigprodukt Klinge seine endgültige Gestalt als Endprodukt Werkzeug. Prinzipiell kann aus jeder Klinge ein Schaber oder eine Pfeilspitze oder ein anderes Werkzeug hergestellt werden. Die Klinge ist noch nicht festgelegt auf ein bestimmtes Endprodukt (wenn eine Klinge auch sicherlich eine bestimmte Vorstellung von einem Werkzeug nahelegen kann, etwa für einen breiten Daumenschaber mit kräftigem Rücken, oder für einen schlanken Bohrer besonders geeignet zu sein scheint).

Auf diesem Hintergrund wird nun das Besondere meines Fundes von Höftgrube deutlich.

Doch zunächst zum Finden: Bereits 1964 fand ich das Kombiwerkzeug (etwa 7 x 3,8 cm groß, Abb. 1) im sandigen Randstreifen neben dem Kopfsteinpflaster des Weges zur Jugendherberge in Höftgrube in der Wingst, zwischen Stade und Cuxhaven, südlich der Niederelbe in Niedersachsen gelegen. Die unregelmäßige Gestalt sah ich zwar (und wer Steine jener Klingenkultur sammelt, sondert normalerweise stark unregelmäßige Gebilde automatisch beim Sehen aus, ohne lange darüber nachzudenken), aber doch erkannte (beurteilte) ich den Stein als ein Werkzeug, das aus einer Klinge angefertigt war, ging

nicht dran vorbei und hob es auf. Ich hütete diesen Stein, diesen Kunststein (Artefakt) als einen Exoten in meiner Sammlung.

Nun habe ich in diesen Tagen den Stein mit seiner künstlichen Gestalt, das Artefakt, dahin gebracht, wohin es gehört, ins Helms-Museum (Hamburger Museum für Archäologie und die Geschichte Harburgs) in Hamburg- Harburg. Dieses Museum betreut auch das Umland und hat den Stein (und meine anderen vom Stellmoorhügel) gerne (und auch zuständigkeitshalber) aufgenommen. Der Archäologe, Herr Rüdiger Articus, sagte mir im Museum, dass er eine derartige Gestalt eines Mehrzweckwerkzeuges bisher nicht kenne, dass das vorliegende Stück also eine Neuigkeit sei.

Diese mit fünfunddreißig Jahren Verzögerung auftretende Neuigkeit beträchtlichen Alters zeigt an ihren verschiedenen (unterscheidbaren) Teilen:

- einen Vorsprung, eine Spitze, die an den beiden Kanten gegengerichtet (eine Kante an der Oberseite, die andere an der Unterseite) retuschiert ist, so dass eine scharfe, dicke Kante dort (einmal oben, einmal unten) entstanden ist (wodurch sich dieses Teil für eine Drehbewegung, also zum Bohren eignet),
- einen weich geschwungenen Bogen, der randretuschiert ist (und sich zum Schaben einer sich ausbeulenden Fläche, also zum Schaben der Innenseite etwa eines Felles, eignet),
- einen v-förmigen Einschnitt mit Randretusche (der sich etwa zum Schaben oder Säubern einer Sehne eignen könnte).

Dann deutete ich die gerade Seite dieses Mehrzweckgerätes, die schartig und dünn im Material vorliegt, als ein Messer, was jedoch Herr Articus anders sah: Er erkannte auf dieser Fläche eine hellere Patina, und weiterhin erkannte er in den Verlängerungen der schartigen Kante randretuschierte Stellen, so dass er hier von einem späteren Abplatzen des Steines sprach, das die anzunehmende gerade durchlaufende retuschierte Kante zerstört haben mag. Danach liegt an dieser Stelle also ursprünglich eine vierte Funktion vor:

- ein Schaber in einer gerade verlaufenden Kante (geeignet, um etwa auf einer ebenen Unterlage - ohne Ausbeulen - eine Fell-Innenseite zu schaben).

Danach kann angenommen werden, dass das ursprünglich heile Mehrzweckgerät vier Funktionen hatte, dass es zweimal zum Schaben in der Fläche, einmal zum Schaben an einer Linie und einmal zum Bohren taugte, dass es also ein Kombigerät im Bereich der Fellbearbeitung war.

Das Besondere und Neue ist hier also im Gebrauch die Verfügung über vier Funktionen in einem Gerät, - und das Neue in der Herstellung ist die Zurichtung der Klinge auf verschiedene Werkzeugtypen hin, die nicht erst und allein durch die Randretusche erzielt werden, sondern vorher in der Anlage der Klinge, die dann ihre Randretuschen speziell auf diese Zurichtungen hin erhielt (wo also in der Randretusche dann nicht mehr die freie Auswahl bestand), - sofern nicht bloß ein Zufall in der Klingengerstellung bei der anschließenden Randretusche ausgenutzt wurde.

Wenn die vorliegende besondere Gestalt der Klinge (das ist der Stein ohne die Randretusche) ein Zufallsergebnis war, dann war also die Randretusche eine geschickte Ausnutzung der bestehenden komplizierten Gestalt der Klinge. Entschieden werden kann diese Frage wohl erst (ob Absicht oder Zufall in der Entstehung der Klingengestalt vorliegt), wenn noch weitere Werkzeuge dieses Typs gefunden werden. Dann kann eine absichtsvolle Herstellung der vorliegenden Klingengestalt (vor einer Randretusche) mit Sicherheit angenommen werden. Da aber Klinsen hauptsächlich auf gepflügten Feldern gefunden

werden, neben den selteneren Fundstellen eines Maulwurfhügels (wo in beiden Fällen Steine aus tieferen Schichten nach oben kommen und im Regen freigelegt werden), ist nun anzunehmen, dass die, gegenüber früheren Jahrzehnten, schwerer werdenden und tiefer pflügenden Traktoren und Pflüge die Artefakte mittlerweile gründlich zerbrochen oder zerstört haben.

In jedem Fall, ob die Klinge planmäßig oder zufällig durch Menschenhand entstanden war, kann der Entstehungsweg rekonstruiert werden (Abb. 3):

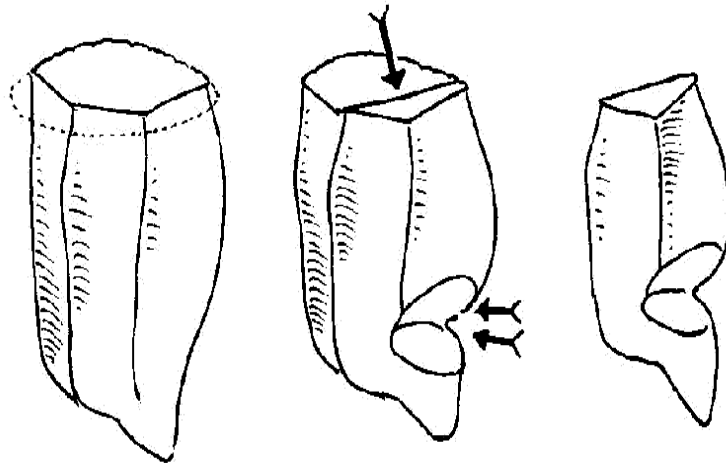


Abb. 3: Die Klingengerstellung beim Kombigerät

Am Kernstein werden nicht nur in seiner Längsrichtung Abschlüge gemacht, sondern auch quer dazu. Wenn die später gewünschte Vertiefung beim angestrebten linearen Schaber durch einen quer geführten Abschlag erreicht ist, kann an dieser Stelle mit einem Schlag in der Längsrichtung der gewünschte Rohling, die speziell vorgeformte Klinge, gewonnen werden, die dann durch Randretusche im Sinne der vorgeformten Klinge zu Ende gearbeitet wird.

Ohne die vorausgehende Planung eines erst im übernächsten Schritt vollgültig erscheinenden Endzustandes ist hier also nichts zu machen. Die komplizierte mehrstufige Herstellungsweise mit Beachtung der Erfordernisse der zweiten Stufe bereits auf der ersten Stufe ist also gegenüber der normalen Werkzeugherstellung (eines Werkzeugs für einen Zweck oder für eine Funktion, bei der die Funktion erst auf der zweiten Stufe bestimmt und sogleich herbeigeführt wird) als höherwertige geistige Leistung anzusehen: das Anvisieren der Ziele (der Zwecke, der Funktionen, etwa Schaben und Bohren) über mehrere Bearbeitungsstufen hinweg. Dieses gilt also für den Fall, dass die komplizierte Rohling-Herstellung absichtlich erfolgt ist. Dieser Punkt ist noch offen.

Für den Fall, dass hier nur eine interessante Zufallsform eines Rohlings (einer Klinge, eines Abschlages) durch die nachfolgende Randretuschierung optimal ausgenutzt wurde, ist dann die besondere Leistung darin zu sehen, den vorliegenden Formen zu folgen: mit einführender Intuition (anstatt mit erzwingender Absicht) vorzugehen.

In beiden Fällen ist die Beachtung des Steines in seinen besonderen Möglichkeiten komplizierter Formherstellung oder Formdeutung von höherer Qualität einer vorausplanenden oder einführenden Vergegenwärtigung des Möglichen, gegenüber dem bisher bekannten Ablauf des zweistufigen Weges mit den trennbar verbundenen Stufen von Rohlingherstellung (ohne spezielle Planung des zweiten Schrittes) und Randretusche (ohne spezielle Vorleistungen der ersten Stufe beachten zu müssen).

Die über mehrere Stufen hinweg zu leistende innere Beschäftigung mit den Zielen (den Zwecken, den Funktionen) erfordert eine Verinnerlichung, den Aufbau einer inneren Vorstellungswelt von den Dingen, Zwecken, Techniken, die den jeweils gegenwärtigen äußeren Zustand (etwa auf der Produktionsstufe Eins zu stehen) überspringt. - Nach Ansicht von Herrn Articus stammt das Kombigerät aus der mittleren Steinzeit (und wäre etwa 10.000 oder mehr Jahre alt.

Und bei diesen Gedanken an die Ausprägung der inneren Vorstellungswelt (Antizipierung oder innere Vorwegnahme der folgenden Schritte) fällt mir der in SYNESIS Nr. 28 veröffentlichte Artikel ein: „Ein ‚handgreifliches‘ Fragezeichen zu unserem Bild der Vorgeschichte?“ von Dr. Horst Friedrich. Darin hält es der Autor für mitteilenswert, dass diese Menschen im Weltbild unserer Schulwissenschaft jahrtausendlang mit solch einfachen, steinzeitlichen Utensilien des Neolithikums zufrieden gewesen sein ..., ohne dass ihnen der Gedanke an eine Verarbeitung von Metallerzen gekommen wäre (S. 12). Einmal stimmt es sicherlich, dass vor der Verarbeitung von Metallerzen keine Metallerze verarbeitet wurden. Zum anderen ist die im dargestellten Weltbild der Schulwissenschaft anklingende Abwertung jener Zufriedenheit (ohne eine Wertung des Autors zu erfahren, der es aber für berichtenswert hält) in meinen Augen nicht statthaft, denn, wie wir soeben sahen, waren diejenigen

Menschen, die Kombiwerkzeuge (wohl schon bereits in der mittleren Steinzeit) herstellten, im Besitz innerer Möglichkeiten, die eine Abwertung dieser Menschen zu einfältigen (weil mit der ihnen unterstellten geistigen Armut nicht einmal unzufriedenen Menschen!) nicht zulässt. Vielmehr ist vorstellbar, dass diese Menschen, angesichts ihrer reichen inneren Möglichkeiten, zufriedene Menschen waren, die sich ihren Kosmos außen und innen ausbauten.

Resümee: Das vorliegende Fundstück von Höftgrube ist ein Kombigerät aus einer Klingenkultur. Es stammt anscheinend aus der mittleren Steinzeit und ist nach dem derzeitigen Erkenntnisstand ein neuer Werkzeugtyp, eben ein Kombigerät, das auf die geistigen Möglichkeiten antizipierenden Vorstellens und Handelns schließen lässt, was die bisher bekannten Fähigkeiten der Klingenkultur (mit der getrennt-zweistufigen Werkzeugherstellung) mit einer verbunden-zweistufigen Werkzeugherstellung übertrifft.

Literatur

Alfred Rust: „Vor 20.000 Jahren. Rentierjäger der Eiszeit“, Neumünster 1962 (2. Aufl.).
Alfred Rust: „Über Waffen- und Werkzeugtechnik des Altmenschen“, Neumünster 1965.

Foto und Zeichnungen

© Volker Ritters

Quantensprünge der Planeten

Kurt Schildmann

Ein erster unumstößlicher Beweis für ein äußerst signifikantes kosmisches Einwirken auf die Stabilität der Bewegungen der Erde im Weltall um das Jahr 670: Der unregistrierte Präzessionsprung um vier Grad um etwa 670 übersprang $4 \times 72 = 288$ Phantomjahre.

Alle früheren Präzessionsprünge oder Polsprünge können andererseits bislang nicht astronomisch bewiesen werden. *Heribert Illigs* These von den fehlenden 297 Jahren empfängt hiermit einen vollgültigen astronomischen Beweis.

Werner Papke zeigte mit übertriebenem Eifer, dass die Präzession (nämlich das aus ihr resultierende „Platonische Jahr“ von etwa 26.000 Jahren) zu den geometrisch/numerologisch/harmonischen Bedingungen zur Ausprägung von Weltzeitaltern gehört. Auf seinen Spuren wandelt *Hancock*, der das Alter des Sphinx bei der Cheopspyramide durch die Einschaltung der Präzession auf etwa 15.000 Jahre berechnet, indem er annimmt, dass der Sphinx (eigentlich ein ruhender Löwe) bei seiner Ausmeißelung sein Antlitz dem Tierkreiszeichen des Löwen zuwendete, also die Zeitdistanz von Fische, Widder, Stier, Zwillinge, Krebs, Löwe = $6 \times 2160 = 12.960$ Jahre. Die meisten Leser wissen, dass das Zeitalter der Fische zu Ende gegangen ist. Der Punkt des Sonnenaufgangs zur Zeit der Frühlings-Tag-und-Nachtgleiche wandert also gegenwärtig in das Tierkreiszeichen Wassermann. Natürlich wussten die Astronomen von Babel sehr wohl, in welchem Tierkreiszeichen zu ihrer Zeit dieser Sonnenaufgangspunkt lag.

Heribert Illig hat, u. a. in seinem Bestseller „Das erfundene Mittelalter“, (1996 Düsseldorf), die These aufgestellt, dass 297 Jahre, von etwa 610 bis 910, in der Geschichte des Abendlandes gar nicht absolviert worden seien. Sein Bulletin ZEITENSPRÜNGE hieß um 1995 noch VORZEIT-FRÜHZEIT-GEGENWART (VFG). Ich schrieb in VFG Nr. 1/95 einen Kommentar dazu unter der Überschrift „Relativierte Chiliastik“. Ich fragte einige Jahre später Herrn Illig, wie es um unseren Eintritt ins Wassermann-Zeitalter stünde. Müssten wir nicht noch dreihundert Jahre warten? Keine Antwort.

Nun hat der Polyhistor *Uwe Topper*, Verfasser des epochalen Buchs „Die Große Aktion“ (1998), in SYNESIS Nr. 1/1999 Illigs Phantomjahre in seiner Studie zur Geschichte des Schweißbuchs Jesu, zurzeit in Turin, verwertet: „Wie alt ist das Schweißbuch Jesu wirklich? Neue Schlussfolgerungen aus den jüngsten Forschungsergebnissen!“. Er kommt zu dem Schluss, dass das Schweißbuch frühestens im 6. Jahrhundert bekannt wird. Etwa hundertfünfzig Jahre plus die Illigschen 297 Phantomjahre genügten, laut Topper, um das Christentum in Europa in Erscheinung treten zu lassen. Vom Präzessionsproblem spricht Topper nicht.

Immerhin: Von Illigs und Toppers Chronologie-Arbeit beeindruckt, schlage ich nun vor, einen Präzessionsprung von etwa vier Grad (= 288 Jahre, neun Jahre weniger als Illigs 297 Phantomjahre) in die globale Weltgeschichte einzubauen. Wie astronomisch gesichert, findet der Eintritt ins Wassermann-Zeitalter gegenwärtig statt. Es gab tatsächlich eine kosmische Einwirkung auf die bekannte platonisch/pythagoräisch/babylonische Taumelbewegung der Erde, nur ein ganz leichter Stoß reichte, um ein Vorrücken von vier Grad des Frühlingspunkts zu bewirken. Wäre der Stoß stärker gewesen, dann hätte der Globus selbstverständlich kippen können, was, den Überlieferungen zufolge, sich innerhalb von zwölf bis vierundzwanzig Stunden abspielt, also langsam genug, um schrecklichste Auswirkungen zu begrenzen (schlimmer wären Asteroideneinschläge), ein Vorgang, der die Erdrotationsgeschwindigkeit oder die Umlaufgeschwindigkeit der Erde um die Sonne nicht beeinträchtigt.

Wahrscheinlich hätten Kopernikus und Newton, gottgläubig, wie sie waren, keine Schwierigkeiten gehabt, eine Präzessionsstörung anzuerkennen. Ein römischer Kardinal, gefragt, warum er kein Flugzeug besteige, soll geantwortet haben: „Dann bin ich doch zu sehr in Gottes Händen“. Die moderne, selbstherrliche Menschheit käme sich, bei der Anerkennung von Gott oder Göttern,

abhängig, kontrolliert oder gar gefährdet vor. Folglich gibt es keine Präzessionssprünge, keinen kippenden Globus, keine Quantensprünge im Planetensystem, gemäß majoritätsgesicherter, propagierter Meinung. Sind Wahrheitssucher wie Illig und Topper etwa Unruhestifter?

Glücklicherweise steht die Wahrheit heute höher im Kurs als zu Zeiten der Entstehung neuer, missionierender Religionen. Die Chiliastik, der Glaube, dass mit Ablauf von tausend Jahren eine neue Weltordnung kommen muss, hätte zu Vernichtungsorgien führen können. Offenbar war das byzantinische Christentum bzw. deren Kaiser im 5. und 6. Jahrhundert so chiliastisch begeistert, dass man versehentlich oder irrtümlich das Ende von tausend Jahren, die Wiederkehr von Christus, nahe herbeigekommen sah. Mit falschen oder gefälschten Jahresberechnungen wurde ein angebliches Datum 1000 erreicht (obwohl eigentlich 297 Jahre fehlen).

Es passierte kaum etwas, Christus kam nicht. Er kam auch dreihundert Jahre später nicht, als tausend Jahre (unerkannt) tatsächlich abgelaufen waren. Das war ein harter Schlag für die römische Kirche, uneingestanden, aber agitatorisch überspielt. Trotzdem katastrophal, denn die Intelligenz wandte sich der Renaissance zu. Daraus erwuchsen Wissenschaften, Entdeckungsreisen, Reformation. Zuletzt laizistische Staaten mit Privilegien für alle Bürger. Für viele westliche Menschen ist die Erde geradezu himmlisch, und alles das gewissermaßen, weil Christus bereits zweimal seine Rückkehr versäumt hat. Die modernen Kirchenoberen gehen so weit, uns zu empfehlen, nicht an Apokalypse oder Weltuntergang angesichts der nächsten, ziemlich brüchigen Jahrtausendwende (es fehlen doch Illigs 297 Jahre) zu denken.

Wahrscheinlich war das mit den tausend Jahren in der Heiligen Schrift auch gar nicht so wörtlich gemeint, denn die Wahrsager operierten vorzugsweise mit babylonischen 360 und Vielfachen davon, wie auch die Maya in Amerika. Das laufende Maya-Weltzeitalter soll 2012 zu Ende gehen. Doch wenn überhaupt, dann erst 297 Jahre später. Also Zeit genug, um gegenzusteuern, klug, wie wir sind ... Für Wahrheitssucher vom Schlage Illig ist die Majoritätsphilosophie maßgeblich, die besagt, dass die Weltgeschichte eine Abfolge von Zufällen ist. Die für manche allgegenwärtigen, aber dennoch umstrittenen UFOs bleiben bei ihm außerhalb ernster Berücksichtigung. Dazu kommt: Mit seiner Entdeckung der fehlenden 297 Jahre hat er sich Ärger und Arbeit eingehandelt, in einem Umfang, die einen Menschen zermürben können. Ich fühle mit.

In der UFO-Literatur ist immer mehr von Ablehnung der Aliens und ihres Treibens auf der Erde die Rede. Eigentlich Ratlosigkeit, denn weder freudige Begrüßung noch demütige Unterwerfung zeigen Ergebnisse. Die Anonymität in Menschenmassen lässt vergessen, macht sich sicher fühlen. Angebliche Entführungen, das Verschwinden von Menschen, können hingenommen werden wie Verkehrsunfälle auf Straßen, im Flug, auf See. Verglichen mit Genozidkämpfen auf dem Balkan oder in Tibet kaum der Rede wert. Für die brodelnden Menschenmassen in den Hochkulturstaaten unwichtig wie der Urknall oder die Erschöpfung der Sonnenenergie in Jahrmilliarden.

Auf die „Welt der Priester“ im Mittelalter folgte eine neue Welt, die der „Gelehrten aus zahlreichen Wissenschaftszweigen“. Besonders handfest treten heute die Spezialisten der Chemie, der Technik und der Genetik in Erscheinung. Die Vertreter der Geisteswissenschaften werden abgedrängt. Desto fester schließen sie sich zusammen, allerdings mit unterschiedlichen Ambitionen: konservativ die meisten, modernistisch wenige. Selbst ernannte Aufpasser sorgen dafür, dass die Modernistischen nicht ausbrechen, überragen, und dass sie in den Fachzeitschriften kein Gehör finden. Konsequenter baut sich ein Gegenlager auf, weniger gut alimentiert, in welchem zahlreiche Grüppchen um ihr jeweils eigenes Lagerfeuer sitzen und ihr eigenes, von den „Offiziellen“ verachtetes Süppchen kochen. Und trotzdem sind für Insider die Natur- und Geisteswissenschaften heute weithin verschmolzen, angesichts der Entschlüsselung des Aufbaus der Materie und der menschlichen Fähigkeit zum Nachbau anorganischer und organischer Verbindungen und Strukturen. Der Schöpfer ist quasi unter uns, bzw. seine Genies, seine Söhne.

Unter den zurückgebliebenen Geisteswissenschaftlern, den Würdenträgern mit hohen Ämtern, glaubt man, mit Bannsprüchen und Dogmen Positionen halten zu können. Die großartigsten, unkonventionellsten Ideen mögen hier und da auf Erden gedacht werden. Sie werden aber nicht

publiziert, werden nicht zur Diskussion gestellt. Unter den Bedingungen der Kontrolle der hehren Geisteswissenschaften, der geistigen Kosmologie, durch die skurrilen Aufpasser und Wächter ist also gegenwärtig nirgendwo etwas Herausragendes zu sehen. Sheldrakes „Gedächtnis der Natur“ markiert mittelalterlich-mystisch, ebenso wie im Post-Indus-Indien, den direkten Weg zur Selbsterlösung, zum Urschöpfer.

Im Jahreshaft 1971 der SDL (Studiengemeinschaft Deutscher Linguisten *1956 Bonn), genannt AES (ACTA ET STUDIA), Monatsbeitrag 6/71, findet sich mein Beitrag „Quantensprünge der Planeten“. Mit dem Beitrag erklärte ich die rhythmischen Übergänge und Perioden kalt/dunkel, warm/hell, und eventuell heiß/grell-hell in der Geschichte der Erde, Eiszeiten einbezogen.

Hans J. Andersen legte mit „Das dunkle Zeitalter, als die Menschheit ohne Sonne lebte“, seinen ersten Beitrag vor (SYNESIS Nr. 1/1999). Er schöpft dabei (anders als ich 1971) aus dem Mythenschatz der Menschheit. Besonders eindrucksvoll ist, was das Popol Vuh der Maya zum Thema bringt. Diese meine hohe Einschätzung stützt sich vor allem auf meine Entzifferungen seit 1994 (Indusschrift, Cuenca/Peru, Burrows-Cave-Texte, Illinois/USA, Glozel-Texte in Frankreich). Die Popol Vuh-Mitteilungen sind großartig: Die Ersatzsonne der fortgeschleuderten Erde heißt 7-Ara-ara im Popol Vuh. Heute, in Ergänzung meines Modells von 1971 (ich dachte damals an einen gleichzeitigen ruckartigen Sprung im ganzen Planetensystem), kann ich präzisieren: Die abstoßende Kraft geht vom Zentrum, von der Sonne aus (gleichermaßen folglich beim Atom: Der Kern spielt mit seinen um ihn kreisenden Elektronen). Der Stoß wirft den Merkur zur Venusbahn, Venus wird dann mit Merkur zur Erdbahn geschleudert, alle drei erreichen, mit Mars, den Jupiter, dort werden sie in Jupiters Trabantensystem eingebaut. Dieses vergrößerte Jupitersystem wandert weiter und nimmt wohl alle äußeren Planeten auf: Die Sonne ist nur noch ein kleiner gelber Punkt. In der Jupiterwärme, in seinem matten Eigenlicht, überwintern die Menschen in unterirdischen Städten, leben von Pilzkulturen wie Termiten und Ameisen, arktische Flora und Fauna überlebt auf der Außenhaut der Erde, möglicherweise auch tropische Flora und Fauna in künstlichen Gärten, sicherlich unter Oberaufsicht der Weltraumhabitate (Lutz Gentes), die auch gegenwärtig die Erde kontrollieren.

Hans Andersen lässt durchblicken, dass Jupiter diese Ersatzsonne war. Dafür, dass 7-Ara-ara „Jupiter“ bedeutet, gibt es in alten Texten hundertfache Bestätigungen, insbesondere für die 7. Jupiter und seine Zahl 7 ist global dominant. Bei den Maya hat Mars die Grundzahl 9, Venus die 8, und Jupiter die 7. Dass Merkur die Grundzahl 4,5 (4 Finger und einen halben) hat, hatten sie offenbar vergessen. Jedenfalls ist in allen vier Fällen die Summe der 1., 2. und 3. Potenz der Grundzahl die Anzahl der Tage ihres synodischen Umlaufs, wie bereits einmal oben erwähnt, enthalten. Ich weiß, wie es auch Dr. Werner Papke weiß, dass der von sogenannten Geisteswissenschaftlern ausgebildete moderne Mensch über alle Zahlenharmonien im Planetensystem und im Mikrokosmos nur müde lächelt. Höchstens unverdorbene vierzehnjährige Kinder könnten nachrechnen und staunen.

Im Falle Jupiters ist es $7 \text{ plus } 49 \text{ plus } 343 = 399$. Im Mayaland und in der Induskultur hat man 399 aufgerundet zu 400 und wählte ein Quadrat als Symbol für 400, für Jupiter. Das ist in den alten Texten hundertfach anzutreffen, mit den klaren Epitheta -pa („Beschützer“), pi-ta („Vater“), tata („Vater“), ka-ra („Schöpfer“), ya-tri („Rächer“), usw. Jupiter ist der Stern der 7, auch deswegen, weil, wenn man die Masse aller Planeten als 10 bezeichnet, 7 davon allein auf Jupiter fallen. Schützend, wie ein Staubsauger, zieht er vagabundierende Himmelskörper oder Meteore etc. an sich. In der Induskultur instituierte man ihm zu Ehren die 7-Tage-Woche mit der Regel: 6 Tage arbeiten, der 7. Tag wurde genutzt für das „Ausruhen der 5 Glieder“ (eine Sanskrit-Floskel) = panca-anga =

५ ५ ५

Nach dem „Quantensprung“ Richtung Jupiter lebte die dezimierte Menschheit weitgehend unterirdisch. Der die Erde begleitende Mond hatte vielleicht minimales Licht, Reflexlicht vom schwach schimmernden Jupiter. Pit Schellenberg bringt ergänzende Betrachtungen zu den unterirdischen Städten (SYNESIS 1/1999).

In zweifellos gesetzlich-pünktlicher Impulsabfolge sprangen die Planeten zur richtigen Zeit zurück in

die vorher innegehabten Bahnen, wie sie uns heute so gut, auch als harmonisch angelegt, bekannt sind. Dieses kurze, nur anscheinend „wilde“ Ereignis wurde in Griechenland tradiert als „Trojanischer Krieg im Himmel“. Dabei mochte der Planet Mars durch das Riesenraumschiff ATHENA in seiner Umlaufbahn lädiert worden sein (Homer, Ilias: Athene lädiert ihren Bruder Mars). Dies ist nachprüfbar, weil seine synodische Umlaufbahn, ideal = 819 Tage, auf 780 reduziert wurde (von $9 + 81 + 729 = 819$). Das könnte in künftigen „Quantensprüngen“ repariert werden.

Das Ara-ara im Popol Vuh heißt nur im Rebus „Papagei“. Gemeint ist Jupiter. Mit seinen vielen Trabanten gilt er als überaus „prächtiger Vogel“. So auch in Industexten (siehe Abbild des Industextes M-274). Jupiter, der Vogel der Schönheit, ein globales Epithet aus den Zeiten, als von „Göttern“ geförderte Hochkultur auf Erden herrschte.

Geheimniskrämerei ist fehl am Platz. Unter potenziell zahlreichen Lesern könnten einige wünschen, die Beweiskraft des hier gebrachten Indus-Kulturtextes nachzuprüfen. Es ist das Abbild eines Siegels, somit spiegelverkehrt. Der Abdruck, das Aufdrücken des Siegels, bringt das korrekte Bild zum Vorschein: Wie in allen Industexten muss auch hier von links nach rechts gelesen werden, in der Richtung, in der abgebildete Tiere marschieren oder schauen. Hier ist das Tier ein „Einhorn“, zumeist dann erscheinend, wenn der Text kultisch ist. Weil die zumeist syllabar-phonetische Indusschrift so unglaublich einfach konstruiert ist, konnte sie seit fast hundert Jahren nicht entziffert werden, obwohl es hundert „pictorial bilinguals“ gab, etwa nach dem Modell des geradezu panamerikanischen „Elefanten in der Pyramide“ (s. Abb.). Und natürlich dachten und schrieben so hochintelligente Schreiber nicht in einem obskuren exotischen Dialekt, sondern in einer Weltsprache, Sanskrit.



Die „Elefantenpyramide“. Von dieser Darstellung gibt es in Mittel- und Nordamerika korrekte und weniger korrekte, uralte Kopien.

Was denken sogenannte Meister, die ihren Schülern den Kopf verdrehen, über eine Weltsprache in vormaliger Zeit? Abwinkend, denn ihr persönlicher Vortrag, das ist Weltsprache. In der Indusschrift verwendet man sauber gezeichnete, transparente Piktogramme als „Einführungshilfe“. Zeichen Nr. 3 ist ein Vogel. Zeichen Nr. 4 gehört zur Serie der Silben mit anlautendem Ÿ-. Hier ist das Wort Ÿri („Schönheit“) gemeint, ein Sonderfall, denn mehrfach heißt es in anderen Texten, dass Schönheit der Zweck der Schöpfung sei. Der Respekt vor diesem Sonderzeichen ist so erhaben, dass das Zeichen, wie sich aus zweitausend von mir übersetzten Texten herauslesen lässt, niemals sinn- oder

zweckentfremdet als phonetisches Zeichen, über Rebusverwendung, genutzt wurde. Es stand also unter Tabu. Der „Vogel der Schönheit“ ist also sowohl ein bunter Papagei und gleichzeitig ein Ehrentitel für das großartige Jupitersystem, wie es von den wahren Meistern und Lehrern der Menschen der Urkultur, den Herren der planetarischen Schiffe, beschrieben wurde. Die Zeichen Nr. 5, 6 und 7 gehören zum hundertfach bestätigten phonetischen Grundbestand der Indusschrift.

Diese „Herren der Weltraumhabitate“ (Lutz Gentes), genannt Hiranyapura (= „Goldstadt“), oder Indrapura („Indras Stadt“), waren, wie ich denke, ohnmächtig gegenüber „Quantensprüngen“ der Planeten. Ihre Habitate „flogen mit“, unbeschädigt, wie im Wesentlichen auch die Erde, Venus usw. Allerdings setzten sie sich für Rettung und Konservierung dessen ein, was durch geringe Sonnenlichteinstrahlung absterben würde, denn vieles davon war ja ihr Werk, war auch Produkt ihrer genetischen Manipulationen und Züchtungen. Sie sind, mit all den lebendigen Werken der Schöpfung, uns einbezogen, Teil des Lebens im Weltall, das es immer wieder zu retten und mit Experimenten höher hinaufzuzüchten gilt, sowohl mit dem „Hirtenstab“ als auch mit der Geißel. Das Kippen des Globus oder Präzessionssprünge können die Herren mit ihren Geißelschlägen, im Sinne ihrer Pläne, bewirken. Natürlich auch das Ablenken oder ins Ziel leiten vagabundierender Asteroiden: geplante Geißelschläge, Umpflügen der Erdoberfläche, neue Pflanzungen anlegen, alles mit Maß und Verstand, Absicherung der Schönheit und Langlebigkeit, bei Teilhabe auch von Erdlingen.

Hans-Joachim Zillmers Dokumentation in seinem Werk „Darwins Irrtum“ ist unumstößlich. Seit undenklicher Zeit funktionieren die oben aufgezählten Schemata, einmal die des Urschöpfers, zum andern die der sogenannten Götter in den Habitaten, wo immer sie belieben sich aufzuhalten: hinter dem Mond, tief im Ozean, vielleicht gar im Innern der Gebirge. Überall können sie uns erreichen, können sie intervenieren. Bewährte Flugzeugpiloten sind machtlos gegenüber dem „Blackout“, auch wenn sie in „Air Force No. 1“ Präsidenten befördern. Es gibt keine Sicherheit, es sei denn, wie ich meine, sich der Sprache dieser Herren im Planetensystem anzunähern.

Kurt Schildmann war Präsident der Studiengemeinschaft Deutscher Linguisten (SDL) in Bonn.

(EFODON-SYNESIS Nr. 32/1999)

Beginnt die zuverlässliche Geschichte zwischen 1575 und 1582?

© 1999 Eugen Gabowitsch, Christoph Marx, Uwe Topper;

veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 32/1999

Wir drei reisten am 7. November 1998 nach London, um an einem interessanten Ereignis teilzunehmen: der erstmaligen Konfrontation der englischen *Society for Interdisciplinary Studies (SIS)* mit der Mittelalterrekonstruktion. Auf der Tagesordnung des SIS-Treffens in den Räumen der University of London standen zwei Vorträge:

1. „**The Assuruballit Problem**“ von Bernard Newgrosh
2. „**The Gregorian Calendar Reforms of 1575-1582**“ von Clark Whelton.

Der erste Vortrag von Bernard Newgrosh über die königliche Assyrerliste dauerte neunzig Minuten und enthielt hauptsächlich die mehrfache Nennung der „scharfsinnigen“ Forschungsmethode, die hauptsächlich die Erwähnung der Vater-Sohn-Beziehung in Quellen nutzt. In einer für SIS thematisch wie methodisch gewohnten Präsentation besprach Bernard Newgrosh zwar zum wiederholten Male das bekannte Problem, leider aber ohne überhaupt auch nur am Rande auf die Evidenzrekonstruktion (Gunnar Heinsohn u.a.) einzugehen, ja sie überhaupt nur zu erwähnen. Auf die entsprechenden Fragen unsererseits war deshalb auch keine befriedigende Antwort erhältlich. In diesem Sinne kann vorliegend auf die Einzelheiten leider auch gar nicht eingegangen werden, obwohl der Vortragende drei große zusammenhängende Herrscherblöcke in der Liste feststellte. Er kam aber keineswegs auf den Gedanken, die Identität oder mindestens die Überlappung dieser Blöcke in Betracht zu ziehen.

* * *

Von einer großen Bedeutung war dafür ein straff vorgetragener und etwa eine Stunde dauernder Bericht von Clark Whelton über seinen Weg zu einer Weltanschauung, die derjenigen der deutschen und russischen Chronologiekritiker sehr ähnelt. Dieser Vortrag könnte eine positive Wende in der Auffassung der englischsprachigen Katastrophisten einleiten.

Der Vortrag wurde von uns in Stichworten mitgeschrieben und wird nun, basierend auf diesen Aufzeichnungen, referiert. Er war der eigentliche Grund für die spontane Londonreise der drei Autoren dieser Zeilen: Clark Whelton kannte Velikovsky persönlich gut und hat mit seinem Flug über den Atlantik eine neue Phase der internationalen Diskussion des modernen

Katastrophismus, im Zusammenhang mit der Chronologie und Kalenderreform, eingeleitet.

„Der Katastrophismus verändert unsere Vorstellung von Zeit“ - so lautete das erste Motto dieses denkwürdigen Vortrages. Velikovsky benutzte unterschiedliche Katastrophenbeschreibungen, um die Frage zu beantworten: Wann fand der Exodus wirklich statt? - meint C. Welton. Der Altmeister der Zeitrekonstruktion hielt jedoch das „Dunkle Mittelalter“ des Abendlandes nur für eine Frage der Anschauung, keineswegs für so real und „dunkel“ wie die griechischen „dark ages“, die einer Revision bedürfen.

Für Velikovsky stimmte die Jahreszählung nach AD mit seinem Konzept der Wirklichkeit überein. Er schlug sein Basislager im 15. Jh. v.Chr. auf und arbeitete sich von dort aus bis zur hellenistischen Zeit voran, gegründet auf einen unerschütterlichen Glauben an die Korrektheit der biblischen Chronologie, die er als Hebel ansetzte, um die ägyptische Geschichtsschreibung ins Lot zu bringen.

Whelton argumentierte, dass wir vor der Errichtung einer neuen Chronologie erst einmal prüfen müssen, wie gesund denn dieser Baumstamm ist, auf den wir die Korrekturen aufpfropfen. Velikovsky antwortete auf Wheltons Frage, warum er nicht mit Alexander d. Gr. als Fixpunkt beginne, es sei leichter, den Weltlauf im 15. Jh. v.Chr. als im 4. Jh. zu erkennen. Für Velikovsky war die Geschichtsvorstellung für den Zeitraum von Alexander d. Gr. bis heute grundsätzlich richtig und frei von Katastrophen.

Wheltons Anlass für diesen Vortrag bildet seine Erkenntnis, die er im Anschluss an Heribert Illigs Arbeit gewonnen habe, dass der Augenblick der Gregorianischen Kalenderreform von 1582 der früheste verlässliche Zeitpunkt für einen neuen Ansatz sei, und die davor liegende AD-Zeitrechnung neu hinterfragt werden müsse. Clark Whelton hat seine Kenntnis der Phantomzeit-These dank Birgit Lieschings Hilfe erworben, und so gelang es ihm, Illigs These in wenigen Worten seinen englischsprachigen Zuhörern vorzustellen.

Anschließend brachte er neue Erkenntnisse zum Problem der Gregorianischen Kalenderreform, die nicht nur über die Arbeiten von Illigs Kreis hinausgehen, sondern einen ganz wichtigen Aspekt hinzufügen, der einer Aufnahme der Phantomzeit-These im englischsprachigen Raum starke Impulse verleiht und eine eigene Richtung gibt.

Die Änderung des julianischen Kalenders, sagt Whelton, war keineswegs eine Routinesache der „Apostel der Astronomie“, wie ein griechischer Gegner der Reform diese päpstliche Kommission nannte, sondern hatte konkrete Ereignisse zum Anlass, die kurz referiert wurden:

Im November 1572 erschien ein neuer Stern am Firmament, eine Supernova in der Konstellation Cassiopeia, von so hellem Glanz, dass die Zeitgenossen sich in wilde Spekulationen und Diskussionen stürzten, deren Thema unter der gotteslästerlichen Überschrift „Die Schöpfung ist noch nicht abgeschlossen“ zusammengefasst werden kann.

Der neue Stern, der ein Jahr lang sichtbar war, aber keine beobachtbare Parallaxe vorwies, zeigte unablässig auf die Schwachstelle in der aristotelischen Himmelskunde. Fünf Jahre später, am 11. November 1577, erschien ein nicht weniger atemberaubender Komet mit einem 22° langen Schweif am Himmel, nach Tycho Brahes Ansicht der größte jemals gesehene Komet, an denen es im Gegensatz zu heute vom 13. bis 16. Jh. wirklich keinen Mangel gegeben hatte.

Dieser zwei Monate lang sichtbare Komet hatte eine messbare Parallaxe, nämlich 15 Bogenminuten, er befand sich demnach in vierfacher Mondentfernung von der Erde und zerstörte damit ein weiteres Mal die aristotelische Theorie, die Kometen nur im Raum zwischen Mond und Erde zuließ. Offensichtlich waren die alten Sternhimmelvorstellungen nicht auf Beobachtung, sondern auf Berechnung gegründet gewesen.

Gegen zahlreiche Einwände führte Papst Gregor XIII. fünf Jahre später die Reform durch und erhob damit astronomische Erkenntnisse über glaubensbegründete Überlieferungen.

Im Jahr darauf erregte eine Konjunktion von Jupiter und Saturn die Gemüter, 1592 und 1598 waren es zwei Sonnenfinsternisse, die falsch vorausgesagt worden waren, und 1604 schließlich bewirkte die Beobachtung einer weiteren Konjunktion der beiden Planeten sowie einer kleineren Supernova große Veränderungen im damaligen Weltbild. Mit der Erfindung des Teleskops wurden die Sonnenflecken entdeckt, was wiederum erregte Debatten auslöste, die die göttliche Ordnung in Frage stellten.

1618 erschien wieder ein großer Komet. Die Häufung derartiger Ereignisse in den siebzig Jahren zwischen 1560 und 1630, in deren Mitte die Gregorianische Reform lag, lässt einen weiteren Gedanken zu, der bisher in der Literatur kaum beachtet wurde: Vielleicht war die Kalenderreform - wie es C. Marx schon lange behauptet - nötig geworden, nicht weil der julianische Kalender allmählich außer Tritt gekommen war, sondern weil sich in diesem Zeitraum Veränderungen im sichtbaren Lauf der Himmelskörper ergeben hatten.

Whelton argumentiert, dass das Konzil von Nizäa, 325 AD, keinen Fehler im Julianischen Kalender feststellte, obgleich die korrekte Festlegung des Osterdatums durchaus diskutiert worden war. Aber ab 1171 (Reiner von Paderborn) häufen sich die Stimmen, dass die Rückberechnungen des Schöpfungsdatums der Welt nicht zu brauchbaren Ergebnissen führen können, da der Kalender unkorrekt sei. Im Jahr 1200 stellte Conrad von Straßburg fest, dass die Winter-Sonnenwende um zehn Tage falsch lag. 1267 beklagte Roger Bacon in einem Brief an den damaligen Papst Clemens IV., dass der Kalender falsch sei, und ähnlich schrieb Robert Grosseteste von Oxford.

Wie Chris Marx immer wieder betont, sagte Whelton weiter, sind auch andere Daten der damaligen Astronomie zu beachten, etwa die Erkenntnis des griechischen Mönchs Isaak Argyrus, dass der Mondzyklus sich verschoben hatte.

Die Korrektur der Jahreslänge und des Frühlingspunktes, die Papst Gregor vornahm, ist aber eine kinderleichte Aufgabe, die auch schon Jahrhunderte früher möglich gewesen wäre, argumentiert Marx weiter.

Man möchte gern die Sternbeobachtungen des 14. bis 16. Jahrhunderts als unzureichend hinstellen und deren Zahlenangaben als unbrauchbar. Nehmen wir sie dagegen ernst, dann wäre denkbar, dass die Bahnen der Erde und der Planeten in jenem Zeitraum mehrfach Veränderungen unterlagen und von einem früheren Zustand pendelnd wieder zu jenem zurückkehrten.

Kopernikus bestand darauf, dass die Präzession des Frühlingspunktes früher langsamer vonstatten gegangen sei, und Michael Maestlin bestärkte ihn darin. In diesem Sinne zitierte Whelton einen wichtigen Satz aus Charlie Raspils Untersuchung: *„Die Veränderungen astronomischer Konstanten scheinen oft Verspätungen zu korrigieren, als ob alle Himmelskörper innerhalb gewisser Grenzen in der Lage seien, verlorene Zeit aufholen zu können, wie Eisenbahnen durch Beschleunigung eine Verspätung ausgleichen können.“*

Tatsächlich wurde beobachtet, schreibt Danjon, dass die Erde nach einer Eruption auf der Sonne für einige Minuten ihre Umlaufgeschwindigkeit veränderte, aber schrittweise ihre alte Geschwindigkeit wiedergewann. In gleicher Weise wurde 1942 beobachtet, dass Merkur für seinen Sonnendurchgang 36 Sekunden zu lange brauchte, dies aber in den folgenden achtzehn Sekunden wieder ausglich (zitiert in Corliss). Zugleich hatte man auch eine Unregelmäßigkeit von 36 Sekunden im Mondlauf bemerkt, weshalb der Rückschluss auf Ungleichheit der Erdbewegung sinnvoll scheint. Der anschließende Ausgleich macht eine Korrektur der Ephemeriden unnötig.

Wie Raspil weiter ausführt, müssen wir noch andere Kräfte im Sonnensystem annehmen, da eine Erklärung allein mittels der Gesetze der Schwerkraft versagt. Wal Thornhill hat kürzlich diese Kräfte als „elektromagnetisch“ bezeichnet.

Schon Velikovsky hatte grundsätzlich den Gedanken der ausgleichenden Korrektur der Bahnänderung der Erde ausgesprochen. In „Worlds in Collision“ (p. 237) schreibt er: *„Der Fall von zwei aufeinanderfolgenden Störungen eines Himmelskörpers, wobei durch die zweite die erste wieder ausgeglichen wird, ist auch modernerweise beobachtet worden. 1875 zog Wolffs Komet nahe an Jupiter vorbei und wurde in seinem Lauf abgelenkt. Als er 1922 wiederum nahe an Jupiter vorbeizog, wurde die Ablenkung erneut wirksam, jedoch so, dass sie die vorherige aufhob.“*

Ogleich Velikovsky hierfür einen anderen Himmelskörper verantwortlich macht, sollte doch die Möglichkeit zur Selbstkorrektur in Betracht gezogen werden.

„Auf diesem Wege möchte ich einer Spur folgen,“ fuhr Whelton fort, *„die Chris Marx 1986 vorschlug. Es sei nicht so sehr die Frage, sagte Marx damals, ob die Erde durch einen fremden Himmelskörper wie ein Kreisel ins Schwanken geraten könne, sondern warum sie, die doch kein ausbalancierter*

Rotationskörper sei, nicht von selbst ins Pendeln gerate.“ Mittels eines Modells, in dem die Erde durch elektromagnetische Kräfte im Sonnenwind in ihrer Bahn stabilisiert werde, so erklärte Marx weiter, werde die Erde nach jeder Störung immer wieder in einen stabilen Zustand zurückgedrängt. Darum brauchen wir keine velikovskyschen Nahbegegnungen mehr, aber jede Veränderung der Erdbewegung würde sich auch auf die anderen Planeten auswirken. Dies käme der Anschauung von Clube und Napier nahe, dass nicht Planeten, sondern Kometen die Verursacher von Katastrophen sind.

Chris Marx, so referierte Whelton weiter, schlägt eine radikal verkürzte AD-Chronologie vor, bei der Begegnungen mit Venus und Merkur in den letzten achthundert Jahren einbezogen werden müssen. Dies würde eine Festlegung auf einen genauen Ausschnitt von Jahren, wie Illig ihn fordert, wieder in Frage stellen. Es würde auch möglich machen, was Fomenko mit seiner durchaus ernstzunehmenden statistischen Untersuchung aufgedeckt hat.

Die Arbeit von Fomenko (insbesondere die zur Kürzung der englischen Geschichte, die, nach Ansicht Wheltons, nicht berücksichtigt, wie schwierig es sein wird, die englische Geschichte zu falsifizieren), bedeutet für die Beteiligten an der Chronologierekonstruktion einen Angriff und eine Chance zugleich, da nicht weniger gefordert wird, als die gesamte Weltgeschichte neu zu untersuchen. Wenn Karl d. Gr. unwirklich wird, was für Whelton einleuchtend dargestellt zu sein scheint, was wird dann aus Alfred d. Gr. und den übrigen Sachsenkönigen, deren Knochen in Winchester Cathedral ruhen sollen?

Wenn auch die meisten eine derartig neue Fragestellung nicht zulassen werden, glaubt Whelton doch, dass einige wenige zumindest die Möglichkeit in Betracht ziehen, dass das letzte verlässliche Basislager für eine Erforschung der Geschichte ins Jahr 1582 AD verlegt werden muss.

Die „Apostel der Astronomie“ änderten nicht freiwillig ihr geozentrisches Weltbild, schloss Whelton seinen Vortrag, sondern sie wurden durch himmlische Ereignisse im 16. Jh. gezwungen, ihr eingebildetes Universum zu verlassen und sich in einem realen anzusiedeln.

Im Rückblick stellte er fest, dass wir in den vergangenen Jahrhunderten unter einem ausgeglichenen Himmelsszenario lebten, dass aber der ruhige Himmel keineswegs der ewige Normalzustand sei. Die Zeit ist gekommen, die Idee von der Gleichförmigkeit des himmlischen Geschehens, die immer noch unseren Verstand beherrscht, zu kritisieren und die AD-Zeitrechnung auch unter diesem Gesichtspunkt gründlich neu zu untersuchen.

* * *

Ergänzend zu Wheltons Vortrag erinnerte Christoph Marx daran, dass das Verdrängen der katastrophischen Ereignisse ein nicht zu übersehender Faktor in der späteren Erstellung von Zeittafeln und Geschichtsbildern sei, der aber leider nur von wenigen Autoren in seiner ganzen Auswirkung gesehen werde.

In der anschließenden Diskussion wurden einige der typischen Fragen gestellt,

so die nach dem Wert von Radiokarbon- und Dendrochronologien, die mit dem Hinweis auf das noch nicht in Englisch erhältliche Buch von Blöss und Niemitz beschieden werden musste. Auch auf die Fragen nach Abgleichungen gegen islamische und jüdische Zeitrechnungssysteme konnte Topper nur kurze Hinweise geben, die den grundsätzlichen Weg erkennen lassen.

Eugen Gabowitsch fügte weitere Daten ein, indem er den großen Vorgänger von Fomenko, Morosow, erwähnte und betonte, dass die neuesten Forschungsergebnisse von Fomenko und Nosovski den Anfang der zuverlässigen historischen Berichterstattung etwa bis zum Frieden von Münster verschieben.

Einer der Anwesenden wies auf die Möglichkeit hin, durch Einbeziehung der Maya-Daten, die auf genauen Himmelsbeobachtungen beruhen, einen relativen Zusammenhang mit der abendländischen Geschichtsschreibung herzustellen, der, im Gegensatz zu indischen oder chinesischen Texten, nicht durch christliche Regulierung wertlos geworden sei.

Die „Ungeheuerlichkeit“ der neuen Thesen, die hier einigen Mitgliedern der SIS vielleicht erstmals zu Ohren kamen, wird immer wieder in der Sprachlosigkeit sichtbar, die zunächst herrschte. Die Schockwirkung ist nicht zu unterschätzen, weshalb es von außerordentlicher Wichtigkeit war, dass ein Mann wie Clark Whelton den Versuch unternommen hat, die neuen Ideen vorzustellen.

Sein vorsichtiger Zugang und seine persönliche Verarbeitung der neuen Thesen machten es möglich, dass ihm die Zuhörer folgen konnten und das Problem einer Chronologierevision der mittelalterlichen Geschichtsschreibung kennenlernten. Ganz gleich, ob sich die meisten positiv oder negativ zu den neuen Thesen stellen werden, kann man jetzt schon hoffen, dass der 7. November 1998 ein wichtiges Datum für das neue Verständnis der Menschheitsgeschichte in SIS geworden ist.

* * *

Was die neuen statistischen Methoden der Chronologiekritik und -analyse betrifft, könnte man bemerken, dass sogar nach durch H. Illig und Ch. Marx geleistete Vorarbeit und nach einigen Vorträgen im „Berliner Geschichtssalon“ ein immenser Bedarf an der „Verdauung“ dieser Methoden besteht. Ohne ein viel detaillierteres Kennenlernen der neuen Methodik, ohne eine breite Diskussion über ihre Grenzen und Eigenarten, bleibt die Gemeinde der Chronologiekritiker auf dem Niveau der Sowjetbürger, die Bücher von Solschenizyn mit Hingabe beurteilten, ohne diese zu lesen (was immer stolz als Zeichen der Loyalität in zahlreichen Beurteilungen betont wurde).

Unsere Ausbildung, kulturelle Tradition und die bisherige methodische Erfahrung zwingen uns oft zur heftigen, sogar vernichtenden Kritik als erste, spontane und unwiderstehliche Reaktion auf die ersten Pakete der Information, hinter der Jahre und Jahre intensiver Forschung stehen. So reagiert ein atheistisch erzogener Mensch auf die Geschichte von Marias

Empfängnis. Wenn er aber danach sofort die Bibel wütend für immer zuschlägt, verliert er viele enorm wichtige Bestandteile unserer abendländischer Kultur.

Wir sollten lernen, Neues zu lernen, ohne sofort unsere eigene Klugheit und geistige Überlegenheit in Form einer vom hohen Ross geführten vernichtenden Kritik und ohne vernichtende Bemerkungen zu demonstrieren. Auch muss nicht jede etwas ungewöhnliche Veröffentlichung - wie es in „Zeitensprüngen“ üblich ist - unbedingt im gleichen Heft mit der Schilderung der redaktionellen Position begleitet werden. Das erinnert zu sehr an die osteuropäischen Gepflogenheiten aus der Zeit der „dosierten Freiheiten“. Auch sollte - unserer Meinung nach - die „Zeitensprünge“-Redaktion etwas zurückhaltender mit „Wahrheit verkündenden“ Bemerkungen über einzelne Autoren verfahren.

In diesem Zusammenhang bekannte sich Eugen Gabowitsch zu seinem taktisch-politischen Fehler: als Neuling in der Gemeinde der Chronologiekritiker nahm er fälschlicherweise an, dass die Verarbeitung der methodischen Seite der statistischen Analyse in der „Gemeinde“ schon so fortgeschritten sei, dass man zur Berichterstattung über die zweite Phase der chronologischen Forschung in Russland übergehen darf. Diese - auf die mit Hilfe der oben erwähnten Methode erzielten Ergebnisse stützend - beginnt sich, nach zwanzig Jahren der reinen chronologischen Forschungsarbeit, mit neuen historischen Hypothesen und mit hypothetischen Rekonstruktionen einzelner Geschichtsperioden zu beschäftigen.

Aus der innerlichen Ablehnung einiger Ergebnisse dieser hypothetischen Rekonstruktionen darf keine Ablehnung der Methoden selbst folgen. Auch eine in Teilen der „Gemeinde“ sich etablierende Meinung, dass - solange diese Methode mit der uns vertrauten archäologischen Evidenz nicht in Einklang gebracht wird - sie nicht mehr ernsthaft von uns betrachtet zu werden braucht, sollte gemeinsam diskutiert werden. Vielleicht sollten gerade diejenigen, die mit der archäologischen Evidenz vertraut sind, selbst hier die entsprechende Forschung starten und sie nicht nur von anderen fordern.

Man könnte eher die Diskussion darüber führen, welche Daten der Geschichte noch zusätzlich mit den neuen Methoden zu untersuchen interessant wären (z.B. könnte man an die Daten zur Geschichte der einzelnen deutschen Feudalreiche denken). Für Vorschläge dazu wären wir unseren Lesern sehr dankbar.

* * *

An dieser Stelle sei erwähnt, dass die Mitgliedschaft in SIS jährlich GBP 20.50 oder US\$ 35.00 kostet und auch für Deutsche möglich ist, wie wir aus persönlicher Erfahrung nun gut wissen.

Die Anschrift von SIS lautet:

The Membership Secretary
Society for Interdisciplinary Studies
10 Witley Green

Darley Heights, Stopsley
Beds LU2 8TR
United Kingdom.

Weitere Kontaktmöglichkeit:

Ian Tresman, Publicity Officer, Editor/Compiler SIS Internet Digest
Society for Interdisciplinary Studies (SIS)
9 Ashdown Drive, Borehamwood, Herts. WD6 4LZ. United Kingdom.
Tel: +44 181 953 7722. Fax: 905 1879. Email: sis@knowledge.co.uk
www.knowledge.co.uk/sis/

(c) Uwe Topper

Beginn der christlichen Jahreszählung: Regino von Prüm

(Veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 32/1999)

Seit wann rechnen wir eigentlich mit „Jahren nach Christi Geburt“?

Offensichtlich wurde unsere heutige Zeitrechnung „nach Christus“ nicht seit der Zeit Jesu üblich, auch nicht seit 325, dem offiziellen Datum, zu dem das Christentum die Staatsreligion des Römischen Reiches von Tanger bis Jerusalem geworden war. Die Leitung der römisch-katholischen Kirche im Vatikan führte die Zeitrechnung „nach Christi Geburt“ oder „im Jahr des Herrn, Anno Domini (= AD)“ erst vor etwa fünfeinhalb Jahrhunderten ein. Damit entfällt für fast drei Viertel der gesamten Zählung die Garantie.

Es gab aber schon vor dem 15. Jahrhundert einige Chronisten und Komputisten (Kalender-Mathematiker), die eine Jahreszählung seit Christi Tod oder Geburt schrittweise vorführten. Die Benützung durch Regierende und Volk bürgerte sich sehr langsam ein. Man nimmt heute allgemein an, dass eine solche Zählung vor dem 12. Jahrhundert nicht in Gebrauch war, da kaum ältere verlässliche Dokumente mit dieser Datierungsweise existieren (Gertrud Bodmann, 1992, S. 38).

Populärerweise wird dem Dionysius Exiguus (= der Hinker, gest. 556), oft auch einem nicht näher bekannten Vorgänger namens Victorin von Aquitanien (465), die Einführung unserer heutigen Anno-Domini-Zeitrechnung angelastet, aber das erste Schriftwerk, in dem sie konsequent durchgeführt wird, ist die Chronik des Mönchs Regino aus dem Kloster Prüm in der Eifel, angeblich im 10. Jahrhundert. Vermutlich ist diese Chronik ein oder zwei Jahrhunderte zurückdatiert, stammt also aus dem 11. oder 12. Jahrhundert. Über die Einzelheiten gibt es interessante Diskussionen unter den Wissenschaftlern, der Gesamteindruck ist jedoch deutlich: Seit höchstens tausend Jahren zählen wir unsere Jahre „n. Chr.“, es fehlen also Nachweise über die ersten tausend Jahre.

Wie hat nun diese Einführung der christlichen Jahreszählung begonnen? Schauen wir uns diese erste abendländische Chronik näher an!

In Band VII der „Ausgewerteten Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters“ (R. Buchner, 1964, S. 7) liest man zu Regino von Prüm, dass seine Darstellung der Geschichte von Christi Geburt bis zur Gegenwart ein erster Versuch war, der noch nicht gelang. Erst um 1040 wurde ein entsprechender Versuch „unabhängig von Regino“ wieder ausgeführt, und zwar von einem Reichenauer Mönch in der „Schwäbischen Weltchronik“, die allerdings *verloren* ist. Der tatsächliche Beginn der Verwendung unserer

heutigen Zeitrechnung dürfte noch ein Jahrhundert später liegen.

Buchner schreibt weiter (S. 8): „Trotz solcher Unzulänglichkeiten stellt Reginos Chronik eine bedeutende historiografische Leistung dar ... weil er sich von der mit dem Aufstieg der Karolinger einsetzenden Beschreibung als Erfüllung der Weltgeschichte freimacht“. Die Franken sind demnach bei Regino *nicht mehr* die Erfüller der Weltgeschichte und haben *nicht mehr* diese heilsgeschichtliche Bedeutung als Christianisierer des Abendlandes, denn Regino legt eher eine heidnische Einstellung an den Tag und schätzt mehr die Mannestugend und das persönliche Handeln, das über Glück und Unglück entscheidet.

Gegen Buchners Auffassung wäre leichter anzunehmen, dass der Mönch aus Prüm *noch nicht* so weit christianisiert war und den Anschluss an das deutsche Heidentum noch nicht verloren hatte. Die Verbrämung der Karolinger als Christianisierer Mitteleuropas dürfte erst im Hochmittelalter aufgekommen sein.

Da die Originalhandschrift der Prümer Chronik nicht mehr erhalten ist und auch keine unmittelbare Abschrift mehr davon existiert (F. Kurze, 1890), wissen wir natürlich nicht, an welchen Stellen nachträglich gefälscht oder „interpoliert“ (eingeschoben) wurde. Das Augenmerk richtet sich besonders auf Anfang und Schluss des Schriftstücks, weil hier bekanntlich Veränderungen am leichtesten vorzunehmen sind. Der Titel lautet „Libellus de temporibus dominicae incarnationis“ (Buch über die Zeitläufe der Fleischwerdung des Herrn), was wie ein Programm klingt, die AD-Zählung einzuführen. Am Schluss des Textes steht eine Absichtserklärung, die anzeigt, dass es sich um einen bewussten Schritt zur Vereinheitlichung der Reichsannalen handelt. Außerdem ist diese Chronik dem Bischof Adalbero von Augsburg gewidmet, in dessen Händen die Erziehung des Königs Ludwig („das Kind“, 900-911) lag, weshalb Regine Sonntag (1987, S. 117) die Abfassung der Chronik als erzieherische Maßnahme bezeichnet.

Das mit enormer Sachkenntnis und unter Verwendung auch englischer und französischer Literatur gefällte Urteil von Regine Sonntag müssen wir als neuesten Stand der Forschung akzeptieren. Nach Untersuchung sämtlicher greifbarer Texte kommt sie zu dem Schluss, „dass es Regino von Prüm ist, der die durchgehende Zählung nach Inkarnationsjahren erstmals in der Weltgeschichtsschreibung anwendet.“ (S. 109). Regino beweist dabei „ein außergewöhnlich hohes Maß an gedanklicher Unabhängigkeit und Eigenständigkeit“ (S. 145) im Hinblick auf seine Zeitgenossen. „Natürlich ist die von Regino mit viel kritischem Bemühen ausgearbeitete chronologische Ordnung nach heutigen Erkenntnissen unhaltbar, gültig aber bleibt die in ihrer Art außergewöhnliche und über lange Zeit singuläre Leistung“. Da haben wir also ein Werk, das seiner Zeit weit voraus war und doch keine bleibende Ordnung in die Geschichte brachte. Als echte Reichsannalen kann man es nicht werten, denn zwischen den Jahren 818 und 870 sind alle Nachrichten unzuverlässig, und wir können „davon ausgehen, dass Regino Nachrichten, für die er ein sicheres Datum nicht in Erfahrung bringen konnte, mehr oder weniger *willkürlich* auf verschiedene Jahre verteilte.“ (S. 123; ebenso schon

Karl Werner, 1959). Ab 870 wird die Chronologie „weniger fehlerhaft“.

Das hört sich skandalös an, wenn man bedenkt, dass das Jahr 870 angeblich in der Lebenszeit des Chronisten Regino lag. Dagegen sind die frühen römischen Kaiser in dieser Chronik für heutige Begriffe exakt datiert.

Nicht nur aus Titel, Widmung und Schlusssatz der Chronik, sondern aus dem ganzen Text geht hervor, dass die Einführung der Datierung in Jahren „nach der Fleischwerdung des Herrn bewusst als *neuer* Schritt erfolgte, wobei auch die Umrechnung von bisher gebräuchlichen Ären („seit Erschaffung der Welt“, Märtyrer-Ära Diokletians, Regierungsjahre der Kaiser usw.) vorgeführt wird. Das wäre dann also für uns ein fester Anhaltspunkt zur Prüfung, wie unsere Zeitrechnung zustande kam.

Leider erwähnt Regino „Bedas ‚Chronica maiora‘ (um 725) mit keinem Wort, obwohl nahezu sämtliche Angaben über die Dauer der Regierungen der römischen und byzantinischen Kaiser vom 42. Jahr des Augustus bis zum 9. Jahr Leos III. daraus entnommen sind.“ (S. 87). Insgesamt kann Sonntag 115 Zahlenangaben auf Beda zurückführen. Ob die Abhängigkeit auch in umgekehrter Reihenfolge sein könnte, untersucht sie leider nicht, da sie die vorgegebenen Lebensdaten dieser (eher fiktiven) Chronisten ernst nimmt.

Als nächstwichtiges Vorbild Reginos erkennt Sonntag (S. 88) die „Langobardengeschichte“ des Paulus Diakonus, mit der 57 Zahlangaben übereinstimmen. Es scheint, dass Regino direkt von Paulus abschrieb, der wiederum auf Beda fußen soll, dessen Angaben schließlich bei Gregor von Tours vorgegeben sind (S. 89). Diese Abhängigkeitsreihe wird erst fragwürdig, wenn man merkt, dass Gregors Gedankengänge eigentlich einer viel späteren Zeit angehören. Aber dieser wichtige Theologe und Chronist (angeblich 6. Jahrhundert) wird heute in sehr zwiespältiger Form beurteilt. Zwischen „fortwährend reißt ihn die Konkretheit des Geschehens ... fort, und er erzählt einfach, was passiert ist - brühwarm ...“ (Erich Auerbach, 1971) und „Gregor ist der Urheber von Legenden, die über 1000 Jahre die Welt getäuscht haben“ (Krusch, 1884, beide zitiert in Sonntag), ist alles möglich, - nur nicht die einfache Feststellung, dass diese Schriften von viel später lebenden Mönchen erdacht wurden. Denn, wie Buchner (1933) sagt: „Aller Wahrscheinlichkeit nach (ist) der Archetyp unserer Überlieferung nicht mit dem Original Gregors identisch“. Das heißt: Nicht einmal die aus den Abschriften rückwärts erschlossene (verlorene) Vorlage ist der Originalschrift Gregors, die wir ja nicht kennen, gleichzustellen.

Werner hat „Zur Arbeitsweise des Regino von Prüm“ (1959) einige erstaunlich genaue Vorlagen gefunden, zum Beispiel einen Text aus der Kathedrale von Angers in Frankreich aus dem 12. Jahrhundert, der praktisch wörtlich in Reginos Chronik vorkommt. Um dies zu erklären, muss er ein umständliches Szenario aufbauen: Regino hat seine ersten Aufzeichnungen nach Berichten aus Westfrankreich verfasst, und diese Texte von Prüm sind danach wiederum in Angers für das Domkartular verwendet worden. Das Hin- und Herfluten der klerikalen Texte in diesen Jahrhunderten ist ganz beachtlich!

Immerhin hat Sonntag für 160 Zahlenangaben in Reginos Inkarnationszählung *keine* bekannten Vorbilder ausmachen können. „Dass Regino als *erster* Weltchronist seine Darstellung nicht mit der Schöpfung, sondern mit Christi Geburt beginnt, ist lange bekannt.“ (S. 94). Grundlage für die Zahlenfolge ist der Satz: „Im Jahre 42 des Kaisers Octavian ist Jesus Christus Gottes Sohn geboren“. Dadurch wird das Jahr 753 ab urbe condita (seit Gründung Roms) zum Jahr 1 christlicher Zählung ernannt, aber worauf sich diese Festlegung gründete, wird verschwiegen.

Dieselbe Berechnung finden wir bei Beda, nämlich zwei Angaben in AD: in der Einleitung das Jahr 248 der Diokletian-Ära als AD 532, und am Ende der Chronik das Jahr 4670 seit Erschaffung der Welt als AD 716. Da aber Einleitung und Chronikschluss stets fälschungsverdächtig sind, darf man aus diesen beiden vereinzelt Daten keine weitreichenden Schlüsse ziehen, zumal 532 eine durch den Osterfestzyklus festgelegte rein *symbolische* Zahl ist. In seiner Schrift „Von den sechs Zeitaltern der Welt“ bringt Beda die AD-Zählung in Zusammenhang mit Schwärmereien vom Weltuntergang, was erst recht unpassend anmutet, da diese Gedanken erst ein halbes Jahrtausend später aufkamen.

Eine Betrachtung des Stils der Chronik des „verehrungswürdigen“ Beda, die aus verschiedenen englischen Chroniken zusammengestellt ist, wie auch gewisser inhaltlicher Einzelheiten seiner christlichen Missionsschriften, müsste eigentlich zu der Erkenntnis führen, dass sie viel später verfasst wurde. Illig hat überdies herausgefunden (auf R. Newton fußend, „Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart“ 3-4/1993, S. 59 f.), dass Beda die Null schon in einer Weise verwendet, die eine geläufige Kenntnis derselben bei seinen Lesern voraussetzt, was aber erst im 12. Jahrhundert in dieser Form sein kann. Das Buch des „Verehrens werten“ müsste demnach zwischen 1120 und 1203 geschrieben sein. Auch seine Verwendung von Jahreszahlen „vor Christi Geburt“ könnte frühestens mit Marianus Scotus (1070) zugleich angesetzt werden, der acht solche Jahresangaben bringt. Damit scheidet Beda als Einführer der AD-Zählung aus.

In der „Langobardengeschichte“ des Paulus Diakonus, die bis 744 reicht, gibt es nur eine einzige Jahresangabe in AD. Sie bezieht sich auf die Einwanderung der Langobarden in Italien, die auf 568 festgelegt wird. Es handelt sich um einen der typischen später errechneten Aufhänger für ein chronologisches Gerüst.

Bleibt nur noch der anfangs erwähnte skythisch-römische Mönch Dionysius der Hinker als Quelle aller dieser Berechnungen, denn in seiner „Ostertafel“, die auf das Jahr 247 der Diokletian-Ära gelegt wird, schließt direkt das Jahr 532 nach Christi Geburt an, leider ohne rechnerische Begründung. Geschichtswissenschaftler berechnen heute, dass 247 der Diokletian-Ära unserem Jahr 525 entspricht, woraus folgt, dass Dionysius das korrekte Geburtsjahr Christi, nämlich 7 v. Chr., verwendete. Da ihm - außer einigen mittelalterlichen Zeitrechenern (Komputisten) - darin niemand gefolgt ist, kann er ebenso wenig wie sein „Vorgänger“ Victorin oder sein „Nachfolger“

Beda als Schöpfer unserer Jahreszählung gelten. Die Festlegung auf 532 dürfte ein später Trick sein. Sie soll angeblich die Wiederkehr des Ostertages mit gleicher Mondphase (28 mal 19 ergibt 532) betonen. 19 Jahre dauert ein metonischer Mondzyklus, das heißt, da kehrt dieselbe Mondphase am selben Tag des Jahres wieder; und spätestens alle 28 Jahre ist die Wiederkehr derselben Wochentage gewährleistet; das gilt natürlich nur für den Julianischen Kalender (diese Fehlberechnung wird im Schlusskapitel meines Buches kritisiert).

Reginos Chronik ist also die *erste*, die nachweislich Inkarnationszahlen verwendet, während die anderen Chroniken, die angeblich älter sind, nur nachträgliche Hinweise darauf bringen. Dass diese Chronik, die bis 906 geht, damals schon geschrieben wurde, wie behauptet wird, ist wohl unhaltbar. Nicht nur die aus seiner eigenen Lebenszeit stammenden Daten sind fehlerhaft und die der davor liegenden beiden Generationen ein heilloses Chaos, sondern auch die früheren Jahrhunderte weisen bemerkenswerte Fehler auf. Ab dem Jahr 82 sind die Regierungsdaten der Kaiser verkürzt, sodass am Ende der Kette Kaiser Leo III. mit 655 AD um 60 Jahre zu früh liegt. Regino greift nun einfach auf Bedas Notiz über den irischen Missionar Ecberectus zurück und beginnt seine Chronik mit Karl Martell im Jahr 716 erneut und endet im letzten Regierungsjahr, dem 26., von Karl dem Großen, 818, was nach heutiger Ansicht alles falsche Daten sind. Dann setzt sein zweiter Band mit den fantasiereichen Zahlen ein. Damit wird auch Reginos Chronik kaum vor dem Jahr 1200 anzusetzen sein.

Der Anfang der AD-Jahreszählung war also noch äußerst fehlerhaft und begann nicht vor 1200.

So werden die bedauerlichen Fehler Reginos zu aufschlussreichen Hinweisen auf die Technik der Geschichtsschreibung bei der Einführung einer neuen Chronologie im Hochmittelalter. Von der AD-Zählung können wir jedenfalls nicht erwarten, dass sie uns über die vor dem Jahr 1000 liegenden Jahre Aufschluss gibt.

Weder mit technischen Mitteln noch durch Untersuchungen von Chroniken oder Urkunden lässt sich wirklich feststellen, wie viele Jahre seit Christi Geburt bis heute vergangen sind.

Unsere Geschichtsschreibung beruht auf Darstellungen seitens der Kirche, denn im Mittelalter konnte niemand schreiben außer Priestern und Mönchen. Sie haben unsere Vorstellung von der Vergangenheit geschaffen, und die Wissenschaftler sind diesen Lügen bis heute aufgesessen.

Das Epoche machende Buch von Heribert Illig über das erfundene Mittelalter stellte klar, dass rund dreihundert Jahre zwischen Antike und Christianisierung eingeschoben wurden. Man hat sie mit Romangestalten gefüllt, die von der Wissenschaft als Fakten angesehen werden. Sie sind aber nur ausgedacht. Die Helden und Könige jener Zeit haben nie gelebt.

Wenn aber diese ganzen drei Jahrhunderte nicht gewesen sind, dann ergeben sich tausend neue Fragen!

Die Zusammenhänge mit den nichtchristlichen Kulturen geraten ins Wanken. Was hat sich anderswo in jenen dreihundert Jahren abgespielt?

Uwe Topper gibt ein anschauliches Bild von den neuen Zeitverschiebungen. Mit der Korrektur aller Zeitskalen, die Topper hier erstmals allgemein verständlich vorstellt, entsteht ein wirksames Mittel, die angehäuften Lügen und Vorurteile zwischen den Völkern auszuräumen und gegenseitiges Verständnis zu fördern.

Der in diesem Buch vorgelegte Entwurf für den Geschichtsablauf gibt einen Einblick in die Arbeitsergebnisse einer Gruppe von Forschern, die als „Zeitrekonstrukteure“ seit einem Jahrzehnt veröffentlichen und mit ihren Entdeckungen an der Spitze der internationalen Forschung stehen. Zu diesem Thema haben sie in Amerika wie in Russland Beachtung gefunden.

Die absolute Kontrolle rückt näher (II.)

© Gernot L. Geise

(veröffentlicht in EFODON SYNESIS Nr. 2/1999)

Im letzten Heft berichtete ich über die Versuche von Prof. Kevin Warwick, der sich ein Silikon-Mikrochip-Implantat einsetzen ließ, um damit als Sender und Empfänger fungieren zu können. Inzwischen scheint es auch eine externe Version zu geben, die für Kontrollfunktionen eingesetzt werden kann:

Die Fernsehzeitschrift „TV Today“ meldete (Ausgabe 1/99), dass in den USA die Capita Research Group (Pennsylvania) einen Elektrodenhelm entwickelt hat, der die Gehirnströme von Fernsehzuschauern misst. Damit lasse sich feststellen, ob Testpersonen das laufende Programm tatsächlich aufmerksam verfolgen und emotional beteiligt sind...

Doch zurück zu den Implantaten: Hierzu zitiert das Magazin 2000 in seiner Januar-Ausgabe einen Bericht in der Londoner Times, dass der US-Wissenschaftler Dr. Ray Bakay und sein Team an der Emory Universität in Atlanta, Georgia, ein Gehirnimplantat entwickelt habe, durch das Behinderte durch ihre Gedanken mit einem Computer kommunizieren können. Es wird derzeit an zwei Patienten getestet. Das Implantat besteht aus zwei hohlen Glaskügelchen von der Größe einer Kugelschreiberspitze und wird in den Motorik-Cortex eingesetzt. Das ist der Teil des Gehirns, der die Bewegungen kontrolliert. Wenn das Implantat eingesetzt ist, wachsen die Nervenzellen an die Anschlüsse.

Ein weiteres Implantat hat die Firma Gen-Etics in den USA entwickelt. Es ist ein Mikrochip aus organischem und synthetischem Material, der kontinuierlich einen Code aussendet, der von den rund um die Erde stationierten Satelliten des amerikanischen Global-Positioning-Networks aufgefangen wird. Der Chip-Träger kann somit bis auf hundertfünfzig Meter genau lokalisiert werden, wenn er gekidnappt wird. Angeblich wird er für solche Menschen angeboten, die Angst vor irdischen oder UFO-Entführungen haben. Nach Firmenangabe liegen angeblich schon hunderte von Anfragen danach vor.

Dieser Chip wurde vom israelischen Geheimdienst entwickelt und jetzt für den privaten Gebrauch freigegeben. Jedes Implantat kostet neuntausend Dollar. Es bezieht seine Energie direkt aus dem menschlichen Nervensystem und kann nach dem Einsetzen weder mit dem bloßen Auge noch mit einem Röntgengerät festgestellt werden.

Magazin 2000 fragt sehr berechtigt: *„Wenn ein solches Produkt jetzt schon für die Öffentlichkeit angeboten wird, über welche Möglichkeiten von High-Tech-Implantaten verfügen dann die Militärs? Ist es möglich, dass es sich bei einigen der Alien-Implantate tatsächlich um irdische Sonden geheimer Regierungsprojekte handelt?“*

Wer die UFO-Szene verfolgt, wird es wissen, dass in letzter Zeit mehrfach verschiedenen Menschen Implantate operativ entfernt wurden, über deren Funktion man sich noch nicht klar ist. Die Betroffenen vertreten die Ansicht, sie seien Opfer von UFO-Entführungen

gewesen. Hierzu sei angemerkt, dass es nach wie vor auch heute noch rund um die Erde UFO-Sichtungen gibt, auch wenn sie nur noch selten in den Medien erwähnt werden, weil das Flair des Spektakulären abgeklungen ist. Hier wirkt sich in der Bevölkerung sehr erfolgreich die jahrzehntelange Desinformations- und Lächerlichmachungs-Politik aus, dass man bei jeder UFO-Sichtung heute mit einem müden Lächeln abwinkt. Es ist doch heute so, dass niemand ein UFO sehen darf, ohne gleich als unglaubwürdiger Spinner dazustehen.

Ich bin nach wie vor der Meinung, dass die UFO-Sichtungen recht wenig mit außerirdischen Aktivitäten zu tun haben. Bei den gesichteten Objekten handelt es sich mit viel größerer Wahrscheinlichkeit um recht irdische Fluggeräte, um geheimste Waffensysteme. Warum sollte man von höherer Stelle sonst einen solchen Aufwand betreiben, um alle Sichtungen zu dementieren oder ins Lächerliche zu ziehen? Wenn es sich wirklich um außerirdische Aktivitäten handeln würde, dann müsste genau anders herum gehandelt werden, um der Sache nachzugehen und sie aufzuklären zu können. Doch ist das an höherer Stelle anscheinend unerwünscht.

Wenn wir uns vor Augen halten, wie weit die Flugscheiben-Entwicklung gegen Ende des 2. Weltkrieges auf deutscher Seite bereits gediehen war, so ist es nur logisch, dass diese Geräte, die (angeblich) der normalen Flugzeug-Entwicklung um Jahrzehnte voraus waren, nach dem Krieg von den Amerikanern und eventuell von den Russen weiterentwickelt wurden. Hierzu vertrat auch der ehemalige Flugscheibenkonstrukteur J. Andreas Epp die Meinung, dass die gesichteten UFOs auf reichsdeutschen Entwicklungen basieren.

Demgemäß sehe ich die immer wieder auftauchenden Gerüchte um angebliche reichsdeutsche Geheimbasen in der Antarktis oder in Südamerika, in denen heute noch deutsche Flugscheiben stationiert sein sollen, die rund um die Erde in Kriege eingreifen würden, als bloße Irreführung an, um auch das tatsächliche ehemalige Vorhandensein deutscher Flugscheiben ins Lächerliche zu ziehen und das ganze Thema unglaubwürdig werden zu lassen. Diese Politik passt nahtlos zu der UFO-Verschleierungspolitik und soll anscheinend nur von echten Geheimwaffen ablenken.

Alle diese Einzelfakten passen zusammen in ein großes Bild der Machtausübung über die Menschen. Implantierte Mikrochips sorgen dafür, dass der Mensch jederzeit kontrolliert werden kann, wo er sich aufhält. Über diesen Chip können ihm, für ihn unbewusst, Anweisungen gegeben werden, die er dann ausführt, als ob es seine eigenen Entschlüsse wären. Parallel dazu wird mit geheimsten Flugkörpern kontrolliert und eventuell auch waffentechnisch eingegriffen. Wer weiß eigentlich, welche höchst geheimen Waffensysteme bereits im Einsatz, und nicht nur in der Erprobungsphase, sind? Wer weiß eigentlich, welche Manipulationsmöglichkeiten auf das menschliche Verhalten durch den amerikanischen Ionosphärenheizer HAARP gegeben sind, gerade im Hinblick auf implantierte Mikrochips?

Das dunkle Zeitalter (II.)

Es war der Jupiter

© 1999 Hans J. Andersen; veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 32/1999

Im letzten Heft legte der Autor eine erste Deutung jener Zeit vor, die als das „dunkle Zeitalter“ in den alten Überlieferungen beschrieben wird. Dabei zeigten sich verblüffende Übereinstimmungen zwischen ägyptischen und südamerikanischen Überlieferungen. Besonders wichtig und gleichzeitig mysteriös scheint hierbei ein nicht näher definiertes Wesen namens „Siebenpapagei“ (7-Arara) zu sein. Der Autor sieht in den Überlieferungen Zusammenhänge zu unserem Sonnensystem und deutet die Aussagen astronomisch.

1. Wie die Planeten aussehen

Wie sehen die Planeten aus der Nähe aus? Welcher von Ihnen könnte 7-Arara gewesen sein?

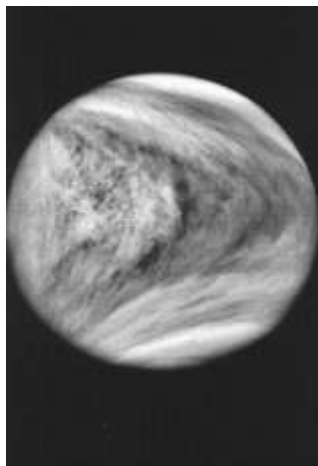
Satellitenfotos haben unsere Kenntnisse über das Aussehen wesentlich verbessert.

Der Merkur wirkt durch seine Krater ähnlich wie unser Mond. Er kommt hier aber sowieso nicht in Betracht, weil er der Sonne zu nahe ist.



Der Ringplanet Saturn (GLG-Archiv)

Die Venus könnte wohl wie eine silberne Sonne aussehen, aber ihre Wolkenhülle hat eine einheitliche Färbung. Mit Federn ließen sich ihre Wolkenwirbel wohl vergleichen. Aber die Venus ist der Sonne so nahe, dass eine sonnenferne Erde der Venus nicht nahe gewesen sein kann. Wenn aber die Venus selber auch weit von der Sonne entfernt gewesen ist, dann konnte die Erde trotzdem nicht ihr Trabant geworden sein, weil die Venus etwas weniger Masse hat als die Erde. Vor allem fehlt der Venus eine Wärmestrahlung in einer Größenordnung, die nötig war, um das Leben auf der Erde zu erhalten.



Die Venus mit ihrer dichten Wolkenhülle (GLG-Archiv)

Der Mars lässt sich wegen seiner roten Färbung schon aus der Ferne eindeutig identifizieren. Wegen dieser Farbe scheidet er hier aus.

Der Saturn ist durch seine Ringe unverwechselbar charakterisiert. Der Text enthält nichts, was zu ihm passen könnte.

2. Argumente für den Jupiter

Wenn wir Uranus und Neptun als zu weit entfernt weglassen, dann bleibt also außer der Venus nur Jupiter! Er ist nicht nur ein großes und leuchtendes Gestirn, sondern durch seine Wolkenbänder und den Roten Fleck unterschiedlich gefärbt. Da kann der Vergleich mit einem Federschmuck schon aufkommen. Seine Monde, die ihn umkreisen, mögen dazu als seine Edelsteine angesehen worden sein.



Abgebrochenes Köpfchen einer Menschenfigur (Sibirien)

Für Jupiter sind die Wolkenbänder typisch, die ihm ein „Gesicht“ mit hellen und dunklen Streifen geben. Genau das findet man aber auch als Gesichtsbemalung bei altmexikanischen Göttern.

Für Jupiter-Beobachtungen sprechen einige bisher rätselhafte Funde: z.B. eine Tonkugel, die in Troja ausgegraben wurde, mit einem Streifenmuster. Sie dürfte ein Abbild des Planeten Jupiter sein, der, aber nur aus der Nähe gesehen, so ähnlich aussieht.

Die Venus von Willendorf

Für die Betrachtung archäologischer Funde ergeben sich jetzt neue Gesichtspunkte. Die Haartracht war ebenfalls ein Mittel, um das Aussehen des Planeten Jupiter nachzuahmen. Die Wolkenbänder hat man offensichtlich versucht, in Frisuren wiederzugeben. Von Natur aus fallen die Haare senkrecht herab und man kann sie leicht in Strähnen bündeln, die am Kopf von oben nach unten laufen. Unnatürlich wirken dagegen solche Frisuren, wo man am Kopf horizontal verlaufende Haarkonstruktionen sieht. Ein abgebrochenes Köpfchen einer Menschenfigur aus Sibirien zeigt eine dieser merkwürdigen Frisuren, hier mit sieben Etagen von Locken. Als Vorbild solcher Anordnungen könnten die Wolkenbänder des Jupiter gedient haben.

Noch merkwürdiger wirken die Köpfe solcher Figuren, wo diese Art Frisur um den ganzen Kopf herum geht, so dass gar kein Gesicht mehr vorhanden ist. Das ist bei der Statuette Nr. 3 von Kastienki der Fall, und in besonders auffälliger Weise bei der bekannten „Venus von Willendorf“. Ein Mensch ohne Gesicht scheint unvorstellbar. Es dürfte sich darum um das Bild einer Göttin handeln. Ihr Gesicht verschwindet völlig hinter den Lockenreihen, die in etlichen Ringen den Kopf völlig einhüllen. Wie konnte man auf eine derart unpraktische Frisur, die doch jede Sicht nimmt, verfallen? Ein verhangenes Gesicht, eine verschleierte „Isis“? Eine plausible Antwort wäre, dass der Kopf der Göttin mit der Erscheinung des Planeten Jupiter in Verbindung gebracht wurde, und dass diese horizontalen Lockenreihen die Wolkenbänder des Jupiter wiedergeben sollen, die den Planeten ja ganz umgeben.

3. Jupiter: eine zu klein geratene Sonne

Ehe man solchen Fragen näher tritt, empfiehlt es sich, mehr über den Jupiter in Erinnerung zu bringen:

Dieser größte Planet unseres Sonnensystems besitzt einen Poldurchmesser von 135.516 Kilometern, während der Äquatordurchmesser sogar 142.796 Kilometer beträgt. Die starke Abplattung von fast einem Zwanzigstel wird durch die schnelle Rotation bewirkt: in neun Stunden 55 Minuten dreht sich der Riese unter den Planeten einmal um sich selbst - eine erstaunliche Sache.

Die mittlere Entfernung zur Sonne beträgt 778,4 Millionen Kilometer oder 5,2 AE (= Astronomische Einheiten = Erdbahnradien).



Die „Venus von Willendorf“, eine Kalksteinstatuette aus der Zeit um 30.000 vC. (GLG-Archiv)

Man hat bisher rund zwanzig Monde entdeckt, die den Giganten umkreisen, so dass man von einem Planetensystem im Kleinen sprechen könnte, mit Umlaufzeiten von wenigen Tagen bis zu zwei Jahren. Die vier großen inneren Monde sind zum Teil größer als unser Erdmond. Die äußeren Monde sind wesentlich kleiner. Einige sind wahrscheinlich vom Jupiter eingefangene Himmelskörper, wie man aus den besonderen exzentrischen Bahnen schließen kann.

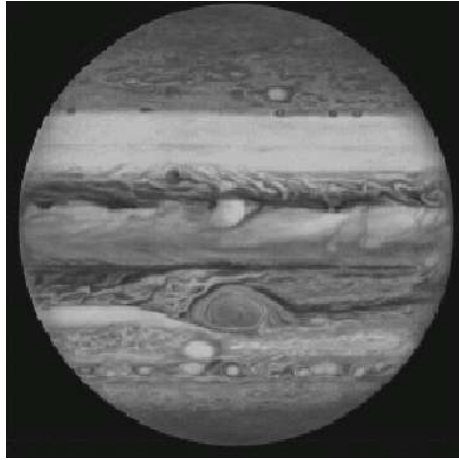


Bohnen in Gestalt von Kriegern (Moche-Kultur, Südamerika)

Die geringe Dichte von $1,31 \text{ g/cm}^3$ begründet die Ansicht, dass der Jupiter insgesamt ein Wasserstoffball sei. Das ist mit der mittleren Dichte der Sonne vergleichbar. So hat man denn auch den Jupiter als eine „zu klein geratene Sonne“ bezeichnet. Seine Masse reichte nicht aus, um in seinem Innern Kernprozesse wie bei der Sonne in Gang zu bringen. Immerhin ist er aber doch so groß, dass er als einziger Planet unseres Systems eine eigene Strahlung entwickelt. Außer thermischer Strahlung hat man Strahlungsausbrüche im Bereich der Dekameterwellen beobachtet, deren Ursache noch rätselhaft ist.

Das Strahlungsproblem ist für unsere weiteren Überlegungen wichtig. Schon die Beobachtungen der raschen Rotation und der ständigen Veränderungen in der gewaltigen Atmosphäre mit den auffälligen Wolkenbändern zwingen zu der Annahme, dass es einer starken Energiezufuhr bedarf, um die Turbulenzen in Gang zu halten. Da

hierfür die Sonneneinstrahlung aber keinesfalls ausreicht - der Planet ist mehr als fünfmal so weit von der Sonne entfernt wie unsere Erde, und die Sonneneinstrahlung erreicht nur ein Siebenundzwanzigstel der irdischen Stärke - muss eine Eigenstrahlung vorhanden sein.



Der Gasriese Jupiter mit seinen Wolkenbändern (GLG-Archiv)

In diesem Sinne schrieb Hermann-Michael Hahn: „Aufgrund all dieser Beobachtungen ist schon früh der Verdacht aufgetaucht, dass es sich bei Jupiter um eine ‚Zwergsonne‘ handeln könne. Um ein Objekt also, das offenbar noch eigene Strahlung produzieren konnte, und wenn es nur Wärme war.“

Das klingt etwas geringschätzig. Man ist ja in der Stellarastronomie ganz andere Strahlungsphänomene gewohnt. Aber gerade das Vorhandensein einer starken Wärmestrahlung des Jupiter hatte entscheidende Bedeutung für die Epoche der Vorzeit, als die Erde fern der Sonne verblieb, für die Dunkelzeit. Wie konnte es ausgerechnet dann zum Ende der Eiszeit kommen, als die Erde sich weit von der Sonne entfernte? Es müsste doch, umgekehrt, noch viel kälter geworden sein! Des Rätsels Lösung kann nur darin gefunden werden, dass die Erde in der fraglichen Zeit an eine andere Wärmequelle angeschlossen war.

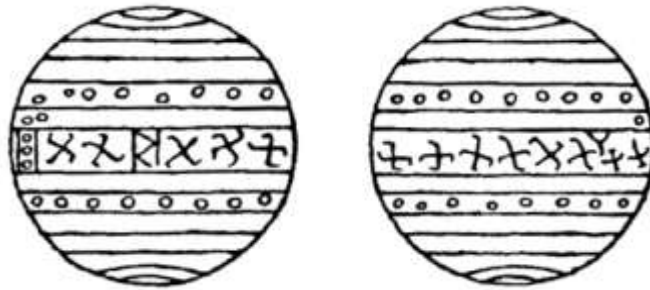


Planet Jupiter mit seinem „Roten Fleck“ (GLG-Archiv)

Es gibt, außer der Sonne, nach bisherigen Erkenntnissen nur zwei Planeten, die eine beträchtliche Wärmestrahlung aussenden: Jupiter und Saturn. Aufgrund der Daten, die die Sonde Pionier 10 über die

Jupitertemperaturen ermittelt hat, wurde berechnet, dass Jupiter etwa zweieinhalbmal so viel Energie ausstrahlt, wie er von der Sonne empfängt.

Weitere Rückschlüsse auf eine Wärmestrahlung ergaben sich aus den Daten der Jupitersonde Galileo, als die Tochtersonde „Probe“ in die Jupiterwolken geschickt wurde. „Sie registrierte während ihres Eindringens in die dichte Atmosphäre des Jupiters äußerst starke Winde und intensive Turbulenzen“, berichtete die NASA. Die Windgeschwindigkeit beträgt mit über fünfhundert Kilometern pro Stunde zweihundert mehr, als es bisher angenommen worden war. Die treibende Energiequelle sei vermutlich Hitze, die aus der Tiefe des Planeten entweiche, und nicht Energie, die von der Sonne ausgehe, meinte der Forscher David Atkinson. („Bremer Nachrichten“, 24.01.96).



Tonkugeln aus Troja-Hissarlik - Himmelskugel oder Jupiter?

Nun genügt es aber sicher nicht, dass die Erde ungefähr im Bereich der Jupiterbahn die Sonne umkreiste und nur gelegentlich in die Nähe des Jupiter kam, in jahrzehntelangen Abständen. Denn in diesen Zwischenzeiten wäre alles wieder in Kälte erstarrt.

Vielmehr musste notwendigerweise die Erde ständig in der Nähe des Jupiter verweilen, um nicht nur ein spärliches Licht, sondern vor allem die lebenswichtige Wärme zu empfangen. Ich stelle deshalb folgende Hypothese auf:

Die Erde war über zwei Jahrtausende ein Trabant des Jupiter!

Nachdem die Erde durch Typhon radikal aus ihrer Bahn gerissen wurde - wahrscheinlich im Jahre 8238 v.C. - und sich innerhalb weniger Jahre weit von der Sonne entfernte, geriet sie in den Anziehungsbereich des Jupiter, wurde vom ihm eingefangen.

Der Einfang dürfte sich einige Jahre später ereignet haben. Nach der nicht unumstrittenen „Chronik von Akakor“ möglicherweise im Jahre -8230 oder -8229. Dabei kann es auch zu einer mehrere Monate andauernden Flutkatastrophe gekommen sein, wie es in der Chronik erwähnt wird.



Planet Jupiter mit seinem „Roten Fleck“ (GLG-Archiv)

4. Die Erde als Trabant des Jupiter

Eine ungewohnte astronomische Situation ist nun zu durchdenken: Nicht die Sonne., sondern der Jupiter wurde von der Erde umkreist. Dieser wiederum bewegte sich, wie auch heute, um die Sonne. So griffen zwei verschieden große Zyklen ineinander. Da ist einiges zu klären.

In der scheinbaren Größe war Jupiter sicherlich um ein Vielfaches größer als die ferne Sonne, der goldene Stern. War ihr Licht auch schwach, so gab es dennoch einen Unterschied, ob man nun die unbeleuchtete oder die von der Sonne beleuchtete Seite des Jupiter während der Umkreisung Jupiters sah. Wenn es im Popol Vuh hieß: „Das Antlitz der Erde erleuchtet sich, wenn ich vor meinen Thron trete“, dann war damit wohl die Phase „Voll-Jupiter“ gemeint. Das heißt, Jupiter schien am hellsten, wenn er der Erde seine sonnenbeschienene Seite zuwandte. Das ereignete sich immer dann, wenn die Erde zwischen Jupiter und Sonne lief.

Die Frage, die jetzt als nächstes interessiert, ist: Wie lange dauerte ein Umlauf der Erde um den Jupiter?

Hier gibt der Name der Jupiter-Gottheit, wie es Popol Vuh überliefert, einen klaren Hinweis: Sieben-Papagei! Bisher blieb ja völlig unklar, was man mit der „7“ anfangen sollte. Möglicherweise umkreiste die Erde den Jupiter siebenmal während eines Jupiter-Umlaufes.

Eine genaue Datierung der Dunkelzeit und deren Vergleich mit Typhon-Umläufen muss durchgeführt werden bzw. liegt schon in meiner Studie „Das Sonnenjahr als Klimafaktor“ vor.

Abbildungen, sofern nicht anders angegeben: Hans J. Andersen.

Hans J. Andersen ist u.a. Autor des Sachbuches „Polsprung. Prophezeiungen und wissenschaftliche Analysen“ (G. Reichel Verlag, ISBN 3-926388-43-9)

Warum zum Mars?

Sinn und Zweck der Mars-Erkundungsmissionen

© 1999 Roland Roth; veröffentlicht in EFODON-SYNEISIS Nr. 32/1999

Mars: der Gott des Krieges hat die Menschen seit jeher in Ihrer Phantasie und in ihrem Wissensdurst beflügelt. Er, der Wüstenplanet in unserem Sonnensystem, ist anscheinend so lebensfeindlich und doch so immens wichtig für uns.

Von unseren planetaren Nachbarn ist der Rote Planet derjenige, der am genauesten untersucht worden ist. Ein Großteil der Mythen und Geheimnisse, die ihn früher umgaben, hat man ihm inzwischen genommen. Man weiß heute beispielsweise von den scheinbar grünen Gebieten, die man früher für Anzeichen von Vegetation hielt, dass sie geologischer Natur sind.

Nach einer regelrechten Invasion durch Mariner- und Viking-Raumfahrzeuge seit 1965 erfuhr der Mars ein bislang noch nie da gewesenes Interesse der Weltraumforschung. Faszinierende Bilder kamen zur Erde: endlose Geröllwüsten, gewaltige Gräben und ausgetrocknete Flusstäler, die auf ein bewegtes Leben des heute anscheinend trockenen Planeten schließen ließen.

Nach dieser Zeit wurde es wieder etwas still um den „Kriegsgott“. Spätere Missionen wie Mars-Observer oder Phobos schlugen fehl und lieferten daher keine nennenswerten Daten.

Als am 4. Juli 1997 die Raumsonde Pathfinder auf dem Mars landete, schlug der wissensdurstige Funke erneut über, perfekt vorbereitet durch die Entdeckung von mutmaßlichen Lebensspuren im Mars-Meteoriten ALH 84001.

Die Frage, warum der Planet Mars zum herausragenden Ziel der Planetenerkundung und der Programme fast aller Weltraumagenturen geworden ist, lässt sich nicht mit wenigen Worten beantworten.

Die möglichen Argumente sind vielschichtig und liegen in den verschiedensten Bereichen: Wissenschaftliche Neugier und technologische Herausforderung sind zwar wesentliche, aber zur Begründung nicht ausreichende, Triebfedern.

Vieles spricht natürlich dafür, dass der Mars bereits in der Historie einer der bekanntesten Planeten war und oft mit „Furcht und Schrecken“ in Verbindung gebracht wurde.



Marsoberfläche mit „Jenkins Dune“, aufgenommen von der Marssonde PATHFINDER (pia0981)

Von dieser Warte aus betrachtet, war das Interesse spätestens dann aufgeflammt, als sich die Anzeichen mehrten, es könne Leben auf dem Mars existieren.

Die Odyssee ging über die Marskanäle des Astronomen Schiaparelli, über ein Panik verbreitendes Radiohörspiel von Orson Welles, das 1932 nach der Romanvorlage „Krieg der Welten“ (1898) von H. G. Wells produziert wurde, bis hin zu den fossilisierten Marsmikroben.

Natürlich war auch ein kleiner wenn auch unbemannter Wettlauf der ehemaligen Sowjetunion und der USA ein nicht unbedeutender Teil der Mars-Erkundungen, den schließlich (man muss wohl sagen: wieder einmal) die USA gewannen, als die Viking-Mission erfolgreich verlief.

Nach dieser Zeit wurde die Erforschung des Mars als Beispiel für Innovation und Leistungsfähigkeit der Wirtschaft gesehen. Sie sollten fester Bestandteil einer modernen Zivilisation sein. Und das war gar nicht mal so abwegig.

Neue Technologien sind für eine erfolgreiche, zukunftsweisende, wissenschaftliche Exploration des Mars und anderer Ziele im Sonnensystem eine prinzipielle Notwendigkeit.

Der wichtigste Punkt der Planetenerkundungen ist der Drang zur Eroberung neuer Welten, des Hinausschiebens der Grenzen und der Weg des Menschen in den Weltraum zur permanenten Präsenz auf anderen Planeten und Monden.

Diese Ziele führen unweigerlich zur Besiedlung der Nachbarwelten, im Vordergrund steht dabei der Mars.

Hier findet sich auch die grundsätzliche Antwort auf die Frage, warum der Mars ein lohnenswertes Ziel sein soll: Der Mars eignet sich von allen übrigen Himmelskörpern im Sonnensystem am besten für eine Urbarmachung und Besiedlung, auch wenn dies noch Jahrzehnte dauern mag.

Dies hat mit den Grundsehnsüchten des Menschen zu tun, die Welt, in der er lebt, zu verstehen, zu begreifen und zu erfahren. Damit ist die Grundvoraussetzung gelegt, dass der Mensch eines Tages seinen Heimatplaneten verlassen und zu fremden Welten vorstoßen wird. Am Anfang der Eroberung neuer Welten wird zweifelsohne der Mars stehen, der von erdumlaufbahngebundenen Raumstationen und Mond-Basisstationen aus anvisiert werden wird, um eine Kolonisierung durchzuführen.

Diese Motivation geht weit über wissenschaftliche oder technische Anreize hinaus. Man könnte eher behaupten, es ist eine kulturelle Aufgabe der Menschheit, oder eine „transutilitäre Domäne unseres Daseins“, wie Jesco von Puttkamer einmal sagte.

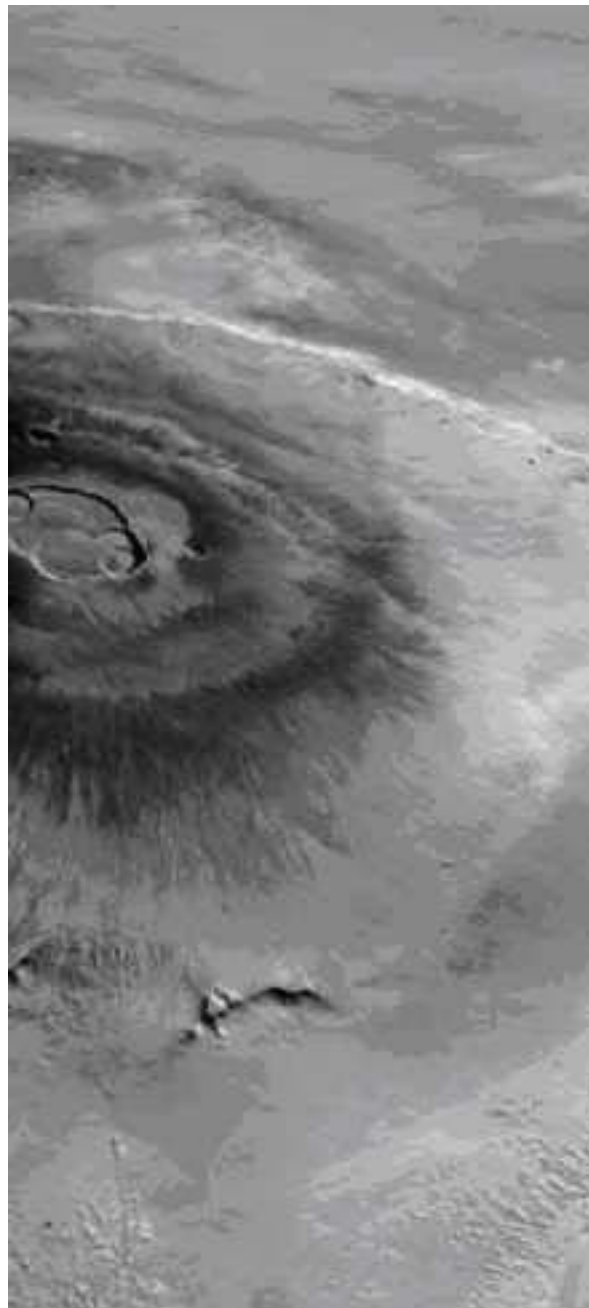
Anders ausgedrückt: Der Mensch ist expansiver Natur. Den Drang zur Weiterentwicklung sehen wir in uns selbst in den kleinsten Dingen. Der Mensch vermehrte sich stets, breitete sich aus und kolonisierte ganze Kontinente. Weshalb sollte er vor dem Kosmos und der Erforschung neuer Planeten zurückschrecken?

Leider erkennen noch sehr viele Menschen die Bedeutung des Raumfahrtprogramms nicht und sehen in den Aufwendungen, die derzeit dafür verwendet werden, bereits eine zu kostspielige Aufgabe. Sie denken nicht an den Weg in den Weltraum, weil sie immer noch mit ihren kleinen Problemen beschäftigt sind, die ihnen das tägliche Leben präsentiert. Sie sind der Meinung, dass man sich gefälligst erst einmal um unseren Planeten mit all seinen Faktoren zu kümmern habe (Energieprobleme, Umweltverschmutzung, Wirtschaft etc.). Sie verkennen dabei, dass die Lösung vieler Probleme in der Expansion in den Weltraum liegt.

Der Mars - und das ist im Vergleich zu den anderen Planeten unseres Sonnensystems einzigartig - verfügt über alle Ressourcen, die nicht nur für die Erde wichtig wären und das Überleben menschlicher Kolonisten ermöglichen, sondern auch für die Entwicklung einer technischen Zivilisation notwendig sind. Auf dem „Roten Planeten“ finden wir im Permafrost gefrorene Ozeane, außerdem riesige Mengen an Kohlenstoff, Stickstoff, Wasserstoff und Sauerstoff. Sie kommen alle in Formen vor, die wir nutzen könnten, wenn der Mensch nur wollte und innovativ genug denken würde. Mit diesen Ressourcen lassen sich Rohstoffe aller Art herstellen: Nahrung, Wasser, Kunststoffe, Holz, Papier, Textilien und Raketentreibstoff.

Mit dem Lebensraum Erde ist also noch lange kein Ende der evolutionären Bewegung, denn das hieße Stagnation. Und durch Stagnation gäbe es keine

Weiterentwicklung mehr; wir würden in unserem geschlossenen System Erde zum Untergang verurteilt sein, da der Bevölkerungszuwachs und die dafür notwendigen Ressourcen in keinem Verhältnis mehr zueinander stehen: Aussterben wäre die Folge!



Der größte bekannte Vulkan des Sonnensystems, Olympus Mons, aufgenommen von der Marssonde MARS GLOBAL SURVEYOR (26301)

Daher ist der Mars im Grunde unbewusst zu einem evolutionären Hoffnungsträger geworden, denn er eröffnet uns eine neue Welt, die wir nach unseren Vorstellungen und mit unseren Mitteln entsprechend gestalten können. „Terraforming“ und „planet engineering“ sind keine Schlagwörter aus der Science Fiction mehr, sondern offensichtliche Realität und lebenswichtige Vorhaben.

Kolonisieren wir den Mars und mit ihm andere Monde und Planeten, die sich dafür eignen, schaffen wir Menschen uns neue Lebensräume und eine beständige Zivilisation, die nicht nur auf den Planeten Erde beschränkt bleibt, der zudem durch die Besiedlung anderer Welten immens entlastet würde, von dem Abbau neuer Ressourcen auf Planeten, Monden und Asteroiden profitierte und sich außerdem vom ewigen Raubbau regenerieren könnte.

Die logische Konsequenz ist also, alle zur Verfügung stehenden ökologischen Nischen zu nutzen, sofern es unsere Möglichkeiten erlauben.

Es wird uns Menschen letztlich nichts anderes übrig bleiben, als in den Weltraum zu expandieren, das Sonnensystem urbar zu machen und später in die Galaxis aufzubrechen, um diese zu kolonisieren.

Evolution und Expansion sind zwei eng miteinander verbundene Faktoren und demonstrieren uns Plan und Ziel des Lebens!

Reagiert der Großteil der Menschen immer so negativ, wenn es um seine Zukunft geht? Ist die ablehnende Haltung gegenüber der Raumfahrt und deren Nutzen nicht eine moderne Form von weltumspannendem Pessimismus, der unsere Fortentwicklung rapide bremst?

Warum haben Lukian, Kepler, Voltaire von Raumfahrt gedichtet? Weshalb haben die großen Raumfahrtpioniere Ziolkowski, Goddard, Oberth, Esnault-Pelterie in genialer Schau und in mühevoller wissenschaftlicher Kleinarbeit die Grundlagen der Raumfahrt aufgebaut?

Weshalb wurde das vielversprechende Apollo-Mond-Programm abgebrochen, obwohl sich unsere Lehrer der Raumfahrt wie Wernher von Braun und Eugen Sänger für die Weltraumforschung einsetzten?

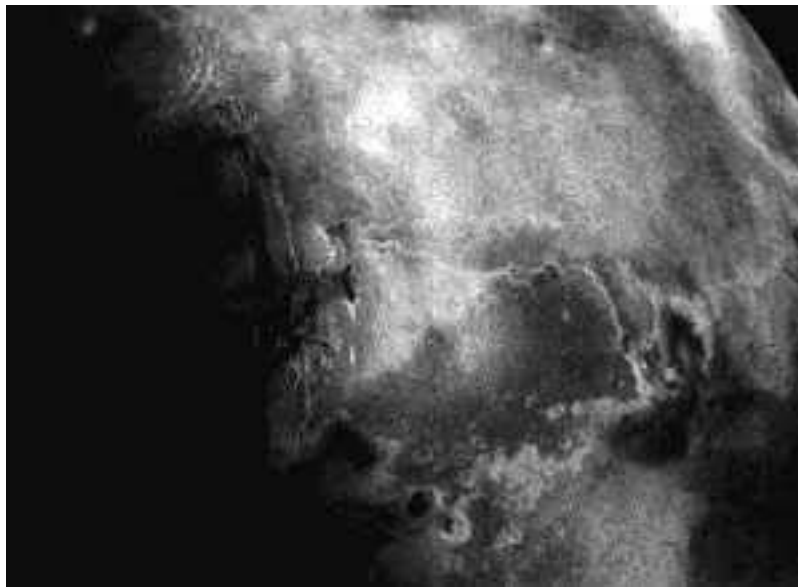
War deren ganze Arbeit völlig umsonst? John S. Lewis schreibt hierzu:

„Auf dem Höhepunkt des Apollo-Programms stellte die NASA die Produktion der Saturn 1- und Saturn 5-Trägerraketen ein.

Mit ihnen verlor die Menschheit die Möglichkeit, Astronauten zum Mond und noch weiter zu schicken. Es begann das enorm teure Space-Shuttle-Programm mit unvergleichlich schwächeren Trägerraketen, mit denen man noch nicht einmal davon träumen könnte, zum Mond zu fliegen. Die letzten drei Saturn 5-Raketen, die fertiggestellt wurden und bereits bezahlt waren, wurden am Marshall Space Flight Center in Cape Canaveral zur Dekoration des dortigen Rasens aufgestellt, wo sie nun vor sich hin rosten und von der Sinnlosigkeit jenes Traumes künden. Nur Staatsregierungen können es sich leisten, jeweils eine Viertel Milliarde Dollar für Dinge auszugeben, die die Funktion von Plastikflamingos erfüllen ... Die Flotte ist zerstört. Die Pläne sind verschwunden.“

Wernher von Braun nahm, im Zuge der Apollo-Missionen und einer fortschreitenden Weltraumforschung, an, dass eine bemannte Marslandung

bereits im Jahre 1986 möglich gewesen wäre. Wir sollten uns schämen, dass neuere NASA-Denkmodelle erst von einer bemannten Landung im Jahre 2018 ausgehen, wobei auch hier wieder verschoben und debattiert wird, als ob es noch Zeit hätte oder gar unwichtig wäre.



Planet Mars, aufgenommen von einer VIKING-Sonde

Die Erde wird im kommenden dritten Jahrtausend mit einer Reihe von akuten Umweltproblemen konfrontiert sein. Die drei wichtigsten betreffen die Energie, die Bodenschätze und die Nahrungsversorgung. Deren Vorräte sind begrenzt, und das Bevölkerungswachstum lässt sich kaum „abschalten“. Weshalb dennoch als Alternativen nie die Raumfahrttechnologie und die Möglichkeiten hierzu in Betracht gezogen werden, durch sie neue Energie- und Rohstoffquellen zu erschließen, bleibt für mich ein unergründliches Rätsel.

Will sich die Spezies Mensch selbst ausrotten? Dann hat sie mit der Entscheidung „Lasst uns auf diesem Planeten bleiben“ ihr Todesurteil gefällt. Es scheint fast eine innere Programmierung der Selbstzerstörung zu sein, Innovationen und neuen Technologien abweisend gegenüber zu stehen. Nur manchmal versucht eine kleine Zahl von Querdenkern, der menschlichen Zivilisation mit logischen Vorschlägen eine Zukunft zu gewährleisten.

Man muss sich bei diesem Thema immer vor Augen halten, dass sich unser Raumfahrtprogramm noch immer in der Pionierzeit befindet, noch sind keine nennenswerten Schritte getan, um den Weg zu den Sternen zu ebnen.

Mehr noch: die meisten von uns sind für eine Raumfahrt großen Stils gar nicht befähigt. Unsere Gesellschaftsstrukturen und sozialen Verhaltensmuster stammen teilweise noch aus der Steinzeit. Daher ist vielfach auch ein Desinteresse gegenüber der Raumfahrt und der damit verbundenen Kolonisierung anderer Planeten - wie dem Mars - zu erklären.

Wie in Entwicklungsländern möglicherweise potentielle Raumfahrtpioniere und

gehemmte fähige Köpfe verborgen sind, die niemals die Möglichkeiten besitzen, ihre Vorstellungen in die Tat umzusetzen und ihre Fähigkeiten zu nutzen, so existiert, insbesondere in unseren Industrieländern, eine unüberschaubare Anzahl von entwicklungshemmenden, wenig evolutionsfördernden Individuen, die keinerlei Sinn für konsequente Weiterentwicklung und neue Erkenntnisse besitzen.

Es mögen die ersten Urkulturen der Menschheit über sehr lange Zeiträume Bestand gehabt haben, daraus ist aber nicht zu schließen, dass nun gerade unsere technische Kultur, die wir in unserer Zivilisation entwickelt haben, über solche Zeiträume Bestand haben wird. Unsere Weiterentwicklung hängt schließlich unweigerlich mit der planetaren Beschaffenheit der Erde zusammen, die wir rapide verändern.

Daher darf unser Wirkungskreis nicht auf diesen Planeten beschränkt bleiben, sondern muss ohne Zweifel ausgedehnt werden, wenn wir eine Zukunft haben wollen, die uns neue Welten und neue Herausforderungen erschließen soll.

Für unsere evolutionäre Fortentwicklung ist der Weg zu den Sternen ein wichtiger Faktor. Somit bin ich der Meinung, dass dieser Grund auch die wichtigste Triebfeder für die Raumfahrt ist. Deshalb müssen wir zum Mars, weil er zum Zeitpunkt einer Kolonisation die Ära einer neuen Menschheit einleiten wird, einer Menschheit, die so weit ins All vorstoßen wird, bis es zu einer Begegnung zwischen uns und anderen intelligenten Wesen kommt.

Es mag durchaus sein, dass wir dies nicht in den nächsten zehn Generationen erreichen, aber vielleicht in den nächsten hundert Generationen. Wir sollten es nur nicht auf die lange Bank schieben. Der Weg zurück zu den Sternen ist unsere Bestimmung, und er führt über den Mars!

Letztlich liegt im fernen Ziel der Begegnung mit anderen Intelligenzen meines Erachtens der letzte Sinn der Raumfahrt. Die Menschheit ist sich dessen nur noch nicht bewusst...

Literaturhinweise und Quellen

Booth, Nicolas: „Die Erforschung unseres Sonnensystems“, München 1996

Braun, Wernher v.: „Bemannte Raumfahrt“, Frankfurt/ M. 1968

Dolezol, Theodor: „Aufbruch zu den Sternen“, Wien 1969

Fiebag, Johannes u. Sasse, Torsten: „Mars - Planet des Lebens“, Düsseldorf 1996

Goldsmith, Donald: „Die Jagd nach Leben auf dem Mars“, Bern 1996

Lewis, John S.: „Unbegrenzte Zukunft - Reichtümer aus dem Universum“, München/ Essen 1998

Metzler, Rudolf: „Stationen im All“, Bayreuth 1974

Puttkamer, Jesco v.: „Jahrtausendprojekt Mars“, München 1997

Ders.: „Raumstationen“, Weinheim 1971

Sänger, Eugen: „Raumfahrt“, Düsseldorf/ Wien 1963

Schultz, Ludolf: „Planetologie“, Basel 1993

Türk, K.H.: „Außerirdische Intelligenz - Realität oder Illusion“, Werenau/N. 1993

Wagner, R. und Zubrin, R.: „Unternehmen Mars. Der Plan, den Roten Planeten zu besiedeln“, München 1997

Wilford, John N.: „Mars - Unser geheimnisvoller Nachbar“, Basel 1992

Abbildungen: NASA

Bewusstsein, Unterbewusstsein, Seele, Verstand — was ist das eigentlich?

© 1999 Gernot L. Geise; veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 32/1999

Wir sind ganz allein für die Gestaltung und den Verlauf unseres Lebens verantwortlich. Wir leben genau so, wie wir es *wollen*, mit allen Vor- und Nachteilen, und mit „wir“ meine ich die Gesamtheit des Individuums: Bewusstsein, Unterbewusstsein, Körper. Nur bedingten Einfluss hat dabei unser Bewusstsein (mit seinem Werkzeug „Verstand“) auf diese Gestaltung, die Hauptgestaltung unseres Lebens besorgt unser Unbewusstes quasi „vollautomatisch“.

Der Verstand ist immer nur eine von mehreren Fähigkeit, ein Werkzeug unseres Bewusstseins. Er ist sozusagen die Spitze des Eisberges, die aus dem Wasser schaut, und die wir bewusst bemerken. Unser Verstandesbewusstsein verhält sich grundsätzlich skeptisch, ungläubig, und zweifelt zunächst einmal alles an.

Die Begriffe Bewusstsein, Unterbewusstsein, Unbewusstes, Geist, Seele, Verstand wurden und werden in vielerlei Publikationen benutzt, doch eine definitive Erklärung dafür findet man kaum, im Gegenteil, oftmals widersprechen sich viele Deutungen, und die Verwirrung der Begriffe erstreckt sich bis in Fachliteratur und Nachschlagewerke hinein. Da auch ich mich mit diesem Thema auseinandergesetzt habe, bin ich der Meinung, dass inzwischen eine gewisse Definition überfällig geworden ist. Allgemein herrscht hier nämlich - ob gewollt oder ungewollt, spielt keine Rolle - ein großes Verwirrspiel und Durcheinander um diese Begriffe, so dass einem Außenstehenden - zunächst - zwangsläufig der Überblick entgleiten muss. Möglicherweise verhält es hierbei ähnlich wie in anderen Sachgebieten auch, dass mehrere Forscher, unabhängig voneinander, an verschiedenen Orten irgendetwas Gleiches herausgefunden haben und dieses jeweils mit eigenen Bezeichnungen versehen haben, die dann allesamt in die Literatur gingen. So kann es dann vorkommen, dass zwei Menschen jeweils einen anderen Begriff benutzen und doch dasselbe meinen, oder umgekehrt.

Wir werden versuchen, diesen Begriffswust auf seine einfache Grundform zu reduzieren, denn: die Natur ist immer einfach. Erst wir Menschen glauben, alles verkomplizieren zu müssen — völlig unnötig.

1. Schritt

Dazu müssen wir zunächst einige Schritte zurückgehen, um Missverständnisse bei den Definitionen zu vermeiden.

Wenn wir die Welt um uns herum betrachten, so sehen wir scheinbar zwei verschiedene Sorten Materie: „belebte“ (beispielsweise Tiere, Pflanzen) und „unbelebte“ (beispielsweise Steine). Hier passiert uns bereits ein erster Denkfehler, denn es gibt gar keine „belebte“ oder „unbelebte“ Materie, sondern nur Materie als eine besondere Art Energie-Aggregatzustand. Was das, was wir „Leben“ nennen, ausmacht, wie es erzeugt wird und durch welche Kräfte oder durch was auch immer Moleküle plötzlich anfangen „zu leben“ - also das zu tun, was wir gemeinhin als „Leben“ bezeichnen -, ist bisher wissenschaftlich noch völlig unklar. Man ist in der Wissenschaft zwar dem „Leben“ schon recht weit auf die Spur gekommen — heißt es —, aber der Auslöser für die Umwandlung von „unbelebter“ in „belebte“ Materie ist bisher weder gefunden worden noch kann dieses Phänomen bislang erklärt werden. Diese „Grauzone“ hat sich denn auch den Religionen angeboten, die hier erfolgreich einen Gott oder ähnliche Wesenheiten agieren lassen.

Der Mensch ist ein höchst kompliziertes, lebendes Ganzes, das sich aus verschiedenen Teilformen zusammensetzt. Allgemein wird hier eine erste Trennung vorgenommen, nämlich eine Drittelung des Menschen in Körper, Geist und Seele. Doch Vorsicht! Hier schleicht sich der nächste Denkfehler ein, denn eine Aufteilung in solche Einzelfaktoren ist eine höchst subjektive, willkürlich angenommene Hilfskonstruktion, die man irgendwann einmal vorgenommen hat, um das Wesen des Menschen besser verstehen zu können. Der Mensch ist immer ein Ganzes und keinesfalls gedrittelt. Er besteht natürlich aus seinem physischen Körper, und er besitzt auch „Geist und Seele“. Doch die angenommenen Grenzen sind fließend, und außerdem ist mit dieser Aufteilung bei weitem nicht alles erfasst. Wenn man hier unbedingt eine willkürliche Untergliederung machen wollte, so dürfte beispielsweise auf gar keinen Fall der psychische („Astral“-) Körper vergessen werden (den auch alle anderen Lebewesen besitzen). Doch auch die Bezeichnung psychischer oder „Astralkörper“ ist irreführend, denn sie gaukelt uns ein energetisches, körperähnliches Etwas vor. Wir werden später darauf zurückkommen.

Der physische, materielle Körper mit seinen „Hilfsaggregaten“, die seine Funktion garantieren, ist eine quasi-materielle Energieprojektion, genau wie es alle Materie um uns herum ist. Diese Energiekonzentration in Form unseres Körpers ist an ein elektromagnetisches, persönliches Identitätsfeld gekoppelt - bzw. das Identitätsfeld an den Körper. Dieses Identitätsfeld wird theologisch als „Seele“ bezeichnet. Das Identitätsfeld enthält unsere Persönlichkeitsstruktur, unseren energetischen Bauplan. Auch darüber später mehr.

Was ist das Bewusstsein?

Was versteht man nun eigentlich unter Bewusstsein? Wörtlich genommen zunächst einmal „sich etwas bewusst sein“. Doch wem „etwas bewusst sein“? Sich? Wer ist das?

Die Psychologie definiert das Bewusstsein als die besondere Art des Erlebens, in der der Mensch seelische Vorgänge als gegenwärtig und in ihrer Zugehörigkeit zum Ich erfährt.

Die Philosophie sieht im Bewusstsein die Gewissheit des Ich selbst im Denken und Wahrnehmen (1). Um es auf einen Nenner zu bringen und verständlich auszudrücken: *Das Bewusstsein ist das, was wir unter unserem „Ich“ verstehen.*

Dann haben wir unseren Verstand. Ist er nicht identisch mit unserem Bewusstsein? Nein! Es ist nur eine *Fähigkeit* unseres Bewusstseins: die Kraft des Menschen, Wahrgenommenes sinngemäß aufzufassen und es zu begreifen und einordnen zu können. Es ist die Fähigkeit, mit Begriffen umzugehen (2), das Urteils- und Kritikvermögen. Unser Bewusstsein nimmt mithilfe seiner *Fähigkeit* „Verstand“ im Regelfall nur das als „wahr“ hin, was es „versteht“, also was ihm logisch und erklärbar nachvollziehbar erscheint. Alle anderen aufgenommenen Informationen bezweifelt es zunächst, wägt sie gegeneinander und gegen Erfahrungswerte oder -Schablonen ab und lehnt sie zunächst einmal kategorisch ab, bis ein Beweis, ein Beleg, dafür vorhanden ist. Das nennt man dann in unserem Sprachgebrauch „Überzeugung“.

Das Unbewusste

Als nächstes haben wir die Gefühlsebene, das Unbewusste. Wie es das Wort schon aussagt, handelt es sich hierbei um das Nicht-Bewusste, also um eine Steuerungsfunktion ohne eigenes Bewusstsein. In der Psychoanalyse (nach **S. Freud**) ist das Unbewusste der Bereich nicht bewusster Prozesse, der vor allem aus Verdrängtem bestehe, wobei das Unbewusste weitgehend dem „Es“ entspreche - was auch immer damit gemeint sein soll. **C. G. Jung** macht hier die Unterscheidung zwischen dem „persönlichen Unbewussten“ (Vergessenes, Verdrängtes usw.) und dem „kollektiven Unbewussten“, das überindividuelle menschliche Uerfahrungen enthalte (3). Ich meine, dass hier ein fließender Übergang besteht und dass man das Unbewusste nicht zwangsläufig noch weiter unterteilen muss.

Natürlich muss zwischen einem persönlichen und dem kollektiven Unbewussten unterschieden werden, jedoch nur in der Art, dass das persönliche Unbewusste zu unserer eigenen, persönlichen Identität gehört, während das kollektive, als sogenanntes Kollektiv- oder Artenbewusstsein, völlig persönlichkeitsunabhängig ist. Man hat herausgefunden, dass jede Spezies auf unserer Erde ein eigenes Artenbewusstsein besitzt.

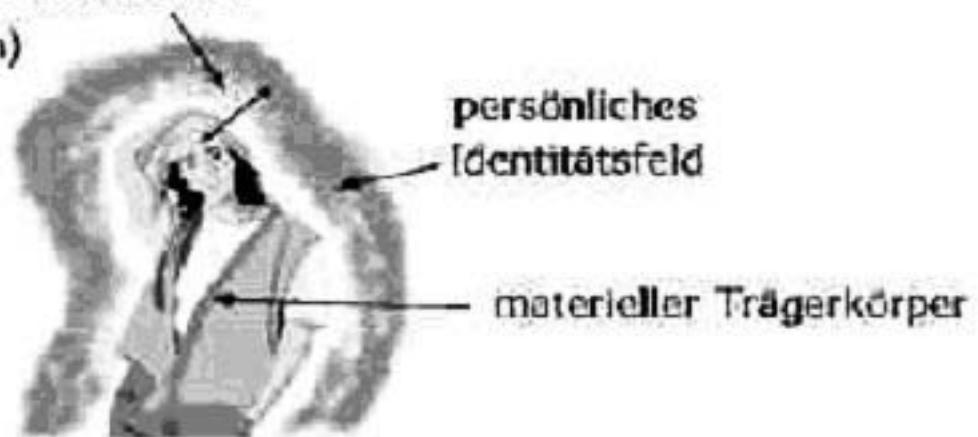
Das persönliche Unbewusste wird, zusammen mit dem Bewusstsein, mit dem Tod seines Trägerkörpers frei und geht wieder in das kollektive Artenbewusstsein auf, aus dem es ursprünglich stammt. Das Artenbewusstsein ist also wie ein großes Sammelbecken vorstellbar, das sich normalerweise weitgehend passiv verhält. Es übt jedoch einen Einfluss auf jedes ihm zugehörige Lebewesen aus, indem es als „Informationspool“ als

gigantischer Datenspeicher artspezifisches Wissen enthält, das von den Angehörigen der jeweiligen Art (bewusst oder unbewusst) jederzeit abgefragt werden kann. Das Unbewusste eines jeden Lebewesens steht in ständigem Kontakt mit dem Artenbewusstsein und holt sich „vollautomatisch“ die jeweils benötigten Verhaltensmuster. Umgekehrt meldet es eigene neue Erfahrungswerte sofort zurück, womit diese den anderen Angehörigen der Art zeitgleich zur Verfügung stehen.

Das Artenbewusstsein wird auch als Kollektivbewusstsein oder kollektives Unbewusstes bezeichnet. Wie unser persönliches Identitätsfeld ein Teil des Artenbewusstseins ist, ist dieses ein Teil des Überbewusstseins, wobei das Überbewusstsein auch als morphogenetisches Feld, morphische Felder (Sheldrake) u.ä. bezeichnet wird.

Wie das Artenbewusstsein die einzelnen Identitätsfelder der verschiedenen Spezies umfasst, bildet das Überbewusstsein für die einzelnen Artenbewusstseine eine Art Sammelbecken. So gesehen könnte man hier - um es anschaulich zu machen - von einem hierarchischen Aufbau reden.

**interaktives Zusammenspiel
zwischen Identitätsfeld und
Körper (Gehirn)**



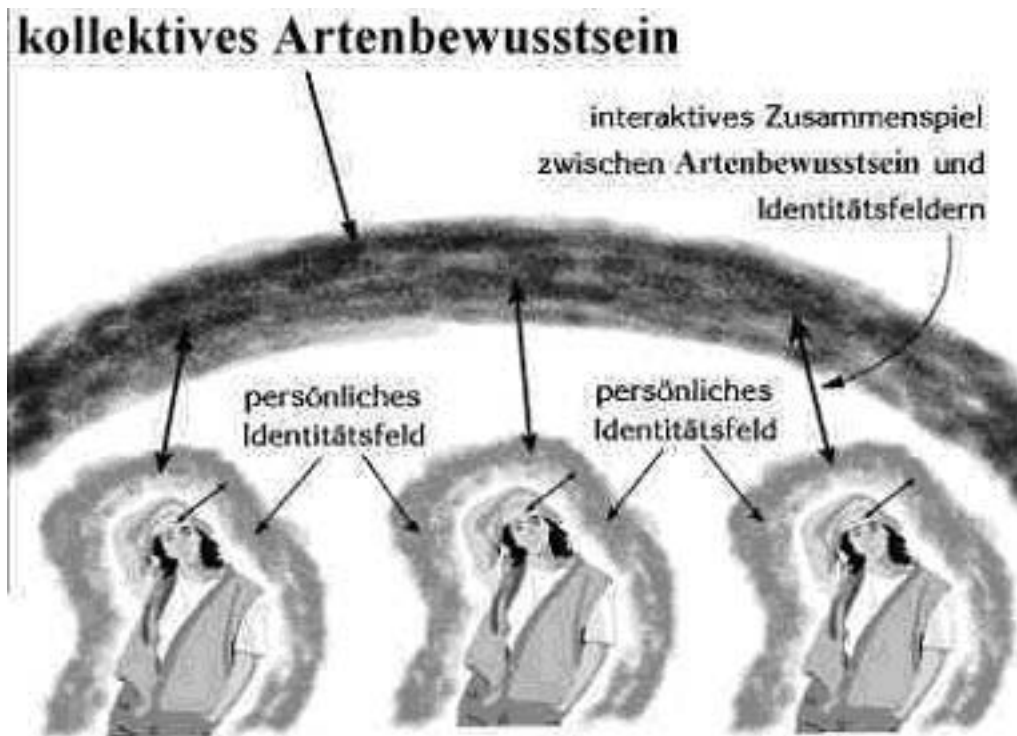
Oben:

Der menschliche Körper als materieller Trägerkörper des persönlichen Identitätsfeldes (auch Aura, Seele, Astralkörper genannt) befindet sich in einer ständigen Interaktion mit diesem. Durch das Zusammenspiel zwischen diesen beiden energetischen Erscheinungsformen (materieller Körper und energetisches Identitätsfeld) entsteht ein spannungsähnlicher Zustand, den wir mit unserem persönlichen Bewusstsein identifizieren. Dabei ist unser Verstand eine Fähigkeit des Identitätsfeldes und unser Gehirn das Werkzeug dazu, um die Fähigkeit des Verstandes einsetzen zu können.

Unten:

Schematische Darstellung des kollektiven Artenbewusstseins (auch Kollektivbewusstsein oder morphisches Feld genannt). Es ist, wie es der Name schon ausdrückt, das Gesamtbewusstsein einer Art oder Gattung.

Auch hier findet ein kontinuierliches interaktives Zusammenspiel zwischen den einzelnen Identitätsfeldern und dem Artenbewusstsein statt. Mit dem Tod eines Trägerkörpers wird das dazugehörige Identitätsfeld wieder in das Artenbewusstsein aufgenommen, bis ein neuer Trägerkörper zur Verfügung steht. (Zeichnungen: Geise)



Zurück zu uns. Unser Unbewusstes kennt kein wahr/unwahr oder richtig/falsch, so wie wir verstandesmäßig, rein subjektiv, Klassifizierungen vergeben. Seit unserer Geburt registriert es alle Informationen, die in irgendeiner Art über das Hilfswerkzeug „Gehirn“ mit seinen „Sensoren“ geliefert werden und speichert sie. Manche vertreten die Meinung, diese Informationen seien in der Aura gespeichert. Diese Ansicht kann mich jedoch nicht überzeugen. Eine rein energetische, körperbezogene Informationsspeicherung erscheint mir hier fehl am Platz, weil nicht nötig. Logischer scheint mir zu sein, dass hier der angeblich ungenutzte Teil unseres Gehirns als *Zwischenspeicher* Verwendung findet. Man darf nicht vergessen, dass die Natur immer so einfach, unkompliziert und effektiv wie möglich handelt. Und in unserem persönlichen Fall widerspräche eine energetische Informationsspeicherung aufwandsmäßig der „Verhältnismäßigkeit der Mittel“. Es entspräche etwa den berühmten Kanonen, mit denen man auf Spatzen schießt. Es widerspricht jedoch nicht der These, dass unser Arten- oder Gruppenbewusstsein Zugriff auf diese Informationen hat, denn sie sind energetisch abrufbar.

Unser Unbewusstes bemüht sich — in Form des Unterbewusstseins — immer optimal zu handeln - sofern das Bewusstsein mit seinem dominierenden Verstand das zulässt. Die ihm laufend übermittelten Informationen vergleicht es dabei zum einen mit den gesammelten persönlichen Erfahrungswerten und den im Laufe des Lebens gebildeten Erfahrungsschablonen, zum anderen mit der „Datenbank“ des Artenbewusstseins, und über dieses wiederum mit der

des Überbewusstseins, wobei es ergänzend, interaktiv, auf dieses Wissen zugreift. Hierbei handelt es sich tatsächlich um rein energetische Informationsspeicher. So kann es vorkommen, dass unser Unbewusstes Dinge wissen kann, die wir - vom Verstandesbewusstsein her, das heißt: bewusst und aufgrund unserer persönlichen Erfahrungswerte - überhaupt nicht wissen können. Das ist einer der Gründe, dass unser verstandesmäßiges Bewusstsein oftmals die Hinweise unseres Unbewussten anzweifelt und ignoriert, weil ihm (bewusste) Vergleiche und Erfahrungen dafür fehlen.

Mit dem psychologischen Terminus „Unterbewusstsein“ - so heißt es - werden jene Bereiche des Bewusstseins bezeichnet, die der rationalen Kontrollierbarkeit entzogen sind, und die sich beispielsweise in Fehlleistungen oder in Träumen manifestieren. Teilweise ist Unterbewusstsein auch ein Synonym für Unbewusstes (4), denn es besitzt kein eigenes Bewusstsein. Das Unbewusste arbeitet - um die Computer-Terminologie zu verwenden - im Hintergrund, d.h. ohne bewusste Kontrolle durch unser Bewusstsein. In dieser Funktion steuert es beispielsweise auch die wichtigen unwillkürlichen Funktionen des Körpers wie Herzschlag, Blutdruck oder die Tätigkeiten der einzelnen Organe und Drüsen (beispielsweise Hormonausschüttungen). Diese Funktionen sind automatisierte Abläufe, die nicht über das Bewusstsein gesteuert werden. Das kann man daran erkennen, dass durch bestimmte Experimente der Blutkreislauf beeinflusst, der Herzschlag verlangsamt oder beschleunigt, die Tätigkeit von Organen oder Drüsen verändert, die Körpertemperatur gesenkt oder erhöht werden kann.

Unser Bewusstsein ist durch seine Fähigkeit, das Hilfsmittel Verstand einzusetzen, überaus skeptisch veranlagt. Und diese Skepsis kommt uns oft genug teuer zu stehen. Wir sollten es endlich einmal lernen, dem eigenen Unbewussten zu vertrauen, denn es belügt und betrügt uns nicht! Es will für uns immer nur das Beste. Allerdings müssen wir wachsam sein, dass keine Fehlprogrammierung durch äußere Einflüsse vorgenommen wird. Denn es ist ein kosmisches Gesetz: Wenn wir selbst unser Unterbewusstsein nicht darauf programmieren, was es tun soll, dann tun es andere Menschen! Das Unbewusste reagiert auf alle Informationen, egal, wer ihm diese Informationen gibt (5). Und diese setzt es konsequent als „wahr“ um.

Dass wir mit unseren Gedanken - also bewusst - durchaus auf unser Unbewusstes einwirken können, zeigen beispielsweise die menschlichen Verhaltens- und Charakterstörungen, Neurosen, Psychosen oder psychosomatische Erkrankungen. An allen diesen Fehlfunktionen ist das Unbewusste maßgeblich beteiligt, weil zu irgendeinem Zeitpunkt eine Fehlprogrammierung passiert ist.

Verstand und Gefühle

Es wird immer viel von der sogenannten Verstandesebene und von der Gefühlsebene geredet. Was hat man eigentlich darunter zu verstehen?

Wie schon erwähnt, ist der Verstand die *Fähigkeit* unseres Bewusstseins, logische Denkvorgänge durchzuführen, d.h. die Fähigkeit des analytischen Denkens und Urteilens. In der Philosophie **I. Kants** ist es — im Gegensatz zur mittelalterlichen Hierarchie — die der Vernunft, der Erkenntnis der prinzipiellen Bedingungen des Handelns untergeordnete Grundlage der Begriffsbildung (6).

Um seine Funktion ausführen zu können, benutzt unser Bewusstsein als Werkzeug unser *Gehirn* mit seinen Sensoren. Dieses fungiert computerähnlich als eine Art universelle Schaltzentrale in seinem Trägerkörper und steuert durch das Unbewusste (fast) vollautomatisch die lebenswichtigen Körperfunktionen. In seinem relativ groß angelegten „Datenbankbereich“ finden die sogenannten Denkvorgänge - oder wenigstens der rationale Teil davon - in Form von Rechenfunktionen und -Verknüpfungen statt. Der eigentliche „bewusste“ Denkvorgang jedoch findet im Identitätsfeld, der sogenannten „Aura“ (nicht zu verwechseln mit dem auraähnlichen Biophotonenfeld) statt, während das körpereigene Gehirn hier „nur“ die Daten-Zulieferung aus seiner materiellen Umgebung übernimmt.

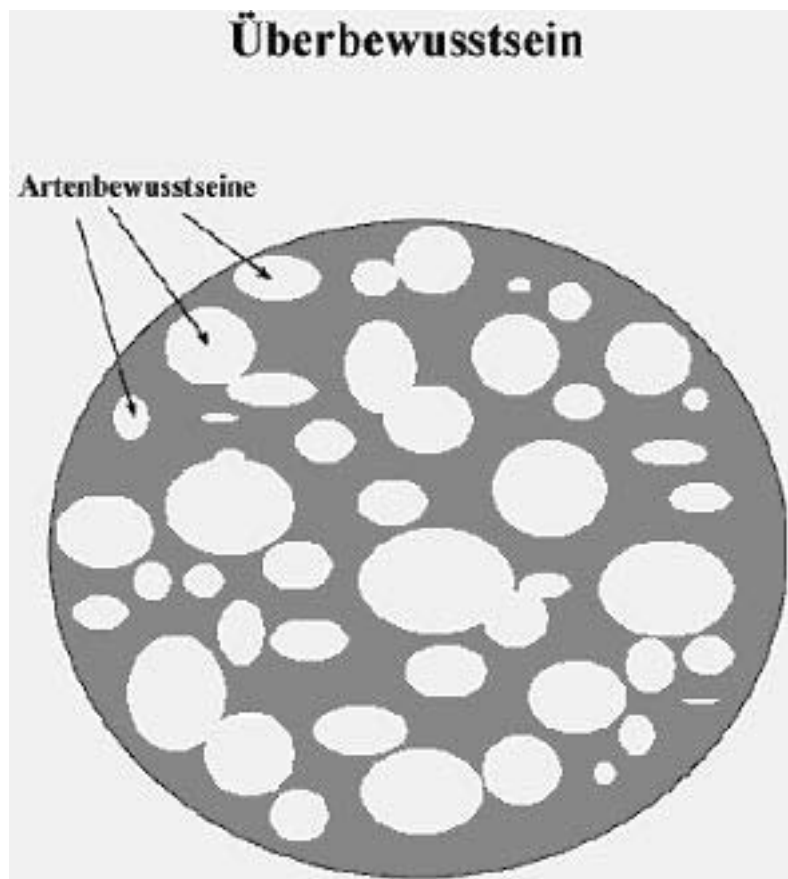
Wir sehen: mithilfe des Verstandes bedienen wir (unser Bewusstsein) unser Werkzeug Gehirn, um (mit seinen vorliegenden „Daten“) logische Ergebnisse „errechnen“ zu können.

Was ist nun mit dem „Gefühl“, und wie passt es in das geschilderte Bild? Dazu muss zunächst einmal festgehalten werden, dass die Bezeichnung „Gefühle“ ein Sammelbegriff für unterschiedlichste Dinge ist. Im Lexikon wird Gefühl definiert als ein Grundphänomen des individuellen, subjektiven Erlebens einer Erregung (Spannung) oder Beruhigung (Entspannung). Gefühle sind demnach Erlebnisse wie Freude, Liebe, Trauer, Ärger, Zorn, Aggression, Besorgnis, Antipathie, sie sind jeweils mehr oder minder deutlich von Lust oder Unlust begleitet. Ein Gefühl hängt immer eng mit der Tätigkeit des vegetativen Nervensystems zusammen. Die physiologischen Begleiterscheinungen sind hierbei beispielsweise Änderungen der Puls- und Atemfrequenz oder des Volumens einzelner Organbereiche (7).

Wir kennen verschiedene Arten von „Gefühlen“, die sich durchaus nicht gleichen, auch nicht in ihrer Herkunft. Reellerweise müsste man hier eine komplette Neudefinierung vornehmen, was jedoch - da die alten Definitionen nicht automatisch „gelöscht“ werden - nur zu einer Vergrößerung der bereits bestehenden heillosen Verwirrung beitragen würde.

Zunächst haben wir die Rückmeldungen unserer einzelnen körpereigenen Sinnesorgane (Geschmack, Schmerzen, aber auch optische oder akustische Eindrücke, usw.). Die „Gefühle“, die durch diese Organe erzeugt werden, sollte man vielleicht besser „Empfindungen“ nennen. Sie sind letztendlich reine elektrische Reizimpulse, die von unseren Sinnesorganen in Form von sensorartig aufgenommenen Reizungen über die Nervenleitungen zu unserer Schaltzentrale „Gehirn“ geleitet werden, wo die Auswertung (und anschließende Reaktion) erfolgt.

Eine ganz andere Art von Gefühlen stellen die abstrakt empfundenen Gefühle wie Liebe, Wut, Trauer usw. dar. Bei dieser Art von Gefühlen (die man besser als Emotionen bezeichnet) handelt es sich (zunächst) nicht um elektrische Impulse, die von irgendwelchen Sinnesorgan-Sensoren erzeugt werden, sondern um eine Reaktion auf chemische Substanzen (Hormone u.a.), die vom Gehirn (mithilfe der entsprechenden Drüsen), aufgrund vorliegender „Informationsdaten“, erzeugt werden.



Schematische Darstellung des Überbewusstseins (auch Überintelligenz, morphisches Feld, Akasha-Chronik u.ä. genannt). Es ist eine Verkettung aller Artenbewusstseine.. Auch hier findet, wie im kleineren Maßstab bei den Artenbewusstseinen oder bei den Identitätsfeldern, ein interaktives Zusammenspiel (Kommunikationsaustausch) zwischen den einzelnen Artenbewusstseinen und dem Überbewusstsein statt. Ob es „darüber“ eine weitere Zusammenballung - von Überbewusstseinen - gibt, ist bisher nicht bekannt, vorstellbar wäre es jedoch. Beim Erlöschen einer Art (Aussterben) geht das dazugehörige Artenbewusstsein im Überbewusstsein auf. (Zeichnung: Geise)

Was sind Emotionen?

Hierbei ist es vielleicht nicht verkehrt, etwas tiefer in die Materie einzusteigen, um die Zusammenhänge besser verstehen zu können. Wie

schon früher dargelegt, ist unser Gehirn sehr komplex, mit unzählig vielen Funktionen. Um diese ausführen zu können, besitzt es u.a. an der Oberfläche der Neuronen (8) Rezeptoren (9), die mithilfe von Neurochemikalien agieren und reagieren. Das heißt, Denkvorgänge sind im Prinzip das Ergebnis von chemischen Reaktionen. Die Neurochemikalien sind u.a. körpereigene, opiatartig wirkende Substanzen, die sogenannten „endogenen Morphine“ (10) oder „Endorphine“ (11). Diese Chemikalien binden sich an die verschiedenen Rezeptoren. In den Neuronen des Gehirns wird beispielsweise die chemische Substanz Beta-Endorphin produziert. Sie besteht aus Peptiden (12), die direkt der DNA (13) entwachsen, es handelt sich also um ein Neuropeptid. Die DNA produziert übrigens auch die aus dem gleichen Peptid-Material bestehenden Rezeptoren.

Die Neuropeptide sind also die Signalmoleküle, die den gesamten Informationsprozess im Körper steuern und durchführen. Die Rezeptoren sind die Empfänger, die diese Informationen aufnehmen.

Interessant ist übrigens, dass nach neueren wissenschaftlichen Erkenntnissen keine strenge Unterscheidung mehr gemacht werden kann zwischen dem Gehirn und seinem dazugehörigen Körper! Mit anderen Worten: man hat inzwischen bemerkt, dass der Denkvorgang durchaus nicht nur auf den kleinen Fleischklumpen im Schädel beschränkt ist, sondern im gesamten Körper stattfindet. Darauf ist man gekommen, weil im gesamten Körper Neuropeptid-Rezeptoren vorhanden sind (14), während man bisher annahm, dass diese nur im Gehirn vorhanden seien (15). Die Ansicht, dass nicht nur das Gehirn zum Denken da ist, wurde und wird von östlichen Lehren zwar schon immer vertreten, allerdings verlagern diese den Denkvorgang noch weiter in den feinstofflichen Körper des Menschen.

Neuropeptid-Rezeptoren stellen die physiologische Basis der Emotionen dar. Es ist also doch etwas Wahres daran, wenn man von dem „Gefühl des Herzens“ oder vom „Bauchgefühl“ redet. Überhaupt verwischen sich die bisher so scharf abgegrenzten Funktionen zwischen den einzelnen Körperorganen mehr und mehr, je weiter die Wissenschaft in der Lage ist, sie zu entschlüsseln. So hat man inzwischen herausgefunden, dass beispielsweise auch unser Gehirn Insulin (das nicht nur ein Hormon, sondern auch ein Neuropeptid ist) produziert und lagert, während man bisher immer annahm, dass es ausschließlich in der Bauchspeicheldrüse hergestellt werden würde (16). Wenn also bei einem Menschen eine Störung des körpereigenen Insulinhaushaltes vorliegt, so sollte man zunächst einmal nach einer *psychischen* Störung suchen!

Emotionen werden also durch chemische Substanzen ausgelöst, die man inzwischen nachgewiesen hat. Es ist sogar inzwischen gelungen, sie teilweise künstlich herzustellen. So hat man bereits nachweisen können, dass beispielsweise auch die Empfindung „Liebe“ nichts weiter ist als die körpereigene Reaktion auf die Ausschüttung bestimmter Hormone. Künstlich erzeugte „Liebes“-Hormone wurden testweise bei Versuchspersonen angewendet und erzielten exakt die selben Auswirkungen wie „echte“ Liebe. Damit ist jedoch noch lange nicht geklärt, welcher Auslöser für die Erzeugung

der „Liebes“-Hormone infrage kommt.

Jede chemische Reaktion erzeugt gleichzeitig elektromagnetische Impulse, und somit erkennen wir, auf welche Weise unser Gehirn die empfundenen Gefühle auswertet und einordnet.

Wir sehen: Gefühle und Emotionen lassen sich (heute) durchaus auch künstlich erzeugen (wobei wir es hier dahingestellt sein lassen wollen, ob ihre Anwendung wünschens- oder erstrebenswert ist). Gefühle aufgrund von Sinnesorgan-Rückmeldungen sind elektrische Impulse, und abstrakte Gefühle - Emotionen - sind chemische Vorgänge in unserem Körper. Es ist überhaupt nichts Geheimnisvolles daran.

Warum erleben wir aber hin und wieder eine Konfliktsituation zwischen der (rationalen) Verstandes-Ebene und der Gefühls-Ebene? Das mag zum Teil an unserer „Hardware“, dem Gehirn, liegen, zum anderen Teil an der „Software“, den verschiedenen Gefühlseindrücken, die anscheinend nicht so richtig „kompatibel“ sind.

Das Gehirn, nicht nur als Rechenzentrum, sondern auch als Koordinationszentrum unseres Körpers, muss Höchstleistung leisten, um alle geforderten Funktionen zufriedenstellend erfüllen zu können. Nach wissenschaftlicher Terminologie ist das Gehirn aufgeteilt in eine linke und rechte Seite, wobei man durch Versuche und Tests festgestellt hat, dass eine Seite die Gefühlsebene kontrolliert und die andere Seite für die logischen Denkvorgänge zuständig ist. Wissenschaftlicherseits wird hier vom somatisch-sensorischen bzw. vom motorischen Rindenfeld geredet. Natürlich beschränken sich die Funktionen der beiden Gehirnhälften nicht nur auf diese beiden angeführten, der Aufbau und die Funktion ist selbstverständlich wesentlich komplizierter. Auf jeden Fall ist es eine gigantische Leistung, die beiden völlig verschiedenen Vorgänge „Logik“ und „Gefühl“ zu koordinieren. Aus diesem Grund ist es auch nicht verwunderlich, wenn bei dem einem Menschen die eine, beim nächsten die andere Gehirnhälfte (sprich: Ebene) dominiert. Letztendlich sind jedoch *alle* Denkvorgänge unseres Gehirns, ob rational oder gefühlsbetont, reine elektromagnetische Impulse. Doch auch hier verwischen sich, nach letzten Erkenntnissen, immer mehr die Zuständigkeiten der beiden Gehirnhälften. Die eine Hälfte (beispielsweise nach Operationen) kann durchaus auch Funktionen der anderen Hälfte übernehmen und umgekehrt. Und wie erklärt man das „normale Funktionieren“ bei Menschen, die — durch Unfall oder von Geburt an — kein oder kaum ein Gehirn haben? Solche Fälle sind zwar Ausnahmen, aber dokumentiert! Dieses Funktionieren ist, schlicht gesagt, bisher nicht erklärbar.

Der Geist

Was ist unter „Geist“ zu verstehen? Laut Definition versteht man darunter die in Form des denkenden und wollenden Bewusstseins über das Sinnliche und Materielle hinausreichende Dimension des menschlichen Seins (17). Es ist also

eine andere Bezeichnung für das über der Gefühlsebene stehende Bewusstsein, wobei ich mich dieser Definition nicht anschließen kann, weil nach meinen Erkenntnissen das Bewusstsein und die menschliche Gefühlsebene nicht voneinander zu trennen sind. Interessant ist eine Definition, wonach der „Geist“ aufgebaut sei aus Informationen, die zum einen ihre physikalische Grundlage im Körper und im Gehirn haben, zum anderen ihre immaterielle Grundlage im Energiefluss innerhalb des Körpers (18). Um es verständlich auszudrücken: Geist ist im Prinzip dasselbe, was wir unter Bewusstsein verstehen. Es kommt zustande durch den Energiefluss zwischen grob- und feinstofflichem Körper und verwendet das Gehirn **und** den Körper zur Durchführung seiner Denkvorgänge.

Seele

Nach der Religionsgeschichte ist die Seele das geistige, lebensspendende Prinzip im Menschen. Der Seelenglaube ist weltweit verbreitet. Die christliche Theologie sieht die Seele als von Gott geschaffene geistige und unsterbliche Wesensform des Menschen an, die seine unverwechselbare Individualität bestimme. Neben dem Glauben an die Menschenseele besteht derjenige an eine Weltseele. Er findet sich im Platonismus und Neuplatonismus sowie in der Stoa und in verschiedenen Richtungen des Pantheismus (19).

Was ist nun das, was von theologischer Seite mit „Seele“ bezeichnet wird? Es ist identisch mit dem elektromagnetischen persönlichen Identitätsfeld, in dessen Mitte sich der materielle Körper befindet. Dieses persönliche Identitätsfeld ist (da elektromagnetischer Natur) durchaus messbar und kann auch sichtbar gemacht werden. Man bezeichnet es auch als Aura (nicht zu verwechseln mit der Biophotonenstrahlung!). Manche sensitiv begabte Menschen können dieses Feld sehen, z.T. auch farblich, wobei ich mir nicht sicher bin, ob hier nicht wiederum „nur“ das Biophotonenfeld gesehen und falsch gedeutet wird.

Ein Identitätsfeld ist jeweils an einen Körper gebunden und wird im Regelfall erst wieder freigesetzt, wenn mit dem Tod die Funktion seines Trägerkörpers erlischt.

Jedes der elektromagnetischen „Seelen“-Felder besitzt ein eigenes Identitätsmuster, das die individuelle Persönlichkeit und den „Bauplan“ des einzelnen Menschen enthält. Ein solches elektromagnetisches Identitätsfeld lässt sich übrigens - wie jedes elektromagnetische Feld - nicht nur mental, sondern auch mit technischen Mitteln beeinflussen und sogar zerstören (im Sinne von: in eine andere Energieform umwandeln), womit seine Existenz als „Seele“ erlischt.

Das Identitätsfeld ist zwar natürlicherweise an einen Trägerkörper gebunden, es kann jedoch auch willentlich diesen Körper verlassen („Out-of-Body“) oder in einen anderen Trägerkörper hineinprojiziert werden. Dieser Vorgang ist nicht nur auf „natürliche“ Art möglich, sondern lässt sich heute bereits mit

technischen Mitteln durchführen. Die entsprechenden technischen Voraussetzungen sind in den USA bereits im Einsatz. Ziel der diesbezüglichen Forschungen war jedoch nicht der Nachweis einer „Seele“ als Bestandteil des Menschen, sondern die technische Beeinflussung und Manipulation im Sinne einer geistigen Beherrschung. Im Zuge dieser Forschungen wurden Techniken entwickelt, um das persönliche Identitätsfeld nach Belieben beeinflussen und manipulieren zu können. Die Forschungen basieren teilweise auf den Erkenntnissen von Nikola Tesla. Geräte zur Manipulation der menschlichen Identitätsfelder sind - u.a. in Satelliten - heute schon im Einsatz und funktionieren offensichtlich hervorragend. Doch das ist ein anderes Thema.

Anmerkungen

1 Meyers Lexikon.

2 Duden-Bedeutungswörterbuch.

3 ebd.

4 Enkelmann, S. 14.

5 ebd.

6 Meyers Lexikon.

7 ebd.

8 Neuronen sind Nervenzellen.

9 Rezeptoren [lat.], die für den Empfang bestimmter Reize empfindlichen Einrichtungen einer lebenden Zelle (oder eines Organs). Nach Art der adäquaten Reize unterscheidet man u. a. Chemo-, Osmo-, Thermo-, Mechano-, Photo-, Phono-Rezeptoren, nach der Lage im Organismus Extero-Rezeptoren (an der Körperperipherie; zur Aufnahme von Außenreizen) und Entero-Rezeptoren (im Körperinnern). (Meyers Lexikon)

10 Morphin (Morphium) [griech.], neben Noscapin das Hauptalkaloid des Opiums; kristalline, stark basisch reagierende Substanz, die in der Medizin als starkes schmerzlinderndes Mittel eingesetzt wird; wirkt zusätzlich beruhigend und häufig euphorisierend sowie angstlösend. (Meyers Lexikon)

11 Endorphin [Kunstwort aus Endo- und Morphin], körpereigener Eiweißstoff (Hormon), der schmerzstillend wirkt. (Duden, Das Fremdwörterbuch)

12 Peptide [griech.], durch [Poly]kondensation von Aminosäuren, d. h. durch Reaktion der Aminogruppe einer Aminosäure mit der Carboxylgruppe einer anderen entstehende Verbindungen mit der charakteristischen Peptidbindung -CO-NH-, die in der Natur weitverbreitet vorkommen. (Meyers Lexikon)

13 DNA, Abk. für engl. Desoxyribonucleic acid (DNS). DNS (Abk. für Desoxyribonukleinsäure); in allen Lebewesen vorhandener Träger der genetischen Information mit der Fähigkeit zur Autoreduktion (DNS-Replikation); Molekülmasse 6-10 Mio.; besteht aus zwei spiralig angeordneten Ketten von Nukleotiden, die durch vier verschiedene, sich in unterschiedlicher

Reihenfolge wiederholende Basen über Wasserstoffbrücken (in der Kopplung Adenin-Thymin und Guanin-Zytosin) miteinander verbunden sind. Die Basenfolge bestimmt dabei den genetischen Code (Proteinbiosynthese). (Meyers Lexikon)

14 Bambeck/Wolters, a.a.O.

15 Bambeck/Wolters, S. 340 ff.

16 ebd.

17 Meyers Lexikon A-Z

18 Berger, L./Pieper, W.: „Brain Tech/Das Buch“, Löhrbach 1989; zitiert in Bambeck/Wolters.

19 Meyers Lexikon A-Z.

Literatur

Joern J. Bambeck/Antje Wolters: „Brain Power“, München 1991.

Norbert Claßen: „Das Wissen der Tolteken“, Fischer-TB.

Duden, Das Bedeutungswörterbuch, Mannheim 1993.

Nikolaus B. Enkelmann: „Sei Du selbst“, Landsberg am Lech 1987.

Meyers Lexikon, Das Wissen A - Z, Mannheim 1993.

Preston B. Nichols/Peter Moon: „The Montauk Project“, Kempton, USA 1994.

Therapy Products International (Hrsg.): „Entspannt und unbeschwert“, Landsberg am Lech 1988.

Gernot L. Geise

Unsere Existenz: Nur ein Traum?

273 Seiten, 35 Abb., Hardcover

ISBN 3-89539-616-8

Michaels-Verlag, Edition EFODON

EFODON, Synesis Nr. 1/2006



1
1. Jahrgang, Nr. 01
1200 / 1200

ISSN 0945-1366

Synesis

EFODON e.V.
 Fachverband Gesellschaft für interdisziplinäre Technologie- und Kulturgeschichte der Wissenschaft

Der Speer des Logginus im Spiegel der Zeit

Die absolute Kontrolle rückt näher

Wie nit ist das Schweifbuch Jesu wirklich?
Neue Schulfolgerungen aus den jüngsten Forschungsergebnissen

Vom Prinzip biblischer Zahlensymbolik

Das dunkle Zeitalter und die „Erdställe“

Heute wollen wir mal enthüllen!

Leben heute noch Saurier?

Kataklysmen und Großsteinanlagen

Ein „Megalithgrab“ bei Staßburg

Das dunkle Zeitalter:

Als die Menschheit ohne Sonne lebte




Fehlerhafte Datierungen?

Mu gefunden? Neues über die „verstärkte“ Kultur im Pazifik

Der Speer des Longinius im Spiegel der Zeit

© 1999 Heinz Günther Birk; veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr.
31/1999

Wer kennt nicht die zahlreichen alternativen Schilderungen, besser „Irrungen und Wirrungen“ beim Versuch, in den verschiedenen Evangelien mehr über den Lebens- und Leidensweg des Jesus von Nazareth zu erfahren (1). Dies beginnt schon bei den Synoptikern (2) und steigert sich im 4. Evangelium, dem des Johannes, hin zu einer Art Labyrinth im Kopf des Lesers! Überhaupt, dieses Evangelium des Johannes führte schon seit den Anfängen der Ur- und Frühkirche zu Schwierigkeiten im Hinblick auf die Frage, ob es zum Kanon der Bibel gehöre oder nicht. Dies sei immerhin das eindeutig jüngste, dazu noch gnostisch-hellenistisch „gefärbte“ Evangelium des Neuen Testamentes. Selbst profunde Gegenstimmen, nicht zuletzt von den im Wadi Qumran im Jahre 1948 gefundenen gleichnamigen Rollen ausgehend, haben bis dato diese Theorien ernsthaft ins Wanken gebracht (3).



Abb. 1: Mosaik aus dem Dom zu Schleswig

*„Vor allem das Studium der gefundenen Qumranschriften macht eine schon überfällige Neuinterpretation der neutestamentlichen Evangelien notwendig. Es muss vor allem Schluss sein mit der immer noch vertretenden Auffassung, das Johannesevangelium sei das jüngste, gnostischste und hellenischste. Gerade das Studium der Qumranrollen zeige deutlich, dass das Johannesevangelium in die **tiefste Tradition** hineingehört.“ (4, 5)*

So der Oxford-Gelehrte und „Qumraneditor“ der ersten Stunde, Prof. John Marco Allegro, in einem Interview für die britische BBC im Jahre 1956!

Das Problem für Theologie und Bibelhistorik einst und jetzt sind die zahlreichen Exklusivberichte des Johannes. So „verlegt“ der bis heute nicht genau identifizierte Autor gar das Pessahfest auf die Wochenmitte, berichtet von der Hochzeit von Kana, was immer wieder zu Diskussionen um eine Familie Jesu, bis hin zu allen möglichen genealogischen Nachfahren, führt (6). Das hierin geschilderte Verwandeln von Wasser in Wein lässt gewisse „Bauchschmerzen“ nachempfinden. Schon dass die Mutter Jesu ihren Sohn darum bittet, „*schau, die Gäste haben nicht Wein*“, sorgt für eine immer wieder neu aufflammende Debatte. Die Sorge um das leibliche Wohl der Gäste obliegt seit alters her den Eltern von Braut und Bräutigam. Das Verwandeln von Wasser in Wein klingt natürlich kaum zufällig nach griechischen, wenn nicht gar gnostischen Lehrbildern. Schon zu Zeiten der Frühkirche, von den Kirchenvätern als gefährliche Häresie verdammt, erscheinen die Äußerungen des Johannes so gefährlich. Nimmt man dann die ebenfalls exklusive Schilderung der Erweckung des Lazarus von den Toten hinzu, erkennt man die Brisanz. So berichtet der Koran, das heilige Buch des Islam (7), laut der Lehre vom Engel Gabriel dem Propheten Muhammad überbracht, über Isa Ibn Mariyam (8).

Dieser sei gemäß der Sure 23,51 nicht gekreuzigt worden (Er erschien ihnen nur gleich), sondern zusammen mit seiner Mutter von „uns“, auf eine Höhe mit fließenden Quellen, in Sicherheit gebracht worden (9). Noch sehr viel „verdächtiger“ jedoch ist der Isa, welcher an der sogenannten Südkaaba (10), etwa sechshundert Kilometer südlich des eigentlichen Heiligtums des Islam, Mekka, verehrt wurde. Dieser Isa, eher als Al Ban Isa der Forschung bekannt, wurde dort noch bis ins 9. Jahrhundert hinein von paganen, nomadisierenden Hirtenstämmen der arabischen Halbinsel verehrt (11). Von Hirtenvölkern, welche sich als genealogische Nachfolger „Abrahams, Isaaks und Jakobs“ verstanden! (12)

Auch *dieser* Isa erweckte einen toten Jüngling drei Tage nach dessen Ableben in einer Höhle „von den Toten auf“ und „erwählte“ diesen zum jungen Begleiter und „Lieblingsjünger“, welchem der Gott zudem, nach *seinem* Fortgang aus der Welt der Sterblichen, einen Platz an seines Vaters Seite versprach! Man braucht nicht sehr viel Phantasie, sich die Brisanz der Nähe des Johannesevangeliums zu den offenbar wesentlich älteren Schilderungen um diesen von den Kirchenvätern als Götzen Hubal bezeichneten Hirtengott der Südkaaba vorzustellen. Eine Problemstellung, welche auch eine Neubewertung des Propheten Muhammad nahe legt (13).

Obwohl wir an dieser Stelle, was das Thema Islam bzw. des Propheten Muhammad angeht, über Probleme diskutieren, welche nach gebräuchlichen Zeittafeln durch Jahrhunderte getrennt sind, scheinen zumindest vorislamische Thesen bedeutend. Wenn der Islam aus der ursprünglichen Tradierung der paganen Hirtenvölker gespeist wurde (siehe G. Lüling, Anm.13), denkt man beinahe zwangsläufig an persische Mysterienkulte wie beispielsweise den des Mithras (14). Hier wird ja auch „alles“ geboten, was uns das Neue Testament bietet. Die Geburt des Mithras in einer Höhle (15), genau am 25. Dezember, dessen Tod mitsamt Auferstehung nach drei Tagen

und das alles nur mindestens (nach offiziellen Theorien) 600 Jahre vor Chr.! Schon der zu den bedeutendsten Kirchenvätern zählende Eusebius von Cäsarea erkannte die Gefahr durch solche, in der ostmediterranen Welt allseits bekannte, Mysterienkulte! „Der Teufel hat die Zeit gedehnt, um **unserer Religion zu schaden!**“ (16)



Abb. 2: Auferstehung Christi (Martin Schongauer)

Doch kehren wir nun zum Johannesevangelium, zu den dortigen Exklusivberichten, zurück. Auch zum Leiden und Sterben des Jesus von Nazareth berichtet Johannes überaus seltsames, natürlich exklusiv !

„Da nun Jesus den Essig genommen hatte, sprach er: **„Es ist vollbracht!“** (17) und neigte das Haupt und verschied. Die Juden aber, weil es der Rüsttag war, dass nicht die Leichname am Kreuze blieben den Sabbat über (denn desselben Sabbat Tag war groß), baten sie Pilatus, dass ihre Beine gebrochen und sie abgenommen würden. Da kamen die Kriegsknechte und brachen dem ersten die Beine und dem anderen, der mit Ihm gekreuzigt war. Als sie aber zu Jesus kamen und sahen, dass er schon gestorben war, brachen sie Ihm die Beine nicht; sondern der Kriegsknechte einer (Longinius) (18) öffnete seine Seite mit einem Speer und alsbald ging Blut und Wasser heraus. Und der das gesehen hat, der hat es bezeugt und sein Zeugnis ist wahr; und dieser weiß, dass er die Wahrheit sagt, auf dass auch ihr glaubet. Denn solches ist geschehen, dass die Schrift erfüllet würde: ‚Ihr sollt Ihm kein Bein zerbrechen‘ (19) Und abermals spricht eine andere Schrift: ‚Sie werden sehen in welchen sie gestochen haben‘.“ (Joh. 19, 30 - 37) (20)

Nun ist bei intensivem Studium der hier wiedergegebenen Verse eine ganze Ansammlung von Merkwürdigkeiten, exklusiv brisantem Material, erkennbar.

Schon die Abnahme eines nach römischem Recht Verurteilten „vom Holze“ ist weder nachweisbar, noch mit der angeblichen Diktion der Römer in Einklang zu bringen. Ganz im Gegenteil! Römer stellten gar Wachen auf, um die Abnahme des Verstorbenen zu verhindern (!). Selbst wenn man der zumeist an den Haaren herbeigezogenen Erklärung folgt, der vermögende Joseph von Arimathea, Mitglied des hohen jüdischen Rates, des Sanheddrin, hätte schon über Mittel und Wege verfügt, um einen korrupten römischen Statthalter zu einer „kleinen“ Gefälligkeit zu bewegen, muss schon beim Studium von zeitgenössischen Historikern wie Tacitus der Unsinn offenbar werden.

Der Statthalter Pontius Pilatus war ein Günstling des zuerst in hohen Gunsten stehenden Römers Seianus! Dieser Seianus, die rechte Hand des Kaisers Tiberius, war drei Jahre *vor* den Ereignissen in und um Jerusalem als Hoch- und Staatsverräter entlarvt worden. Er wollte gar Kaiser an Kaisers statt werden. Tiberius muss laut Tacitus wie ein wütender Stier von einem Wutanfall zum nächsten „gestolpert“ sein! Wie damals üblich, „Sippenhaft“ war hochmodern, ließ der Sohn des Jupiter alle, wenn auch noch so fernen Verwandten des Seianus ergreifen, sie öffentlich hinrichten, in den Tiber werfen, *„so dass man vor lauter Leichen das Wasser des Flusses nicht mehr erkennen konnte“*, so der große Tacitus! Für den über alle Maßen, explizit durch Seianus zum Statthalter, dem Stellvertreter des Kaisers in seinem Zuständigkeitsbereich, „beförderten“ Pontius Pilatus muss eine öffentliche Brechung kaiserlicher Gebote für einige Sesterzen einem Selbstmord gleichgekommen sein. Zumal auch die Beschreibungen des Tacitus, hinsichtlich der wenig adeligen Abkunft des guten Pontius, solche „Unsinnigkeiten“ noch unterstreichen. So soll der Opa des Statthalters zu den Mördern des großen Caesars gehört haben. Nicht unbedingt ein Ruhmesblatt also! Wenn also ein „Bakschisch zur Erfüllung der Schrift“ nicht zur Erklärung taugt, wenden wir uns weiteren Fragwürdigkeiten zu!



Abb. 3

Da, wie auch aus dem Johannes-Evangelium entnehmbar, der Statthalter dem „Braten nicht trauen wollte“, schickte dieser (Vertrauen ist gut, Kontrolle noch besser) eben jenen Longinius mit dem Rang eines römischen Centurio und ausgestattet mit seinem Speer an den Ort des Geschehens, um zu sehen, ob Jesus schon gestorben sei! Auch dies vollkommen nachvollziehbar, wenn man weiß, dass eine „normale“ Kreuzigung, eine mörderische Tortur, sich über mehrere Tage hinzog. Jesus soll aber, laut allen Evangelien, bereits nach *sechs Stunden* verschieden sein! Doch was das Johannesevangelium (exklusiv) über den Vollzug des Befehls durch den Centurio berichtet, ist der Stoff für Bestseller heutiger Tage! „... und alsbald trat **Blut und Wasser heraus**“, so verkürzt das Evangelium!

Heutzutage, mit modernen medizinischen Kenntnissen lesend, erkennt man den Fauxpas! Tritt *erkennbar* Blut und Wasser aus einer Wunde aus, ist dies ein deutliches Zeichen für „Leben“! Die Trennung von roten und weißen Blutkörperchen lässt sich entweder mit einer „modernen“ Zentrifuge oder mit dem funktionierenden „natürlichen“ Motor, dem schlagenden Herzen eines Menschen, erklären. Diese Johannesverse sind ja auch der Stoff für die nach wie vor spannende Frage um das weltberühmte Grabtuch von Turin! Wenn echt, müssten sowohl nicht vorhandene Analysenergebnisse von stockigem, postmortalem Blut, sowie exorbitant nachweisbare Rückstände von Aloe und Myrrhe (seit alters her im Orient als probate Mittel zur Versorgung von Schwer- und Schwerstverletzten bekannt), für eine *lebend* überstandene Kreuzigung sprechen (21).

Nun können ja, wie bekannt, auch Bilder sprechen und berichten. Bilder bedeuten natürlich für unser Thema ikonographische Darstellungen, welche dem Besucher einer Kirche oder Kapelle über die frohe Botschaft berichten sollen! Nur scheinen solche Offenbarungen nicht immer im Sinne der allgemein bekannten Mission zu berichten. So fand der Verfasser auf einer Reise durch Schweden und Norddeutschland ähnlich Exklusives wie in den Berichten des Johannesevangeliums geschildert! Vor allem in Schweden, wo die „frohe Botschaft“, im Vergleich zu Mitteleuropa, recht spät hinkam, finden sich Darstellungen „im Spiegel der Zeit“! Auf Bild 1 erkennt man die Tat des Longinius, das Stechen des Speers in die Seite des Herrn. Hier lohnt sich ein längeres Verweilen, man glaubt kaum, was man sieht. Der Stich des Speeres, zielt auf die *falsche* Seite des Oberkörpers, genau dorthin, wo sich das Herz *nicht* befindet. Spiegelverkehrt also!



Abb. 4: Spiegelberger Madonna, Museum der Stadt Copenbrügge

Komme niemand an dieser Stelle mit zwar seltenen - wohl literaturbekanntenen Ausnahmen, wonach es tatsächlich Menschen mit einem Herzen auf der „falschen“ Seite geben soll! *Dies* hätte auch ein noch so treuer Offizier des Kaisers nicht wissen können! Um es an dieser Stelle zu unterstreichen - egal, wo man in Schweden eine Kirche besucht, immer und überall die *falsche* Darstellung! Aber nicht nur in Schweden, auch im Norden Deutschlands findet man diese spiegelverkehrten Ikonen. So im berühmtem Dom von Schleswig, als kostbares Mosaik dargestellt, direkt *neben* dem weltberühmten, aus Eichenholz gefertigten „Bordesholmer Altar“. Eine recht beachtliche Kollektion mit „falschen, spiegelverkehrten“ Longiniusstichen, bietet das in relativer Nähe zum Dom von Schleswig dem Besucher offenstehende Schleswig-Holsteinische Landesmuseum für Ur- und Frühgeschichte. In der speziellen Abteilung, wo sowohl Skulpturen als auch Gemälde aus Kirchen und Kapellen, zerstört in mehreren Kriegen im deutsch-dänischen Grenzgebiet, präsentiert werden, sieht der Besucher: „Alles falsch“!

Selbst auf einer regionalen, eher halbprivaten Zusammenkunft von EFODON-Mitgliedern, im Juni 1998 in der niedersächsischen Landeshauptstadt Hannover, „vergaßen“ die Teilnehmer fast das gestellte Thema! Während der Exkursion zum Copenbrügger-Museum anlässlich von erhofften Informationen für eine Neuinterpretation des nur fünfzehn Kilometer weiter einstmals „hausenden“ Rattenfängers von Hameln wurde den Teilnehmern eine Sonderausstellung im kleinen aber feinen Museum angeboten. Gerade im Hinblick zum Rattenfänger ist die zwar einst fremde aber dennoch maßgebende Adelsfamilie der Grafen von Spiegelberg maßgebend.

Bei dieser von den Teilnehmern gerne wahrgenommenen Offerte kam das „Aha“, für den Verfasser von zwei den SYNESIS-Lesern nicht unbekanntenen

EFODON-Mitgliedern. „Heinz, komm schnell, das gibt's ja gar nicht“, so der sympathische Martin Becker!

Kaum die steilen Treppen erklommen, folgte der Empfang von Peter Schellenberg („Insidern“ als „Pit“ bekannt): „Nimm die Kamera!“. Man glaubte kaum, was man sah. Vergessen die Ehrung des Schützenkönigs unten im Hof des ehemaligen Schlosses, alles falsch!

Wenn man sich vorstellt - so ging es allen Anwesenden - wie viele Besucher hier gestanden haben mögen, die vielfältigen künstlerischen Darstellungen betrachtend. Diese berühmte Spiegelberger Madonna, auf ihrem Schoß den Leichnam ihres geliebten Sohnes, niemand hat die Fälschung bemerkt! Wie heißt es nebulös, sowohl in kabbalistischen Schriften als auch in Freimaurerkreisen: „Das Geheime ist zugleich offenbar!“. Noch ein wenig treffender drückt es der immer und überall als „geheimer“ Großmeister der Templer firmierende Schöpfer der weltberühmten Mona Lisa, Leonardo Da Vinci, in seinem Codex Atlanticus aus:

„Elende Sterbliche - öffnet die Augen!“

Literatur und Anmerkungen

- 1 Biblische Texte nach „Elberfelder Bibel“, nach Dr. Martin Luther, 1950 - Württembergische Bibelanstalt Stuttgart.
- 2 Synoptische Evangelien, etwa gleichlautend (Markus, Matthäus und Lukas).
- 3 Siehe hierzu ausführlicher: Heinz Günther Birk, „Das Jesus Puzzle“, EFODON-DOKUMENTATION DO-37/1998.
- 4 Siehe: „Die Rollen vom Toten Meer“, John Marco Allegro, Oxford 1956.
- 5 Ausführlicher auch in: „Biblische Geschichte neu interpretiert“, in der Edition: „An den Grenzen unseres Wissens“, Suhl 1997, vom Verfasser.
- 6 „Der heilige Gral und seine Erben“, Lincoln, Baigent / Leigh, 1994.
- 7 Siehe: „Das Jesus Puzzle“, in Anm. 3 zitiert.
- 8 Isa Ibn Maryam = Sohn der Miriam (nicht Maria).
- 9 „Der Koran“, Deutsche Übersetzung: 1992, München.
- 10 Kaaba, Mehrzahl Kaaba-At!
- 11 „Die Verschwörung von Jerusalem“, Kamal Salibi, 1994, München.
- 12 Siehe auch: „Das Evangelium des Waraquah Ibn Nawfal“, in: „Biblische Geschichte neu interpretiert“, von Heinz Günther Birk, in Anm. 5 zitiert.
- 13 „Die Wiederentdeckung des Propheten Muhammad“, Günter Lüling, Eigenverlag Erlangen.

- 14 Zu entsprechenden Thesen hinsichtlich Mithras bzw. Zarathustra und auch Mani ist eine ergänzende Besprechung des Verfassers in Vorbereitung!
- 15 Das Weihnachtskrippenidyll, „Stall von Bethlehem“, mit Ochs und Esel ist spätere allegorische Ausschmückung, lässt sich im NT nicht nachvollziehen.
- 16 Zu Eusebius von Cäsarea siehe auch: *„Die Bibel - nicht Gottes Wort?“* in SYNESIS Nr. 28/1998 vom Verfasser.
- 17 Hervorhebungen gemäß Bibeltext, s. Anm. 1.
- 18 Klammern durch den Autor.
- 19 Siehe: 2. Mose 12,46.
- 20 Zum letzten Vers 37 vergleiche: Sachrarija 12,10; Offenb. 1,7.
- 21 Siehe auch: *„Drei Schritte vor und zwei zurück“*, in SYNESIS Nr. 25/1998, vom Verfasser.
-

Die absolute Kontrolle rückt näher (I.)

© Gernot L. Geise
(veröffentlicht in EFODON SYNESIS Nr. 1/1999)

Was bisher als düstere Zukunft vorausgesagt wurde - das Horror-Szenarium der totalen Kontrolle über den Menschen -, ist einen großen Schritt näher gekommen. Natürlich wurde es nicht als Horrormeldung, sondern als Erfolg von Wissenschaft und Forschung veröffentlicht (1).

Kevin Warwick, Professor für Cybernetik an der Universität Reading (bei London) hatte sich selbst als „Versuchskaninchen“ zur Verfügung gestellt und sich einen Silikonmikrochip in die Haut seines Unterarms einpflanzen lassen. Der Mikrochip befand sich in einer 23 Millimeter langen und drei Millimeter dicken Glaskapsel und funktionierte in der Art, dass ein „Transponder“ (ein Mini-Sender) beim Durchqueren eines Feldes mit Radiofrequenzstrahlen diese aufnahm und mit einem 64-Bit-Signal antwortete. Darauf reagierten im Institutsgebäude Sensoren. Der Effekt, den man (noch) als „Spielerei“ bezeichnen könnte, bewirkte beispielsweise, dass beim Betreten eines Raumes automatisch die Beleuchtung eingeschaltet wurde. Wirkliche Spielerei war die Programmierung seines Computers, der ihn mit „Guten Morgen, Professor Warwick“ begrüßte. Bedenklich wird es jedoch, wenn man erfährt, dass seine Sekretärin nun nicht mehr lange telefonieren musste, wenn sie wissen wollte, in welchem Teil des Hauses er sich aufhielt: „Seit der Chip eingepflanzt wurde, weiß ich immer, wo er gerade ist“. Da noch nicht abzusehen ist, wie die Reaktionen des Körpers auf eingepflanzte Chips sind, wurde das Experiment zunächst auf neun Tage begrenzt. In dieser Zeit kämpfte Warwick das Infektionsrisiko mit pharmazeutischen Keulen nieder und musste damit rechnen, dass der Fremdkörper zu Bruch geht (2).

Warwick äußerte, in naher Zukunft Nervenenden an solche Transponder anschließen zu wollen, um beispielsweise Computer drahtlos mit Signalen aus dem Gehirn zu steuern. Hierzu passt eine Meldung (3), wonach es gelungen ist, einem durch Schlaganfall gelähmten und tauben Menschen einen ähnlichen Chip direkt ins Gehirn zu pflanzen. Durch Gedankenkraft ist er nun in der Lage, über einen Computer zu kommunizieren.

Was wie Erfolgsmeldungen klingen soll, macht mich mehr als nachdenklich! Besonders der Ausspruch von Warwicks Sekretärin. Und was, wie im zweiten Fall, in die eine Richtung funktioniert, ist auch anders herum machbar. Es liegt auf der Hand: Wenn ein Mensch erst mit einem solchen Chip ausgestattet ist, dann ist er *jederzeit* kontrollierbar. Es ist jederzeit nachprüfbar, wo er wann ist und was er dort tut. Das ist ein Eingriff in das intimste Eigenleben des Menschen!

Ich könnte mir vorstellen, dass die Entwicklung so ähnlich verlaufen wird wie mit den schon bekannten menschengeschädigenden „Hilfsmitteln“ unserer Zeit.

Es begann mit der Kreditkarte, die sich heute allgemein durchgesetzt hat. Wer ist sich eigentlich heute noch bewusst, dass wir mit der Kreditkarte unser Bargeld aus der Hand gegeben haben? Es verbleibt bei den Banken und wird nur noch rein rechnerisch von einem Konto zum anderen verbucht. Sicher haben Kreditkarten auch Vorteile, und sei es

nur, dass man zum Einkauf kein Geld mehr mitnehmen muss. Es gibt heute kaum noch ein Geschäft, das kein Kartenlesegerät besitzt. Doch möchte man trotzdem Bargeld haben - sein eigenes Geld! -, aus dem „Geldautomaten“, so zahlt man dafür noch Gebühren.

Ein zweites Beispiel sind die inzwischen überall im Einsatz befindlichen „Handys“. Die Freiheit, immer und überall erreichbar sein zu müssen, verbunden mit den ungezählten Lockangeboten der Hersteller und der Telefonnetzbetreiber, machen die Menschheit blind für ihren Untergang, den sie sich mit der Dauerbestrahlung durch die Mikrowellen (denn die verwendeten Sendewellen sind Mikrowellen) bescheren. Die Hintergründe liegen hier weniger im Machtbereich (denn Telefonleitungen ließen sich schon immer abhören), als im großen Profit einiger Weniger. Doch welcher „Handy“-Benutzer ist sich dessen bewusst, dass er, durch das Mitführen dieses Gerätes, jederzeit kontrolliert werden kann, wo er sich befindet? „Handys“ funktionieren nur im Dauerbetrieb, andernfalls sind sie nicht anwählbar.

Es kann sich auch kein „Handy“-Benutzer mehr herausreden, er wüsste nichts davon, wie sehr diese Geräte seine Gesundheit ruinieren. Von Kopfschmerzen, Konzentrationsstörungen, Erblindung, über Tumor (Krebs) und der krankhaften Veränderung des Blutbildes bis zu Fehlgeburten und Impotenz reicht heute die Tabelle der bisher nachgewiesenen Schädigungen, um nur einige zu nennen. Es gibt - neben der überwältigenden Pro-Werbung - inzwischen (wenn auch kleinlaut) hier und dort in Zeitungen oder im Fernsehen warnende Artikel oder Sendungen (4). Und letztendlich gibt es die „Bürgerwelle e.V.“, ein Dachverband der Interessenvertretungen zum Schutz gegen Elektromog, dem man nur wünschen kann, dass sein Einfluss größer wird. Dieser Verein ist übrigens auch im Internet mit sehr ausführlichen Dokumentationen vertreten (5).

Als letztes Beispiel mag hier der sogenannte Strichcode genannt werden, der sich inzwischen auf jedem Verkaufsgegenstand befindet. Durchgedrückt wurde er mit der Begründung, dass organisatorische Abläufe wie Lagerhaltung oder Preiserkennung an Verkaufskassen vereinfacht würden. Das mag stimmen. Der weniger bekannte Nachteil ist jedoch der, dass jedes Lebensmittel, das mit einem Strichcode versehen ist, schneller altert und ungenießbar wird als ohne Strichcode. Jedes Symbol strahlt eine bestimmte Schwingung aus, und Strichcodes eine negative. Das lässt sich ganz einfach radiästhetisch oder mit Kinesiologie nachweisen. Die ausgestrahlte Schwingung eines Strichcodes wirkt sich u.a. negativ auf unser Immunsystem aus. Hier hat in seinen letzten Tagen der inzwischen verstorbene Dr. Körbler Untersuchungen angestellt und auch herausgefunden, dass die Negativschwingung eines Strichcodes neutralisiert werden kann, indem darunter oder darüber ein schwarzer Querstrich gemalt oder gedruckt wird. Malt man gar einen über *und* unter den Code, so wird die Information in ihr Gegenteil verkehrt, das heißt, aus der Negativ- wird eine Positivschwingung. Doch Sie dürfen sich ruhig umschaun: Auf welchem Preisetikett wird das berücksichtigt? Ich kenne bisher nur wenige Ausnahmen, beispielsweise die Zeitschrift „raum&zeit“, die es etwa deshalb macht, weil sie zu Lebzeiten Körblers eng mit ihm zusammengearbeitet hat (6). Und wer macht sich schon die Arbeit, selbst einen Strichcode ungültig zu machen?

Doch was hat das mit den eingepflanzten Chips zu tun? Wie gemeldet, kann Warwicks Modell durch Aussenden von Funksignalen irgendwelche Sensoren ansprechen lassen. Das heißt, der Chip fungiert als Sender (Im Fall des Schlaganfall-Patienten wurde die Verbindung noch durch ein aus dem Kopf geführtes Kabel hergestellt). Die Sendeenergie

mag noch so klein sein, sie wirkt sich zwangsläufig auf das umgebende Zellgewebe aus. Das muss auch Professor Warwick erkannt haben, weil er sein Experiment nur auf neun Tage beschränkte. Eine Dauerbestrahlung, wie sie ein auf längere Sicht eingepflanzter Chip mit sich bringen würde, muss zwangsläufig Fehlfunktionen in der Zellkommunikation und den Zellentwicklungen des umliegenden Gewebes erzeugen. Wir sagen dazu „Krebs“.

Da eine gewisse Machtelitegruppe - nach Darstellung von „Insidern“ (ich nenne absichtlich keine Namen, jeder kennt diesbezügliche Autoren) - alles daransetzt, die Menschheit zu kontrollieren, ist die kommende Entwicklung vor auszusehen:

Möglicherweise wird die Antennenfrage des eingepflanzten Chips so gelöst werden, dass der magnetische Anteil des Sendesignals (das reicht aus) aus dem Gewebe herausgestrahlt wird, der eventuell zum Körper hin abgeschirmt ist. Das ist nur eine technische Frage. Somit könnte eine strahlungsbedingte Belastung des Organismus verringert werden. Da sich zunächst kaum jemand freiwillig einem solchen medizinischen Eingriff unterziehen wird, werden die (angeblichen) Vorteile groß herausgestellt werden. Der gleiche Effekt wäre zwar auch mit berührungslos lesbaren Chipkarten machbar, doch diese könnte man ja zu Hause lassen und wäre somit nicht mehr kontrollierbar. Es werden Geräte entwickelt werden, die ähnlich wie von Professor Warwick demonstriert, funktionieren. Die menschliche Bequemlichkeit wird wieder über die Vernunft siegen, wenn durch einen im Körper mitgeführten Chip vom Öffnen der Haustür bis zum Einschalten der Wohnungsbeleuchtung, der CD-Anlage, den Computer bis zum automatischen Wassereinlassen in die Badewanne alle möglichen Funktionen ferngesteuert werden können.

Ein implantierter Chip ist - so wird es propagiert werden - unverlierbar. Demgemäß kann er auch als Scheckkartenersatz dienen. Man wird uns vorschwärmen, dass diese Art von Scheckkarte weder verloren noch gestohlen werden kann. Nach dem Einkauf an der Kasse halten wir, wenn überhaupt, nur noch unseren Arm hin. Ein Gerät wie der heute schon übliche Kassenscanner tastet den Chip ab und bucht automatisch die Kaufsumme von unserem Konto ab. Das sind noch nicht einmal Fantasieträume, denn mit der Scheckkartenzahlung funktioniert es bereits ganz genauso.

Es wird alles mögliche machbar sein, von der Durchschreitung elektronischer Sperren bis zur Speicherung persönlicher Daten auf dem Chip, beispielsweise der Daten, die bisher schon auf dem Chip der Krankenkassenskarte gespeichert sind, und natürlich ihre Abfrage.

Dies alles wird uns in den rosigsten Farben präsentiert werden. Nur Vorteile. Dass dafür ein medizinischer Eingriff nötig sein wird, das nimmt man dann billigend in Kauf. Die Ärzte werden die Letzten sein, die sich gegen das Einsetzen von Implantaten wehren, denn es ist auch ihr Geschäft.

Die Menschen werden genauso geblendet werden wie heute, und sie werden reihenweise darauf hereinfliegen, wie heute auch: Man kauft sich ein „Handy“ und nimmt die Gesundheitsgefährdung hin, nur um teurer telefonieren zu dürfen als mit einem normalen Telefon.

Und wenn die Chip-Implantierung erst einmal erfolgreich an einer größeren Anzahl Menschen vollzogen wurde, dann wird, so nach und nach, die Schraube angezogen werden. Zunächst - das kann man den Menschen dann immer noch positiv verkaufen -

wird die Polizei, der Verfassungsschutz usw. eine Kontrolle übernehmen, natürlich *nur* zur Verbrechensbekämpfung, um die Bevölkerung zu schützen. Denn jeder eingepflanzte Transponder ist ein Peilsender. Kein straffällig Gewordener mit implantiertem Chip kann sich mehr verstecken.

Ist dieser Schritt erst getan, werden alsbald Erfolgsmeldungen veröffentlicht werden, die den Boden vorbereiten für eine gesetzliche Chip-Pflicht. Das Ziel wird darin bestehen, dass jedem Neugeborenen schon gleich nach der Geburt ein Chip eingesetzt wird. Und spätestens zu diesem Zeitpunkt wird die Maske fallengelassen werden, denn dann ist die Kontrolle über die Menschen absolut.

Ist das zu schwarz gemalt? Es liegt an uns, ob wir es so weit kommen lassen. Die aufgeführten Beispiele (Scheckkarte, „Handy“ usw.), die sich problemlos fortsetzen lassen, sprechen allerdings nicht dafür, dass die Menschheit wach wird. Warten wir's ab!

Anmerkungen

(1) Meldung „Professor Warwick - der erste Mensch mit Mikrochip“, in: Hamburger Abendblatt vom 27.08.98, Seite 1.

(2) Dr. Karlheinz Klotz: „Ein Chip geht unter die Haut“, in: CHIP Nr. 11/98.

(3) Nachrichtenmeldung vom 10.12.98.

(4) Beispielsweise am 7. Oktober 1998, 21:15 Uhr, in 3SAT in der Sendung „Umwelt“: „Strahlendes Risiko? Handys und ihre mögliche Gesundheitsgefährdung“.

(5) <http://www.buergerwelle.artishock.de>

(6) Die Zeitschrift raum&zeit erscheint zweimonatlich im Ehlers-Verlag, Sauerlach.

Fehlerhafte Datierungen?

© 1999 Hans-Joachim Zillmer; veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 31/1999

Die Datierungen durch die Geologen und Paläontologen sind zumindest fehlerhaft. Beweis dafür sind die vielen Artefakte und Funde, die nicht in die geologische Zeitskala eingliedert werden können und in dafür zu alten geologischen Schichten lagern.

Der Kot der Dinosaurier

Bei meinem diesjährigen Besuch der Ausgrabungsstätten von Dinosauriern in Utah, Colorado, New Mexiko und Arizona war der Fund von Dinosaurier-Kot sehr interessant. Bei Tuba City in der Nähe des Monument Valley führte mich mein Navajo-Führer zu einer Stelle, die übersät war mit runden, fladenförmigen Gebilden, die etwas Ähnlichkeit mit Schildkrötenpanzern haben. Diese Gebilde erinnerten mich irgendwie an Kuhfladen. Drei dieser rundlichen Versteinerungen waren mit Steinbrocken von den Navajos so ergänzt worden, dass man den Eindruck bekam, es habe sich um Schildkröten gehandelt.



„Schildkröten“ aus versteinertem Dinosaurierkot

Ich machte darauf aufmerksam, dass es sich um den Kot der Dinosaurier handeln müsse, der jetzt versteinert auf der Oberfläche herumliegt. Die Navajos pflichteten direkt zu und bezeichneten diese willkürlichen Nachbildungen von Schildkröten als Spaß.

Der Boden dieses Gebiets ist mit Hunderten von versteinerten Fußabdrücken der Dinosaurier übersät. Das Gelände ist bis zum Horizont vollkommen eben. Es wurde auch nichts willkürlich abgetragen, damit diese Spuren sichtbar wurden. Sie liegen ganz einfach in der Wüste an der Oberfläche. Das kann aber eigentlich nicht sein, denn nach 150 Millionen Jahren, wie in diesem Fall, müssten die Spuren erodiert sein. Man nimmt natürlich an, dass die Abdrücke ursprünglich von Gesteinsschichten überdeckt waren. Zufällig wurden dann in weiten Gebieten diese Schichten wieder abgetragen, bis die besagten Spuren zum Vorschein kamen. Wurde nicht mehr oder weniger viel abgetragen? Die die Spuren beinhaltenden Schichten sind in diesem Gebiet meist nur einige Zentimeter stark. Mussten, unter Berücksichtigung dieses Umstandes bei gravierenden Umwälzungen oder Schichtabtragungen, die dünnen Gesteinsschichten nicht beschädigt werden? Tatsache ist, dass ein großes Gebiet mit diesen Abdrücken zusammenhängend an der Erdoberfläche liegt.

Ich behaupte, sie lagen schon immer da. Die versteinerten Kothaufen habe ich aufgenommen und untersucht. Es ergab sich, dass der auf der Erdoberfläche über dem Fels lose liegende Sand sich unten in den versteinerten Kothaufen abzeichnete. Das bedeutet, die Tiere ließen ihre Notdurft genau auf diese Oberfläche mit dem darauf liegenden Sand fallen. Genauso liegen die versteinerten Kothaufen heute noch dort herum.

Mein Guide erzählte mir, dass die Spuren - auch versteinerte Knochen sind zu sehen - 150 Millionen Jahre alt sein sollen. Auf meine Frage, ob die Mythen der Navajos nichts über Dinosaurier berichten würden, erwiderte er: „Selbstverständlich, denn am Anfang erschufen die Götter Dinosaurier und Menschen, die gemeinsam lebten“. Daraufhin zeigte er mir den versteinerten Fußabdruck eines Menschen. Neben diesem befand sich bis vor drei Jahren ein sehr schöner Fußabdruck mit allen Zehen, die deutlich abgebildet waren. Leider wurde er aus der dünnen Felsschicht herausgebrochen und von Unbekannten gestohlen. Ich

untersuchte gründlich die Umgebung und fand weitere bis zu drei in einer Folge, die von Schuhabdrücken stammten.

Zu alte menschliche Funde

Im Jahr 1968 entdeckte William Meister 43 Meilen nordwestlich von Delta im Staat Utah (USA) zwei versteinerte menschliche Abdrücke, als er an einem Felsen hämmerte. Die Besonderheit an diesem Fall ist, dass der augenscheinlich mit Schuhen versehene Fuß eines Menschen mit der Hacke einen Trilobiten (Urkrebse) zertreten hatte. Diese Tiere gelten aber als Leitfossilien und sollen spätestens vor 400 Millionen Jahren ausgestorben sein. Auch das diesen Abdruck beinhaltende Gestein wurde aus geologischer Sicht in die Ära der Trilobiten datiert. Gab es 150 Millionen Jahre vor Beginn der Ära der Dinosaurier bereits Menschen, und Schuhe tragende dazu? (1, 2, 3)



Der Verfasser (Mitte) mit seinem Navajo-Guide

Der Diplom-Psychologe Manfred R. Honig, ein Leser meines kürzlich erschienen Buches „Darwins Irrtum“ (4), sandte mir eine interessante Information. In „Heimatliche Plaudereien aus Neunkirchen“ (5) im Saarland wird berichtet:

„1908 Besuch der internationalen Studienkommission zur Untersuchung des prähistorischen Fundes eines versteinerten menschlichen Unterknochens im östl. Flöz Braun, 2. Sohle, Querschlag 3. 1909 Überführung des ‚Braun‘-Fundes nach dem preußischen Staatsmuseum in Berlin (Geheim)“.

Geheim muss diese Angelegenheit schon behandelt werden, wenn menschliche Überreste in einem Kohleflöz tief unter Tage gefunden werden. In die geologische Zeitskala passen solche Funde sicher nicht. Lebten Menschen vor -zig Millionen Jahren oder ist es anders, sind die geologischen Schichten jünger oder sogar wesentlich jünger als man bisher glaubt? Entsprechende Überlegungen sind in den SYNESIS-Ausgaben Nr. 26 bis 29/1998 (6) von mir veröffentlicht worden. Da einerseits Spuren von Dinosauriern in weicher Kohle und andererseits gemeinsam versteinerte Spuren von Dinos und Menschen in diesen Beiträgen nachgewiesen wurden, fügt sich der Fund von menschlichen Knochen in Kohleflözen diesen Argumenten logisch an.

Unter diesem Gesichtspunkt kann der scheinbar kuriose Fund im Fisher Canyon bei Pershing County (Nevada) aus dem Jahre 1927 nicht verwundern. In einer kohlehaltigen, 160-195 Millionen Jahre alten Schicht wurden Schuhsohlenabdrücke mit deutlichen Nahtspuren aus einer Art Zwirn gefunden. (1, 2)

Auch der im Jahre 1934 in mindestens 140 Millionen Jahre altem Sandstein gefundene fossile Hammer von London (Texas) passt in dieses Bild, der in der EFODON-DOKUMENTATION „Der Hammer aus der Zeit der Dinosaurier“ ausführlich, in Wort und Bild, beschrieben wird. (4, 6)

Die geologische Zeitskala

Menschliche Wesen entwickelten sich erst vor vielleicht drei Millionen Jahren, und Schuhe tragen wir erst seit ein paar tausend Jahren. Entweder ist die Menschheit wesentlich älter als man bislang annimmt, oder die unglaublich langen Zeiträume der Erdgeschichte liefen wesentlich schneller ab, als man bisher glaubte. Eine jüngere Erde würde aber auch die Evolutionstheorie als Erfindung entlarven, da die dafür erforderlichen Zeiträume für eine langsame Entwicklung nicht zur Verfügung standen.

Die geologische Zeitskala unserer Erde ist nicht das Ergebnis moderner wissenschaftlicher Forschungen, wie man vielleicht meinen könnte. *„Ich frage mich, wie viele von uns sich vor Augen führen, dass die Zeitskala in ihrer heutigen Form bereits 1840 festgelegt war ... Wie sahen 1840 die geologischen Kenntnisse über die Welt aus? Man kannte sich ein bisschen in Westeuropa aus, aber nicht zu gut, und noch etwas weniger am Rand des östlichen Nordamerika. Ganz Asien, Afrika, Südamerika und der größte Teil Nordamerikas waren praktisch unbekannt. Wie konnten die Pioniere nur annehmen, dass ihre Einteilung sich auf Felsbildungen in jenen riesigen Gebieten anwenden ließe, die den weitaus größten Teil der Erde ausmachen?“* (7). Diese

Feststellung des Geologen Edmund Spieker in einem Vortrag vor der American Association of Petroleum Geologists ist bezeichnend für unser wissenschaftliches Weltbild.

Waren die geistigen Kapazitäten im 19. Jahrhundert in der Lage, die geologische Zeitskala auch nur annähernd genau zu bestimmen? Die Antwort ist eindeutig: Nein. Denn sonst würde es auf der ganzen Welt nicht kuriose Funde von menschlichen Knochen oder Artefakten in zu alten geologischen Schichten geben. Die Datierungen durch die Geologen und Paläontologen sind zumindest fehlerhaft.

Indirekte Zeitbestimmung

Diese auf optischen Vergleichen verschiedener Erdschichten mit den eventuell darin enthaltenen Fossilien beruhende Methode war lange die einzige Möglichkeit, Datierungen vorzunehmen, bevor Anfang dieses Jahrhunderts eine Zuordnung quantitativer Daten durch radiometrische Messungen ermittelt wurde.

Die bereits beschriebenen Trilobiten gelten in der Schulwissenschaft als Leitfossilien, die als indirekte Datierungsmethode in der Geologie eine große Rolle spielen, da der Beginn und das Ende der Lebensdauer der gesamten Spezies als bekannt und bewiesen vorausgesetzt wird. Nach der Theorie von Darwin wird angenommen, dass die älteren Formationen auch nur die einfacheren Organismen enthalten. Findet man also eine Schicht mit nur primitiven Lebensformen, dann muss, dem Darwinismus zufolge, auch die entsprechende Schicht alt sein. Komplizierte Organismen, wie Knochenfunde des Menschen, können demzufolge auch nur in jüngeren und damit geologisch höher liegenden Formationen vorkommen. Also ein einfaches aber streng gegliedertes System, das keine Ausnahmen zulässt und deshalb leicht zu erschüttern ist, da gerade die Ausnahme die Regel zu sein scheint (4).

Wie auch immer, die Geologie selbst datiert wiederum die Erdgeschichte anhand der in den Gesteinsschichten enthaltenen Leitfossilien. Offizielle Zweifel sind grundsätzlich ausgeschlossen. Damit ist aber wiederum die Evolution bewiesen, da sich der Darwinismus auf die Datierung der Schichten durch die Geologie berufen kann, indem man feststellt, dass die gefundenen Organismen ein bestimmtes Alter haben müssen, da sie in einer entsprechend alten Gesteinsschicht gefunden wurden. Damit wurde eine in sich geschlossene Beweiskette als induktiver Schluss (Wenn-Dann-Beweis) erfunden, einfach genial. Da die Abstammungslehre nicht mehr nur als Theorie, sondern als unumstößliches Gesetz und damit Dogma angesehen wird, kann man den Darwinismus benutzen, um sich selbst und damit die Evolution zu beweisen. Der induktive Schluss erhält Beweiskraft und kann damit nicht mehr angezweifelt werden (4). Mit anderen Worten: Der sich selbst beweisende Beweis oder ein geistiges „Perpetuum mobile“ oder „eine Katze, die sich in den Schwanz beißt“, wie der Physiker und Sachbuchautor Dr. Ernst Senkowski während einer gemeinsamen Diskussion am Rande der letzten Buchmesse in Frankfurt äußerte.



Dinosaurierspuren in Utah (USA)

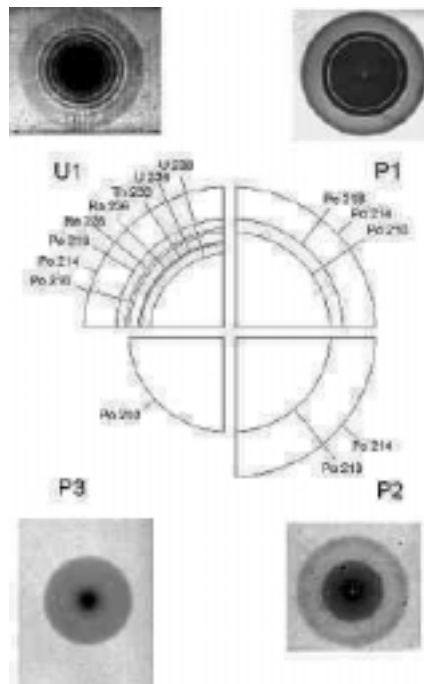
An keinem Punkt auf der Erde kann die Abfolge der Evolution durch Sichtung und Ausgrabung der Erdschichten mit den darin enthaltenen Fossilien lückenlos oder auch nur annähernd dokumentiert werden. Wie kennt man aber bei so vielen Fundstellen die richtige Reihenfolge? Hier kommt das Gesetz von Darwin zu Hilfe, denn je primitiver die gefundenen Organismen sind, desto älter sollen sie sein. Laut Darwinismus dürfen diese einfacheren Spezies auch nicht in jüngeren und damit höher liegenden Schichten mit besser entwickeltem Leben vorkommen. So einfach ist das.

Der radioaktive Zerfall

Wenn meine Ausführungen über die Koexistenz von Dinosauriern und Menschen in geschichtlicher Zeit,

also vor nur ein paar tausend Jahren, richtig sein sollen, müssen die langfristigen Datierungsmethoden falsch sein.

In Granit kommen die natürlichen Urane (U) 238 (99,3 %) und U 235 (0,7 %) vor. Das natürliche Uran 238 zerfällt nacheinander radioaktiv in neun verschiedene Isotope, das sind Atomarten eines Elements, deren Atomkerne gleich viele Protonen, aber unterschiedlich viele Neutronen enthalten. Bei jedem Zerfall wird Strahlung abgegeben, die man im Gestein ablesen kann, da jedes Isotop der radioaktiven Zerfallskette bei seinem Zerfall einen unterschiedlich großen Abdruck in Form einer kleinen Strahlenkugel (Halo) hinterlässt, die der jeweiligen Strahlungsintensität entspricht und im Zentimeterbereich liegt. Schneidet man Granit durch ein ursprünglich darin enthaltenes radioaktives Uranatom, kann man die einzelnen Stufen der Zerstrahlung wie eine Art Zwiebel erkennen. Jede Stufe des radioaktiven Zerfalls besitzt eine charakteristische „Zwiebelschale“. Da die Halbwertszeiten bekannt sind, kann man aus den Isotopenmengen auf den Zeitpunkt der Erschaffung des Granits schließen. Aus der Menge der Endprodukte im Verhältnis zur Menge des Ausgangsmaterials wird der Zeitpunkt des Einschlusses berechnet. Wenn es sich um Granit aus der Zeit der Entstehung der Erde handelt, ergibt sich daraus das Alter der Erde.



Uran 238 besitzt eine Halbwertszeit von 4,5 Milliarden Jahren. Sie soll damit ungefähr dem Alter der Erde entsprechen. Die letzten Strahlung freisetzenden Glieder der radioaktiven Zerfallskette des U 238 bilden Polonium 218, 214 und 210, bevor die stabilen Bleisotope entstehen. Diese Polonium-Elemente besitzen aber nur Halbwertszeiten von 3,05 Minuten, 164 Mikrosekunden und 140 Tagen. Aufgrund dieser geringen Zerfallszeiten könnte Polonium (chemisches Zeichen Po) nur als Tochterprodukt des ursprünglichen Uran im Gestein eingeschlossen gewesen sein und seine Zerfallswirkung heute nachgewiesen werden. Polonium ist ausschließlich ein Glied in einer Kette mit dem Anfangsglied Uran und kann daher nicht allein und unabhängig existieren! Während der langsamen Entstehung der Welt und des Erhärtungsprozesses des Urgesteins hätte sich jeweils gerade entstandenes Polonium in der freien Natur als Element außerhalb der radioaktiven Zerfallsreihen sehr schnell verflüchtigen müssen und wäre nicht, in seiner Auswirkung im Gestein, nachweisbar (12).

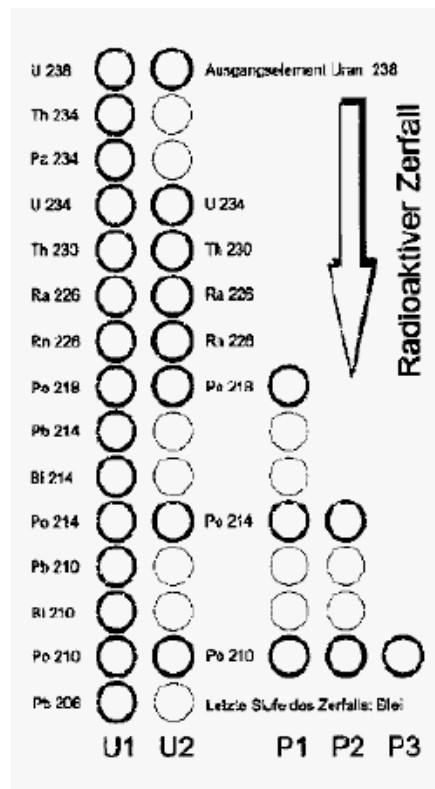
Einen Hinweis auf Polonium, das außerhalb des Zerstrahlungsprozesses des Urans selbständig in der freien Natur vorkommt, wurde wissenschaftlich bisher nicht erbracht. Oder wurden entsprechende Funde verschwiegen, da sie nicht in das Konzept der Evolution passen? Robert V. Gentry fand bei seinen Untersuchungen Granit, in dem diese kurzlebigen Elemente ohne ihre Mutterelemente eingeschlossen (fixiert) gewesen waren. Er dokumentiert diese Fälle in dem in wissenschaftlichen Kreisen nicht beachteten Buch „Creations Tiny Mystery“ (12). Wenn Polonium 210 als eigenständiges Element und gleichzeitig auch als Zerfallsprodukt in einer vorzeitlichen Atmosphäre vorkam, müssen die physikalischen Bedingungen der damaligen Welt ganz anders gewesen sein als heute. Außerdem kann das Gestein mit entsprechenden „mutterlosen“ Einschlüssen der Polonium-Atome nicht ganz langsam erkaltet sein, wie uns die Geologie

lehrt, denn sonst hätten sich die Polonium-Isotope wegen ihrer kurzen Lebensdauer und isolierten Lage sehr schnell vollständig zerstrahlen müssen.

Gentry wies nach, dass Polonium gleichzeitig mit allen drei Isotopen oder auch nur in Kombination von Po 214 und Po 210, sowie allein als Po 210 vorkommt. Das Tochterelement Po 210 als vorletzte Zerfallsstufe, bevor stabiles Blei gebildet wird, allein ohne ihre Mutterelemente Po 218 und Po 214? Welche andersartigen Bedingungen herrschten zu damaliger Zeit?

Die Halbwertszeit eines radioaktiven Isotops ist die Zeit, in der sich dieses Isotop auf die Hälfte seiner Ausgangsmasse in Energie und andere Materie zerstrahlt hat. Dabei entstehen neue radioaktive oder nicht weiter zerfallende Elemente. Wie groß die Halbwertszeit eines sich zerstrahlenden Isotops ist, hängt nur vom Material ab. Ausgangsmasse, Druck, Temperatur und andere Umgebungsbedingungen haben nach Kenntnis in der Physik keinen Einfluss auf die Halbwertszeit.

Die Erhärtung unseres Erdmantels soll -zig Millionen von Jahren gedauert haben. Da die Halbwertszeit von Polonium höchstens 140 Tage beträgt, und die Zerfallsabbilder dieses Elementes ohne die seiner Mutterelemente im Gestein verewigt wurden, muss man daraus schließen, dass sich der Granit höchstens innerhalb dieses kurzen Zeitraumes verfestigt hatte.



Die allein vorhandenen Zerfallsabbilder der isolierten Polonium-Isotope beweisen eine schnelle Erhärtung des betreffenden Gesteins, und damit erscheinen meine ursprünglich phantastisch anmutenden Überlegungen über die schnelle Erhärtung der Gesteine und damit der darin enthaltenen Fußspuren von Dinosauriern und Menschen in den gleichen geologischen Schichten (13) unter einem ganz anderen Blickwinkel: wissenschaftlich untermauert. Was meint die Wissenschaft? Natürlich alles Unsinn, denn jeder weiß doch ...

Wie auch immer, für alle Anhänger der Evolution bedeutet der Nachweis der isoliert vorhanden gewesenen Polonium-Isotope eine schreckliche Erkenntnis, denn man muss auf eine wesentlich jüngere, vielleicht auch ganz junge Erde schließen. Die in den letzten SYNESIS-Ausgaben auf geochemischer und logischer Basis entwickelte Theorie über die schnelle Erhärtung der Gesteine wird durch den Fund der isoliert im Granit abgebildeten Polonium-Isotope auch auf dieser Basis bewiesen. Bei Halbwertszeiten von bis zu weniger als einer Sekunde für die eingefrorenen Isotope bleibt als Erklärung nur eine Lösung: Blitzschnelle Erhärtung der betreffenden Gesteine. Die in Schlamm erzeugten und im Kalkstein wie frisch hinterlassen konservierten Spuren von Dinosauriern und Menschen bestätigen diese Erkenntnis, denn sie versteinerten, bevor auch nur der geringste Erosionseinfluss diese Spuren verwischen konnte.

Aber auch die beschriebenen losen Kothaufen auf der Erdoberfläche neben den versteinerten Fußspuren bezeugen, dass beides aus einer gleichen Zeitepoche stammt, alles sehr schnell versteinert sein muss und keine geologischen Umwälzungen seit dem Entstehen der Spuren vonstatten gegangen sein können, da sich

die losen Kothaufen sonst an einem anderen Ort oder sogar in einer anderen Gesteinsschicht befinden müssten.

Der erste Teil des Kapitels „Der radioaktive Zerfall“ ist ein Auszug aus dem Buch „Darwins Irrtum“ von Hans-Joachim Zillmer. Diese beschriebenen Untersuchungen wurden erstmals in Deutschland vorgestellt (Langen Müller Verlag, ISBN 3-7844-2709-X).



Literatur

- (1) Brown, W.: „In The Beginning“, Phönix 1980.
- (2) Däniken, E. v.: „Beweise“, München 1974.
- (3) Geise, G. L.: „Woher stammt der Mensch wirklich?“, Hohenpeißenberg 1997.
- (4) Zillmer, H.-J.: „Darwins Irrtum“, Langen Müller, München 1998.
- (5) „Heimatliche Plaudereien“, Neunkirchen 1975, Seite 40.
- (6) H.-J. Zillmer in SYNESIS Nr. 26/1998: „Die Evolution, frei erfunden?“; in SYNESIS Nr. 27/1998: „Gemeinsame Spuren von Dinosauriern und Menschen“; in SYNESIS Nr. 28/1998: „Dinosaurierspuren in weicher Kohle“, in SYNESIS Nr. 29/1998: „Schnell versteinerte Berge und feuerspeiende Drachen“ sowie EFODON-DOKUMENTATION „Der Hammer aus der Zeit der Dinosaurier“, Hohenpeißenberg 1998.
- (7) Cremo, M. und Thompson R.: „Verbotene Archäologie“, Essen/München 1994.
- (8) Wissenschaftsmagazin „Science“, Ausgabe 141/1963, 634-637.
- (9) Wissenschaftsmagazin „Science“ Ausgabe 224/1984, 58-61.
- (10) Blöss, C. und Niemitz, H.-U.: „C14-Crash“, Gräfelfing 1997.
- (11) Friedrich, H.: „Jahrhundert-Irrtum Eiszeit?“, Hohenpeißenberg 1997.
- (12) Gentry, R. V.: „Creations Tiny Mystery“, Knoxville 1992.
- (13) H.-J. Zillmer im Wissenschaftsmagazin „raum&zeit“ Nr. 95/1998, Seite 5-11.

Internet:

www.zillmer.com

Mu gefunden?

Neue Nachrichten zum Artikel von Frank Joseph über die versunkene Hochkultur im Pazifik (in EFODON SYNESIS Nr. 22/1997)

© 1999 Uwe Topper; veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 31/1999

Frank Joseph nannte es „*die spektakulärste Entdeckung in der Archäologie-Geschichte*“, und Miguel Seguí schreibt (in AÑO CERO, Sept. 98, S. 8-10): „*es könnte die wichtigste archäologische Entdeckung des Jahrhunderts sein*“. Aber wo sonst als in derartigen Außenseiter-Zeitschriften findet man Nachrichten oder Fotografien dieser aufregenden Entdeckung? Joseph wundert sich mit Recht, dass die US-Medien keine Notiz von diesen sensationellen Funden nehmen und weist auf die mögliche Verschwörung hin, „*der Öffentlichkeit alle Informationen vorzuenthalten, die gewissen Theorien zuwiderlaufen*“.

Dieser Eindruck verstärkt sich um so mehr, als die japanischen Zeitschriften die wunderbaren Entdeckungen voll ausschlachten und schon eine Ur-Zivilisation im japanischen Raum entworfen haben. Man ist stolz auf die Hochkultur-Ahnen und nimmt sie für viele Entwicklungen der frühen Menschheit in Anspruch.



Nun hat mich der erwähnte Artikel von Seguí noch ratloser gemacht. Nicht 1995, wie Joseph schrieb, sondern schon zehn Jahre früher, 1985, sind die

pyramidenartigen Bauten, südlich der Insel Yonaguni, entdeckt worden, und der Geologe Masaki Kimura beschäftigt sich seit dreizehn Jahren mit diesen rätselhaften Unterwasserstrukturen! Druckfehler oder Fehlinformation? Wohl kaum, denn nicht nur die genannte Zeitschrift ist für ordentliche Informationen bekannt, der ganze Artikel macht einen überaus vorsichtigen und nachprüfbaren Eindruck.

Da werden immer wieder Akademiker zitiert, die diese frühgeschichtlichen Bauten untersucht haben und stets den Zweifel voranstellen, etwa in dem Sinne: „Falls es sich nicht um natürliche geologische Formen handelt, sondern um menschengeschaffene Strukturen ...“ und der Artikelschreiber wiederholt selbst diese Ausdrucksweise. Teruaki Ishii, Professor für Geologie an der Universität von Tokio, ist sich allerdings sicher, dass diese Strukturen zumindest teilweise Arbeiten von Menschen waren.

Kann man den Unterschied zwischen Naturschöpfung und Menschenarbeit wirklich so schwer feststellen, selbst wenn das Tauchen in einem gefährlichen Meer ganz andere Bedingungen auferlegt, als die Begehung einer ägyptischen Pyramide? Immerhin liegt die Sichtbarkeitsgrenze wegen außergewöhnlicher Klarheit des Wassers bei Yonaguni „über dreißig Meter“, und die Spitze des Bauwerks liegt nur fünf Meter unter der Wasseroberfläche (Joseph, S. 21). Im Artikel von Seguí (S. 9) beträgt die Sichtweite sechzig Meter und die Spitze liegt zehn Meter (bzw. zwölf Meter für ein anderes Bauwerk) unter Wasser. Ich möchte nicht kleinlich sein, sondern nur klarstellen: die Bedingungen zur Bestimmung der Objekte sind optimal.



Menschengeschaffen oder Laune der Natur, das scheint also doch fraglich zu sein. Die Beweisführung für Menschenkonstruktion, die der Meeresgeologe Masaki Kimura (Universität von Ryukyu auf Okinawa), der mit dem Entdecker der Unterwasser-Ruinen von Yonaguni, dem Sporttaucher K. Aratake, zusammenarbeitet, mutet jedoch nicht schlüssig an: Es müssten Schuttbrocken und Verwitterungsreste am Fuße der Gebäude zu finden sein,

wenn es sich um natürliche Formationen handeln würde, sagt er. Ich denke dagegen, Meeresströmungen, die dort zuweilen sehr reißend sein sollen, könnten jegliche Art von kleinem Schutt fortgetragen haben.

Frank Joseph sprach von „verkrusteten Mauern, in die Stufen und Treppen eingearbeitet sind“.

Er benützt auch erstmals den Ausdruck „die ganze Stadt“, während sonst eher von einzelnen Zeremonialgebäuden die Rede ist. Aber soviel ist auch in dem neuen Artikel von Seguí sicher: Es handelt sich um Mauern, die aus enorm großen behauenen Steinblöcken zusammengesetzt sind. Da gibt es Treppen und Säulen, Arkaden und Alleen, von Gehsteigen gesäumt (S. 9). Damit müssten eigentlich alle Zweifel verschwinden.



Auf den Fotografien sieht man eindeutig geradlinige Felskanten, scharf und schnurgerade gezogen, leider keine Fugen. Ob die Blöcke so fugenlos aneinandergesetzt wurden, wie wir dies bei den peruanischen Bauten gewöhnt sind, die mehrfach als Vergleichsstücke herangezogen wurden? Auch Arkaden und Säulen sind nicht zu sehen, statt dessen allerdings immer wieder eine Pyramide. Auffälligerweise ist das Bildmaterial sehr gering. Wir haben nur die besten Aufnahmen vor uns.

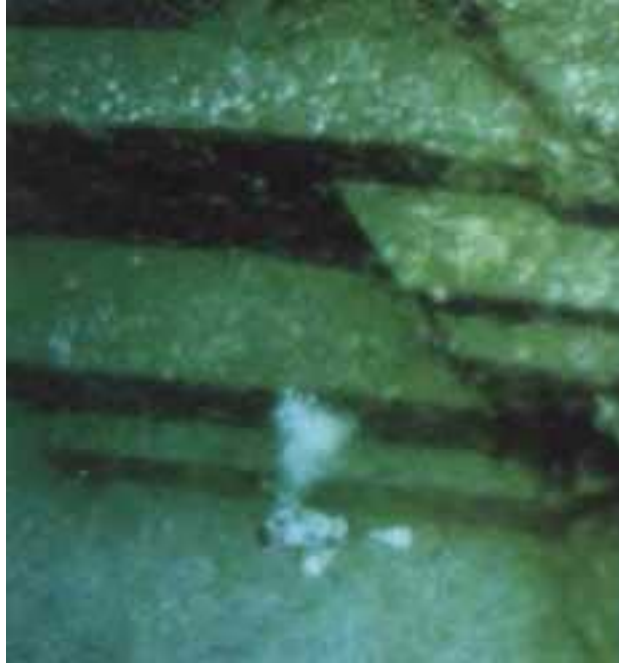
Außer von Aratake und seinen Kollegen gibt es auch Aufnahmen von Michael Arbuthnot, dessen Expedition in diesem Jahr einige neue Daten hinzufügen konnte: Die Mauern im Meer südlich von Okinawa formten vermutlich eine Festung. Es müssten beim Bau gute Werkzeuge verwendet worden sein, und auf den Plattformen entdeckte er Pfostenlöcher, die wahrscheinlich für Holzaufbauten dienten, die natürlich längst vom Meer fortgespült wurden.

Je länger ich die Fotos - in Farbe und von sehr guter Auflösung - betrachte, desto klarer wird mir, dass diese Bauten, „falls es solche sind“, noch nicht

sehr alt sein können. Auch unter Wasser gibt es Erosion, wenn auch schwächer als an der Oberfläche.



Und damit komme ich zu einem kritischen Punkt, der in den beiden genannten Artikeln gleichermaßen anzukreiden ist: Die Datierungsvorschläge sind absurd! Mal ganz abgesehen von den 1,7 Millionen Jahren, die geologischerseits ins Feld geführt werden - nämlich als „Beweis“ für die Unmöglichkeit menschlicher Bauten zu jenem Zeitpunkt - werden auch die fünftausend Jahre Alter, die Joseph den Bauten geben möchte, ohne den geringsten Anhaltspunkt vorgebracht, einfach „aus den Fingern gesogen“. Und bei Seguí, der Berichterstatter ist und sich auf verschiedene Akademiker beruft, kommen Zahlenangaben wie achttausend Jahre vor (so der schon genannte Tokyoter Geologieprofessor Teruaki) und zehntausend Jahre, wie Robert Schoch (Prof. für Geologie an der Universität Boston) vorschlägt, der nur einige Gebilde, die kleineren, als zweifelsfrei menschliche Bauten anerkennen möchte.



Diese Herren wissen noch gar nicht, von wem und wie diese „möglicherweise menschengeschaffenen“ Bauwerke geschaffen wurden, aber eine Datierung haben sie sofort zur Hand. Da möchte man Spott säen, aber indem man diese naiven Spinnereien im Nebensatz abtut, ist nichts erreicht. Wann werden die Akademiker endlich aufwachen und merken, dass ihr gesamtes Chronologiegerüst, vom vermeintlichen Urknall bis zu Papst Calixtus („II.“), nicht den geringsten Anspruch auf Wissenschaftlichkeit erheben kann?



Sicher dagegen ist, dass Beweise für den vermuteten und lang ersehnten Kontinent MU jetzt in greifbare Nähe gerückt sind. Genaugenommen waren dafür schon immer genügend Beweise vorhanden. Eine Hochkultur im Pazifik konnte mit wissenschaftlichen Argumenten nicht geleugnet, nur dogmatisch unterdrückt werden. Thor Heyerdahl hat uns das ein Leben lang mutig vorgemacht. Aber die Rückschlüsse auf Sumer, Ägypten und Peru sind weit verfrüht. Bei aller Gleichartigkeit menschlicher Ausdrucksformen, auch in der Architektur, können solche Analogien doch nicht als Datierungsmuster benützt werden. Denn wir wissen bislang wirklich nicht, *wann* die bekannten oberirdischen Bauten geschaffen wurden.

Anmerkung

Der Verfasser möchte alle Leser bitten, vor allem „Internetsurfer“, neuere Nachrichten über die japanischen Unterwasser-Bauten zu sammeln und gelegentlich in unseren Heften zu veröffentlichen. Das schlichte „Versenken“ dieser ungewöhnlichen Entdeckungen verhindert wissenschaftlichen Fortschritt!

Außer den beiden genannten Artikeln sei noch auf folgenden aufmerksam gemacht:

Friedrich, Horst: „Lag bis 1576 ein Kontinent im Pazifik?“ in *Wissenschaft ohne Grenzen*, 3/1996 (Suhl)

Abbildungen aus „Año Cero“ Nr. IX/98.

Das dunkle Zeitalter (I.)

Als die Menschheit ohne Sonne lebte

© 1999 Hans J. Andersen; veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 31/1999

1. Eine Dunkelnebelhaube über der Erde?

Otto Muck war der erste und blieb — soweit mir bekannt ist — auch der einzige, der die Finger in eine Wunde der Vorzeitforschung gelegt hat: Die unbegreifliche Lücke zwischen dem Ende der Eiszeit und dem warmen Klima des Atlantikum. Warum wurde es nicht schon früher richtig warm? Im Kapitel „2000 Jahre Dunkelheit“ wunderte er sich, dass es fünf Jahrtausende gedauert habe, bis das Hocheiszeitklima sich zum Klimaoptimum der Litorina-Zeit gewandelt habe.

„Dazwischen lagen Kaltphasen — die subarktische Yoldia-Zeit und die nacheiszeitliche Ancyclus-Zeit. Besonders die erste der beiden ist interessant. Die Pollenanalyse hat ihr floristisches Bild rekonstruiert. Sie besaß eine kümmerliche Doyasflora, aus solchen arktischen Pflanzen zusammengestellt, die auf ein Lichtminimum spezialisiert sind: Moose, Silberwurz und später Polarweiden. Woher kam diese arktische Flora in eine für sie viel zu südlich gelegene Landschaft? Nicht wegen des Wärmemangels allein — denn schon wirkte (nach dem Untergang der vorher hemmenden Atlantis-Insel) die Warmwasserheizung des Golfstroms -, sondern wegen des Lichtmangels, wegen der Absorption der Sonnenstrahlung durch die postdiluviale Hochnebelhaube. Die Yoldia-Epoche kennzeichnet die Klimasituation während der dunkelsten Zeit Nordwesteuropas.“

In der folgenden Zeit *„begann eine mildere Klimatik, die der Ancyclus-Zeit mit ihren Birken, Kiefern und Espen“*. Als dann *„das Sonnenlicht den langsam auftauenden Boden erwärmte, kam der Glashauseffekt der an Wasserdampf und Kohlensäure reichen Luft zur Geltung. Sie hielt die ultrarote Bodenstrahlung zurück, und damit stieg in der Ancyclus-Zeit plötzlich die Luftwärme, so dass erste Waldungen wüchsig wurden...“*.

So weit Otto Muck („Alles über Atlantis S. 318/19). Er glaubte, diese „Dunkelnebelhaube“ sei die anhaltende Folge jener gewaltigen vulkanischen Katastrophe im Atlantik, als beim Untergang von Poseidonis der Meeresboden dort aufriss und durch den Zusammenprall von Magma und Meer ungeheure Wasserdampf- und Vulkanaschewolken die Erde einhüllten. Solches kann sehr wohl bei derartigen Großkatastrophen geschehen — wir werden Ähnliches wieder erleben — aber der Zustand kann nicht jahrhundertlang andauern. Das ist der Schwachpunkt seiner glänzend geschriebenen Hypothese. Nach einigen Jahren, längstens nach wenigen Jahrzehnten, müsste die Sonne doch schon wieder durchgedrungen sein.

So entdeckte Otto Muck eine von der Wissenschaft verdrängte Tatsache, als er Beweise für eine Hypothese suchte - die freilich falsch ist.

2. Überlieferungen der Indianer

Dennoch ist die Dunkelzeit in den Überlieferungen vieler Völker enthalten. Es gab sie tatsächlich! Vor allem amerikanische Völker, die wegen der abgelegenen Lage ihres Kontinents auf eine besonders lange Überlieferung zurückblicken können — im Gegensatz zu europäischen Völkern —, berichten darüber. So wussten die Chibcha (Kolumbien) über die Urzeit zu erzählen:

„Am Anfang gab es bereits Himmel und Erde und alle Dinge an und auf ihnen außer der Sonne und dem Mond, so dass allseits Dunkelheit herrschte.“ Ein Kazike erschuf die Menschen. *„Noch lag die Erde im Dunkel, und um ihr Licht zu spenden, befahl der Kazike von Sogamoso dem von Ramiriqui und Tunja, zum Himmel hinaufzusteigen und, nachdem er Sonne geworden, die Welt zu erleuchten. Dann stieg er selbst zum Himmel empor und machte sich zum Monde, der die Nacht erhellt.“* (Rudolf Jockel „Götter und Dämonen“, Darmstadt-Genf 1953, S. 392).

So hat man lokale Fürsten zu Astralgöttern werden lassen. Was da astronomisch vor sich ging, konnte man nicht begreifen, aber die Tatsache, dass die Menschheit früher im Dunkel lebte, bis Sonne und Mond (wieder) erschienen, ist klar überliefert. Die Zuni-Indianer in Neumexiko berichten über verschiedene Etappen ihrer Vorzeit in der Dunkelheit, und wie es in Etappen immer etwas heller wurde.

„Aber als die Sonne selbst im Osten erschien, wenn auch noch halb verborgen inmitten des weiten Weltozeans, waren sie so geblendet und erhitzt von ihrem Licht und Glanz, dass sie einander angstvoll riefen, niederfielen, sich am Boden wälzten und ihre Augen mit den bloßen Händen bedeckten. Doch immer von neuem blickten sie wieder nach dem Licht, und immer von neuem strebten sie der Sonne zu, gleich wie Motten und andere Nachttiere das Licht eines Lagerfeuers suchen und, wenn auch verbrennend, immer wieder darauf zufliegen.“ (a.a.O., S. 331)

Eine eindrucksvolle Erinnerung an das außerordentliche Erleben, als die Sonne erschien und die Dunkelzeit endgültig endete.

Damit sei es zunächst genug mit Überlieferungen sogenannter primitiver Völker, die sich ihr Urwissen nicht durch Theorien eines kritischen Verstandes verdunkeln ließen. Zu den Überlieferungen aus Mittelamerika werden wir im Popol Vuh, dem heiligen Buch der Maya, noch sehr wichtige, weiterführende Hinweise finden.

3. Ägyptische Überlieferung

Die Himmelskuh und der Beginn der Dunkelzeit

Eine der ältesten und ursprünglichsten Vorstellungen der Menschheit vom

Himmelsgewölbe dürfte die von einer Himmelskuh gewesen sein. Sie reichte augenscheinlich bis in die letzte Eiszeit zurück. Beispielsweise erblickt man am Deckengewölbe der Höhle von Lascaux („Saal der Stiere“) schon mehrere Kühe, und es liegt nahe, dass sie mit dem Himmel über dem Menschen der Eiszeit in Verbindung zu bringen seien.

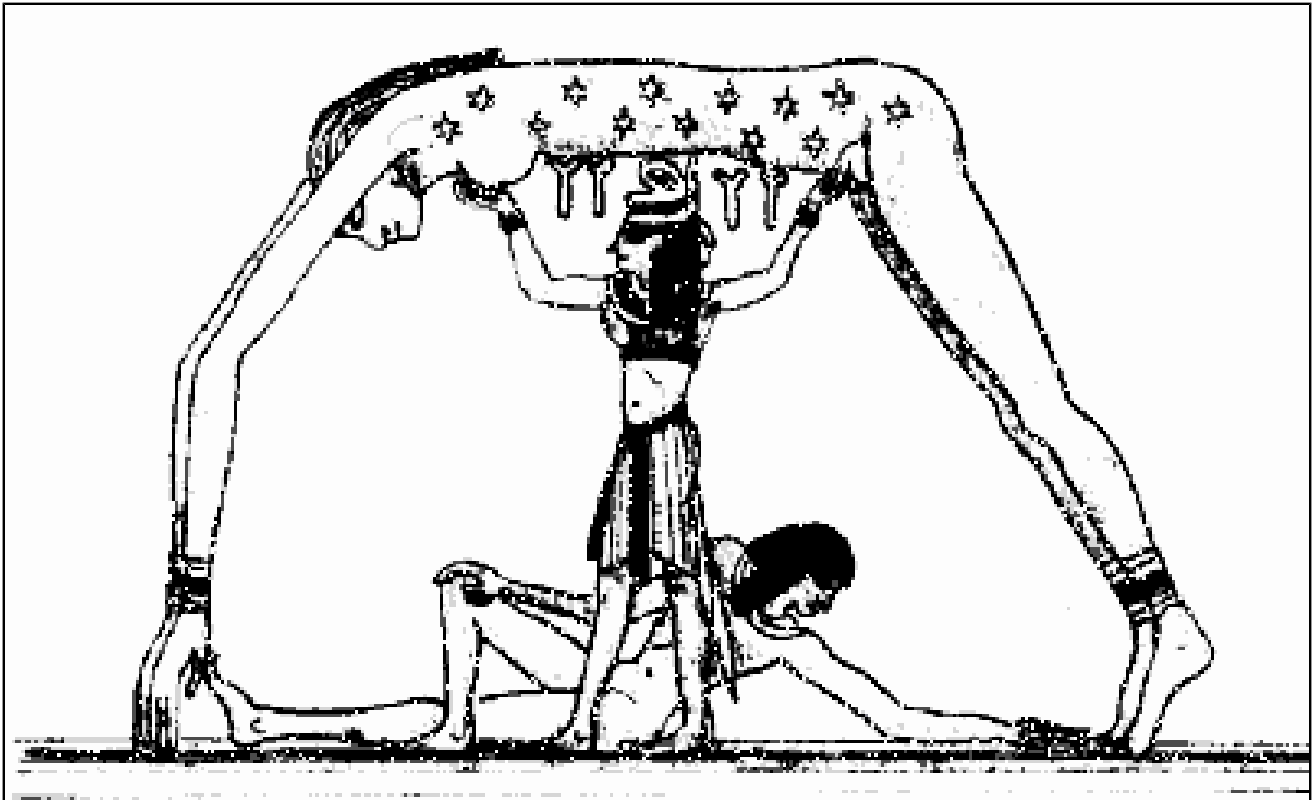
Auch im alten Ägypten gab es einen Mythos von der Himmelskuh. So stellte man sich die Himmelsgöttin Nut vor. Andererseits hatte Nut aber auch menschliche Gestalt, wenn sie als Frau des Erdgottes Geb auftrat.

Beide Erscheinungsformen - die tierische und die menschliche - wurden im Mythos wohl schon früh miteinander verquickt, aber man kann doch noch erkennen, dass diese beiden Vorstellungen ursprünglich aus verschiedenen Zeiten stammten. Das ältere Vorstellungsmodell ist stets der Tierwelt entnommen.

Das hängt mit der geistigen Entwicklung der Menschheit zusammen. Sie wiederholt in gewisser Weise die individuelle Entwicklung (oder umgekehrt). Es ist eine aus der Entwicklungspsychologie bekannte Tatsache, dass für das Kind zunächst das Erleben auf der Tierstufe eine bevorzugte Rolle spielt. Die kindliche Fantasie projiziert in das Agieren der Tiere seine Emotionen und unbewusste Konflikte. Erst mit zunehmender Bewusstwerdung des heranwachsenden Menschen wird diese Entwicklungsstufe überwunden.

In der Entwicklung der Menschheit beobachten wir Ähnliches vom Ausgang der Eiszeit bis zum Hervortreten der Persönlichkeit in der griechischen Kultur.

Die berühmten Höhlenmalereien der „späten Eiszeit“ zeigen mit ihren absolut vorherrschenden Tierdarstellungen die frühkindliche Stufe einer noch nicht zum Selbstbewusstsein erwachten Menschheit. Bei den alten Ägyptern vollzog sich dann der Übergang: Manche Götter wurden noch als Tiere dargestellt, die meisten aber in menschlicher Körpergestalt mit einem Tierkopf, und einige schon ganz als Menschen.



Die ägyptische Göttin Nut, die das Himmelsgewölbe symbolisiert (Archiv)

Als Re die Erde verließ ...

Bei der Himmelsgöttin Nut haben wir nun den Fall, dass sie im Mythos manchmal als Kuh, sonst aber als Mensch - Frau des Geb - vorkommt. Der Mythos mit der Himmelskuh muss seinem Ursprung nach aber einer älteren Epoche angehören. Es wird überliefert, dass der Sonnengott Re sehr alt geworden war und des Regierens müde, so dass er beschloss, die Erde zu verlassen und künftig im Himmel zu wohnen. Er ließ sich darum von seinem Sohn Schuh auf den Rücken der Himmelskuh Nut setzen. Die Menschen staunten, als sie Re auf dem Rücken der Kuh erblickten. Re verlangte von Nut: „Entferne mich von ihnen und lass mich in die Höhe steigen und (lass) mich (sie) sehen.“

Was war nun mit dem "Aufsteigen in den Himmel" gemeint? Einmal sicherlich, dass die unmittelbare Herrschaft des Gottes auf der Erde endete. Außerdem steckt aber auch ein Stück Naturbeobachtung darin, dass sich die Erscheinung der Sonne veränderte, in der sich ja die Erscheinung des Gottes manifestierte - nicht erst seit seiner Erhebung. Es bekundet sich darin m.E. schlicht die Beobachtung, dass sich die Sonne scheinbar von der Erde entfernte. Man konnte sehen, dass sie deutlich kleiner wurde. Daraus zog man den Schluss, dass Re sich hoch in den Himmel heben ließ.

In Wirklichkeit war es natürlich die Erde, die sich von der Sonne entfernte, und zwar muss das in einem Grade geschehen sein, dass es auffällig war.

Weiter wird von Re berichtet: „Er begab sich in seinen himmlischen Palast

und blieb dort mit den Göttern, die ihm gefolgt waren. So war Re der Erde fern, dass es dunkel wurde“.

Daraus kann man schließen: Durch eine merkliche Vergrößerung des Abstandes zwischen Erde und Sonne wurde es auf der Erde - verglichen mit der früheren Tageshelligkeit - relativ dunkel. Kurzum: Man hat Grund zu der Annahme, dass sich dieser Mythos auf den Beginn der großen Dunkelzeit bezieht.

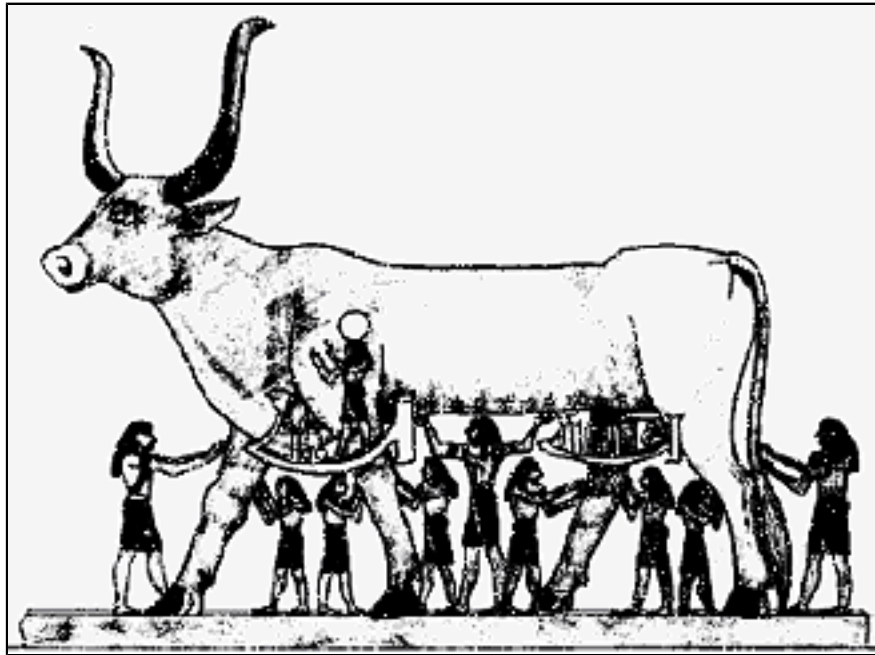
Dass die Erde danach in ständiger Dunkelheit lag (also nicht nur eine gewöhnliche Nacht gemeint war), geht aus derselben Quelle im weiteren Text klar hervor:

„Nut zitterte wegen der Höhe; da sagte die Majestät des Re: ‚Wahrlich, ich brauche Träger, die sie (die Himmelskuh) stützen‘ - da entstanden die Träger-Götter. Die Majestät des Re sagte: ‚Mein Sohn Schu, stelle dich unter meine Tochter und bewache mir dort die Träger-Götter, weil sie in der Dunkelheit leben. Setze sie (die Himmelskuh) auf deinen Kopf und warte sie!‘“

Das ist eine recht merkwürdige Textstelle. Wenn Nut erzitterte, dann darf man vermuten, dass es die Erde war, die bei der großen Verlagerung in größere Sonnenferne erzitterte bzw. gewissen Taumelbewegungen ihrer Achse ausgesetzt war, so dass alle Himmelskörper zu zittern schienen. Von diesen glaubte man ja, dass sie sich auf dem Bauch der Himmelskuh befänden.

Um Nut zu stützen, wurden also Trägergötter bestellt. Die vier Beine der Kuh wurden von Horus, Seth, Thot und Sopdu gestützt, die die vier Himmelsrichtungen repräsentierten. Nach Darstellungen in den Gräbern von Sethos I. und Ramses III. standen sogar acht Götter an den Beinen und hielten diese. Von den Trägergöttern heißt es ausdrücklich, dass sie in der Dunkelheit lebten. Da sie auf der Erde standen, geht daraus schlüssig hervor, dass damals, als diese Himmelsordnung in Kraft trat, die Erde selbst und die Menschheit in Dunkelheit lebten. Das war eben die Dunkelzeit, die lange Nacht im Anschluss an die Eiszeit, von der unsere Wissenschaft bisher gar keine Notiz genommen hat.

Damit ist nun das Schicksal unseres Planeten bis zum Ausgang der letzten Eiszeit zurückverfolgt worden.



Ägypten: Das als Kuh dargestellte Himmelsgewölbe (Archiv)

Einige Rätsel der Vorzeit haben damit eine überraschende Lösung gefunden. Aber es sind auch viele neue Probleme aufgeworfen worden. Eine Erstpublikation kann nicht alle Fragen lösen wollen. Die Wissenschaft ist aufgerufen, weiter zu forschen. Eins ist aber gewiss: Die Geschichte einiger Jahrtausende unseres Planeten am Ende der Eiszeit muss neu geschrieben werden!

Die Erde fern der Sonne...

Der ägyptische Mythos von der Erhebung des Re auf den Rücken der Himmelskuh - während es auf der Erde dunkel wurde - darf sicherlich als eine Parallele zu den altamerikanischen Überlieferungen von der Dunkelzeit angesehen werden; von der Dunkelheit, die nach einer großen Weltkatastrophe eintrat, wo dann angeblich Jaguare kamen und die Menschen fraßen.

Nirgends wird - soweit mir bekannt ist - direkt ausgesagt, wie lange nun eigentlich diese Dunkelzeit gedauert habe. Sie muss aber viele Generationen angehalten haben. Denn es wuchsen neue Menschengeschlechter heran, die sozusagen vom Nullpunkt an neu anfangen und überhaupt keine Überlieferungen an eine frühere Zeit besaßen, als es wohl doch schon eine Sonne als Tagesgestirn gegeben hatte. Nur so kann man die zahlreichen amerikanischen Mythen verstehen, die aussagen, die Menschheit habe ursprünglich im Dunkel gelebt, ehe Sonne und Mond erschienen oder erschaffen wurden.

Dunkelheit ist natürlich ein relativer Begriff. Manchmal heißt es stattdessen Dämmerlicht, Zwielight. Bekanntlich ist das menschliche Auge sehr anpassungsfähig. Treten wir aus unserer Wohnung in die Nacht hinaus, so erscheint sie uns im ersten Augenblick pechschwarz - nach einiger Zeit aber

sehen wir auch im Mondlicht genug, um uns gut orientieren zu können. So wird es auch in der Dunkelzeit nicht absolut finster gewesen sein.

Was war geschehen? Meine Hypothese: Durch einen nahen Vorübergang des Großplaneten Typhon-Nibiru (der für einen Umlauf auf seiner extrem elliptischen Bahn rund 540 Jahre benötigt und bald wiederentdeckt sein dürfte) war die Erde radikal aus ihrer Bahn geschleudert worden, und zwar derart, dass sie sich recht weit von der Sonne entfernte. Die Erde lag nun in einem Dämmerlicht!

... und die Sonne ein goldener Stern

Unsere Sonne war danach nur noch als ein goldener Stern zu sehen, wie es in manchen alten Überlieferungen anklingt: So gab es offenbar einen Stern, der wie eine Sonne glänzte - ein goldener Stern, konnte man auch meinen. Das klingt in Redewendungen an wie beispielsweise im „Firdausi, Buch der Könige“, das alte persische Überlieferungen enthält: *„Als am azurnen Gewölbe des Himmels wieder der goldene Edelstein erstrahlte...“* (S.12)

Am einfachsten und unzweideutig ist natürlich eine Aussage, wie etwa in einem Mythos der Indianer (Scomalt-Sage), die schlicht mit der Bemerkung beginnt: *„Als die Sonne noch ein Stern war ...“*

Bei intellektuell höher entwickelten Völkern können sich solche Aussagen natürlich nicht erhalten, weil wir doch wissen, dass die Sonne ihrer Erscheinung nach nicht mit einem Stern verglichen werden kann (obgleich es astronomisch ja stimmt), und weil es für uns theoretisch völlig unmöglich erscheint, dass die Sonne so klein gesehen werden konnte.

Die Überlieferungen der Indianer sind nicht nur viel älter als diejenigen Europas, wo immer neue Völker die älteren verdrängten, sondern auch der Naturbetrachtung näher. Aber zusammenhängende Darstellungen der Vorzeitepochen sind natürlich sehr selten und oft durch spätere Überarbeitungen entstellt.

Kritischer Einwand

Nun, wer als Naturwissenschaftler dies liest, wird kritisch einwenden: Aber das alles ist doch völlig unmöglich, denn wenn die Sonne kaum noch scheint, die Erde sich so weit von der Sonne entfernt hätte, dann würden die Temperaturen auf unserer Erde drastisch gesunken sein. Es würde noch viel kälter geworden sein als in der ärgsten Eiszeit, und alles Leben wäre erstorben!

Das ist im Prinzip natürlich richtig. Meine Hypothese lässt sich daher nur vertreten, wenn es anstelle der Sonne eine andere Wärmequelle gegeben hat. Aber was könnte das gewesen sein?

Gibt es darüber auch Überlieferungen? Haben andere Völker ein Wissen um einen anderen Himmelskörper, der an die Stelle der Sonne trat und der eventuell dafür in betracht käme?

Lesen Sie nun zunächst, was die Maya in ihrem heiligen Buch überliefert haben.

4. Maya-Überlieferung

Sieben-Arara, die-Ersatz-Sonne

Wo war nun die Erde geblieben, nachdem sie durch außerordentliche Katastrophen von der Sonne weggeschleudert worden war? Was gab es danach, als die Erde ins Dunkel der Sonnenferne versunken war, am Himmel zu sehen?

Das schon erwähnte Buch POPOL VUH hilft uns hier mit einer sehr eindrucksvollen Beschreibung weiter. Es handelt sich um den Anfang des Kapitels, das unmittelbar auf die Schilderung der Untergangskatastrophe einer früheren Menschheit folgt. Da hatte es u.a. geheißen:

„Darum verdunkelte sich das Antlitz der Erde...“, und daran anknüpfend beginnt das nächste Kapitel so: „Noch lag Zwielflicht auf der Erde Antlitz. Noch gab es keine Sonne. Aber ein Wesen war da, überstolz auf sich selbst, das nannte sich Sieben-Papagei (7-Arara). Himmel und Erde gab es schon, aber verhüllt war das Antlitz von Sonne und Mond. Sprach Jener: ‚Wahrlich, noch bleiben einige von den Ertränkten, und Zaubermännern sind sie gleich. Ich werde mächtig sein über alle geschaffenen und geformten Wesen. Ich bin die Sonne, bin das Licht, der Mond.‘ So rief er. ‚Groß ist mein Glanz. Für mich werden die Menschen wandern und siegen...“

Besser übersetzte diesen Satz L. Schultze: *„Ich mache, dass die Menschen umhergehen und stehen können.“* Denn ohne das Licht, das von Sieben-Arara ausging, wäre es nun auf der Erde zu dunkel geblieben für die Orientierung.

„Denn aus Silber sind meine Augen, wie Edelsteine blitzen sie, wie Smaragde. Meine Zähne blitzen wie kostbare Steine gleich dem Antlitz des Himmels. Von Ferne leuchtet meine Nase wie der Mond. Mein Thron ist aus Silber und der Erde Antlitz erleuchtet sich, wenn ich vor meinen Thron trete.

So bin ich denn die Sonne, bin ich der Mond für das Geschlecht der Menschen. So soll es sein, denn mein Blick reicht weit.‘ So sprach Siebenpapagei. Aber in Wahrheit war Siebenpapagei nicht die Sonne, er rühmte sich nur seiner Federn und Reichtümer. Und sein Blick ging nur bis zum Horizont und umfasste nicht die Welt.

Noch sah man nicht der Sonne Antlitz, nicht den Mond, nicht die Sterne, noch dämmerte es nicht. Darum konnte sich Siebenpapagei brüsten, er sei Sonne und Mond; denn noch waren sie nicht erschienen und das Licht von Sonne und Mond strahlte noch nicht. Ihn aber trieben Selbstüberhebung und Herrschsucht.

So stand es, als um der hölzernen Menschenbilder (der Riesen) willen die Überschwemmung geschehen war. Wir werden nun also weiter berichten,

wie Sieben-Arara starb, wie er zu Fall kam ...“ und zwar durch die Hand zweier Jünglinge.

Die „Zwillinge“ beendeten die Dunkelzeit

Diese beiden Jünglinge dürften die Zwillinge gewesen sein, die in zahlreichen Mythen vorkommenden Symbolfiguren des Sternbildes Zwillinge. Das hat einem Zeitalter seinen Namen gegeben. Der Frühlingspunkt durchlief dieses Sternbild etwa von 6300 bis 4200 vC. Und warum hätten diese Zwillinge dem Sieben-Arara den Garaus gemacht? Weil sie einen Klimawechsel brachten: Das Klima-Optimum, das mit dem Atlantikum anbrach. Es ermöglichte den Übergang zum Ackerbau, „neolithische Revolution“ genannt — beginnend ab dem 6. Jahrtausend, zuerst im Nahen Osten und im Bereich der späteren Sahara. Da muss die sonnenlichtarme Dunkelzeit auf jeden Fall zuende gegangen sein.

Im übrigen ist die Geschichte, wie die Jünglinge Siebenpapagei töteten, ebenso weitschweifig wie astronomisch unergiebig, so dass ich darauf nicht weiter einzugehen brauche. Die wesentliche Einsicht ist aber, dass Siebenpapagei so lange herrschte, bis das Zwillinge-Zeitalter begonnen hatte. Eine genaue Bestimmung, wann die Dunkelzeit endete, soll später möglich sein.

„Siebenpapagei“ könnte zwei Jahrtausende regiert haben - darin stimme ich mit Muck überein - wenn man die Erdbahnänderung durch Typhon und den Beginn der Dunkelzeit mit dem Beginn der ältesten Maya-Zeitrechnung — also auf 8238 vC — gleichsetzt. (Daher können wir uns Auseinandersetzungen darüber sparen, ob es Sumerer gab oder nicht und wie viele Parallel-Dynastien die Ägypter hatten).

Während dieser langen Zeit lag die Erde im Dunkel, da - wie Popol Vuh sich ausdrückt – „Sonne und Mond schliefen“, d.h. die beiden Himmelskörper waren wohl da, aber sie gaben kein Licht bzw. nur sehr wenig. Wenn das Sonnenlicht stark reduziert war, weil die Erde sich von der Sonne weit entfernt hatte, dann kann natürlich auch der Mond nicht mehr scheinen, da er ja nur das Sonnenlicht reflektiert.

Außerdem werden die meiste Zeit feuchte Nebel die Erde eingehüllt haben, so dass auch die Sterne kaum sichtbar gewesen sein mögen. Aber der Himmel war nicht immer verhangen, denn es gab jene eindrucksvolle Erscheinung am Himmel, viel lichtstärker als die Sterne und wohl auch recht groß zu sehen: Sieben-Papagei! Da er mit Sonne und Mond verglichen wurde, war er demnach ein gut sichtbares und entsprechend groß erscheinendes Gestirn.

Zeitweise wurde es durch das Licht, das von Siebenpapagei ausging, heller auf der Erde, nämlich dann, wenn er, wie es heißt, vor seinen Thron trat. Sein Licht war aber nicht wie das der Sonne. Aus der Erwähnung von Edelsteinen, wie Smaragden, vor allem der zweimaligen Nennung von Silber, kann man auf die vorherrschende Farbe des Himmelskörpers schließen. Es war eine silberne Sonne, aber nicht einheitlich gefärbt, sondern wie mit Federn oder Edelsteinen geschmückt, fast wie Papageiengefieder ...

Frage an die Leser: Wer war Sieben-Arara?

Wer war nun Siebenpapagei? Welcher Himmelskörper konnte zu solchen Vergleichen bei seinem Anblick anregen? Es kann sich nur um einen Planeten unseres Sonnensystems gehandelt haben, in dessen Nähe die Erde damals geriet, so dass man wohl annehmen darf, dass die Erde vorübergehend dessen Trabant wurde.

Der Vergleich mit einem Papagei dürfte sich auf das Aussehen des Himmelskörpers beziehen: gefiedert, bunt gestreift — welcher Planet käme dafür in Betracht?

Welcher Planet könnte vor allem auch eine Wärmequelle, anstelle der Sonne, gewesen sein?

Es müsste ein Planet sein, der mehr Wärme abgibt, als er selber von der Sonne empfängt. Das ist zwingende Voraussetzung, um die Sonne teilweise zu ersetzen, jedenfalls so viel, dass das Leben auf der Erde nicht in einer tödlichen Eiszeit ersterben musste.

Geht man die Reihe der Planeten durch, so kann es nur eine Antwort geben. Nur einen Planeten gibt es, der diese Bedingung erfüllt. Wissen Sie es, lieber Leser?

Anschrift des Autors:

Hans J. Andersen, Körnerstr. 84, D-58285 Gevelsberg, Tel. 02332-10765

Hans J. Andersen ist Autor des Sachbuches „Polsprung. Prophezeiungen und wissenschaftliche Analysen“ (G. Reichel Verlag, ISBN 3-926388-43-9)

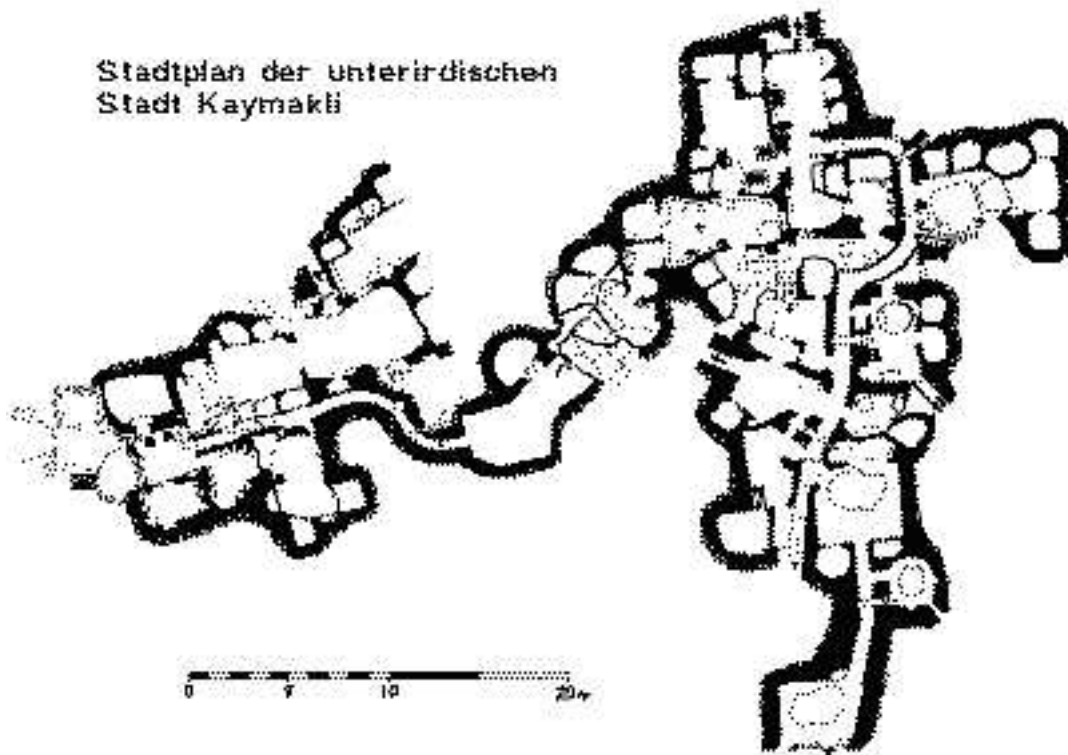
Das dunkle Zeitalter und die „Erdställe“

© 1999 Pit Schellenberg; veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 31/1999

Hans J. Andersen schildert sehr anschaulich aus alten Überlieferungen der Menschheit Berichte zu einer Dunkelheitsphase auf der Erde. Die Erde könnte also für längere Zeit durch kosmische Einwirkungen weiter von der Sonne entfernt gewesen sein, als wir das bislang gewöhnt waren. Wieder so ein Kapitel, mit dem sich die Wissenschaft offenbar bislang nicht gerne beschäftigen mochte. Es ist auch aus so alter Zeit sehr wenig Greifbares vorhanden. Und die alten Überlieferungen werden vielfach noch immer nicht ernst genommen.

Aber im auf der Erde Geschichteten könnten sich Belege finden lassen. Wie umfangreich da noch etwas zu finden sein wird, das ist eine andere Frage, wenn von Zeit zu Zeit - in unregelmäßigen Abständen - weite Teile unseres Planeten bei Erdkatastrophen immer wieder mächtig überspült und /oder verbrannt worden sind. Aber, wenn Menschen solche Zeiten überlebt haben, dann sollten sich vereinzelt noch Reste damaliger Vegetation und Fauna finden lassen.

Was mir beim Lesen des Artikels von Herrn Andersen spontan einfiel, sind die bei uns so genannten Erdställe. Das sind ausgedehnte unterirdische Anlagen, die sich überall auf der Erde, besser gesagt, weltweit unter der Erde finden. Am Bekanntesten dürften die „unterirdischen Städte“ von Derinkuyu und in anderen Teilen der heutigen Türkei sein. Aber, auch in Deutschland gibt es mehr davon als allgemein bekannt ist.



Stadtplan der unterirdischen Stadt Kaymakli in der Türkei

Nimmt man die erwähnten frühgeschichtlichen Überlieferungen ernst, so machen diese Anlagen Sinn. Wird das Klima an der Erdoberfläche unzuverlässig, so steigen die Überlebenschancen für Menschen erheblich, wenn sie sich in den Bereich der Erdwärme zurückziehen können.

Diese Erdinnenwärme ist für die offizielle Wissenschaft - nach meinen Beobachtungen - auch kein besonderes Thema. Manche nehmen an, dass sie noch aus der Entstehungszeit unseres Planeten übrig geblieben sei. Weshalb unser Planet in seinem Inneren dann noch nicht weiter abgekühlt ist, scheint kaum weitere Kreise zu interessieren. Dabei wird hier kosmische Energie, die die Erde (und jede andere Masse) von allen Seiten durchdringt, zu einem kleinen Teil absorbiert (aufgenommen) und in Wärme umgewandelt. Und diese Energie stammt nur zu einem relativ kleinen Teil von der Sonne. (Es ist die gleiche Energie, die Massen aufeinander zu drückt, weil sie einen Teil von ihr absorbieren und in sich in Wärme umsetzen. Dadurch entsteht zwischen den Massen eine Abschattung, sozusagen eine Verdünnung des Energiefeldes, die sogenannte Schwerkraft.)



Zugang zu Derinkuyu. Rechts der mächtige Verschlussstein (Foto: Liese Knorr)

Nun, ich wollte hier nur eine kurze Erklärung versuchen, weshalb es weit genug unter der Erdoberfläche ganz schön warm sein kann, auch wenn draußen die Sonne weiter weg ist, als wir das gewöhnt sind.

Damit ist für die Menschen aus der dunklen Zeit das Ernährungsproblem noch nicht gelöst. Nicht allzu viel Nahrhaftes wächst längerfristig im Dunklen unter der Erde. Oder haben wir uns in unserem seit einigen Jahrtausenden gewöhnten Reichtum auf der Erdoberfläche da nur nicht genug drum gekümmert? Gab es in diesen Zeiten eventuell ein teilweises Ausweichen der Flora in menschengeschaffene Erdöffnungen mit höherer Temperatur? Vielleicht wissen biologisch stärker interessierte Leser da mehr?

Der überlieferte „Sieben-arara“ scheint als Sonnenersatz jedenfalls so unzuverlässig gewesen zu sein, dass für mich ein Ausweichen von Menschen unter die Erdoberfläche in gleichmäßig warme Bereiche logisch erscheint. Wenn es oben sowieso dunkel und auch noch kalt war, so war es hier unten wenigstens nur dunkel.

Außerdem wird damit klar, weshalb die unterirdischen Anlagen dann keine „Mausefallen“ für Menschen waren. Es gab zu dieser Zeit keinen oberirdischen Gegner, der die Menschen unten hätte einschließen und „ausräuchern“ wollen.

Prof. Dr. Lesch, so nicht!

("Heute wollen wir mal enthüllen!")

(c) Gernot L. Geise, veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 1/1999

BR-alpha ist der Wissenschaftskanal des Bayerischen Fernsehens. Meistens wird dieser Fernsehkanal in den Programmzeitschriften verschwiegen. In seinem Regionalprogramm BR3 bringt der Bayerische Rundfunk jede Nacht nach Sendeschluss die Reihe "Space Night" mit zum Teil recht interessanten, manchmal durchaus auch spekulativen, Themen rund um die Raumfahrt. Viele Sendungen werden mehrmals ausgestrahlt, was durchaus positiv zu werten ist, da man Interessierte darauf hinweisen kann, wenn etwas Wesentliches gezeigt wurde.

Leider gibt es auch Ausrutscher bei den sonst guten Sendungen. Einen solchen möchte ich hier beschreiben, weil die Sendung "Was ist dran am Marsgesicht?" in der Reihe "Alpha-Centauri" (erstmalig ausgestrahlt am 25. Oktober 1998 und seither in BR3 und BR-alpha wiederholt) derart viele Falschaussagen enthält, dass es mir fast körperlich weh tat. Falschaussagen im Fernsehen sind wir ja gewöhnt, besonders zu den besten Sendeplätzen am Abend. Doch wenn eine Sendung als "wissenschaftlich" verkauft wird, sollte sie doch etwas seriöser mit strittigen Themen, wie hier dem Marsgesicht, umgehen.

Prof. Dr. Harald Lesch, Professor für theoretische Astrophysik an der Universität München, war sich nicht zu schade, die oben genannte Sendung zu gestalten und haarsträubende Erklärungen abzugeben. *"Heute wollen wir mal etwas ganz anderes machen, heute wollen wir mal enthüllen!"*

Nach einer kurzen Einführung in die Phänomene des Mars - er zeigte nur ein Fotomosaik der Cydonia-Region aus alten Viking-Aufnahmen - klärte Lesch in seiner hessisch gefärbten, lockeren Art auf, dass das Marsgesicht *"nur ein Haufen Schutt"* sei. Als Beleg zeigte er die bekannte Aufnahme des Mars-Global-Surveyor (vgl. SYNESIS Nr. 28/1998, S. 19), ohne jedoch zu bemerken, dass diese Aufnahme von der Bildqualität her noch schlechter ist, als es die alten Viking-Fotos sind. Na gut, das hat er vielleicht nicht gewusst.

Auch dass er den größten Vulkan des Mars, Olympus Mons, als "Monte Pons" bezeichnete, kann man als Versprecher werten. Doch dass er sich über die Astronomen des Vor-Raumfahrt-Zeitalters und ihre Beobachtungen (z.B. der Linien) lustig machte und sie im gleichen Atemzug mit Science-Fiction-Autoren gleichsetzte, ist schon nicht mehr fein. Mit den Science-Fiction-Autoren - die durchaus seriös vorgehenden Forscher, die das Marsgesicht untersucht haben, erwähnte er nicht einmal - schlug Lesch einen großen Bogen und warf sie zusammen mit unseriöser UFO-Literatur in einen Sack, auf den er dann verbal einschlug (*"... absoluter Nonsens!"*). Angesehene Forscher wie beispielsweise Vincent DiPietro & Gregory Molenaar, die geradezu sensationelle Untersuchungsmethoden entwickelten, Dr. Mark J. Carlotto, dessen Bildbearbeitungsprogramme von der NASA eingesetzt werden, oder Richard C. Hoagland, der viele Wissenschaftler zur Untersuchung der Marsphänomene zusammenführte, als Menschen zu verunglimpfen, die Unsinn erzählen, und ihre Forschungsergebnisse schlicht zu ignorieren, hat mit "Enthüllung" "absolut" nichts zu tun.

Ich denke, jeder darf seine eigene Meinung haben. Wenn jemand nicht davon überzeugt ist, dass das Marsgesicht und die Marspyramiden künstlich errichtet wurden, sondern natürlichen Ursprungs sind, so sei ihm diese Meinung unbenommen. Doch wenn Wissenschaftler wie die oben genannten in akribischer Kleinarbeit nachweisen, dass diese Objekte gar nicht natürlich sein *können*, so sollte man ihre Arbeit nicht lächerlich machen.

Prof. Lesch erklärte anschließend, dass diese Stelle (Cydonia-Region) auf der Venus nicht zu sehen wäre - damit hatte er den roten Faden zur Atmosphäre gesponnen -, weil die Venus-Atmosphäre aus undurchsichtigen Wolken besteht. Bevor Raumsonden zur Venus geflogen waren, so erklärte Lesch, stellte man sich vor, der Planet wäre von Regenwald überzogen, "*wo dann schon mal ein Dinosaurier rumspringt*".

Warum wohl die Venusatmosphäre auf über fünfhundert Grad aufgeheizt ist, die irdische um die zwanzig Grad Durchschnittstemperatur hat und der Mars eisig kalt ist, obwohl der Abstand zwischen den Planeten "*gar nicht so dramatisch*" ist? Ein "*paar zig Millionen Kilometer*" spielen wohl keine Rolle, denn die Kohlendioxid-Atmosphäre ist dran schuld, wie Lesch aufklärte: "*...dann merken Sie gleich, wohin ich will*". Die Venus sei das warnende Beispiel, denn wir seien drauf und dran, unsere Erdatmosphäre genauso aufzuheizen: "*Wir arbeiten ja daran, unsere eigene CO₂Atmosphäre zu schaffen*". Aha! Daher weht der Wind! Lesch hat sich vor den Karren der Treibhaus-Lobby spannen lassen und wiederholt deren blühenden Unsinn. Dabei ist es inzwischen erwiesen, dass es gar keinen Treibhauseffekt auf der Erde gibt (Hierzu siehe etwa "raum&zeit" Nr. 89 "Es gibt gar keinen Treibhauseffekt!"). Doch Prof. Lesch weiß das anscheinend nicht.

Diese Information darf ja auch nicht in die Köpfe der Bevölkerung einziehen, denn sonst würde man merken, dass Millionen Treibhaus-Forschungsgelder zum Fenster hinausgeworfen werden.

Na gut, Venus hat eine CO₂-Atmosphäre. Auf der Erde wird CO₂ durch Regen wieder aus der Atmosphäre hinausgewaschen, weil die Erde glücklicherweise eine Plattentektonik besitzt. Sie werden sich fragen, was diese beiden Faktoren miteinander zu tun haben. Das fragte ich mich auch. Doch Lesch erklärte weiter: Kohlendioxid wird auf der Erde durch Plattentektonik freigesetzt. Wenn die Venus also eine Kohlendioxidatmosphäre besitzt, hat sie auch eine Plattentektonik, so einfach ist das. Doch durch das dortige Höllen-Treibhaus ist es nicht möglich, dass auf der Venus das Wasser das Kohlendioxid abregnen kann, im Gegensatz zur Erde, deshalb bleibt es in der Lufthülle ...

Weil der Mars keine Plattentektonik besitzt, gibt es auf ihm auch kein Wasser, "*hat es vielleicht auch nie gegeben*", und was man als Spuren von Wassereinwirkungen deutet, könne auch durch Windeinwirkungen entstanden sein. Natürlich habe der Mars wegen seiner fehlenden Plattentektonik auch keine CO₂-Atmosphäre. Hätte er auch niemals haben können, denn durch seine geringe Anziehungskraft hätte er das CO₂ gar nicht halten können, meinte Lesch. Über so viele Falschaussagen stellen sich einem doch die Haare einzeln auf!

Woher nimmt Lesch eigentlich seine Informationen? Aus seinen zitierten Science-Fiction-Romanen etwa? Aber bestimmt nicht von der NASA. Denn erstens besitzt die Venus keine Wasserdampf-atmosphäre, die nicht abregnen kann. Es finden sich nur geringe Wasserdampf-Spuren darin. Die zum Teil sehr ausgeprägten ehemaligen Flussbetten auf dem Mars sollen also durch Wind entstanden sein. Ich möchte gerne einmal den Wind sehen, der gewundene Flussläufe mit Inseln darin erschafft! Und das bei einer Atmosphärendichte, die gerade mal etwa ein Prozent der irdischen beträgt, wo also der Winddruck fehlt.

Auf dem Mars soll es, nach Prof. Lesch, kein Wasser geben. Dann haben sich also die Marssonden, auf deren Messergebnisse er sich so gerne beruft, alle getäuscht, die festgestellt haben, dass beispielsweise die Pole reine Wassereis-Ansammlungen sind. Oder kennt Lesch ausgerechnet diese Messergebnisse nicht?

Und aus welchen Gasen sich die Marsatmosphäre denn nun zusammensetzt, ließ Lesch offen, nur: CO₂ nicht, weil der Planet es ja nicht halten könne. Schade, dass Lesch keine Messergebnisse

gelesen hat, sonst wüsste er, dass die Marsatmosphäre sogar zu 95% aus CO₂ besteht! Aber dann wäre er möglicherweise in Erklärungsnot gekommen, wie es denn möglich ist, dass eine 95%ige CO₂-Atmosphäre die Venus aufheizen kann und den Mars nicht. Außerdem hätte er dann seine fehlende Plattentektonik nicht einbringen können, denn woher soll wohl das Kohlendioxid kommen, wenn es keine Plattentektonik gibt ...?

Am Ende der zwanzigminütigen Sendung kam er wieder zum Titel, dem Marsgesicht, zurück und stellte fest: *"Wir sehen, dass davon nicht mehr übrig bleibt als ein Haufen Dreck. Und die Idee der Marsianer ist offensichtlich nicht mehr"*.

Ich frage mich, wer Prof. Lesch dafür bezahlt hat, dass er die Zuschauer so verschaukelt, denn als ordentlicher Professor an der Uni München müsste er eigentlich wissen, dass er Unsinn in Potenz erzählt. Wie gesagt: jeder soll seine eigene Meinung haben. Doch wenn man sich anmaßt, sich über Menschen mit anderen Erkenntnissen lustig zu machen, sie obendrein zu verunglimpfen und wegen ihrer anderen Meinung zu verurteilen, dann müssen zumindest die eigenen Erklärungen hieb- und stichfest sein. Man sollte niemals jemanden bezichtigen, er erzähle Unsinn, und dies mit ebenso unsinnigen, falschen Aussagen belegen. Damit verliert man seine Glaubwürdigkeit.

Prof. Dr. Lesch, durch diese Sendung haben Sie sich selbst disqualifiziert!

Sollte das Marsgesicht, wie wir annehmen, eine intelligente Schöpfung in Stein, zerstört worden sein - ob durch kriegerische Einwirkung oder durch Alterserosion, spielt keine Rolle -, dann hat Prof. Lesch an dieser Stelle seiner Ausführungen wenigstens unbeabsichtigt recht: er sprach von einem "Haufen Schutt". "Schutt" aber ist das Ende eines Bauwerkes, also eines künstlichen Gebildes!

Leben heute noch Saurier?

(© 1999 Rudi Schulz; veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 31/1999)

Den Beitrag von Dr. H.-J. Zillmer „Schnell versteinerte Berge und feuerspeiende Drachen“ (1) habe ich nun schon mehrmals gelesen. Dass die Evolution nicht gradlinig verlief, wissen auch die darwinistischen Wissenschaftler. So schreibt Hans Werner Lienau:

„Gegen Ende jeden Systems sterben viele Formen aus, aber es werden auch wieder neue gebildet“. Immer wieder gab es Massensterben, aber immer wieder entstand neues Leben. Trotzdem hält die Wissenschaft daran fest, dass sich ein Tier immer aus einem Vorgänger entwickelt haben muss. 45 Millionen Jahre lang gibt es keine Höherentwicklung, dann macht die Evolution plötzlich wieder einen Sprung. Darwins Evolutionstheorie ist doch längst antiquarisch.

Jetzt stellt sich auch noch heraus, dass auch Einstein irrte, als er verkündete, die Lichtgeschwindigkeit wäre immer konstant, unabhängig davon, mit welcher Geschwindigkeit sich das Bezugssystem bewegt. Also hatte Isaak Newton doch recht, als er mehr als zweihundert Jahre vor Einstein seine Theorie aufstellte: *„Die in der Newtonschen Mechanik gültige Galileitransformation ändert die Lichtgeschwindigkeit, indem sich zu dieser die Bezugsgeschwindigkeit des Bezugssystems je nach Bewegungsrichtung addiert oder subtrahiert“.* (Lexikon)

Durch Einsteins Relativitätstheorie, die eine konstante Lichtgeschwindigkeit zugrunde legt, sind wir zu völlig falschen Einschätzungen gekommen. So jedenfalls deute ich den Beitrag „Der Urknall kommt zu Fall!“ (2).

Müssen wir jetzt alle wissenschaftlichen Theorien anzweifeln? Dr. Zillmer kann sich nicht vorstellen, wie hartes Sedimentgestein sich bruchlos verformen kann. Den Herstellern von großen Teleskopen ist z.B. das Fließen des Glases bestens bekannt. Glas ist ja auch ein hartes, sprödes Material, das eher bricht, als dass es sich verbiegt. Ich habe mich mit einem Fachmann in Verbindung gesetzt, der bei Carl Zeiss Jena gelernt und auch in Jena studiert hat. Er sagte mir, dass man große Probleme bei Linsen von vier bis fünf Metern Durchmesser hat, die durch die Wölbung in der Mitte vierzig bis fünfzig Zentimeter Glasstärke haben. Ohne Kompensation der Masse des Glaskörpers durch Gegengewichte würden die Teleskope völlig unbrauchbare Bilder erbringen. Das Fließen des Glases wird den Schülern an einem einfachen Beispiel deutlich gemacht:

Altes Kirchenfensterglas weist am unteren Rand Wülste und Verdickungen auf. Ich hätte mich selber gerne mit solcher Fachliteratur vertraut gemacht, doch er konnte mir nicht sagen, ob er noch solche Bücher besitzt.

Über Dinosaurierspuren, die scheinbar noch nicht sehr alt sind, lohnt es sich

tatsächlich nachzudenken. Igor Akimuschkin schildert in seinem Buch „Es gibt doch Fabeltiere“ (3), welche Urtiere es noch vor nicht allzu langer Zeit gab.

In den Jahren 1932-33 hatten der Forscher Ivan Sanderson und sein Gefährte George in Kamerun eine Begegnung mit einem „Pterodactylus“ (Flugsaurier), den die Eingeborenen „Kongamato“ nannten.

Auf Neuseeland lebten einst erstaunliche Vögel, die Moas. Es waren flügellose Giganten, die sich auf massiven „Elefantenbeinen“ bewegten. Sie erreichten fast vier Meter Höhe und wogen etwa dreihundert Kilogramm. *„Auf Neuseeland finden sich nicht nur Knochen von Moas, sondern auch Federn mit kleinen Stückchen Muskeln, Haut und Sehnen [...] Einige alte Maori berichten, dass sie in ihrer Jugend an der Jagd auf Moas teilgenommen haben wollen“* (4).

Auf Madagaskar gab es ebenfalls einen Riesenstrauß, den Vouron-Patra. *„Erhalten gebliebene Eierschalen dieser Vögel gebrauchen die Madagassen noch heute als Trinkwasserbehälter“*. Jedes Ei fasst neun Liter. Auch von Dinosauriern wird in diesem Buch berichtet:

„Ivan Sanderson, heute ein bekannter Zoologe und Schriftsteller [...] berichtete, dass seine Gruppe am Cross River auf riesengroße Spuren gestoßen sei, die den Spuren von Flusspferden geähnelt hätten, jedoch allein schon wegen ihrer Größe nicht von diesen Tieren stammen konnten“. *„1932 veröffentlichten jedoch viele Zeitungen einen Bericht des Jägers Grobler, der nach einer fünfjährigen Afrikareise [...] eine offizielle Erklärung über eine riesige ‚Eidechse‘ gegeben hatte, die in den Sümpfen des Kongogebietes, Angolas und Nordrhodesiens leben sollte. [...] Dieser riesige Leguan, der ein Gewicht von ungefähr vier Tonnen oder noch mehr hat, war sechs Monate zuvor von einem deutschen Wissenschaftler in den Sümpfen des Dilolo-Sees in Angola entdeckt worden“*.

„So bemerkten englische Offiziere im Victoria-See ein Tier, das wie eine Giraffe einen langen Hals hatte. Ein anderer Gewährsmann berichtete, das Tier sei geschwommen und habe dabei den ganzen vorderen Körperteil über Wasser gestreckt. Fischer erzählen, dieses Tier sei der Lau“.

Es ist also durchaus möglich, dass einige Urtiere überlebten. Aber langsam schwindet die Hoffnung, diese noch lebend anzutreffen.

Anmerkungen

1 Dr. Hans-Joachim Zillmer: „Schnell versteinerte Berge und feuerspeiende Drachen“, in: EFODON SYNESIS Nr. 29/1998.

2 Karlheinz Baumgartl: „Kosmologie II: ‚Der Urknall kommt zu Fall‘ - die Emissionstheorie als neuer Ansatz“, in: EFODON SYNESIS Nr. 29/1998.

3 „Es gibt doch Fabeltiere“ von Igor Akimuschkin, (Leipzig 1963)

4 Alle Zitate aus diesem Buch.

Kataklysmen und die Großsteinanlagen

© Pit Schellenberg

(veröffentlicht in EFODON SYNESIS Nr. 1/1999)

Kataklysmen sind große Katastrophen auf dieser Erde. Sie können durch Polwenden, schnelle Polverschiebungen, Vulkanausbrüche mit Erdbeben usw. ausgelöst werden. Die Ursachen dafür können Einschläge von Himmelskörpern oder deren Nahdurchgang in Erdnähe sein. Auch, wenn er griechisch wirkt, stammt der Ausdruck - in diesem Zusammenhang - aus den USA.

Neokatastrophisten sind Geologen, die solches Geschehen als geschichtlich in der Entwicklung unserer Erde - und des Lebens darauf - ansehen. Sie stehen damit im Gegensatz zur Auffassung von Sir Charles Lyell (1797 bis 1875), der eine langsame und gleichförmige Entwicklung für unseren Planeten gefordert hatte. Seine Lehrmeinung galt in der Geologie seit etwa 1830 und gilt offiziell zum Teil bis heute. Vorher bestimmte George Cuvier (1769 bis 1832) die gültige geologische Lehrmeinung. Sein wesentliches Werk, „Discours sur les evolutions de la surface du globe“ erschien 1812, im Jahr von Napoleons Rußland-Feldzug.

Der Neokatastrophismus hat in unseren Veröffentlichungen in letzter Zeit eine erhebliche Rolle gespielt. Und dabei sind einige Vermutungen aufgetaucht. Mir fällt auf, dass nicht alles so stimmen kann, wie es von einigen gefordert wird.

Vor allem in der Norddeutschen Tiefebene, aber auch bis an den Atlantik hin, erstreckten sich Gebiete mit heute unvorstellbaren Mengen an Großsteinanlagen. Wie weit solche Anlagen über den Osten Deutschlands noch weiter östlich reichten oder möglicherweise noch reichen, weiß ich leider nicht. Sicher sind sie die ältesten erhaltenen Bauwerke Europas, die meist nicht wesentlich höher angelegt sind als der Meeresspiegel.

Dass die prägnantesten dieser Anlagen etwa in der Zeit von -5000 bis -2000 unserer Zeitrechnung geschaffen wurden, ist inzwischen wohl weitgehend bekannt. Die meisten davon in Norddeutschland wurden erst im vorigen und in diesem Jahrhundert zerstört. Die Steine wurden zerkleinert und schlicht zum Haus- und Straßenbau verarbeitet.

Besonders schöne und umfangreiche Großsteinanlagen kennen wir auch von den britischen Inseln. Dass diese Anlagen nicht als Grabstätten gebaut wurden, hat sich wohl bei unseren Lesern herumgesprochen. Unseren Vorfahren ging es wohl eher um die sinnvolle Nutzung von Erdenergien.

Weiter südlich (aber oft auch im Norden - je nach Geländeeigenschaften) finden wir energetische Anlagen vielfach unterirdisch. Der Arbeitstitel dazu ist Kelten- oder Viereckschanzen. Die sind unter der Erde glücklicherweise so gut geschützt, dass sie meist noch funktionsfähig sind, auch wenn oberirdische ergänzende Steinsetzungen fast ausnahmslos den nach dem Kriege eingeführten Traktoren zum Opfer fielen.



Menhir-Steinreihen bei Carnac (Frankreich). Zum Größenvergleich können die Häuser (links) dienen (Foto: © GLG-Archiv)

Was das alles mit Kataklysmen zu tun hat? Von den Katastrophisten werden für den Fall eines Kataklysmus kilometerhohe Flutwellen gefordert, die um die gesamte Erde reichen und auch noch die höchsten Berggipfel erreichen sollen. Von den ungeheuren Vulkanausbrüchen mit ihren Lavamassen, Giftgasen und Ascheregen mal ganz abgesehen. Auch Deutschland hat seine Vulkane. Die Eifel und der Vogelsberg sind vulkanischen Ursprungs. Und am Rande des Oberrheins findet sich da auch noch Einiges. Unsere Vorfahren hier hatten es also bei solcher Gelegenheit keineswegs gemütlich.

Wie weit von einer großen Flutwelle beim Hin- und Zurückschwappen Landmassen und auch große Felsbrocken transportiert (und letztere dabei noch schön geschliffen) werden können, sehen wir im Norden wie im Süden. Manche glauben dazu allerdings immer noch, dass das vor langer Zeit in aller Ruhe und Gemütlichkeit die Gletscher gemacht hätten. So was tun die heutzutage nicht mal in Grönland. Und dort hätten sie reichlich Gelegenheit dazu, uns mal vorzuführen, wie sie das machen.

Die später meist aus solchen riesigen Felsbrocken aufgesetzten Großsteinanlagen, die wir kennen, stehen da seit bis zu siebentausend Jahren - Heinsohn/Illig hin, Topper her. Auf ein paar Jahrhunderte kommt es mir hier gar nicht an.

Wenn nun aber die letzten größeren Kataklysmen im -2. Jahrtausend und um -700 die Erde bewegt haben sollen, wie ich das in „Erdkatastrophen und Menschheitstrauma“ von Dr. Horst Friedrich (wohl von Velikovsky übernommen) lese, so kann da was nicht stimmen. In den Schilderungen können die Katastrophen gar nicht groß genug gewesen sein. Aber selbst an der Atlantikküste stehen die alten Steine seit Jahrtausenden fast alle noch schön in Reihe und Glied. Steine, die teilweise ein einzelner Mensch mit einem Balken als Hebel umwerfen kann. Da sollen „kilometerhohe“ Flutwellen, unvorstellbare Riesentsunamis drüber hinweggegangen sein, ohne alles abzuräumen? Riesige Ascheregen der geborstenen Vulkane haben die alten Anlagen nicht begraben. Sie stehen da, als hätten sie schon immer da gestanden. Die ältesten seit rund siebentausend Jahren.

Wann also fanden die letzten großen Kataklysmen statt? Innerhalb der letzten sechs bis sieben Jahrtausende doch wohl nicht. Oder habe ich da was übersehen?

Ein „Megalithgrab“ bei Staßburg

© 1999 Rudi Schulz; veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 31/1999

Als ich vorigen Monat einmal eine Umleitung fuhr, sah ich einen großen Steinhaufen. Ich kehrte noch einmal dorthin zurück und war erstaunt, was ich dann sah: riesige Monolithen, und zwar zurechtgehauene Steinblöcke. Die senkrechten Steinplatten ragen noch etwa 1,80 Meter aus der Erde heraus. Der eine Dachstein misst etwa 2,80 x 1,30 x 0,5 Meter. Derjenige, der schon in die Erde sinkt, ist mindestens drei Meter lang. Die Monolithen scheinen aus Sandstein zu bestehen. Die Dichte von Sandstein beträgt 2,5 g/cm³, womit sich ein Gewicht von etwa 4,5 Tonnen für einen Monolithen errechnet. Eine ganz schöne Leistung, solche Steine zu transportieren und zu verbauen. Ich hätte nicht geglaubt, dass es in Sachsen-Anhalt so etwas gibt, schon gar nicht so dicht vor meiner Haustür. Mein Freund, der aus dieser Gegend stammt, hatte davon auch noch nichts gehört.



Auf der Stirnseite eines der Steine fand ich ein Datum eingeritzt, mit der Jahreszahl „03“. Ich schätze, es sollte „1903“ heißen. Daneben war in vergangener Zeit weitere Schrift aufgebracht. Diese ist jedoch so verwittert, dass man sie nicht mehr deuten kann. Vielleicht ist sie weitere hundert Jahre älter.



Da dieses „Hünengrab“ weniger als zwanzig Kilometer von Staßfurt entfernt ist, kann ich dort schnell hinfahren. Es liegt, von Staßfurt aus gesehen, hinter Nienburg, nicht weit von der Kreuzung Latdorf/Gerbitz (in Richtung Gerbitz) entfernt.

Ich nahm einen UKW-Empfänger und einen Kompass mit, um zu sehen, ob sich Anomalien in Form von Störungen zeigen. Der Empfang war jedoch nirgends gestört. Auf der gegenüberliegenden Straßenseite zeigte der Kompass richtig an, an den Steinen drehte sich die Nadel mindestens 35 Grad weiter nach links, und zwar in die Richtung, in die auch der „Kasten“ ausgerichtet ist.



Nach der Klassifizierung ist dies wohl ein „Steinkistengrab“. Ich glaube aber, dass es eine Kultstätte war. Schon die Ausrichtung in die Richtung der magnetischen Kraftlinien und nicht nach Nord/Süd gibt zu denken.

Ob dieses „Megalithgrab“ von Bedeutung ist oder ob schon andere Interessenten diese Stätte untersucht haben, kann ich nicht beurteilen.



(Fotos: © Rudi Schulz)

SYNESIS-Abo-Bestellschein

Ja, ich möchte das SYNESIS-Abo (6 Ausgaben/Jahr) für 40,- € inkl. Versandkosten (Ausland: 40,- € zuzüglich 13,- € Portozuschlag) (Abos per Rechnung zzgl. 5 €).

Das Abo verlängert sich jeweils um ein Jahr, wenn nicht mindestens bis Ende Oktober vor Ablauf des Abos beim EFODON e. V. gekündigt wird (einfache Mitteilung reicht aus).

Name, Vorname

Straße, Hausnummer

PLZ / Ort

Telefon/Fax

Email-Adresse

Aktion:

Jedes neue Abo wird mit einem zusätzlichen SYNESIS-Heft nach Wahl belohnt (so weit vorrätig).

Die Aktion gilt nur mit diesem Abo-Bestellschein (bitte kopieren)

SEPA-Lastschriftmandat (gilt für alle EU-Staaten):

Ich ermächtige den EFODON e. V., Lastschriften von meinem Konto per Lastschrift einzuziehen. Zugleich weise ich meine Bank an, die vom EFODON e. V. eingezogenen Lastschriften einzulösen. Ich kann innerhalb von 8 Wochen nach Belastungsdatum die Erstattung des Betrages verlangen (Rückbuchung).

Kreditinstitut (**Name und BIC**) (siehe Kontoauszug)

IBAN (siehe Kontoauszug)

Die Abbuchung erfolgt jeweils am 15. Januar, bei Neuverträgen innerhalb des Jahres jeweils am 15. des Folgemonats. Fällt dieser Termin auf ein Wochenende oder Feiertag, dann ist der nächste Arbeitstag der Fälligkeitstag.

Unsere **Gläubiger-ID** lautet: DE54ZZZ00000891494
Die **Mandatsreferenz** ist Ihre Abonnenten-Nummer.

Datum/Unterschrift

Unsere Bank ist die Raiffeisenbank Westhausen EG.
BIC: GENODES1RWN
IBAN: DE25 6006 9544 0000 7670 00

Bitte ausdrucken, ausfüllen
und unterschrieben senden
an:

EFODON e. V.
Glückauf-Str. 31
D-82383 Hohenpeißenberg

Bestelltelefon: 08805-1485
Fax: 08805-9460
Email: synesis@efodon.de